

Thema der Dissertation: **Raum - Region - Ort**
Sozialräumliche Perspektiven Jugendlicher
aus einer Landschaft zwischen
Umstrukturierung und Demontage

Dissertation

zum Erwerb des Grades eines Dr. phil. im Fb. 2
(Erziehungswissenschaft, Psychologie, Sport- und
Bewegungswissenschaften)

UNIVERSITÄT - GESAMTHOCHSCHULE - ESSEN

vorgelegt von: Achim Frohnhofen

Geburtsort: Wassenberg

Datum der Disputation: 19.04.2001, 18.30h, R09 S05 B02

Gutachter: Prof. Dr. Breyvogel

Prof. Dr. Klemm

Inhaltsverzeichnis:

	Inhaltsverzeichnis	I
1.	Einleitung	1
1.1.	Mensch und Raum - ein theoretischer Standpunkt	1
1.1.1.	Das Raumproblem in den Sozialwissenschaften	4
1.1.2.	Erfordernis eines neuen Blickes auf den Raum	7
1.1.3.	Fragestellung	10
1.2.	Aufbau der Ausarbeitung	12
2.	Versuch über den Raum	15
2.1.	Raumbetrachtungen	15
2.1.1.	Raumkonzepte - absolutistische und relativistische Vorstellungen	15
2.1.1.1.	Umwelt und Raumwahrnehmung - eine Orientierung -	23
2.1.1.1.1.	Umwelt	23
2.1.1.1.2.	Raumwahrnehmung	26
2.1.1.1.2.1.	Aktive Wahrnehmungsleistungen	27
2.1.1.1.2.2.	„Kognitive Karten“ als Orientierungsanker	31
2.1.1.1.2.3.	Imagebildungen	35
2.1.1.1.3	Zusammenfassung	37
2.1.1.2.	Sozialisationsrelevante Raumordnungsmodelle	38
2.1.2.	Raum als gesellschaftliches Konstrukt	46
2.1.2.1.	Renaissance des Milieubegriffs	52
2.1.2.2.	Lebensstile	55
2.1.2.3.	Lebenslage und Lebensbewältigung	58
2.1.3.	Semiotik des Raumes	60

II

2.2.	Aspekte elementarer Raumerfahrungen	63
2.2.1.	Wohnen	63
2.2.1.1.	Wohnverhalten im Wandel	70
2.2.1.1.1.	Die eigenen vier Wände	74
2.2.1.1.2.	Kleines Haus im Grünen	76
2.2.1.2.	Kindheit und Wohnen	79
2.2.1.2.1.	Wohnen und Sozialisation	79
2.2.1.2.2.	Raumerkundung, Verinselung und Verhäuslichung	85
2.2.1.2.3.	Kinder und Fernsehen	90
2.2.1.3.	Jugend und Wohnen	94
2.2.1.3.1.	Wohnen: Innen - Außen	94
2.2.1.3.2.	Wohnsituation in familiären Bezügen	98
2.2.1.3.3.	Selbständiges Wohnen	101
2.2.1.3.3.1.	Neue „Jugendformen“	102
2.2.1.3.3.2.	Wohnformen junger Erwachsener	108
2.2.1.3.4.	Zusammenfassung	115
2.2.2.	Heimat	118
2.2.2.1.	Heimat nur ein Medienereignis?	119
2.2.2.2.	„Neues“ Heimatbedürfnis	122
2.2.2.2.1.	Heimat - Prinzip Selbstverwirklichung?	126
2.2.2.2.2.	Kontinuitätserleben	128
2.2.2.3.	Heimat und Räumlichkeit	131
2.2.2.3.1.	Heimatliche Umwelt	131
2.2.2.3.1.1.	Landschaften der Heimat	133
2.2.2.3.1.2.	Heimat und Ökologie	135
2.2.2.3.2.	Nähe - Ferne	138
2.2.2.4.	Beheimatung als Prozeß mit offenem Ende	141
3.	Der Landkreis Heinsberg	145
3.1.	Vorbemerkungen	145
3.2.	Raumbilder	147
3.2.1.	<u>Raumbild I</u> : Historische Perspektive	153
3.2.1.1.	Konkur und Konstitution	153

III

3.2.1.1.1.	Prädikat ländlich?	154
3.2.1.1.1.1.	Raumplanerische Typisierungen	156
3.2.1.1.1.2.	Die Unlesbarkeit der Landschaft	159
3.2.1.1.1.3.	Ausblicke	164
3.2.1.1.2.	Konstitution des Kreises Heinsberg	166
3.2.1.1.2.1.	Kommunale Neugliederung	168
3.2.1.1.2.2.	Neugestaltung der Landkreise	170
3.2.1.1.2.3.	Das Kreissitzgerangel	177
3.2.1.1.2.4.	Resümee	179
3.2.1.2.	Gewordenes und Gewordensein	179
3.2.1.2.1.	Vorindustrielle Gesellschaft	186
3.2.1.2.1.1.	Besiedelung und frühe Gesellschaftsordnung	186
3.2.1.2.1.2.	Randständigkeit	190
3.2.1.2.1.3.	Dominanz bäuerlicher Traditionen	192
3.2.1.2.1.4.	Zusammenfassung	194
3.2.1.2.2.	Modernisierung als Metapher einer totalen Entwicklung	199
3.2.1.2.2.1.	Verstädterung	199
3.2.1.2.2.2.	Industrialisierung	203
3.2.2.	<u>Raumbild II:</u> Industrielle Perspektive	205
3.2.2.1.	Die „Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG“	206
3.2.2.1.1.	Eine Erfolgsgeschichte	206
3.2.2.1.2.	Bedeutungswandel	212
3.2.2.2.	Die Gewerkschaft „Sophia-Jacoba“	214
3.2.2.2.1.	Zechenschließung - ein Ereignis und die Folgen	214
3.2.2.2.2.	Rückblick - die Anfänge	218
3.2.2.2.3.	Neudefinitionen	222
3.2.2.2.3.1.	Rückbau	222
3.2.2.2.3.2.	Zukunftsprojektionen	225
3.2.2.3.	Deindustrialisierung als Faktor der Regional- entwicklung?	230
3.2.2.3.1.	Deindustrialisierung	230
3.2.2.3.2.	Aufgabenstellung: Requalifizierung der Region	231
3.2.2.3.2.1.	Fragestellung: Neue Regionalpolitik?	233

IV

3.2.2.3.2.1.1.	Förderpolitik	237
3.2.2.3.2.1.2.	Verkehrspolitik	240
3.2.2.3.2.2.	Region als Gemeinwesen?	242
3.2.2.3.3.	Region kann nur werden	246
3.2.3.	<u>Raumbild III</u> : Naturräumliche Perspektive	252
3.2.3.1.	Die Ressource Natur	252
3.2.3.1.1.	Facetten des Naturbegriffes	252
3.2.3.1.1.1.	Das Naturschöne	255
3.2.3.1.1.2.	Natur und Kultur	257
3.2.3.1.1.2.1.	Tradition und Naturverständnis	260
3.2.3.1.1.2.2.	Resümee	264
3.2.3.1.2.	Eine „traditionsnaturnahe“ Position	265
3.2.3.1.2.1.	Der Traditionsnaturbegriff	265
3.2.3.1.2.2.	Regionale naturräumliche Beschreibungen	267
3.2.3.2.	Projekt: „Garzweiler II“	275
3.2.3.2.1.	Der Stand der Dinge	275
3.2.3.2.2.	Umsiedlung	280
4.	Die Untersuchung	289
4.1.	Positionen	289
4.1.1	Subjekttheoretische Positionierung	289
4.1.1.1.	Individualisierte Gesellschaft	290
4.1.1.1.1.	Pro und Kontra - ein Meinungsstreit	290
4.1.1.1.2.	Individualisierung für alle?	295
4.1.1.1.3.	Neue Problemlagen für junge Menschen	297
4.1.1.2.	Identität	301
4.1.1.2.1.	Traditionelle Auffassungen von Identität	302
4.1.1.2.1.1.	Historisch-gesellschaftliche Herleitung	302
4.1.1.2.1.2.	Klassische Identitätstheorien	304
4.1.1.2.2.	Der moderne Identitätsbegriff - ein Projekt mit Prozeßcharakter	307
4.1.1.2.2.1.	Die Identitätskrise der Identität	307
4.1.1.2.2.2.	Identität als Selbst-Narration und Projektion	311
4.1.1.2.2.3.	Zusammenfassung	314

4.1.1.2.3.	Raum und Identität	317
4.1.1.2.4.	Biographie und Raum in der neueren Forschung	319
4.1.2.	Methodische Positionierung	322
4.1.2.1.	Qualitatives Forschungsdesign	322
4.1.2.1.1.	Der Feldbegriff und das Vorverständnis des Forschers	323
4.1.2.1.2.	Die Untersuchungsgruppe	328
4.1.2.2.	Die Methode im engeren Sinn: Fallstudie als „sozialräumliches Porträt“	331
4.1.2.2.1.	Der Gegenstand der Untersuchung: Identität und Raum zwischen Fragment und Kohärenz	332
4.1.2.2.2.	Erhebungsprotokoll einer exemplarischen Fallgeschichte	335
4.1.2.2.3.	Auswertungsverfahren	339
4.2.	Porträts	347
4.2.1.	Sozialräumliche Ausrichtung	347
4.2.1.1.	<u>Albert</u>	348
4.2.1.1.1.	Lebensgeschichte ist auch eine Geschichte des Wohnens	350
4.2.1.1.2.	Der Ort der Arbeit - rauchende Schlote	366
4.2.1.1.3.	Resümee	379
4.2.1.2.	<u>Petra</u>	381
4.2.1.2.1.	Verwurzeltsein im magischen Kosmos	383
4.2.1.2.2.	Zurückgekehrt	400
4.2.1.2.3.	Resümee	404
4.2.1.3.	<u>Sevcan</u>	406
4.2.1.3.1.	Verselbständigung als „Pionierleistung“	408
4.2.1.3.2.	Der Ort des zukünftigen Lebens	429
4.2.3.3.3.	Resümee	432
4.2.1.4.	<u>Manuel</u>	434
4.2.1.4.1.	Schöne neue Welt und zurück	435
4.2.1.4.2.	Das Unglück des Dorfes	444
4.2.1.4.3.	Resümee	454
4.2.2.	Schnittstellen	456

VI

4.2.2.1.	Typisierungen	456
4.2.2.2.	Der Raum zerfällt in seine Elementarteile - Orte	461
4.2.2.3.	Individuation über „individuelle Orte“	467
4.2.2.3.1.	Polyvalenter Charakter des Örtlichen	478
4.2.2.3.2.	Haltungen	480
4.2.2.3.2.1.	Projektionen	481
4.2.2.3.2.2.	Räumlichkeit und magischer Kosmos	482

5.	Schlußbetrachtung	488
-----------	--------------------------	------------

5.1.	Wandel und Widerstand: Nicht die nähergerückte Welt ist fremd, sondern das Nahe entfremdet sich	488
5.1.1.	Das Untersuchungsgebiet - Raum ohne Eigenschaften	492
5.1.2.	Marginale Konvergenz zwischen Akteuren und Untersuchungsgebiet	493
5.1.3	Raum als Basis für Individualisierungseffekte	494
5.2.	Anschlüsse	496

	Literaturverzeichnis	499
--	-----------------------------	------------

1. EINLEITUNG

Könnte man nicht der Meinung sein, das Leben sei ein ständiges nachträgliches Abfragen von Kenntnissen über den Raum, von dem alles ausgeht? Und die Spaltung der Gesellschaft in jene, die hiervon etwas wissen und jene, die nichts davon wissen - reicht sie in der Gegenwart nicht tiefer als je zuvor?

Sloterdijk 1998¹

1.1. Mensch und Raum - ein theoretischer Standpunkt

Der Ausgangspunkt der Arbeit befaßt sich mit den Valenzen des Raumes. Es geht um Mensch-Raum-Beziehungen. Das Räumliche ist in unserer Gesellschaft durch vielfältige Vorstellungen und Bedeutungen geprägt, die sich je nach gesellschaftlicher Situation unterscheiden (Herlyn 1990) und bislang zu keiner eindeutigen Festlegung eines allgemeingültigen Raumbegriffs gebündelt werden konnten. Zudem verändern sich scheinbar manifeste Raumvorstellungen in der Zeit.

Aus historischer Perspektive abgeleitet, ist bis zur Renaissance im europäischen Kulturraum fast immer von menschen- oder gruppenzentrierten Raumvorstellungen mit konkreten Wechselbeziehungen zur umgebenden, natürlichen Welt auszugehen. „In unseren alten Maß- und Flächeneinheiten wie Fuß, Elle, Morgen oder Tagwerk ist dieser elementare anthropozentrische Raumbezug noch angelegt.“ (Läpple 1992, S. 201) Phänomenologisch argumentierend, verdeutlicht Bollnow (1994) in seiner Studie, daß sich in den sprachgeschichtlichen Wurzeln des Raumbegriffes noch naturhafte Beziehungen unserer Vorfahren widerspiegeln. Er veranschaulicht diese Relationen mittels etymologischen Anzeichen. „So bemerkt das Grimmsche Wörterbuch als die ursprüngli-

¹ Sloterdijk (1998, S. 12).

che Bedeutung des Wortes 'räumen': 'einen Raum, d.h. eine Lichtung im Walde schaffen, behufs Urbarmachung oder Ansiedlung.' Von da her ist auch das Substantiv Raum bestimmt. ... Raum in diesem ursprünglichen Sinn ist also nicht an sich schon vorhanden, sondern wird erst durch eine menschliche Tätigkeit gewonnen, indem man ihn durch Rodung der Wildnis (die also nicht Raum ist) abgewinnt.“ (Bollnow 1994, S. 33)² Abgehoben wird auf einen archaischen, anthropozentrischen Raumbegriff, der plastisch auf einer konkreten Handlungsebene, den Prozeß der begrifflichen Entwicklung von raumbildenden Bezügen, als gemeinschaftliches Produkt menschlicher Arbeit, nachvollzieht. Diese Entwicklung ist nach wie vor offen. Wenn es zutrifft, daß Menschen durch gesellschaftliche Entwicklungen immer wieder gezwungen werden, auch ihre Raumvorstellungen zu revidieren und anzupassen, dann kann oder konnte es geschehen, „daß tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen die Menschen mit Raumerfahrungen konfrontieren, ... die mit der historisch gewachsenen und gesellschaftlich vermittelten Raumanschauung nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen sind.“ (Läpple 1992, S. 203) Offenkundig wird eine wesentliche Charakteristik heutiger räumlicher Auseinandersetzung, nämlich gleichsam über den Vorgang sinnlicher Erfahrung hinauszudeuten in einen „vielschichtigen Prozeß von Auslese, Deutung und Synthese.“ (S. 203) Die Konstituierung von Raumbewußtsein ist somit von Anfang an mit sozial und kulturell vorgegebenen Raumvorstellungen eng verbunden. Das jeweilig aktuelle 'Master-Modell' von Räumlichkeit ist demgemäß flexibel und bleibt entwicklungsfähig.

Mit diesen grundlegenden Raumerfahrungsmustern im Hinterkopf soll nun das Wagnis eines immensen Zeitsprunges in die heutige Zeit des 21. Jahrhunderts erfolgen. Der moderne Diskurs beschäftigt sich mit Tendenzen einer *Außerkraftsetzung* oder *Aufhebung* des Raumes und negiert die Relevanz mutmaßlich anachronistischer Raumvorstellungen. Das fortschrittsoptimistische Argument lautet, daß die aufkommende 'Virtual Reality' mit ihren künstlichen Wirklichkeiten eine neue, tiefgreifende Transformation dieser Raumvorstellungen er-

² Zitiert aus J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig (1854).

zwingen wird.³ Die Gradwanderung zwischen Gegenwart und Zukunft scheint sich zu verengen. Noch entzieht sich der gegenwärtige Raum einer exakten Vermessung, da tauchen schon die Signale der Veränderung am Horizont auf. Überkommene Raumvorstellungen verlieren ihre Kontur, reduzieren sich auf eine diffuse Widerstandsfunktion, die es mittels moderner Techniken zu überwinden gilt.

Zu dieser Wahrnehmung bleibt koordinierend anzumerken, daß auch früher in diversen Situationen *Krisen des Raumbewußtseins* auftraten. Bahnbrechende Entwicklungsschritte hinterlassen auf vielen Ebenen Spuren und Erschütterungen und zugleich eben 'Krisen des Raumbewußtseins' (vgl. Läßle 1992). Das ist insofern nicht ungewöhnlich. Beispielsweise verdeutlicht eine Schilderung Heinrich Heines, anläßlich der Freigabe von Eisenbahnlinien im Jahre 1843, entsprechende Hypostasierungen des Raumbewußtseins: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! *Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur die Zeit übrig.*“ (zitiert bei Läßle 1992, S. 203) Und weiterhin kann eine Quelle von 1909, bezüglich des sich abzeichnenden Siegeszuges des Automobils, zur Illustration dienen: „Die Zeit und der Raum sind gestorben, gestern. Wir leben schon im Absoluten, da wir schon eine allgegenwärtige irdische Geschwindigkeit geschaffen haben.“ (Marinetti 1978, S. 56) Die Beispiele ließen sich fortführen und alle liefern Indizien für die Angemessenheit einer besonnenen Haltung, die sich nicht voreilig modischen Allüren beugt, sondern ihren spezifischen Zugang, teils gradlinig, teils auf verschlungenen Wegen, zur Thematik 'Mensch - Raum' findet.

³ „VR ist die erste Technologie, die allgemein bekannt wurde, bevor sie auch nur annähernd ausgereift war. Selbst als Konzept ist VR schon so mächtig, daß sie zu einer Änderung der Denkweise (von uns allen, A.F.) ... beitragen kann.“ (De Kerckhove 1993, S. 38f.) Bereits heute entwirft William Knoke (1998) die Vision einer 'ortlosen Gesellschaft'; die Hauptthese lautet, daß die Bedeutung des Ortes, bislang eine der wichtigsten Rahmenbedingungen des menschlichen Daseins, sich verflüchtigt. Schon in 30 Jahren, schätzt Knoke, wird es völlig egal sein, wo sich jemand aufhalte. Jeder Ort ist überall und nirgends. Vgl. zum Thema ebenfalls u.a. Bühl (1997), Rheingold (1995) und Mitchell (1996).

1.1.1. Das Raumproblem in den Sozialwissenschaften

Die aktuelle Diskussion über 'Verzeitlichungen' sozialer Prozesse (Berger 1996) formt und prägt das Forscherinteresse in den Sozialwissenschaften. „Unser Zeitbewußtsein entwickelt sich in enger Verbindung mit Entwicklungsprozessen in der Umwelt. Dort, wo sich nichts verändert, herrscht Zeitlosigkeit.“ (Geißler 1997, S. 17) Und dort, wo sich alles verändert, hastet die Zeit voran. Räumliche Kategorien bleiben auf der Strecke.⁴ Denn *Zeit* ist der Rohstoff der Beschleunigungsgesellschaft. Schnelligkeit - die Zunahme an Beschleunigung - gerät zum Medium und Symbol des Fortschritts. „Das Identitätsmuster des 20. Jahrhunderts lautet: 'Ich eile, also bin ich'.“ (S. 20)⁵ In dieser Bewegung sei der Raum in Auflösung begriffen, so die Apologeten der neuen Eile, entziehe sich der Sinneswahrnehmung in der heutigen hochmobilen und innovationshektischen Gesellschaft. Diesem Tempo vermag der sozialwissenschaftliche Blick in der Tat nicht recht zu folgen. Noch immer betrachtet man Raum und Zeit als Dimensionen des Lebens, die eher den Spezialdisziplinen Geschichte und Geographie zuzuordnen sind (Elias 1984). Doch selbst die

⁴ Dieser 'Erkenntnis' ist grundsätzlich entgegenzuhalten: „Mit dem Relativitätsprinzip von Einstein wurden Newtons Begriffe des absoluten Raumes und der absoluten Zeit die theoretische Basis entzogen. Die begriffliche Trennung von 'Raum' und 'Zeit', die den Anschein erweckt, als seien 'Zeit' und 'Raum' getrennte Größen, wird abgelöst durch die Konzeption eines vierdimensionalen 'Raum-Zeit-Kontinuums'.“ (Läpple 1993, S. 34) Auch auf den Einwand hin, daß diese physikalische Erkenntnis das alltägliche Leben nur wenig tangiere, läßt sich mit Norbert Elias (1984, S. 74f.) entgegenen: „Jede Veränderung im 'Raum' ist eine Veränderung in der 'Zeit', jede Veränderung in der 'Zeit' ist eine Veränderung im 'Raum'. Man lasse sich nicht durch die Annahme irreführen, man könne 'im Raum' stillsitzen, während 'die Zeit' vergeht: man selbst ist es, der dabei älter wird. Das eigene Herz schlägt, man atmet, man verdaut; die eigenen Zellen wachsen und sterben ab. Die Veränderung mag langsam sein, aber man verändert sich kontinuierlich 'in Raum und Zeit' - als ein Mensch, der älter und älter wird, als Teil einer sich verändernden Gesellschaft, als Bewohner der sich rastlos bewegenden Erde.“

⁵ "Seither ist es die Ökonomie, die unsere Vorstellungen von der Zeit diktiert. Schon seit Mitte des 14. Jahrhunderts waren Stunden in jeweils sechzig Minuten unterteilt worden und diese wiederum in Sekunden. Doch erst als die Industrialisierung eine stärkere Synchronisierung der Arbeit erforderte, wurde die verbindliche Einführung einer strikten Standardzeit unumgänglich. Uhren wurden zum Gebrauchsgegenstand. In dem Maße wie Dollars sich in Stundenlohn übersetzen ließen, wurde Zeitknappheit gleichbedeutend mit Geldknappheit. Einen Tag gearbeitet, einen Dollar verdient, *tempus fugit*, und der ganze Rest: Zeit wurde zu etwas, was weniger wird und schließlich unwiderruflich ausläuft, so wie Sand durch ein Glas mit einem Loch im Boden rinnt. Alles, was sie berührt, zieht sie in ihren Bann: Treibsand. Die Zeit selber mag unendlich sein, doch die Parameter, mit denen sie unser Leben umstellt, sind das Endlichste, was wir kennen." (Cohen 1997, S. 95)

Propheten der virtuellen 'Informationsgesellschaft' (Bühl 1997) prognostizieren Entwicklungsschübe in *beiden* Dimensionen: „Das Zeit- und Raumverständnis der virtuellen Gesellschaft scheint uns ... deutlich vom linearen, eindimensionalen Raum- und Zeitverständnis, von den rationalistischen Raum- und Zeitmustern der Industriegesellschaft, abgrenzbar zu sein.“ (S. 336)

Dementsprechend gilt es den Blick darauf zu richten, daß soziale Entwicklungen und Wandlungsprozesse nach wie vor nicht nur verzeitlicht, sondern auch verräumlicht sind (Ecarius/Löw 1997). Ferner ist zu erinnern, daß Raum *und* Zeit gleichermaßen zu den Qualitäten einer jeden materiellen Umwelt gehören, genauso wie Größe, Farbe, Dichte, Elastizität oder Gewicht. Raum und Zeit sind andererseits wiederum Konstruktionsprinzipien gesellschaftlicher Wirklichkeit (Mollenhauer 1981). Dessen ungeachtet dominiert eine charakteristische 'Raumblindheit' bis heute den 'main stream' des sozialwissenschaftlichen Denkens (vgl. beispielsweise Parsons 1967a; Berger/Luckmann 1970; Castells 1976). Bestenfalls kann man sich auf einen kleinen gemeinsamen Nenner einigen, den Dangschat (1996, S. 99) in komprimierter Form darstellt: „Konfigurationen beeinflussen den Raum, der Raum beeinflusst Konfigurationen. (Es, A.F.) wird die Erkenntnis über die Allgegenwart des Raumes jedoch in der Regel dahingehend interpretiert, den Raum als Konstante anzusehen und ihn bei der Erklärung von Varianzerzeugung nicht zu berücksichtigen.“ Die merkwürdig ungeteilte Akzeptanz dieses Axioms bedingt, daß nur zögerlich und randständig im deutschsprachigen Raum ein Gedankenaustausch über Raumbezüge an Aufmerksamkeit (vgl. z.B. Wentz 1991; Mayer 1993) gewinnt.⁶

Etablierter gestaltet sich dagegen der Diskurs über Raum und Räumlichkeit in den USA, Frankreich und Großbritannien. Dort nehmen Vertreter diverser wissenschaftlicher Disziplinen (Naturwissenschaftler, Philosophen, Ökonomen, Sozialgeographen, Soziologen, Planer u.a.) an raumbezogenen Debatten teil. In Großbritannien befassen sich insbesondere Gregory/Urry (1985), Savage (1987) und Harloe et al. (1990) 'with the difference that space makes.' Giddens

⁶ Vgl. ferner Dangschat (1994, 1995); Läßle (1992, 1993) und Prigge (1994).

(1992) vertritt explizit die Meinung, daß sozialwissenschaftliche Problemstellungen eine Analyse des Raum- und Zeitbezuges erfordern. Aus Frankreich ist als prominenter Vertreter vor allem Foucault (1988) zu nennen, der aus historischer Perspektive die jüngste Vergangenheit und nahe Zukunft als 'Epoche des Raumes' vom 19. Jahrhundert als 'Phase der Geschichte' abgrenzt.⁷ Weiterhin ist herausragend Alain Lipietz (1992) aufzuführen, dessen Regulationsthesen⁸ ein großes Echo finden und von deutschen Wissenschaftlern, insbesondere von Geographen und Stadt- und Regionalplanern (z.B. Oßenbrügge 1983, Häußermann/Siebel 1987; Prigge 1987; Krätke 1991; Hoffmann-Axthelm 1993) akzeptierend aufgenommen werden.

Interessanterweise findet die Integration der Raumkategorie in Wissenschaftskonzepte außerordentlich asynchron statt. Dangschat (1996, S. 100) registriert sogar gegenläufige Strömungen auf verschiedenen Ebenen: „Die 'Raumwissenschaft' Geographie entfernt sich im 'main stream' aus dem Raum, während einige Soziologen (und andere Wissenschaftler) ihn gerade wiederentdecken.“⁹ Pieper (1995, S. 130) beschreibt die sich kreuzenden Richtungen: „Eine sozialgeographische Perspektive rückt naturgemäß den Raumbezug der regionalen Identität in den Vordergrund, genauer die Wechselbeziehungen zwischen

⁷ „Die große Obsession des 19. Jahrhunderts ist bekanntlich die Geschichte gewesen. ... Hingegen wäre die aktuelle Epoche eher die Epoche des Raumes. Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche der Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander. Wir sind, glaube ich, in einem Moment, wo sich die Welt weniger als ein großes sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt. Vielleicht könnte man sagen, daß manche ideologischen Konflikte in den heutigen Polemiken sich zwischen den anhänglichen Nachfahren der Zeit und den hartnäckigen Bewohnern des Raumes abspielen.“ (Foucault 1991, S. 66)

⁸ „Die Regulationsthesen sind Teil einer ökonomischen und regionalökonomischen Diskussion ... über die regionale Auswirkungen der Fordismuskrise. ... (Diskussionsgegenstand, A.F.) sind die zunehmenden globalen ökonomischen Effekte, die sich aufgrund der jeweils vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen sowie der gesellschaftlichen und politischen Regulierungen in einzelnen Regionen unterschiedlich auswirken. Die Ergebnisse hiervon spiegeln sich nicht nur in einer unterschiedlichen Wettbewerbsfähigkeit, sondern auch in der Veränderung oder Neufassung von 'Gesellschaftsverträgen', in denen entweder völlig neue gesellschaftliche Ziele festgelegt werden (Postfordismus) oder bestehende flexibilisiert und dereguliert werden (Neo-Fordismus). In diesem Zusammenhang gewinnen Städte und Urbanisierungsprozesse, aber auch die wachsende soziale und sozialräumliche Ungleichheit zwischen Regionen ('Süd-Nord-Gefälle') und innerhalb von Regionen (residentielle Segregation, Gentrification) eine neue Aufmerksamkeit.“ (Dangschat 1996, S. 100)

⁹ Vgl. u.a. Weichhart (1992); Hard (1993).

Raumstrukturen und Sozialstrukturen. Damit steht sie mit einem Bein in den Sozialwissenschaften. Während die Sozialwissenschaften sich dieser Problematik gern schnell entledigen, indem sie den Raum als wahrgenommenen und symbolisch interpretierten Raum für soziale Theorien verdaulich machen ... ist dies der Sozialgeographie nur um den Preis der Selbstaufgabe möglich.“ Das Spektrum dieser sehr heterogenen Definitionen soll und kann an dieser Stelle nicht entfaltet werden, vielmehr geht es darum, eine sozialwissenschaftliche Annäherung an das Phänomen zu entwickeln.

1.1.2. Erfordernis eines neuen Blickes auf den Raum

Um das theoretische Konstrukt *Raum* in aktuellen Bezügen darzustellen und herzuleiten, muß nicht unbedingt ‘Neuland’ betreten werden; viele Spuren sind bereits vorhanden, die den Raumbezug als ‘explizit bedeutungsvolles’ Phänomen mitdenken. Zu leisten ist es deshalb in erster Linie, verschiedene, interdisziplinäre Ansätze in Beziehung zu setzen und im Verknüpfen singulärer Argumentationsstränge, eine Neuausrichtung der Raumperspektive zu betreiben. Trotz der Thematisierung der Kategorie *Raum* von Vertretern der klassischen Soziologie (Max Weber 1966; Emile Durkheim 1960; Georg Simmel 1958 und insbesondere Maurice Merleau-Ponty 1966¹⁰ u.a.), bis hin zu neueren wissenschaftlichen Arbeiten, die in Permanenz die Bedeutung des Raumes als grundlegend für Formen der Vergesellschaftung bzw. des Handelns in der Gesellschaft betont haben (u.a. Bollnow 1994; Bahrndt 1974; Kronau 1977; Pieper 1989), konnten bislang keine übergreifenden raumbezogenen Konzepte generiert werden.

¹⁰ „Der Körper wird von Merleau-Ponty als Quelle und Medium der Weltaneignung verstanden. Er ist die Quelle, da der Raum des eigenen Körpers als Ursprung jeglicher Räumlichkeit verstanden wird; nur durch ihn ist Raum im allgemeinen erfahrbar. Der Körper ist aber auch Medium, weil der Mensch sich mit und in ihm in der Welt bewegt. In dieser Bewegung wird der Raum angeeignet, die Erfahrungen im Raum sind durch die Erfahrungen mit der eigenen Leiblichkeit geprägt.“ (Löw 1994, S. 65)

„Wenn (René) König (bereits 1972, A.F.) kritisch zur Ausklammerung des Raumbezugs anmerkt, daß Gesellschaften gewissermaßen in der Luft schweben, ohne die Erdoberfläche zu berühren“ (zit. bei Bertels/Herlyn 1990, S. 8), dann wird mit dieser Anmerkung moniert, daß die basale Funktion des Raumes, als ‘Bühne’ gesellschaftlicher Inszenierungen, zu häufig diskriminiert wird.¹¹ Um diese Metapher auszuführen, ist es erdenklich, sich das Arrangement eines zeitgenössischen Theaterstückes vorzustellen. Niemand käme dann auf die Idee, das Bühnenbild als bloße Kulisse, als lediglich notwendige räumliche Begrenzung des Spielraumes zu betrachten. Im Gegenteil bietet gerade die Ausgestaltung der Bühne die Möglichkeit, kulturelle Relationen zu akzentuieren. Das Bühnenmodell erlaubt es, die materiellen Prämissen gesellschaftlicher Inszenierungen plastischer zu erfassen. Das individuelle Erleben, das öffentliche Geschehen und seine räumlich-dinglichen Voraussetzungen sind hier immer schon in einem Zusammenhang gedacht worden (Goffman 1983).

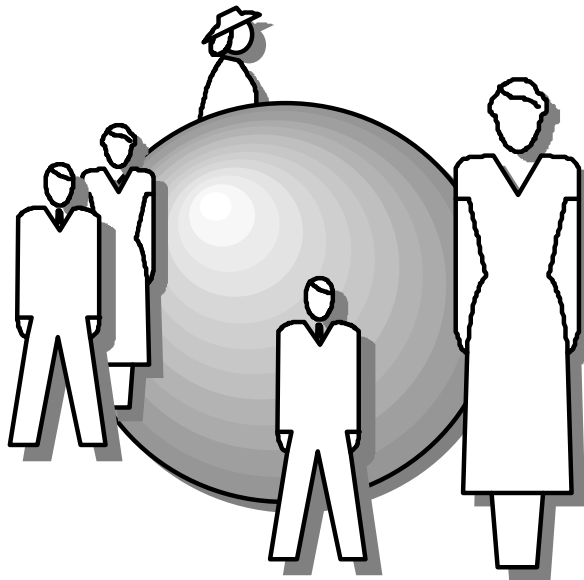
Analogien zur tatsächlichen gesellschaftlichen Bedeutung des Raumes sind evident, wenngleich zunächst nicht augenscheinlich.¹² Auch für die räumliche Umgebung gilt: „Als soziales Produkt ist der Raum grundsätzlich mehr als bloß formale Grundlage aller gesellschaftlichen Vermittlungen, nämlich bereits deren Resultat. Die Neutralität des Raumes ist deshalb nur eine scheinbare, die durch die suggestive Kraft seiner Faktizität entsteht. Die triviale Tatsache, daß sozialer Wandel immer auch an konkret zu bezeichnenden Orten nachzuverfolgen ist, darf nicht zu dem Mißverständnis führen, daß diesem Umstand weiter

¹¹ Foucault kritisiert ebenso die Sozialwissenschaften in den 70er Jahren, daß sie anscheinend nur in der Lage sind, im Raum nur das Tote und Unbewegliche zu sehen und daher die räumliche Kategorie zu häufig vernachlässigen.

¹² „Rauschhaft in den Raum versunken, ist das Subjekt gleichsam in ihm eingesponnen, in eine Art ‘Schachtelzustand’ mit ihm und seinen Bilderzonen verklammert. Das dezentrierte Ich entwickelt den Raum zu solch imaginativer Intensität und Macht, daß die dämonische Möglichkeit aufblitzt, in diesem gerade geschauten zufälligen Raum hätten selbst große weltgeschichtliche Ereignisse Platz greifen können: Ereignisse, die zu historischen Kostümen, zu impliziten *Kolportagen* des je konkreten Raums banalisiert werden. Der Raum, der den Flaneur fragend anblinzelt: ‘Nun, was mag sich in mir wohl zugetragen haben?’, wird zu einem ‘Spinnennetz, in dem das Weltgeschehen verstreut wie ausgesogene Insektenleiber herumhängt’ (zitiert bei Benjamin 1982, S. 70). Der Flaneur geht nicht darauf aus, was es eigentlich gewesen sei, das sich in dem jeweiligen Raum an historischen Ereignissen abgespielt hat. Er durchbricht die Fiktion einer natürlichen Vermittlung von Raum und historischer Bedeutung, und er greift, Spieler und Allegoriker zugleich, aus dem ‘wüsten Fundus’ des toten Wissens nur hie und da ein Stück heraus und verwebt es in das machtvoll Raumgefühl.“ (Voss 1988, S. 47)

keine Beachtung zu schenken wäre. Im Gegenteil: Der Raum ist wesentlicher Bestandteil des sozialen Wandels, denn der Raum ist politisch-strategisch und ideologisch besetzt.“ (zum Felde/Alisch 1992, S. 173)¹³

Das Soziale in der ‘wirklichen Welt’ bildet eben keine abstrakten Elaborate aus, sondern kann gar nicht anders bestehen als auf der Basis der materiellen Kultur. Insofern verfügt es auch über eine räumliche Existenz - soziale Phänomene besitzen notwendig räumliche Anteile! Diese äußern sich in ganz konkreten physischen Sachverhalten. In diesem Sinne bilden größere oder kleinere dingliche Objekte (Dörfer, Straßen Gebäude, Gebrauchsgegenstände, Kunstwerke u.a.) materielle Korrelate sozialer Konstrukte.



‘Freigesetzte’ und bodenlose¹⁴ Menschen.

Sich dieser Problematik zu stellen, eine Revitalisierung des Faktors *Raum* im sozialwissenschaftlichen Denken anzugehen, dazu will das vorliegende Essay einen Beitrag leisten. In diesem Sinne wird der Forderung Langes (1996) entsprochen, diese Lücke aufzuzeigen und den Raum konzeptuell - bei sozialwissenschaftlichen Fragestellungen - angemessener zu berücksichtigen. Dem vorherrschenden Wissenschaftsverständnis, von Hans Linde (1972) treffend mit

¹³ Vgl. zum Stichwort ‘Umkämpfte Räume’ die Veröffentlichung von ‘StadtRat’ (1998).

¹⁴ Mit der Wortwahl wird Bezug hergestellt zu Vilèm Flussers philosophischer Autobiographie.

dem Schlagwort von der 'Sachabstinenz' beschrieben, ist entgegenzuhalten: „Dinge sind es, die den Menschen umgeben - Dinge, die er schätzt, die ihn anziehen, die ihm Widerstand bieten, an die er sich nie gewöhnt. Die Dinge bedingen sein Leben, wie Vilèm Flusser es ausgedrückt hat.“ (Langenmaier 1993, S. 7)

1.1.3. Fragestellung

Um eine bekannte Metapher zu benutzen, lassen sich Fragestellungen als 'Eingangspforte' zum Forschungsgegenstand charakterisieren. Ihre besondere Bedeutung wird manifest, wenn man sich mit Flick (1995) vor Augen führt: Jede Entscheidung für eine konkrete Fragestellung ist zwangsläufig mit einer Reduktion der Vielfalt und damit Strukturierung des Untersuchungsgegenstandes verbunden. Letztlich verursachen Fragestellungen Eingrenzungen des als relevant erachteten Ausschnitts eines mehr oder minder komplexen Feldes, das ebenso andere Festlegungen dieser Art erlauben würde.

Bevor nun die Fragestellung formuliert wird, sind einige Vorüberlegungen anzustellen. In ländlichen Gebieten, mit schwachen urbanen Qualitäten und geringen heterogenen Kontexten, kann eine inhärente Relevanz traditionaler und damit auch räumlicher Strukturen unterstellt werden. Denn dort treffen - vornehmlich für jüngere Landbewohner - 'zwei Welten' aufeinander und bilden ein spezifisches 'Amalgam' (Illien 1977) aus: Die *urbane moderne Welt*, vermittelt über Bildung (schulisch, beruflich), Medien und Konsum und andererseits *traditional* geprägte, alltagsweltliche Regionalstrukturen (Böhnisch 1989) bedingen, daß ländliche Jugend sich alltäglich bemerkbar in übergangenen 'Zwischenwelten'¹⁵ eingebunden sieht. Genau an dieser Schnittstelle - zwi-

¹⁵ „Dynamik und Statik des ländlichen Raumes zeichnen sich gleichermaßen durch unterhalb der Öffentlichkeit angesiedelte 'Zwischenwelten' aus. Unter 'Zwischenwelten' verstehen wir die den modernen ländlichen Alltag kennzeichnenden Substrate spezifischer Spannungsverhältnisse: das zwischen Tradition und Moderne, das territoriale Spannungsverhältnis zwischen Dorf, Region und Stadt, die Spannung zwischen zugemuteter Mobilität und Dorfverbundenheit, aber auch - gerade bei Jugendlichen - zwischen dörflicher Erwachsenenorientierung und Teilhabe an den regionalen Jugendkulturen. Zwischenwelten stellen Kontexte her, in denen die alltäglichen Bewältigungsprozesse unterhalb der öffentlichen und institutionellen Erwartungs- und

schen Tradition und Moderne -, ist deshalb implizit eine besondere Bedeutung oder ein eigenständiger Effekt des Raumes zu konstatieren. Wenn dem so ist, muß diesem impliziten, lebensweltlichen Faktor eine ausstrahlende Resonanz, mithin eine bündelnde und färbende Wirkung für das Spezifische des Lebensraumes zuschreibbar sein. Aber wie sind solche soziokulturellen Prägekräfte erfahrbar? Und inwiefern, mit welchen Erfahrungswerten nehmen sie Bezug auf individuelle Lebensbedingungen, auf den jeweiligen Lebensraum? Reichen für den jungen Landbewohner bereits Modifikationen seiner Bestände an Orientierungsvarianten aus oder sind strukturelle Veränderungen der Haltung zum Lebensraum Kennzeichen eines basalen strukturellen Wandels? Denn sind nicht Orientierungen¹⁶ als vergleichendes und gedeutetes Resultat adaptierter Erfahrungsmuster des topographischen, funktionalen und sozialen Raums zu verstehen? Und „Raumerfahrung hat ... noch eine weitere, tiefere Bedeutung. Sie verweist darauf, daß ‘Leben’ sich prinzipiell nur innerhalb von begrenzten Ressourcen denken läßt.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993, S. 23)

Zusammengefaßt und verdichtet ergibt sich nunmehr folgende Konkretisierung: Die Fragestellung der vorliegenden Studie zielt darauf ab, die Erfassung und Differenzierung jugendlichen Raumbewußtseins - im biographischen Kontext spezifischer Lebenszusammenhänge - exemplarisch und fallbezogen zu rekonstruieren. Also, wie stellt sich der Sachverhalt, daß Jugendliche unbewußt und selbstverständlich in einem Raum als dem sozioökologischen Kontext der Sozialisation leben, in ihrem Bewußtsein, d.h. in ihrem Empfinden, Denken und Handeln dar?

Deutungsmuster ablaufen. Sie stellen ein stark routinisiertes psychosoziales Geschehen dar, in dessen Ablauf die Subjekte situative und in der Routine kontinuierliche Handlungsfähigkeit zu erreichen suchen. Diese Zwischenwelten tragen die Spannung von Kosten, aber auch Potentialen ländlicher Lebensbewältigung in sich.“ (Böhnisch et al. 1991, S. 13)

¹⁶ „Die Orientierung erfolgt nach archaischen Gesichts- (genauer Sinnes-) Punkten der Sicherung und Prüfung, zugleich nach gegenwärtigen Kriterien der ästhetischen Entschlüsselung des sozialen Feldes vor Augen. Räumliche und gesellschaftliche Orientierung fallen zusammen.“ (Selle 1996, S. 63) Kevin Lynch (1975, S. 14) hebt hervor, daß eine gute Vorstellung von der Umgebung dem, der darüber verfügt, ein profiliertes Bewußtsein gefühlsmäßiger Sicherheit verleiht, er also über die Qualifikation verfügt, das Wahrgenommene in phänomenal räumliche Bezugssysteme einzuordnen. „Der kulturschaffende Mensch sucht fortlaufend existentiellen Halt und Orientierung im Raum. Dazu muß er den Raum strukturieren, also Orte von Bedeutung erlebbar markieren.“ (Neddens 1986, S. 30)

1.2. Aufbau der Ausarbeitung

Es existiert offenbar keine moderne und allseits anerkannte Theorie über den Raum! So lautet das Fazit der kurzen, thematischen Einführung. Auf dem Hintergrund der Wandlungsprozesse in der modernen Gesellschaft, mit den Kernbegriffen reflexive Modernisierung, Individualisierung¹⁷ und Globalisierung, konzentriert sich die gesellschaftswissenschaftliche Blickrichtung auf die Analyse struktureller Neuformierungsprozesse. „In dieser Situation lag es (und liegt immer noch, A.F.) nahe, eine ‘Auflösungsperspektive’ einzunehmen und die Aufmerksamkeit auf sozio-kulturelle Zersetzungs- und Individualisierungserscheinungen¹⁸ zu richten.“ (Hradil 1992, S. 18) Ein grundlegendes ‘roll-back’ der Planbarkeit und Berechenbarkeit von Lebensentwürfen, die in den vergangenen Jahrzehnten noch idealisiert und propagiert worden waren (Olk/Otto 1987, S. 13f.), dominiert das gesellschaftliche Szenario. In dieser Konfrontation des integralen Alten mit dem unvollkommenen Neuen geht es nunmehr primär um Fragen des Tempos - der Retardierung oder der Beschleunigung. Überlegungen zu einer ‘Biographisierung’ des Lebens (verbunden mit dem Namen Martin Kohli u.a.) sollen auf den ‘Boden’ zurückgeführt werden. Denn in der modernen Entwicklung ist ebenso die Kategorie *Raum* involviert als ein alle Lebensbereiche berührendes Verhältnis. Aufgeworfen ist damit das Verhältnis von *Mensch und Raum* im umfassenden Wandlungsprozeß.

Diese leitende Hypothese beeinflusst die Fragestellung dieser Arbeit maßgeblich. Denn dem konzeptuell diffusen Raumbegriff gilt es möglichst konkret zu begegnen. Im Zentrum dieser Betrachtung kann deshalb nicht die sich neu formierende Balance von physischen und sozialen Räumen stehen, sondern deren Kern bildet vielmehr eine subjektorientierte Untersuchung individueller Raumbindungen. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive argumentierend, wird ein empirischer Zugang zum Raum gewählt. Ein kleinräumiges Gebiet - der Landkreis Heinsberg - bildet den Rahmen der Untersuchung. Bei der Dar-

¹⁷ Insbesondere bei Beck, Giddens (1997).

¹⁸ Insbesondere bei Beck (1983, 1986, 1996).

stellung dieses Referenzraumes zerfällt das traditionelle Konzept von Region in Konstruktionselemente räumlicher Vergesellschaftung. In einem zweiten Zugang wird der Analyse biographischer Raumkomponenten eine besondere Bedeutung beigemessen. Schrittweise werden im Folgenden die thematischen Stränge Raum und Subjekt miteinander verknüpft. Gegenstand ist dabei nicht die Quantität von sozialräumlichen Bindungen, sondern das Phänomen in die Tiefe gehend zu analysieren, ist das Ziel. Mittels qualitativer Forschungsmethoden soll der Blick für 'Neues' offen gehalten werden.

Der Titel 'Raum-Region-Ort' spricht drei thematischen Ebenen an, deren spezifische Bedeutungen die Kapitel des Textes strukturieren. Theorie und Empirie greifen dabei stark ineinander, mit der Folge, daß eine weitgehende *Gleichrangigkeit* der einzelnen Kapitel besteht, unterstrichen durch die Verschiedenartigkeit der Zugangsweisen. Diese können jedoch - aufgrund der Darstellungsform des Schriftlichen - nur in linearer Folge präsentiert werden; eine Notwendigkeit, die als Begrenzung in Kauf zu nehmen ist.¹⁹ Die sukzessive Positionierung des benötigten sozialräumlichen Inventars bestimmt daher den erkenntnisleitenden Fortgang der Arbeit. Die Gestalt des 'Triptychons' bildet das Gerüst im Aufbau der Abhandlung, obwohl ebenso eine Entwicklungsstruktur vom Allgemeinen zum Besonderen - Raum *en gros* und *en detail* - nachgezeichnet werden kann.

Unter diesen Setzungen versucht der vorliegende Text im zweiten Kapitel, die grundlegende Bedeutung des Räumlichen für menschliche Lebenszusammenhänge zu belegen. Es wird der Frage nachgegangen, welche Vorstellungen überhaupt vorliegen und welchen Stellenwert der Gegenstand 'Raum' in den Sozialwissenschaften einnimmt. Zusammengetragen, aufbereitet und neu formiert werden theoretische Ansätze im Versuch über das Phänomen des Räumlichen. Genau genommen handelt es sich um Interpretationen dieser theoreti-

¹⁹ Offenbar wird ein dem Buch immanenter 'Engpaß menschlicher Kommunikation' (vgl. von Foerster). Das Ideal einer nichtlinearen Darstellungsform entspräche eher dem hier vertretenen Integrationsgedanken, da sich die Inhalte jedes Kapitels in jedem anderen Kapitel widerspiegeln; um diese Komplexität ohne Reibungsverluste darzustellen, wäre eine Simultanpräsentation auf mehreren Ebenen die Methode der Wahl. So muß es dem Leser überlassen bleiben, noch einmal vor- oder zurückzublättern, um sich zu vergewissern, was über eine Thematik von einem anderen Blickwinkel her bereits gesagt wurde.

schen Ansätze im Blick auf ihre Brauchbarkeit mit der Zielsetzung, dem Raum in den Sozialwissenschaften Raum zuzuweisen.

Im dritten Teil konkretisiert und ‘materialisiert’ sich die Kategorie *Raum* im Landkreis Heinsberg, der anhand dreier *Raumbilder* (historische, industrielle und naturräumliche Perspektive) vorgestellt und analysiert wird. Damit wird das Untersuchungsgebiet zwar nicht allumfassend dargestellt, aber eine solche Aufgabenstellung würde schließlich jeden Horizont sprengen. Statt dessen werden exemplarisch relevante und interessante Raumsegmente aus dem Gesamt herausgeschnitten. Obwohl das Muster einer quantifizierenden Zusammenfassung objektivierbarer Daten überwiegt, tauchen einerseits durch die Auswahl der Blickpunkte bedingt und desweiteren in der Art und Weise der Darstellung, qualitative Momente auf. Es entsteht eine räumliche Folie mit Reliefcharakter, die eine Referenzfunktion behauptet.

Der vierte Teil wechselt zur individuellen Ebene über. Mit der Ausformulierung einer subjekttheoretischen Position und der Ausfaltung des qualitativen Methodenansatzes führt die Ausarbeitung zur Präsentation von vier sozialräumlich determinierten Porträts. Als Resultate narrativer Interviews angelegt, bilden die Fallstudien Kontrapunkte zur grundgelegten Raumskizze. Auf dieser Basis lassen individuelle Raumbezüge neue Bezugnahmen und Raumrelationen entstehen in der vergleichenden Darstellung der Fallrekonstruktionen.

Die Schlußfolgerungen aus den referierten Ergebnissen werden im fünften Teil gezogen. In einer Gegenüberstellung von lebensweltlichen Aspekten schälen sich vielfältige Berührungspunkte und Schnittmengen, aber auch Unterschiede und Kontraste heraus. Auf einer weitergehenden Ebene, vom Gemeinsamen zum Besonderen, vom Erwartbaren zum Neuen hin, wird ein Spannungsbogen erkenntlich, der im Fokus sozialräumlicher Betrachtung strukturierende Merkmale in den Porträts widerspiegelt. Das Kapitel schließt ab mit der Blickrichtung auf zusammenführende Perspektiven und Konsequenzen aus den Erkenntnissen der Untersuchung.

2. VERSUCH ÜBER DEN RAUM

Space was treated as the dead, the fixed, the undialectical, the immobile. Time on the contrary, was richness, fecundity, life, dialectic.

Foucault 1980²⁰

2.1. Raumbetrachtungen

2.1.1. Raumkonzepte - absolutistische und relativistische Vorstellungen

Was ist eigentlich *der Raum*? Von einer unterstellten Normalität ausgehend, weist der gebräuchliche Raumbegriff primär eine physisch-geographische Dimension auf. Ein solches Konzept des Raumes wird im Sprachgebrauch überwiegend als etwas selbstverständlich Gegebenes verwendet. Der Raum wird als eine Naturgegebenheit, ein 'Ding an sich' oder als eine Eigenschaft der physischen Umwelt identifiziert. Auf den Punkt gebracht, lesen wir in Lehrbüchern der Geographie: „Raum und Zeit bilden zusammen das Raumwerk des Käfigs innerhalb dessen sich menschliches Leben entwickelt.“ (Haggett 1991, S. 41)

Eine Antwort, angereichert mit geometrischen und physikalischen Unterrichtserinnerungen, könnte deshalb lauten: „Der Raum ist das, worin sich alle Gegenstände befinden und worin sich alle Bewegungen und Veränderungen vollziehen. Der Raum ist bestimmt durch seine Dimensionen der Höhe, Breite und Tiefe, die ins Unendliche weisen. Innerhalb dieses unendlichen Raumes hat alles Konkrete seine Begrenzung, hat es im Verhältnis zu anderen räumli-

²⁰ Einleitendes Zitat: Foucault (1980, S. 70).

chen, den Raum erfüllenden Dingen seine bestimmte ... Anordnung und Lage.“ (Thurnher 1992, S. 243) Dieser Bedeutungsgehalt findet sich in der Alltagssprache wieder, „nämlich im Sinne eines eigenständigen ‘Gegenstandes’, einer für sich bestehenden ontologischen Struktur. Nur im Rahmen dieser Redeweise ist es möglich, soziale Systeme und ‘Raum’ als quasi gleichberechtigte Elemente der Wirklichkeit gegenüberzustellen. ... Es handelt sich hier aber um eine metaphorische Ausdrucksform. Das Problem besteht darin, daß man die Metapher wörtlich genommen hat.“ (Weichhart 1992, S. 225) Denn in dieser Interpretation von *Raum* wird die Lagerungsqualität der Körperwelt betont.²¹

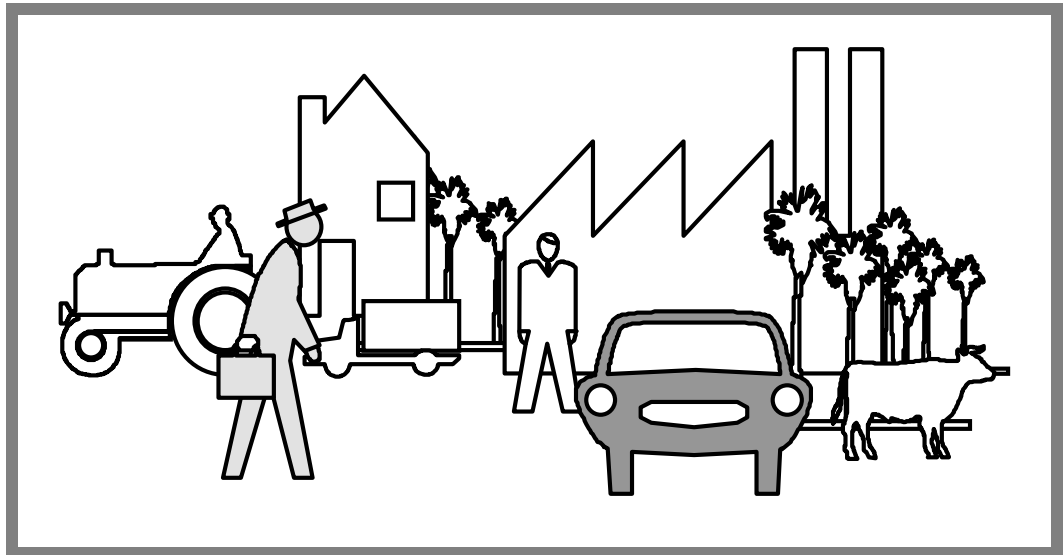
In einem ersten, klärenden Schritt, bleibt grundsätzlich mit Kluge (1997, S. 155) festzustellen: „Raumwahrnehmungen und -interpretationen stehen ... in Abhängigkeit von theoretischen Annahmen und Relationsprinzipien, und diese bestimmen mit, wie die so gewonnenen Phänomene zu bewerten sind.“

Auch unter der Warte sozialwissenschaftlicher Vorstellungen findet überwiegend eine Unterscheidung zwischen dem „physisch - geographischen Raum als Orientierungsort, dem subjektiven und gesellschaftlichen Handlungsraum und der Verortung des Subjekts in der Gesellschaft ... nicht statt.“ (Nissen 1998, S. 172)

Einige der wichtigsten Annahmen zum Raum sind deshalb in skizzenhaft verdichteter Form zu diskutieren. „Die derzeit dominante ... Raumvorstellung entspricht der Newtonschen Mechanik, derzufolge der physikalische Raum ein euklidischer sei.“ (Löw 1997, S. 15) Dieses Raumkonzept - der Newtonschen Physik entnommen - wird vereinfachend als *Behältervorstellung* bezeichnet. Der Raum ist der Behälter, in welchem sich Personen und Dinge befinden.

²¹ „Für Foucault stellt sich der heutige Raum, anders als der Verortungsraum des Mittelalters ... als ein Vorgang dar: Der heutige Raum rückt ein in Abläufe, Prozesse und Handlungszusammenhänge. Foucault nennt das, was den Mittelalterlichen Raum ... ersetzt, ‘Lagerung oder Platzierung’. Im Gegensatz zum Ort, im Gegensatz auch zur unendlichen Ausdehnung verweist der Raum der ‘Lagerung oder Platzierung’ von vornherein auf seine Konstitution, auf den fortwährenden Prozeß seiner Entstehung, auf den Vollzug des Lagerns, Stapelns und Plazierens. Die Beziehungen des Gelagerten, Plazierten, Gestapelten und Gespeicherten machen die Form aus, in der sich uns heutzutage der Raum darbietet. Sie machen also diejenige Form aus, auf die wir jeweils zurückgreifen und die wir supplementierend realisieren, wenn wir aufs Neue lagern, stapeln, speichern und plazieren.“ (Hörster 1997, S. 96) „Die Lagerung oder Platzierung wird durch die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Punkten oder Elementen definiert; formal kann man sie als Reihen, Bäume, Gitter beschreiben.“ (Foucault 1987, S. 337)

Bollnow bezieht sich auf diese Vorstellung vom Raum als Gefäß, wenn er kritisiert: „(Dieser, A.F.) Raum ist kein Beziehungssystem zwischen den Dingen, sondern er ist die von außen her vollzogene Umgrenzung des von einem Ding eingenommenen Volumens. Der Raum ist der von einer umgebenden Hülle begrenzte Hohlraum.“ (Bollnow 1994, S. 29)



Der „Behälterraum“.

Damit sind wesentliche Einwände bereits angesprochen, die dem Vorhandensein eines absoluten Raums, so die Argumente von Mach, Leibnitz oder Einstein, deutlich zuwiderlaufen. Die Genannten formulieren ihr Raumkonzept, indem sie die Relationen zwischen Körpern grundlegen. Der Raum ist dann nicht mehr etwas Absolutes, in dem sich Körper befinden.²² In dieser varianten Raumvorstellung ist Raum nicht von Menschen und Objekten trennbar. „‘Raum’ ist dabei nichts als eine Art relationale Ordnung körperlicher Objekte. Wenn der Begriff ‘Raum’ so definiert wird, hat es keinen Sinn, von ‘leerem Raum’ zu reden. Körperliche Objekte und ‘Raum’ bilden einen unauflösbaren Zusammenhang. Innerhalb dieses ‘Raumes’ sind ‘Orte’ jeweils durch die relationale Lage körperlicher Objekte gegeben. Anknüpfend an diesen Bestimmungen nenne ich diese Raumvorstellung ‘relationalen Ordnungsraum’.“

²² Vgl. ausführlich Jammer (1960); Ströker (1977); Vater (1996) u.a.

(Läpple 1993, S. 33) Also je nachdem, welche Verknüpfung man im Relationsgefüge auswählt, bilden sich unterschiedliche Raummodelle und Raumbegriffe heraus.

Carl Friedrich von Weizsäcker (1986) benennt die beiden Standpunkte als 'absolutistische' (Newton, Kopernikus, Galilei) versus 'relativistische' (Leibnitz, Mach, Einstein u.a.) Denkschulen.²³ „Bei diesem Rückblick auf die historische Herausbildung der (wesentlichen) Raumkonzepte drängt sich vor allem die Frage auf, ob die naturzentrierten Raumbegriffe der Naturwissenschaften eine adäquate theoretische Basis bieten für die Analyse sozialräumlicher Phänomene ... oder ob dazu nicht ein gesellschaftszentriertes Raumkonzept erarbeitet werden müßte.“ (Läpple 1993, S. 36)

Mit einer gewissen Plausibilität läßt sich vermuten, daß eine Orientierung an der euklidischen Behältervorstellung allein nicht genügt, um menschliche Raumerfahrungen und -Vorstellungen angemessen zu erfassen. Denn objektive räumliche Wirklichkeit, ohne menschliches Erleben, ist weitgehend bedeutungslos.²⁴ Gosztanyi (1978, S. 1247) faßt die Grenzen eines naturwissenschaftlichen Raumkonzeptes, im Hinblick auf soziale Strukturen zusammen: „Die Mathematik bzw. die anschauliche oder die abstrakte Geometrie ermöglichen die Erfassung der physikalischen Welt in einem für praktische Zwecke gewiß hinreichenden Maße ... Aber das Qualitative - so alle lebensbezogenen und lebens- 'erfüllten' Raumphänomene im Mediokosmos - bleibt ihnen entzogen.“ Damit ergibt sich eine weitgehende Ausblendung mathematischer Eigenschaften für einen brauchbaren Raumbegriff. Denn: „Jenseits einer Metaphysik apriorischer räumlicher Gegebenheit ist Menschen der Raum ausschließlich sinnlich, d.h. über den Körper erfahrbar.“ (Geiger 1997, S. 66) Raumbezüge umfassen „eine andere Wirklichkeit, die nach einer Beschreibung in anderen Kategorien verlangt.“ (Thurnher 1992, S. 244) Es wäre daher eine unzulässige Vereinfachung, Raum lediglich als Rahmenbedingung einer Handlung zu ver-

²³ Vgl. auch Läpple (1993), Hawking (1988) u.a.

²⁴ „Der den menschlichen Sinnen vorstellbare ist der 10^1 -Raum, von dem aus wir unsere Raumkonzepte dimensionieren: 'hinab' zu den 10^{-44} rhythmisch pulsierender Teilchen und ihrer Quarks und 'hinauf' zu den 10^{44} der Galaxien des Universums. Der 10^1 -Raum ist der sozial-geographische Raum, in dem Menschen sich bewegen und handeln.“ (Geiger 1997, S. 64)

stehen. Klaus Mollenhauer (1981, S. 68) verweist folgerichtig auf die Verwobenheit, das Verbindende von Raum, Zeit und Handlung, als Konstruktionsmittel der Wirklichkeit: „Die Zeit ist einer der grundlegenden Regulatoren des sozialen Lebens. Als Konstruktionsmittel für gesellschaftliche Wirklichkeit ist sie - wie der Raum - derart fundamental und in ihrer Selbstverständlichkeit auf fast triviale Weise evident, daß es müßig scheinen könnte, über Zeit als eine Kategorie erziehungswissenschaftlicher Analyse nachzudenken.“ Gleiches läßt sich über den Raum aussagen. Denn soziale und kulturelle Phänomene besitzen eine räumliche Komponente und dieser Raum ist der *gelebte Raum*, der Lebensraum. Die fokale Aufmerksamkeit konzentriert sich also auf diesen *gelebten Raum*,²⁵ „und meint damit den Raum, wie er sich dem konkreten menschlichen Leben erschließt,“ (Bollnow 1994, S. 18) dessen Eigenschaften nicht kongruent, will heißen diskontinuierlich und anisotrop sind. Der *gelebte Raum* ist kein homogener Raum, sondern konstituiert sich bedeutungsmäßig aus der Gestimmtheit individueller Lebensbezüge. Er ist ferner horizonthaft begrenzt. Die Vertrautheit des Raumes nimmt jeweils individuell verortet zu den Rändern hin ab, wird brüchig. „Auf das jeweilige Subjekt bezogen, und durch den dem Stand- und Blickpunkt des Subjekts entsprechenden Horizont begrenzt ist der gelebte Raum vor allem durch seine qualitativ unterschiedlichen Stellen und Punkte ... und Richtungen ... charakterisierbar.“ (Kruse 1996, S. 314) Räume wandeln sich von der repräsentierten Wirklichkeit zur realisierten, räumlichen Realität nur dann, wenn sie mit unseren Wünschen und Träumen verknüpft, unsere Phantasie beflügeln. Dann bedeutet *gelebter Raum* ein mit unserem inneren Erleben ausgefüllter Wirklichkeitsbereich.

„Der Lebensraum in seiner bedeutungshaften Artikuliertheit erschließt sich uns in Vollzügen der Praxis, im Hineinwachsen in Lebensvollzüge. Desweiteren ist unser Verhältnis zu Räumen unabtrennbar von Gestimmtheiten. In ihnen bekunden sich Charakteristika dieser Räume sowie die Weise unseres Befindens

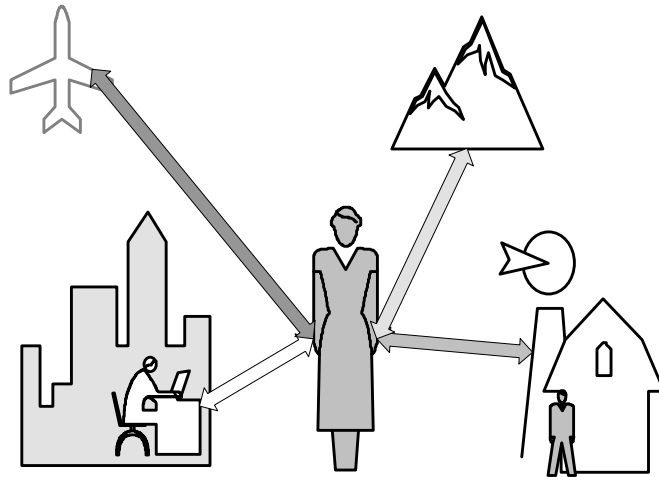
²⁵ Dürckheim (1932, S. 389) prägte als erster den Terminus ‘gelebter Raum’: „Der gelebte Raum ist für das Selbst Medium der leibhaftigen Verwirklichung, Gegenform oder Verbreiterung, Bedroher oder Bewahrer, Durchgang oder Bleibe, Fremde oder Heimat, Material, Erfüllungsort und Entfaltungsmöglichkeit, Widerstand und Grenze, Organ und Gegenspieler dieses Selbstes in seiner augenblicklichen Seins- und Lebenswirklichkeit.“

in denselben.“ (Thurnher 1992, S. 253) Nach Neddens (1986) ist es deshalb entscheidend, ob subjektive Ortsmarkierungen im Raum nach dem ‘Ufer der Geometrie’ oder aber durch intuitives Ergründen und Hervorheben der ‘Seele’ (*genius loci*), die einen Ort prägt, getroffen werden. Der Entwurf des *genius loci* geht von einer Korrelation zwischen dem ‘Geist’ eines Ortes, seiner Ausstrahlung, im einzelnen seiner natürlichen und artifiziellen Komponenten und der Wahrnehmung des Individuums aus.

„Sich vergewissern worum es gehen sollte. - Wie reale Räume, als Lebensumwelten erfahrungsstiftend erlebt und gebraucht werden: Raum erleben, wahrnehmen - die *ästhetische Komponente*, Raum gebrauchen, der gestaltende Umgang damit - die *produktiv- handelnde Komponente*. Die enge, sozusagen symbiotisch wechselseitige Balance zwischen beidem als Lebensaktivität wirkt, schafft Wirklichkeiten - reale und fiktive. Sie stiftet ‘Sinn’, vielfältig subjektiven und kommunizierbar ‘objektiven’, allerdings auch in vielerlei Form: das ist die *konstruktive Komponente*. Und die Gegebenheit eines Raums als besonderer Zusammenhang vieler Phänomene enthält jede Menge historische, natürliche, aktuelle Sinnzusammenhänge, die hier anschaulich sind oder daraus ‘gelesen’ werden können: Das ist die *rekonstruktive Komponente*.“ (Zacharias 1989, S. 63)

Aus diesen Betrachtungen resultiert die Notwendigkeit eines sozialwissenschaftlich fundierten Raumkonzeptes, unter der Gegebenheit, daß mittels naturwissenschaftlicher Zugänge zum Raum „nur die durch Wirkung zur Manifestation gelangte Raumstruktur, aber nicht die dynamische ‘geistige Matrix’, die für die Struktur verantwortlich ist, also auch nicht die formgebenden und gestaltenden ‘Gesetze’ der ‘Wirkungsgröße Raum’ mathematisch bzw. geometrisch ... erfaßbar sind.“ (Gosztonyi 1978, S. 1247) Erforderlich ist deshalb eine ‘qualitative’ Öffnung der Betrachtungsweise, wenn gesellschaftliche Komponenten in ihrem Funktionszusammenhang transparent werden sollen. Der Raum in dieser Konsequenz ist „weder neutrales Gefäß noch passive ‘Resultante’ körperlicher Objekte, sondern ein derartiges Konzept muß auch die gesellschaftlichen ‘Kräfte’ einbeziehen, die das materiell-physische Substrat dieses Raumes und damit auch die Raumstrukturen ‘formen und gestalten’. Diesen

erweiterten, auf dem 'relationalen Ordnungsraum' aufbauenden Raumbegriff nenne ich einen 'Matrix-Raum'. ... (Dieser läßt sich, A.F.) kennzeichnen als eine formschaffende und gestaltgebende, sich stets im Prozeß befindende 'Wirkungsgröße', während die Raumstruktur eine ... 'Manifestation'“ (Läpple 1992, S. 196) derselben Wirkung beinhaltet.



Raumvorstellung „relationaler Ordnungsraum“.

Im Gegensatz zu den wissenschaftlich abgeleiteten Argumenten führt Hiss (1990, S. 9f.) seinen kompatiblen Standpunkt plastisch und appellativ aus, eine Herangehensweise, die ebenfalls zu Wort kommen soll: „Wir alle reagieren auf die Orte, an denen wir leben und arbeiten, bewußt oder unbewußt auf Arten, die wir kaum wahrnehmen oder über die wir erst jetzt näheres erfahren. Im Alltagsleben der meisten Menschen geschehen Veränderungen immer schneller, was uns hilft, anspornt, mitunter auch zwingt zu lernen, daß unsere Umgebung, die von Menschen erschaffene wie die natürliche, nicht nur unmittelbare und nachhaltige Auswirkungen auf unsere Gefühle und unser Handeln hat, sondern auch auf unsere körperliche Gesundheit und geistige Leistungsfähigkeit. Diese Orte beeinflussen, wie wir uns selbst wahrnehmen, wie sicher wir uns fühlen, welche Arbeit wir leisten können, wie wir mit anderen Menschen kommunizieren, ja sogar die Fähigkeit, als mündige Bürger einer Demokratie zu handeln. Kurz gesagt, die Orte, an denen wir unsere Zeit verbringen, haben einen Einfluß darauf, wer wir sind und wer wir werden können. ... Unsere

Verbindung zu den Orten, die wir kennen und die wir besuchen ... ist keineswegs abstrakt oder entfernt, sondern eng und überaus vielschichtig: Sie umhüllen uns, sind nahezu mit allem verbunden, was wir sind und denken.“

Martina Löw (1997) und andere (Modelmog 1994; Sturm 1996; Müller 1996; Heitmeier 1996 u.a.) beurteilen das absolutistische Raumbild deshalb überwiegend kritisch. Dennoch läßt sich nach gegenwärtigem Forschungsstand konstatieren, daß „theoretisch zunächst von der Möglichkeit der Gleichzeitigkeit des absolutistischen und des relativistischen Denkens ausgegangen werden (muß).“ (Löw 1997, S. 29) Die Vieldeutigkeit des Raum-Verständnisses empfiehlt eine ‘Kooperation’ dieser spezifischen Raumkonzepte. Das Verständnis des physischen Substrats ist ergo letztlich von der Wahl der erkenntnisleitenden Perspektive abhängig, insofern ist eine ‘unabhängige Physis’ ein Phantasma.

Raumvorstellungen und abgeleitete Erfahrungen sind immer Ergebnis eines kulturell determinierten Lernprozesses des einzelnen. „Er oder sie muß lernen, institutionalisierte Verknüpfungen von Dingen, Orten und/oder Positionierungen als Räume wahrzunehmen. Das heißt, er oder sie muß auch lernen, Dinge, Orte und/oder Positionierungen im Rückbezug auf Subjektivierungsprozesse zu einem Gebilde zu verknüpfen. Diese Anordnung der einzelnen Dinge, Orte oder Positionierungen formt das räumliche Denken und die Wahrnehmung von Welt in räumlichen Dimensionen.“ (Löw 1997, S. 30) Schließlich: „Raum ist ja nicht etwas vom geschichtlichen und kulturellen Dasein Abgetrenntes, eben kein Behälter, der so oder so gefüllt wird, sondern nichts anderes als die Materialisierung dieses Daseins selber.“ (Ipsen 1997, S. 7) Im Ergebnis wird Raum Konstrukt, Raum wird psychische Projektionsfläche, Raum wird Umwelt.

2.1.1.1. Umwelt und Raumwahrnehmung - eine Orientierung

2.1.1.1.1. Umwelt

Im folgenden Schritt zur thematischen Konkretisierung wird der Umweltbegriff eingeführt. Die Frage lautet nun, wie wird räumliche Umwelt wahrgenommen? Und welcher Zusammenhang besteht zwischen Umwelt und Wahrnehmung? Das folgende Kapitel versucht Antworten zu finden, zumindest aber sollte eine Orientierung gelingen.

Umwelt umschreibt in der Tat eine komplexe Thematik (Kaminski 1976), gespickt mit vielfältigen Implikationen. Um zu einer theoretischen und zugleich praxisdienlichen Bestimmung eines Umweltbegriffes zu gelangen, erscheint es sinnvoll, Kernaussagen umweltpsychologischer Betrachtungsweisen nachzuzeichnen. Denn im Wiederaufleben anthropologischer Erklärungsmodelle vollzieht sich die Überwindung eines Umweltbegriffes biologistischer Herkunft (vgl. v. Uexküll 1921; v. Uexküll/Kriszat 1970; Lorenz 1963, 1965; Eibl-Eibesfeld 1970; 1971 u.a.). Diese Abkehr markiert insgesamt eine Negierung deterministischer Strukturen, zugunsten interaktionistischer Positionen, "die den Menschen in seiner Bestimmung durch die Umwelt und seine Wirkung auf die Umwelt gleichermaßen berücksichtigen." (Miller 1998, S. 7) Im Gegensatz zum Umweltbegriff nach biologischem Muster, ist für den Menschen die 'natürliche' Umwelt *immer* mit kulturellen Bedeutungen verwoben.

In diesen Kontext bleibt ein zu entwickelndes Umweltkonzept eingebettet in die Vorstellungswelt westlicher Kulturhorizonte. Im Gegensatz zu vielen sozialwissenschaftlichen Positionen, in denen sich Mensch und Umwelt unvermittelt gegenüber stehen (Parsons 1967a; Berger/Luckmann 1977 u.a.),²⁶ gilt hier als Prämisse durchgehend, daß Individuen Bestandteile ihrer Umwelt sind

²⁶ Argumentativ anknüpfend, plausibilisieren Ittelson et al. (1977, S. 86f.): „Der Grund für diese Vernachlässigung ist leicht zu verstehen. Der Gegenstand einer Wissenschaft der Psychologie war der Mensch und nicht seine Umwelt. ... Zudem wurde diese Umwelt als materielles und nicht als soziales Problem untersucht.“

(transaktionaler Standpunkt).²⁷ Zur Orientierung werden einige basale Modelle zum Umweltbegriff vorausgeschickt, um schließlich darzustellen - was durchaus kartographisch verstanden - dem räumlichen Prinzip zugehörig klassifiziert werden kann.

Koffka (1936), inspiriert durch gestaltpsychologische Denkansätze²⁸, unterscheidet zwischen einer objektiven Umwelt und derjenigen Umwelt, wie sie sich dem Menschen eröffnet.²⁹ Unter solcher Perspektive bezieht sich der Umweltbegriff nicht explizit auf räumlich-geographische Elemente, sondern umfaßt ebenso soziale und kulturelle Systeme. Lewin nimmt Koffkas Unterscheidung des Lebensraumes vom geographischen Raum auf. In seiner Gewichtung beider Komponenten definiert Kurt Lewin (1963), in Analogie an das energetische System der Physik,³⁰ seine sozialwissenschaftliche Feldtheorie. Person und Umwelt summieren sich demnach zu einem Lebensraum oder eben zum psychologischen Feld. In topologischen Relationen ausgedrückt, in denen man mit Feldern und Vektoren operiert, sind Individuen als Teilsysteme im Gesamtfeld zu verstehen. Dieses Gesamt wird charakterisiert als hodologischer Raum³¹ mit den Eigenschaften Komplexität, Dynamik und räumliche Be-

²⁷ „Unter dem Attribut ‘transaktional’ wird allgemein verstanden, daß Person und Umwelt nicht voneinander trennbare Komponenten sind, sondern permanent miteinander in wechselseitiger Beziehung stehen. Die Person kann nicht ohne ihre Umwelt, diese nicht ohne die Person gedacht werden. Die Beziehung wird als dynamische aufgefaßt, in der Person und Umwelt ständigen Veränderungen unterliegen.“ (Führer 1996, S. 143) Vgl. zu diesem Aspekt insbesondere Altman/Rogoff (1987).

²⁸Vgl. Husserl (1928) als Wegbereiter einer Sichtweise, die immer das Ganze wahrnimmt, ob es sich um Objekte, Personen, Ereignisse oder materielle Anordnungen handelt. Die aufkommende Gestaltpsychologie hatte insofern in der deutschen Phänomenologie wesentliche Verwurzelungen. Heidegger (1933) beschreibt, daß der Gestaltpsychologe versucht, zur naiven Wahrnehmung, ergo zur unmittelbaren Erfahrung zurückzugelangen. Nicht in vielen Einzelwahrnehmungen offenbare sich der wahre, unverdorbene Charakter der Wahrnehmung, sondern in Bäumen, Wolken und Himmel als ganzheitliche Gestalten.

²⁹ „Daß es überhaupt so etwas wie eine ‘objektive, subjektunabhängige Realität’ gibt, wollen wir hier im folgenden als offensichtlich gut begründbare Hypothese betrachten.“ (Herrmann/Schweizer 1998, S. 20) „Man kann theoretisch die Gegenstandsbereiche ‘potentielle Umwelt’ und ... ‘rezipierte Umwelt’ trennen. ... Die potentielle Umwelt ist also die Umwelt, in der sich die Sozialisanden befinden, unabhängig davon, wie sie sie wahrnehmen und erleben. ... Rezipierte Umwelt ist also Umwelt, wie der Sozialisant sie wahrnimmt und interpretiert.“ (Kaminski 1976, S. 226)

³⁰Der schottische Physiker James Clerk Maxwell (1831 - 1879) formulierte in seiner grundlegenden Theorie erstmalig die Wechselwirkungen zwischen elektromagnetischen Feldern und elektrischen Ladungen und Strömen.

³¹ Der Natur- und Handlungsraum bildet in seiner Totalität den *oikos* humaner Existenz - vom Wohnraum bis hin zur Ökosphäre der Erde.

grenztheit (Regionalbezug). Lewin sieht dabei das psychologische Individuum als eine Art 'Massenpunkt', das in seinem Lebensraum regionale, positionale Veränderungen unternimmt (Lokomotion) und damit potentielle Zustände definiert. Das Feld ist immer das Feld eines Subjektes. Innerhalb dieses Lebensraumkonzeptes sind "nur jene Gegebenheiten aus der Welt präsent, die für das Individuum gegenwärtig von Bedeutung sind, und sie sind so zu repräsentieren, wie sie vom Individuum verstanden werden." (Miller 1998, S. 39) Umwelt wird von Lewin also nicht objektiv, sondern konsequent subjektiv bzw. phänomenal bestimmt: Umwelt wird zum Element des Psychischen und Verhalten gerät zur Funktion der psychischen Umwelt. Sein Modell hebt nicht explizit auf räumliche Person-Umwelt-Beziehungen ab, da es aber von prototypischen räumlichen Situationen ausgeht, ist es nur unter Rekurs auf sie zu begreifen.

Interessanterweise verfolgt Roger Barker (1968), ein Mitarbeiter Lewins, einen diametral anderen Ansatz. Er vernachlässigt in seinem 'Behavior-setting Konzept' bewußt die psychologische Komponente. In seiner Essenz zielt dieser Entwurf auf eine 'Synomorphie'³² von Verhalten und Umwelt ab, d.h. das Arrangement physischer Umgebungsfaktoren fördere bzw. unterdrücke spezifische Verhaltensmuster. Das Verhaltensrepertoire bestimme sich einmal über soziale Regeln (Normen, Konformität u.a.) und zum anderen könne "die Wahrnehmung bestimmter materiell anschaulicher Raummerkmale ... bestimmte Verhaltensweisen fördern (freie Fläche, die Kinder zum Fußballspielen anregt)." (Miller 1998, S. 50) Das Behavior-setting Konzept gründet sich damit basal auf das Individuum in seiner Umwelt als 'Rollenträger', bildet dynamische Relationen Mensch - Raum in der Zeit ab. Als quasi austauschbares Element in der

Menschen eignen sich den sie umgebenden Raum über soziale und räumlich-dingliche Erfahrungen an. Das Produkt dieses Prozesses bildet den 'hodologischen Raum' (Lewin 1934) aus, dessen Struktur von der physikalischen Realität beträchtlich abweicht. Vielmehr bestimmen Merkmale der determinierenden Person die Attribute des Lebensraumes aus, den das Subjekt sich 'einbildet'. Es verfügt schließlich über 'ausgewiesene Wege'; von daher der hodologische Charakter des Raumes (von *hodós* - der Weg). Abgehoben wird auf den vom Subjekt wahrgenommenen Raum, erfüllt von subjektiven Lebensbezügen.

³² „Unter Synomorphie versteht Barker (1968) eine Strukturähnlichkeit oder essentielle Passung zwischen individuellem sensomotorischen Verhalten (in Form standardisierter Verhaltensmuster) und Umwelt (in Form des physischen und sozialen Milieus).“ (Fuhrer 1996, S. 144f.)

Gruppe werden in diesem Ansatz individuelle Persönlichkeitsmerkmale des Menschen ausgeklammert. „Fraglos geht aus Barkers Ansatz hervor, daß die Umwelt, von der er spricht, ihre eigene Realität besitzt. Dies ist die objektive und nicht die psychologische Umwelt, welche letztere den Kern von Lewins Lebensraum ausmacht.“ (Ittelson et al. 1977, S. 98) Relevantes Verhalten in der Umwelt manifestiert sich letztendlich als extraindividuelles Verhalten, ohne persönliche Merkmale und Ausprägungen.

Im Vergleich der Konzepte fällt auf, daß das Phänomen einer Person-Umwelt-Kongruenz in beiden Terminologien diskutiert wird: Lewin beschreibt die Tendenz von Individuen, interdependierende Kräfte im Feld auszugleichen, um einen erwünschten Zustand der Homöostase zu erreichen. Barker konzentriert sich auf Prozesse der Selbstregulation. Innerhalb des 'Behavior-settings' finden beobachtbare Verhaltensänderungen statt, gerichtet auf die Herstellung eines Gleichgewichtsniveaus. In den wesentlichen Aussagen zur menschlichen Umwelt dominieren jedoch kohärente Positionen. Vereinfachend formuliert kann ausgesagt werden, beide Konzepte weisen beinahe komplementäre Defizite auf, die jeweils einer zufriedenstellenden Definition des Umweltbegriffs nicht genügen. Beispielsweise akzentuiert Boesch (1976; 1980) kulturspezifische Umweltbedingungen und verweist auf die Tatsache, daß Individuen ihre Umwelt weitgehend nach kulturellen Schemata wahrnehmen. Wahrnehmung ist somit wesentlich als kulturelle Leistung zu begreifen.

2.1.1.1.2. Raumwahrnehmung

Der Vorgang der Wahrnehmung bildet demnach die *Brücke* zwischen objektiver und subjektiver Umwelt. Der Weg zu einem weitgehenden Verständnis eines kontextrelevanten Umweltbegriffes führt deshalb notwendigerweise über ein hinreichendes Verständnis von räumlichen Wahrnehmungsprozessen. „Jede Beschäftigung mit der materiellen Umwelt des Menschen und mit der Frage, wie das Individuum sie beeinflusst und wie es von ihr beeinflusst wird, ist von der Frage abhängig, wie es seine Umwelt als eine ‚Umwelt‘ wahrnimmt.“

(Ittelson et al. 1977, S. 138) ³³ Hier muß es vornehmlich Aufgabe sein, wesentliche Prinzipien der räumlichen Wahrnehmung zu erschließen: "Wenn wir von der Wahrnehmung einer Umwelt durch eine Person sprechen, ... implizieren wir eine Dichotomie, die keine faktische Grundlage hat. Es gibt nur die Gesamtumwelt, in der der Mensch eine Art von Komponente ist, die sich in einer bestimmten Beziehung zu anderen Arten von Komponenten befindet. Die eigentliche Unterscheidung zwischen Person und Nichtperson wird aufgehoben. Die Umwelt umgibt und umschließt, und kein Ding und keine Person kann isoliert und als außerhalb und neben ihr stehend identifiziert werden." (Ittelson et al. 1977, S. 139)

2.1.1.1.2.1. Aktive Wahrnehmungsleistungen

Wenn also keine analytische Trennung von Außen und Innen im Wahrnehmungsprozeß sinnvoll erscheint, bleibt es, sich auf diejenigen Informationen zu beschränken, die der menschlichen Vorstellungskraft entsprechen. Prinzipiell haben Umwelten keine Grenzen in Zeit und Raum. Die Beschränkungen, die wir in Wahrnehmung setzen und setzen müssen, sind deshalb im Menschsein begründet. ³⁴ Wahrnehmung verändert die Umwelt durch subjektives Beteiligtsein. Eine weitere Setzung lautet daher, daß jeder Mensch Umwelt unter-

³³ „Wir haben die Umwelt bereits als ein System interagierender Komponenten definiert, zu denen das Individuum gehört, das wir als ‚den Wahrnehmenden‘ bezeichnen wollen. Bei diesem Ansatz ist zu berücksichtigen, daß die Unterscheidung, die zwischen der Person und ihrer Umwelt getroffen wird, nur für Analysezwecke geschaffen wird. Die Unterscheidung bezieht sich nicht auf präexistierende und unabhängige Ganzheiten.“ (Ittelson et al. 1977, S. 138) Und weiter führen die Verfasser aus: „Anders heißt dies, daß die Umwelt, die wir kennen, das Ergebnis und nicht der Ursprung der Wahrnehmung ist. ... In eben dieser Weise definieren Ökopsychologen die Wahrnehmung: den Prozeß, durch den eine Person von ihrem besonderen Verhaltenszentrum aus ihrer unmittelbaren Umweltsituation Bedeutungen verleiht. Denn nur wenn wir uns selbst in den Prozeß einbeziehen, durch den wir unsere Welt ordnen, nur wenn wir zweckbestimmt mit ihr umgehen und nur wenn wir die Umwelt auf unsere Zwecke beziehen, nehmen wir sie wirklich wahr.“ (S. 140)

³⁴ Gibson (1982, S. 9) beschreibt die Problematik räumlicher Wahrnehmungsgrenzen: „Aus diesem Grunde gibt es auch keine für die irdische Umwelt speziell geeignete Einheit, mittels der diese Umwelt ein- und für allemal analysiert werden könnte. Für die Welt als Umwelt existieren keine atomaren Einheiten. Vielmehr gibt es untergeordnete und übergeordnete Einheiten. Welche Einheit man für die Beschreibung der Umwelt wählt, hängt davon ab, welche Ebene der Umwelt man beschreiben will.“

schiedlich, nämlich in großen Anteilen subjektiv ‚eingefärbt‘ wahrnimmt. Die Anschauung des physischen Raums gelingt nur dadurch, „daß der Verstand die einzelnen Daten, die die Sinne wahrnehmen, zusammenfaßt, daß er sie miteinander vergleicht, sie gewissermaßen abstimmt. In dieser Art Abstimmung und wechselseitigen Zuordnung entsteht uns der Raum als ein konstruktives Schema, das der Gedanke entwirft. ... Denn was wir die Größen, die Entfernungen, die wechselseitige Lage der Dinge nennen, ist nicht, was gesehen oder getastet werden kann; es kann nur geschätzt oder errechnet werden.“ (Cassirer 1994, S. 169)

Implizit wird damit hergeleitet, daß Wahrnehmung nicht definiert werden kann als schematisch funktionale Reiz-Reaktion-Kausalität. Objektive Umwelt wird nicht deshalb schon zur subjektiven Umwelt, weil sie wahrgenommen wird. Umweltwahrnehmung ist deshalb nicht in mechanischer Weise ausschließlich als Funktion der objektiven physischen Bedingungen zu denken, sondern als darüber hinaus von individuellen Differenzen (z.B. im Adaptationsniveau), situativen und sozialen Verhältnissen und in der Interaktion dieser spezifischen Merkmale mit den objektiven physischen Bedingungen geprägt (vgl. z.B. Bell et al. 1990). Im Sinne Graumanns (1966) beeinflussen 'nicht-sinnliche' Faktoren (Wertsystem, Normen, individuelle Parameter der Informationsverarbeitung) den Wahrnehmungsvorgang mit. Umwelten enthalten - individuell verschieden - jeweils zentrale und periphere Informationen. Insgesamt enthalten Umwelten weit mehr Informationen, als Menschen überhaupt angemessen verarbeiten können.

Aus diesen Differenzierungen ergibt sich die Folgerung, daß subjektive, situative und soziale Faktoren die 'objektive Wahrnehmung' im Sinne einer bedeutungsbezogenen 'schematisierten Wahrnehmung' überlagern (vgl. Gibson 1966; Fischer 1981 u.a.). Wahrnehmung leistet also mehr als nur den passiven Transfer äußerer Reizinformationen in subjektive Wahrnehmungserlebnisse. „Der aktive Prozeß der Wahrnehmung beginnt ... nicht erst bei der Verarbeitung der sensorischen Information, sondern bereits in deren Vorfeld, bei der Selektion der zu verarbeitenden Informationen und der Steuerung der Auf-

merksamkeit.“ (Kebeck 1994, S. 157) Insbesondere fungiert die Aufmerksamkeit als Filter eines systematischen Such- und Steuerungsprozesses, damit die Reduktion und Auswahl der Informationen nicht auf einem Zufall beruhend erfolgt, sondern in Abstimmung mit der jeweiligen Situation, sich orientiert an aktuellen Erfordernissen und Interessen. Auf diesem Wege kommt eine gezielte und kontinuierliche Wahrnehmung zustande, die gerichtet ist auf der Situation angemessene Umweltausschnitte. Insofern kann Wahrnehmung als konstruktiver Prozeß verstanden werden (Rock 1983). Es wird ein Motiv generiert, das sich qualitativ von den Reizverhältnissen an den Sinnesorganen unterscheidet.³⁵ Die individuell Resultierende (Stereotypenbildung) ist sozial erlernt. Persönlichkeitsstruktur und Reizbedingungen bilden einen funktionalen Wahrnehmungsrahmen aus, der sich äußert in der Verschiedenheit der Wahrnehmung objektiv gleicher Umweltkonstellationen.

Umwelten liefern über alle Sinne Informationen, nicht nur über optische Rezeptoren. Trotzdem vollzieht sich ästhetische Raumwahrnehmung der physisch-räumlichen Umwelt überwiegend visuell.³⁶ Über Bilder interpretieren Menschen ihre räumliche Umgebung. „Die Art und Weise, wie visuelle Botschaften erfaßt und bewertet und interpretiert werden, ist immer auch ein seismographisches Element der jeweiligen Vorstellungen von Welt, dem persönlichen Weltbild.“ (Röll/Wolf 1995, S. 171)

³⁵ Die Konstruktivisten Maturana und Varela (1987) gehen davon aus, daß die Vorstellung, Sinnesorgane seien als Nachrichtensystem von Gegebenheiten aus einer ontischen Wirklichkeit zu betrachten, angesichts der Funktionsweise von Wahrnehmungsprozessen, nicht mehr haltbar ist.

³⁶ Demgegenüber belegt u.a. Knauff (1997, S. 77ff.), daß visuelle und räumliche Information nicht identisch sind: „Räumliche Informationen sind eine stabile und über verschiedene Modalitäten hinweg bedeutsame kognitive Größe und gehen deshalb in ganz unterschiedliche Repräsentationen gelernter und wahrgenommener Sachverhalte ein. Sicher ist damit, daß sie nicht an die visuelle Wahrnehmung gebunden sind, sondern auch in der Repräsentation von Wahrnehmungsinhalten anderer ‘Sinneskanäle’ bedeutsam sind.“ (S. 88) In der Interaktion mit virtuellen Realitäten, deren Entwicklungspotential nicht gerichtet ist auf die Produktion von Objekten, sondern vielmehr auf die ‘technische Aufrüstung des menschlichen Körpers’ (vgl. Virilio 1993a, S. 73ff.), verliert der optische Sinn rasch seine hervorragende Funktion. Denn Elektrizität ist nicht visuell, sie ist taktil. Was für das Auge im Verlauf der Miniaturisierung der Technik verschwindet, taucht über den Tastsinn wieder auf; die Kontinuität zwischen organischer und technologischer Elektrizität, scheint durch das Fühlen am besten zu bewältigen zu sein. Neben dem Sehsinn gewinnen also taktile Reize in der ‘Technosphäre’ der V.R. zunehmend an Bedeutung.

Aus gestaltpsychologischer Sicht brauchen wir Bilder, um die Objektwelt wahrzunehmen. Sehen gibt einen distanzierten Überblick und beinhaltet ein Zurücktreten von der Umwelt. „Sichtbarkeit meint im einfachen Sinn das, was dem Auge sichtbar ist, in einem erweiterten Sinn das, was durch die Hilfsmittel oder ‘Prothesen’ des Auges sichtbar wird. Die bekanntesten Hilfsmittel sind Fernrohr, Mikroskop, Linse und Kamera. Transparenz meint nicht nur die Sichtbarkeit, sondern gleichzeitig die Durchsichtigkeit. Sichtbarkeit, Durchsichtigkeit und Transparenz ergänzen sich gegenseitig. In der Regel ist die Transparenz die Steigerung der Sichtbarkeit.“ (Breyvogel 1998, S. 84) Bilder sind häufig unbewußt.³⁷ Jedes Bild ist (folglich, A.F.) eine Auswahl, eine Konstruktion. „‘Raum’ ist ... nicht etwas unmittelbar Gegebenes und Wahrnehmbares, sondern ergibt sich erst als Resultat menschlicher Syntheseleistung, als eine Art Synopsis der einzelnen ‘Orte’, durch die das örtlich Getrenntsein in einem simultanen Zusammenhang, in ein räumliches Bezugssystem gebracht wird.“ (Läpple 1993, S. 32) In sogenannten ‘Leitbildern’ konfigurieren sich Bildelemente zu einem vollständigen Ganzen. „Solche Leitbilder entstehen jedoch nicht automatisch und von selbst, sie müssen geprägt werden. Sie werden in jedem Menschen, je nach Erfahrung, Vorbildung, Neigung und Interessen unterschiedlich sein.“ (Sieverts 1998, S. 120) Ein weiteres Moment kann als Blickpunktbezogenheit der Raumwahrnehmung und der Raumvorstellung bezeichnet werden. Jede perzeptive oder imaginäre Raumkognition geschieht - notwendigerweise - zu jedem Zeitpunkt aus einem bestimmten Blickpunkt (vgl. Franklin et al. 1992; Graumann 1992; Stern 1930 u.a.).

³⁷ „Bilder sind nach heutigem Verständnis keineswegs eindeutig. Meist beinhalten Bilder mehrschichtige Informationen. Sie verweisen zwar weiterhin auf ein Ur-Bild, aber auch auf sich selbst ... bzw. subtextuale Komponenten, auf Texte, die nur einen mittelbaren Bezug zum Inhalt haben. ... Bilder können sich auf symbolische Kontexte beziehen, die entweder archetypisch, gesellschaftlich oder biographisch vermittelt sind.“ (Röll 1995, S. 144) „Sichtbarkeit ist eine zentrale Kategorie des empirischen Positivismus. Nur was sichtbar ist, ist im positiven Sinne feststellbar; es ermöglicht die Quantifizierung und Meßbarkeit. Was nicht sichtbar ist, entzieht sich der Eindeutigkeit des Augenscheins. Daß dieser Rekurs auf das Sichtbare bedeutet, lediglich die Oberfläche eines Phänomens zu erfassen, war ein zentraler Kritikpunkt im Methodenstreit der sechziger Jahre.“ (Breyvogel 1998, S. 101)

2.1.1.1.2.2. „Kognitive Karten“ als Orientierungsanker

Im Gegensatz zu Bildern, die zweidimensional ausgestattet sind, erlernen wir im Raumsehen die ergänzende Tiefendimension wahrzunehmen. Räumliche Wahrnehmung bedeutet, neben dem Erleben der Dreidimensionalität, auch die Beurteilung von Entfernungen (Kebeck 1994, S. 60). Die Disposition des westlichen Kulturkreises basiert auf der Zentralperspektive,³⁸ eine Sichtweise, die einer linearen Perspektive folgt und dennoch eine Abstraktion der Wirklichkeit produziert. „Kulturelle Erfahrungen, die in Wechselbeziehungen stehen mit phylogenetischen Ausgangsbedingungen, prägen die Art und Weise, wie wir Raum wahrnehmen und insbesondere, wie wir Raum in (Ab)Bildern gestalten.“ (Röll 1995, S. 151)

Interne Repräsentationen von Orten im umgebenden Raum werden Marken genannt, sofern sie für eine Person besonders markant bzw. salient sind (vgl. Engelkamp 1990; Herrmann 1995 u.a.). „Die Salienz solcher Örter, die zu ihrer mentalen Abbildung als Marken geführt hat, dürfte vor allem aufgrund von auffälligen Merkmalen der ihnen zugeordneten Objekte ... oder aufgrund von biographischen Erinnerungen ... zustande kommen. Die Marken sind ... so etwas wie kognitive Stützpfeiler, auf denen sich das Routenwissen aufbaut.“ (Herrmann/Schweizer 1998, S. 142)³⁹ Überblickswissen, als Verfügung über komplexe, umfangreiche Raumkonstellationen, entsteht nicht selten aus vorherigem Routenwissen.⁴⁰ So generierte Innenbilder („mental maps“, vgl. Lynch 1965) helfen in einer ersten Annäherung, komplexe, individuell wahrgenom-

³⁸ „Die Zentralperspektive schafft die Illusion einer wirklichkeitsgetreuen Abbildung. Sie stellt einen Querschnitt durch die Sehpyramide des menschlichen Auges dar und konstruiert den gestalteten Raum nach mathematischen Regeln. Bis heute prägt diese Raumperspektive unser Weltbild. Es handelt sich bei dieser Perspektive der Raumwahrnehmung, die auch lineare Perspektive genannt wird, um eine Abstraktion der Wirklichkeit.“ (Röll 1995, S. 151)

³⁹ Vgl. auch Buhl (1996); Chown et al. (1995); Klein (1982); Kuipers (1983); May (1992) u.a.

⁴⁰ Solches Wissen räumlicher Natur entsteht selbstredend nicht nur über konkrete, individuelle Erfahrungen. „In systematischer Hinsicht verweist dies darauf, daß die ‘Welt in unseren Köpfen’ in weitem Maße ... sekundär auf der Rezeption symbolisch vermittelter Umweltrepräsentationen beruht. Hier ist natürlich in erster Linie an den tagtäglichen Einfluß der Massenmedien zu denken, darüber hinaus aber auch an die Vorstellungen, die durch Literatur, Film und Kunst erzeugt werden - so kann bspw. das Roman-Bild großer Städte unser Verständnis von ihnen und unsere Phantasie über sie beeinflussen.“ (Schneider 1996c, S. 265)

mene Umwelt zu beschreiben. Kognitive Karten⁴¹ orientieren die räumlich-dingliche Umwelt im Hinblick auf die Frage nach dem *Wo*. Der einzelne konstruiert quasi, einer spezifischen Symantik folgend, eine mentale Landkarte, deren Detailreichtum mit der Erfahrungsvielfalt korrespondiert, die ein physikalischer Raum vermittelt.⁴² „Die wesentlichen Elemente dieser kognitiven ... Karten sind bauliche Merkzeichen und Referenzpunkte (landmarks), Wege (paths), Plätze und andere Knotenpunkte (nodes), abgegrenzte Gebiete (districts) und Begrenzungslinien (edges). ... In Untersuchungen finden sich

⁴¹ Tolman (1948) prägte erstmalig den Begriff der ‘kognitiven Karte’. Dieser Begriff ist jedoch nicht auf die Repräsentation räumlicher Umweltkomponenten beschränkt. „Daß ... der Begriff ‘Karte’ zwanglos nicht räumlich verwendet werden kann, gründet in seiner metaphorischen Potenz: Die Welt als ganze erscheint als Labyrinth, in dem wir uns zurechtfinden müssen ... - wie ja überhaupt das alltägliche wie wissenschaftliche und philosophische Denken in weitem Maße durch räumliche Metaphern geprägt ist.“ (Schneider 1996c, S. 264) Schneider (1996c, S. 268) erläutert: „Im Rahmen des von der Kognitionspsychologie entworfenen Bildes des Organismus als ein informationsaufnehmendes und -verarbeitendes System läßt sich ‘kognitives Kartieren’ als regelhafter Prozeß der Aufnahme und Enkodierung, der Speicherung sowie des Wiederabrufs und der Dekodierung von Informationen über die räumliche Außenwelt definieren; dementsprechend ist die ‘kognitive Karte’ (KK) das intern gespeicherte Produkt eines solchen Prozesses. ... Dieser Prozeß liefert grundsätzlich nicht ein umfassendes, genaues ‘Abbild’ des Außen, sondern ist stets als Transformationsprozeß vorzustellen, in dem es etwa Auswahl, Akzentuierung und Verzerrung gibt - analog zum Kartieren in der Geographie, woher der Begriff in seiner technischen Bedeutung stammt.“ Vgl. auch Downs (1981); Garling et al. (1984); Kuipers (1982, 1983) u.a.

⁴² Evolutionsbiologen (Appleton 1975; Cole 1986; Orians 1980 u.a.) postulieren, im Rahmen der Atavismustheorie, eine natürliche Aufmerksamkeit des Menschen gegenüber Landschaftsformen. Ein diesbezügliches Orientierungsbedürfnis, die Suche nach dem ‘idealen Ort’, war demnach für unsere frühen Vorfahren überlebenswichtig. Unter dieser Perspektive wird das Vorhandensein eines vagen inneren ‘Bildes’ angenommen, das die umherwandernden Individuen stets probeweise in die Umgebung projiziert hätten, um dort möglichst optimale Entscheidungen ausfindig zu machen. Wenn wir heute den Anblick einer Landschaft mit Gewässer und Anhöhen, Bäumen und Grasflächen genießen, werden diese Landschaftselemente unter atavistischen Aspekten zu ‘Landmarken’. „Und all diese auffälligen Orte werden zu Kristallisationspunkten, die sich für unseren Blick miteinander wie zu einer Navigationskarte vernetzen und das sonst amorphe Territorium ordnen. ... Naturgebilde, die zu Landmarken avancieren, erhalten Namen, die es Menschen möglich machen, sich über Wege zu verständigen, vergangene Ereignisse zu lokalisieren und künftige Handlungen zu planen. Offenkundig ist unser Gedächtnis zudem so angelegt, daß wir Orte besonders gut memorieren und uns sogar auch andere Erinnerungen durch sekundäre Verknüpfungen mit Orten einprägen. (Viele Mnemotechniken machen sich bekanntlich eine solche Verräumlichung des Wissens zunutze). Landmarken ziehen geradezu magnetisch Bedeutungen an, und es überrascht nicht, daß wir sie besonders in Gesellschaften mit mündlichen Überlieferungen regelmäßig mit Erzählungen verknüpft finden. ... Oft verstärken künstliche Eingriffe die Zeichenhaftigkeit der Landmarken; sie heben ihre Assoziation mit Personen und Ereignissen hervor und verwandeln die natürliche Topographie in einen Text, der dem Eingeweihten den Weg weist und ihm zugleich überliefertes Wissen vor Augen führt. ... Auf ähnliche Weise dienten in Europa vor der Ausbildung moderner Systeme von Straßen und Wegweisern Skulpturen, Wegkreuze und Bildstöcke der Orientierung, ... wie sie den amorphen Naturraum in ihrem Umkreis ordnen und mit Geschichten verknüpfen, die sie darstellen. Solche Landmarken sind oft über weite Gebiete vernetzt.“ (Kramer 1998, S. 11)

durchweg Abweichungen von der geographischen Realität, die sich als Verzerrungen, Unvollständigkeiten und Ergänzungen zeigen. ... (Es, A.F.) läßt sich also folgern, daß KKn teilweise in propositionaler, nicht-kartenhafter und teilweise in analoger, funktional kartenisomorpher Weise konzeptualisiert werden müssen, wobei etwa Gebietsgröße und Art und Ausmaß der Erfahrung Einflußvariablen sein können.“ (Schneider 1996a, S. 269ff.) Kognitive Kartierungen entspringen dem Bedürfnis nach Klarheit, nach einer Lesbarkeit der Umwelt, wobei die Schlüsselemente der Karte individuellen Systematiken folgen. Stapf (1977) bezeichnet diese subjektive oder kognitive Landkarte als dasjenige verinnerlichte Bildarrangement geographischer Topoi, welches als Produkt der Erfahrungen mit eben dieser vorgefundenen phänomenalen Struktur kultiviert wurde. „Die kognitive Karte einer Umwelt ist also unser internalisiertes Bild von dieser Umwelt. Es muß nicht unbedingt eine zutreffende und genaue Repräsentation sein.“ (Ittelson et al. 1977, S. 26)⁴³

Die jüngeren Erkenntnisse der Wahrnehmungspsychologie hinzuziehend, wird schnell deutlich, daß das Modell von Lynch unzulässig vereinfacht. Wahrnehmungen sind, psychologisch betrachtet, Ergebnis der „Überlagerung und der Interferenz mindestens zweier, meist aber mehrerer Informationskreise. Es ist deshalb um so intensiver und nachhaltiger, je mehr sinnliche ‘Eingangskanäle’ benutzt werden. Denn die Wahrnehmung nimmt gleichzeitig unterschiedliche Gehirnteile in Anspruch. Statt mit einer ‘inneren Karte’ ist deswegen wahrscheinlich der Vergleich mit einem ‘inneren Hologramm’ zutreffender, auch deswegen, weil Menschen in einem Detail häufig schon das Ganze erkennen können, wie beim Hologramm auch das Ganze in jedem Teil steckt. Über intensive und wiederholte Wahrnehmung des gleichen Sachverhalts bahnen sich ‘Einsparungen’ im Gehirn an, wobei die interessengelenkte und emotional verstärkte Aufmerksamkeit als Filter dafür dient, welche sinnlichen Reize im Sinne der Wahrnehmung verarbeitet werden. Wahrnehmen kann unterschied-

⁴³ Carr (1967) hat beispielsweise eine vorgestellte Stadtgestalt die ‚geistige Stadt‘ genannt, deren Vorstellungsbild unabhängig von der unmittelbaren Wahrnehmung generiert wurde. Obwohl dieses Bild in vielerlei Hinsicht eine Verzerrung der tatsächlichen Umwelt sein mag, auf die es sich gründet, kann es doch als genaue Karte für die tägliche Orientierung dienen.

lich intensiv verlaufen - vom einfachen beiläufigen Sehen über das sachliche Erkennen und das aufmerksame Wahrnehmen bis zur vergleichenden und metaphorischen Interpretation, vielleicht gar bis zur Identifikation, bei der tiefere Persönlichkeitsschichten mitschwingen. In diesem Sinne kann Wahrnehmung auch begriffen werden als ein Vorgang, der von oberflächlichen Eindrücken des Kurzzeitgedächtnisses über aufeinander aufbauende Bildkonzepte zu beliebiger Tiefe des Langzeitgedächtnisses ausgebaut werden kann.“ (Sieverts 1998, S. 121)⁴⁴ Von der Wahrnehmung hin zur Merkbarkeit läßt sich das Ziel dieser mentalen Prozesse umreißen. Wahrnehmung führt dann zu einer guten Merkbarkeit, wenn durch eine gewisse Unübersichtlichkeit Aufmerksamkeit und Interesse geweckt wird. Das im Wahrnehmungsprozeß Selektierte wird mehr oder minder sinnvoll gestaltet vorgefunden. Es kommt in der Hauptsache auf ein ausgewogenes und doch spannungsvolles Verhältnis zwischen einprägsamer Ordnung und interessanter Unbestimmtheit in der Umwelt an. Dann fließt, im Idealfall, das Wahrgenommene zu einer merkfähigen *Gestalt* zusammen. „Merkbarkeit, auch von Gegenständen abstrakterer Art, wird offensichtlich ganz allgemein unterstützt durch die Vorstellung räumlicher Elemente als Anker und Speicher von Ereignissen, Bildern und Zeichen. ... Deswegen kommt den zu ‘Logos’ vereinfachten und verdichteten Orientierungsdiagrammen, die Merkmale einer ‘guten Gestalt’ aufweisen, eine große Bedeutung als Lese- und Orientierungshilfe zu. ... Diese Wiedererkennungszeichen können wiederum die Qualität von graphischen Zeichen haben (z.B. in Form von Schildern, Hinweisen etc.) oder, besser noch, sie sollten Zeichen in Form von ‘Realien’ sein (z.B. Kirchtürme, Halden, Industriebauten, Monumente etc.).“ (S. 123f.) Zu beachten ist allerdings, daß dergleichen räumliche Orientierungen womöglich rasch veraltern. Dieser Aspekt weist auf die Notwendigkeit fortlaufender Neuvergewisserungen hin. Leerstellen auf den mentalen Landkarten deuten auf schlecht entwickelte mitunter auch gemiedene Raumerfahrungen

⁴⁴ Zusammenfassend kommt Knauff (1997, S. 113) zu folgender Einschätzung: „Die Art der Repräsentation räumlicher Sachverhalte ist keineswegs nur eine Funktion des empirischen Sachverhalts und des Wahrnehmungsinhalts, sondern wird maßgeblich durch Vorerfahrung, Erwartung sowie konzeptuelles Wissen beeinflusst.“

hin. „Menschen haben ... für häufig wiederkehrende und relevante räumliche Gegebenheiten (vgl. ‘Behavior settings’, Barker 1968) kognitive Schemata erworben. ... So mögen sie eine relativ robuste Kenntnis davon besitzen, wie Straßendörfer, Fußballstadien oder mittelalterliche Kleinstädte beschaffen zu sein pflegen. Diese Schemata haben den Charakter von Informationsstrukturen mit ‘Leerstellen’ (‘slots’), die durch das jeweils aktuell Kognizierte ausgefüllt werden können.“ (Herrmann/Schweizer 1998, S. 149)⁴⁵

2.1.1.1.2.3. Imagebildungen

Bedeutungsbezogene Umweltrepräsentationen, die nach dem *Was* fragen, thematisieren den Aspekt des *Image*. Hier gilt es, zwischen objekt- und subjektorientierten Betrachtungsweisen zu unterscheiden. Während die objektorientierte Blickrichtung objekthafte, greifbare Dinge zum Gegenstandsbereich nimmt, sollen an dieser Stelle in erster Linie subjektorientierte Zugänge betrachtet werden. Die Frage der internen Repräsentation der äußeren Welt rückt in den Mittelpunkt. Analytisch lassen sich wiederum verschiedene subjektorientierte Facetten (kognitiv, emotional-evaluativ, behavioral) differenzieren, wobei ein enger Zusammenhang der drei psychologischen Bedeutungskomponenten besteht (Ward/Russel 1981; Harrison/Sarre 1975 u.a.). Fischer (1995) erläutert Imagebildungen im Kontext städtischer Umwelt: „Im Bereich der Stadtplanung kann man Formen kollektiver schematisierter Wahrnehmungen begegnen, die unter dem Begriff des ‘Image’ bekannt geworden sind. Gemeint ist damit, daß - vermutlich unter dem Einfluß sozialer Faktoren, z.B. auch der Massenmedien - mit hoher *interindividueller Übereinstimmung* Städten bestimmte Merkmalskomplexe zugeschrieben werden, die - gemessen an den objektiven Merkmalen der städtischen Umwelt - als mehr oder minder große ‘Wahrnehmungsverzerrungen’ bewertet werden müssen.“ (S. 141) Über Imageverbesserungen versuchen Kommunen allerorts, mittels werbepsychologi-

⁴⁵ Vgl. auch Brewer/Treyens (1981); Graesser/Robertson/Anderson (1981); Herrmann/Grabowski (1994) u.a.

schen Kampagnen, ihren Raum in der Wahrnehmung der Bürger attraktiv erscheinen zu lassen⁴⁶ (Durth 1977). „Akzeptiert eine Person das Image einer Stadt, so mag sie die städtische (oder ländliche, A.F.) Umwelt als innerhalb des ‘optimalen Stimulationsbereiches’ angesiedelt wahrnehmen. Im Streß-Modell wäre damit der Zustand der Homöostase erreicht, ein Gleichgewichtszustand, der es unnötig erscheinen läßt, an dieser Umwelt (oder sich selbst) etwas zu verändern.“ (Fischer 1995, S. 142) Aneignungen drücken sich in Änderungen der Umwelt aus. Imagebildungen lassen häufig (Keul 1995) ein soziokulturelles Element erkennen. „Zusätzlich wird die symbolische Dimension angesprochen, also der Aspekt, daß Dinge und Umwelten individuell wie sozial über sich selbst hinausweisen und für etwas anderes, das sie repräsentieren, stehen können.“ (Schneider 1996, S. 278) Dieser Aspekt der symbolischen Bedeutung räumlich-dinglicher Umwelt macht deutlich, daß Umwelten nicht als abgeschlossen betrachtet werden können. Die Symbolisierung vermittelt nicht verbalisierbare Gehalte der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt, wobei die jeweils spezifische Ausdrucksqualität in konnotativen und denotativen Valenzen Ausdruck findet. Diesem Akt gehen bereits gespeicherte Vorstellungen und gemachte Erfahrungen voraus: „Alles, was bewußt wahrgenommen wird, muß kognitiv faßbar sein. Es ist somit symbolisch vermittelt. Bezogen auf Umweltwahrnehmung heißt dieses, jede Umwelt indiziert Gefühle, Assoziationen und Einstellungen im Wahrnehmenden, die als Ambiente des Umfeldes beschrieben werden können. Symbolische Bedeutungen sind im allgemeinen Träger kognitiver Informationen. Der Begriff Ambiente beschreibt dagegen mehr das Umwelt-Empfinden.“ (Miller 1998, S. 69f.) Ittelson umschreibt dieses Merkmal der Umwelt folgendermaßen: „Jedes Umfeld schafft kraft seiner Menschen, der in ihm stattfindenden Tätigkeiten und der materiellen Züge eine eigene Atmosphäre, die sich schwer definieren läßt, doch ein integraler Be-

⁴⁶ „Viele Image-Werbungen sind auf klischeehafte Inhalte beschränkt, die für den tatsächlichen ‘Lebenswert’ der Stadt nichts aussagen, dennoch für Momente zugkräftig sind und als Wandermotive wirken. Probleme treten dann auf, wenn die realen Lebenssituationen das Image berechnen.“ (Becker/Keim 1975, S. 131)

standteil der eigenen Wahrnehmung der Umwelt ist.“ (Ittelson et al. 1977, S. 144)

2.1.1.1.3. Zusammenfassung

An Stelle einer Definition sollen nachfolgend einige wesentliche Hypothesen zum ökologischen Umweltbegriff nach Ittelson et al. (1977, S. 26ff.) formuliert werden:

- *Individuen sind Elemente ihrer Umwelt; die Interaktion der Beziehung Mensch-Umwelt gestaltet sich dynamisch. Dabei wird Umwelt als ein einheitliches Feld erfahren.*
- *Es gibt keine materielle Umwelt, die nicht in ein soziales System eingebettet ist und in enger Beziehung zu ihm steht. Räumliche Umweltbedingungen und –anordnungen sind integrale Bestandteile der Umweltwahrnehmung, die als positive oder negative Verstärker wirksam werden.*
- *Die Umwelt wirkt sich häufig unterhalb der Bewußtseinssebene aus. Erst bei Umweltveränderungen nehmen wir diese (wieder) bewußt zur Kenntnis, weil dann (wieder) die Aufgabe ansteht, sich neu zu orientieren und anzupassen.*
- *Die beobachtbare Umwelt ist nicht unbedingt die reale Umwelt. Individuelle Wahrnehmung weicht vom Existierenden in unterschiedlicher Ausprägung ab. Herkunft, Persönlichkeit oder situative Bedingungen beeinflussen die Wahrnehmung. „Daraus erklärt sich, warum nicht zwei Menschen dasselbe Milieu in genau derselben Weise erfahren. ... Wir verhalten uns so, als sei die Umwelt in einer bestimmten Weise strukturiert, obgleich sie es möglicherweise in Wirklichkeit nicht ist. Wir reagieren genauso auf die wahrgenommene wie auf die reale Welt.“ (Ittelson et al. 1977, S. 28)*
- *Die Umwelt wird als eine Anordnung von Vorstellungsbildern erkannt. „Die verschieden geprägten Vorstellungsbilder bestimmen letztlich, wie wir mit der tatsächlichen physischen Umwelt interagieren. Wir codieren, strukturieren und speichern die Umwelt. Sie wird internalisiert und gibt der sichtbaren Welt damit ihre Gestalt.“ (Miller 1998, S. 85)*
- *Die Umwelt hat Symbolwert. Symbolische Kommunikation ist häufiges Merkmal von Umgebungen. Burnette (1971) nennt diese Eigenschaft der Umwelt ein „fundamentales Bezugssystem“. In dem Vermögen, dieses symbolisch lesen zu können, offenbart sich uns, was wir von einer Umwelt zu erwarten haben und wie wir uns selbst in Beziehung zu ihr zu setzen haben.*

Zusammenfassend bleibt das Dilemma zu konstatieren, daß wir uns in einer letztlich unbeschreibbaren Gesamtumwelt befinden und dennoch Aussagen über sie treffen wollen. Sie ist immer eine von Menschen konstruierte, in steter Veränderung begriffene Umwelt, verschieden groß und mit großer innerer Kompliziertheit. Lediglich das stimmige „Zusammenwirken von Kognition und Wahrnehmung ermöglicht es uns, die von den Sinnen erfaßte chaotische Außenwelt in eine sinnhafte und strukturierte innere Welt umzuformen, auf diese affektiv zu reagieren und einer verhaltensmäßigen Bewältigung zugänglich zu machen.“ (Miller 1998, S. 86) Kaminski (1976, S. 243ff.) rät, dem Problem der Komplexität durch flexible Betrachtungsebenen zu begegnen. Menzel (1969, S. 82f.) wendet auf einen derartigen Perspektivenwechsel die Bezeichnungen *zooming in* bzw. *zooming out* an, fototechnische Metaphern zur Plausibilisierung seiner Praxis nutzend. „Diese phänographische Exemplifikation könnte man gewissermaßen in beide Richtungen fortsetzen, extrapolieren.“ (Kaminski 1976, S. 244) Diese Herangehensweise der Dimensionierung von Strukturen zeigt weitergehende Möglichkeiten räumlicher Konkretisierung auf, indem ordnende Zugänge zum Phänomen des Raumes sich eröffnen.

2.1.1.2. Sozialisationsrelevante Raumordnungsmodelle

Sozialökologische Perspektiven heben die Bedeutung subjektiver Verarbeitungsmechanismen bezüglich sozialer wie auch räumlich-dinglicher Umweltbedingungen hervor, wobei ein explizites Raum-Konzept allerdings nicht vorgelegt wird. Diese Lücke versucht ein in der Tradition der ‘Chicagoer Schule’ (McKennzie u.a. 1925) stehender Ansatz zu schließen. Hier rückt die Analyse und Abbildung der jeweils spezifischen sozio-ökologischen Lebensräume in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Der zentrale Begriff der ‘Chicagoer Schule’ ist der der *natural areas*. Burgess (1926) versuchte beispielsweise, eine ökologische Entwicklungstheorie der Stadt zu entwerfen, die unter dem Begriff *Zonentheorie* heute noch diskutiert wird. Auch diesem Zugang gelingt es letzt-

lich nicht, den Charakter idealtypischer Modelle zu überwinden. Damit ist gemeint, „daß das, was wir Raum nennen, nicht eine apriorische Naturgegebenheit ist, sondern (immer, A.F.) das Resultat von menschlich intellektuellen Syntheseleistungen, die nur im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen und den jeweiligen Erkenntnisinteressen zu verstehen sind.“ (Läpple 1993, S. 30)

Die Erkenntnis, daß die räumlich-dingliche Umwelt als Bestandteil des Alltäglichen sozialisationsrelevant ist, hat erstmals Uri Bronfenbrenner (1976) konzeptionell verdichtet. In seinem Ansatz der „ökologischen Sozialisationsforschung“ wird Umwelt als unmittelbarer Erlebnisraum des Kindes betrachtet in dem sich Wahrnehmung vollzieht (ökologischer Raum).⁴⁷ Bronfenbrenner postuliert eine hierarchische Anordnung unterschiedlicher Umwelten, differenziert durch den Komplexitätsgrad ihres Aggregatzustandes. „Ökologische Sozialisationsforschung hat einen Raumbezug aufzuweisen. Die Forderung des Raumbezuges ökologischer Sozialisationsforschung zielt ... letztlich auf die Erarbeitung von sogenannten ‘Umwelttaxonomien’ ab, nach welchen die Strukturmerkmale (Dimensionen) der räumlich-sachlichen Umwelt beschrieben werden können, wobei ‘Umwelt’ nicht als neutrale, physische Umwelt aufgefaßt wird. Sie muß einen konkreten Bezug zur Alltagshandlung (Nutzung) aufweisen.“ (Vaskovics 1982, S. 15) Ausgehend von diesen Umwelttaxonomien konstruiert Bronfenbrenner ein frühes Systemmodell, unter Berücksichtigung relevanter Raumstrukturen. Einem ökologischen Sozialisationsforschungsansatz (Walter 1981) verfolgend, wird der *Mikroraum* (personaler Raum) als Basiskategorie benutzt. Über den Körperraum führen weitergehende Differenzierungen in zentrifugaler Richtung. Das sich anschließende *Mikrosystem* umfaßt spezifische soziale- und Verhaltensmuster, die eine Person mit einem gegebenen Lebensbereich verbinden. Ein Lebensbereich beinhaltet einen

⁴⁷ „Der Begriff der Ökologie leitet sich aus dem griechischen Wort ‘oikos’ ab, das Haus, Heimat, Haushalt bedeutet. Als wissenschaftlicher Terminus wurde er im 19. Jahrhundert in der Biologie verwendet, insbesondere um das Studium der Anpassung der Organismen an die Umwelt zu bezeichnen.“ (Lüscher 1982, S. 73) Andere Umschreibungen nehmen eine Erweiterung des Begriffs vor, so Kühnelt (1970, S. 17), der unter Ökologie „die Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Organismen und Umwelt“ versteht. Dieses Verständnis bildet den Rahmen für die Konzepte Bronfenbrenners.

Ort, an dem direkte zwischenmenschliche Interaktionen sich vollziehen. Beispielsweise ist das Eigenheim (die eigene Wohnung, das eigene Zimmer) ein solches 'Setting' mit eigenen räumlich-materiellen, sozialen und aktivitätsbezogenen Komponenten. Das *Mesosystem* bezieht sich auf einen erweiterten Radius (Stadt, Region). Es umschließt einen Komplex von Lebensbereichen, die eine Person aktiv erschlossen hat. „Der Begriff *Makrosystem* bezieht sich auf grundsätzliche formale und inhaltliche Ähnlichkeiten in den Systemen niedriger Ordnung.“ (Bronfenbrenner 1996, S. 77)⁴⁸ In einer Erweiterung dieses Grundmodells benennt Bronfenbrenner (1996) die Strukturen *Exo-* und *Chronosystem*. Ersteres bezeichnet partikulare Bezüge des Lebensbereiches, die lediglich eine mittelbare Auswirkung auf das Subjekt ausüben. „Der Prototyp eines *Chronosystems* ist ein Lebensübergang, (wobei, A.F.) jeder Lebensübergang oder eine Kette davon sowohl Folge als auch Anstoß von Entwicklungsprozessen (ist, A.F.).“ (S. 77)⁴⁹

Einer eher pragmatischen Systematik Folge leistend, ordnet Baacke (1980 S. 503) ökologische Zonen einer „Lebenswelt-Analyse, (verstanden, A.F.) als Analyse konkreter Umwelten“ zu.⁵⁰ Theoriegeschichtlich zurückverfolgen läßt sich diese deskriptive Perspektive auf Alfred Schütz und dessen Konzept der Lebenswelt.⁵¹ Gleichzeitig greift Baacke ebenso auf die sozialökologischen

⁴⁸ Lüscher (1976, S. 31) zitiert Bronfenbrenner: „Die Umwelt wird typologisch als eine ineinander verpackte Anordnung von Strukturen aufgefaßt, von denen jede in der nächsten eingeschlossen ist. Um die verschiedenen Ebenen zu unterscheiden, wird ... (von, A.F.) Mikro-, Meso- und Makrosystemen gesprochen.“

⁴⁹ Bronfenbrenner (1981, S. 37) definiert expliziert aus ökologischem Blickwinkel: „Die Ökologie der menschlichen Entwicklung befaßt sich mit der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seines unmittelbaren Lebensbereiches. Dieser Prozeß wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind.“

⁵⁰ Baacke (1980, S. 499ff.) führt erklärend aus: „Die Lebenswelt eines Jugendlichen erschließt sich im Längsschnitt seiner Biographie und im Querschnitt der verschiedenen Zonen und Bereiche. Jugendliches Erleben wird als Ganzheit in sinnstiftenden (oder auch sinnversagenden!) Umräumen ('ökologischen Zonen') aufgefaßt. Es ist wichtig für das Verständnis der Adoleszenz, genauere Auskunft darüber zu suchen, welche Zonen der Jugendliche betritt und welche Bedeutung diese haben: Auf diese Weise wird seine Lebenswelt plastisch und in ihren Zusammenhängen ausgebreitet. ... Der Vorteil des sozialökologischen Ansatzes besteht für mich also zunächst schlicht darin, daß er seinen Gegenstand in seinen Lebenszusammenhängen zu untersuchen auffordert und ihn auf diese Weise in seiner realen Konstitution zu betrachten erlaubt.“

⁵¹ Der beschriebene sozialökologische Ansatz belegt seine Relevanz insbesondere durch die Erschließung subjektiver Deutungsmuster der ausgewiesenen Räume (als ökologische Systeme).

Forschungen Urie Bronfenbrenners zurück. Im Unterschied dazu sucht Baacke insbesondere, „den Handlungs- und Erfahrungszusammenhang Heranwachsender - zunächst ohne weitere theoretische Präentionen - zu ordnen nach vier expandierenden Zonen, die der Heranwachsende in bestimmter Reihenfolge betritt und die ihn ihrem räumlich-sozialisatorischen Potential aussetzen.“ (S. 499)

- Zone I: Zu betrachten ist hier der „alltägliche und unmittelbarste Umraum, in den man hineingeboren wird.“ (S. 499) Also, in der Regel das Zuhause, der Ort, an dem Wohnen im ‘ökologischen Zentrum’ der Familie gelebt wird.
- Zone II: Diese Zone beschreibt die „unmittelbare Umgebung von Zone I, oft auch ‘Nachbarschaft’ genannt.“ (S. 499) Der Blick richtet sich auf den ökologischen Nahraum der unmittelbaren Wohnumgebung, die räumliche Nachbarschaft, die Wohngegend, das Dorf. Diese jeweils erschlossene eigene Wohngegend konstituiert sich „zu einem mehr oder weniger reich ausgestatteten Revier mit unterschiedlichen Treffpunkten“ (S. 499) (z.B. Imbißbuden, Stammkneipen, Parkbänken, Spielplätzen, Sportanlagen, Schulgebäuden, ‘Buden’ von Freundinnen/Freunden). „Je mehr Treffpunkte zur Verfügung stehen, desto näher kommt eine Gegend einem ökologischen Optimum.“ (S. 499)
- Zone III: Diese Zone zeichnet sich durch eine weniger verbindende Konstellation aus. Der Bereich definiert sich aufgrund funktionsspezifischer Beziehungen. Subsumiert werden somit Orte zu einem Komplex von ökologischen Ausschnitten. „Die ökologischen Ausschnitte sind die Orte, in denen der Umgang durch funktionsspezifische Aufgaben geregelt wird; das Kind muß hier lernen, bestimmten Rollenansprüchen gerecht zu werden und bestimmte Umgebungen nach ihren definierten Zwecken zu nutzen. Der wichtigste Ort dieser Art ist die Schule; dazu gehören aber auch der nahegelegene Betrieb, die Schwimmhalle, die Bank, die Läden.“ (Baacke 1984, S. 84)
- Zone IV: Eine weitere Zone beinhaltet gelegentliche Kontakte, was sich in der Bezeichnung „ökologische Peripherie“ ausdrückt. „Die Zone der ökologischen Peripherie ist die der gelegentlichen Kontakte, zusätzlicher, ungeplanter Begegnungen, jenseits der Routinisierung, die die anderen drei Zonen ermöglichen, ja sogar fordern. Zu solchen nicht alltäglichen Sphären kann der Urlaub gehören, der an der See, in den Bergen, kurz: an einem sonst unvertrauten Ort mit anderen Regularien verbracht wird.“ (S. 84f.) Ferner hebt Baacke hervor: „Je vielfältiger und reichhaltiger die ökologische Peripherie ist, desto offener und erfahrener wird ein Heranwachsender; denn er erweitert nicht nur den Radius seines

Schwächen des Modells zeigen sich auf der Ebene des Subjekts. Damit bekommt der Anspruch, angezeigte Wechselwirkungen transparent zu machen, eine Leerstelle, wenn eine Theorie oder eine Konkretisierung der Subjekte nicht einbezogen wird (Ferchhoff 1986).

Handlungsraums, sondern erwirbt damit auch mehr Ausweichmöglichkeiten und Alternativen zu seiner unmittelbaren Umwelt.“ (Baacke 1980, S. 499)⁵²

Die offenbar vorhandene oder neu entdeckte Faszination raumanalytischer Ordnungsmodelle führt zur Entwicklung neuer und differenzierter Modelle. Dangschat (1996, S. 117) geht es z.B. darum, „ein der gegenwärtigen Gesellschaft angemessenes Modell der Strukturierung, der raumbezogenen Kognition und Valenzen, sowie der Handlungsebene zusammenzuführen. Raum wird in diesem Zusammenhang nicht länger als Fläche oder Container angesehen, auf der oder in dem ‘das Soziale’ sich abspielt.“ Indem man das Konstrukt Raum einer genauen Betrachtung zuführt, werde es analytisch verwendbar in mikro-, in meso- oder in makrosozialwissenschaftlichen Theorien (Kronau 1977). Diese Zugrundelegung „wurde in klassischen Ansätzen zu wenig berücksichtigt; man ging implizit vor allem von einem Meso-Raum aus, sei es als eine physische Struktur hinter raumgebundenen sozialen Interaktionen (bei Durkheim) oder als räumliche Impression sozialer Gruppen (bei Simmel).“ (Dangschat 1996, S. 105) Dangschats Sichtweise betont demgegenüber, daß Raum sich in seiner Bedeutung auf unterschiedlichen Aggregationsstufen wandelt. Jedem beliebigen Ort ist deshalb eine Wirkung auf mehreren Raumebenen zuzuschreiben. Obwohl jede Ebene über ein eigenständiges Profil der Vermittlung zwischen räumlich-dinglichen Strukturen und gesellschaftlichen Verhältnissen verfügt, muß „der Gleichzeitigkeit der drei Raumhorizonte“ (Kronau 1977, S. 219) Beachtung gezollt werden. Unterschieden werden folgende Raumniveaus:

- Mikro-Raum: *In dessen Mittelpunkt steht der jeweilige Mensch mit seiner leiblichen Räumlichkeit.*⁵³ „Hier macht der Mensch seine elementaren Raumerfahrungen; sowohl im Um-

⁵² Ulrich Deinert (1993, S. 60) merkt zum Zonenmodell von Baacke richtig an: „Dieses Zonenmodell darf man nicht allzu statisch verstehen, in dem Sinne, daß die einzelnen Zonen in einem ganz bestimmten Alter betreten werden, sondern als dynamisches Modell, das verschiedene Bereiche der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen systematisch erfaßt. Die einzelnen Zonen bieten unterschiedliche Erfahrungs- und Erlebnismöglichkeiten und stellen unterschiedliche Anforderungen an das Kind oder den Jugendlichen. Einen wesentlichen Entwicklungsschritt für das Kind bedeutet das zeitweilige Verlassen des ökologischen Zentrums der Familie. Damit beginnt die Erschließung der unmittelbaren Umwelt.“ Kritik am beschriebenen Modell äußern Friedrich et al. (1984) und Harms et al. (1985) in ihren Berliner Untersuchungen: Zwar bestätigte sich die Bedeutung des ökologischen Nahraums, jedoch erweise sich das Modell für die Beschreibung des erweiterten Handlungsraums als undifferenziert.

⁵³ Wiederum ist es Hiss (1990, S. 111), der das Modell knapp und treffend zu formulieren versteht. Er illustriert sein raumordnendes Schema am Beispiel verschiedener Häute: die erste

gang mit Sachverhalten, deren gesellschaftliche 'Gebrauchsanweisungen' und Zeichen er lesen und interpretieren lernt, als auch mit Menschen, wobei sich der Unterschied von körperlicher und sozialer Distanz entfaltet.“ (Läpple 1992, S. 197f.) Diese Lernerfahrungen benötigen Situationen, in denen wenig belastendes Raumhandeln möglich ist. „Das bedeutet, daß es für eine menschliche Existenz wichtig ist, über eine Raumsouveränität zu verfügen, um sich Raum zu erschließen, zu Orten freien Zugang zu haben und Orte gestalten zu können.“ (Dangschat 1996, S. 106)

- Meso-Raum: Dangschat (S. 107) ordnet dieser Raumebene „aufgrund der selektiven Nutzung des Raums durch soziale Aggregate“ die Ausbildung und Verfestigung sozial-räumlicher Milieus zu. Hier wird der regionale Raum in seinen Arbeits- und Lebenszusammenhängen umfaßt. In diesem Maßstab bilden sich bereits äußerst komplexe Strukturen heraus, die vielfach verflochten und sich überlagernd, diverse Schichtungen „kristallisierter Geschichte“ (Halbwachs 1985, S. 128) darstellen.
- Makro-Raum: Diese höchste Stufe des hierarchischen Raumrasters kann, je nach verwendetem Maßstab, verschiedene Dimensionen aufweisen. Beispielsweise kann sich bezogen werden auf das nationalstaatliche Gefüge mit entsprechenden nationalen Differenzierungen (Regionen, Städte, u.a.).⁵⁴

Läpple (1992) überwindet in seinem Konzept festfügende Auffassungen. Er wendet sich gegen die Vorstellung eines einheitlich größer werdenden Raumes, der in kontinuierlicher Reihenfolge durchlaufen wird. Dieser sogenannte *Matrix-Raum*⁵⁵ weist statt dessen autopoietische Eigenschaften auf, indem er folgende Faktoren unterscheidet:

Haut ist die eigene, die zweite umschließt die Familie, während die dritte Teil des Wohnortes ist, wo man allseits bekannt ist.

Daß über die Aneignung des eigenen Körpers auch die Aneignung des umgebenden Raumes erfolgt, betont ebenso Chombart de Lauwe (1977, S.3): „Ohne jeden Zweifel beginnt die Aneignung des Raums mit der Aneignung des individuellen Körpers. Kann derjenige, der nicht Herr seines Körpers ist, sich jemals im Raum wohlfühlen und eine Vertrautheit im Umgang mit Raum gewinnen?“

⁵⁴ Unter dem Leitwort der Moderne - *Globalisierung* - beschreibt Beck (1997a, S. 18) das bedrohliche Schicksal der Nationalstaaten: „Der Nationalstaat ist ein Territorialstaat, d.h., seine Macht gründet in der Bindung an einen bestimmten Ort. ... Die Weltgesellschaft, die sich im Gefolge von Globalisierung in vielen (nicht nur der ökonomischen) Dimensionen herausgebildet hat, unterläuft, relativiert den Nationalstaat, weil eine multiple, nicht ortsgebundene Vielfalt von sozialen Kreisen, Kommunikationsnetzwerken, Marktbeziehungen, Lebensweisen die territorialen Grenzen des Nationalstaates quervernetzt.“ Und ihn damit abwertet, möchte man anfügen. Tatsächlich ist eine Tendenz in diesem globalen Wandel feststellbar: Merkllich zeigen entsprechende Effekte Wirkungen auf regionale Strukturen, indem diese sich zu entwickeln beginnen und damit zu einer neu zu definierenden Einflußgröße werden können.

⁵⁵ „Im Unterschied zur Verwendung des Begriffs Matrix in der Mathematik, also als Anordnungsschemata von Gleichungssystemen, wird der Begriff hier in metaphorischer Übertragung

- *Das materiell-physische Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse, als die vergegenständlichte Beschaffenheit des gesellschaftlichen Raumes.*
- *Allgemeine Interaktions- und Handlungsstrukturen, „bzw. die gesellschaftliche Praxis der mit der Produktion, Nutzung und Aneignung des Raumsubstrats befaßten Menschen, die hier als soziale Akteure und unter dem Aspekt ihrer klassenmäßigen Differenzierung betrachtet werden.“ (Läpple 1992, S. 196)*
- *Ein institutionalisiertes und obligatorisches Regulationssystem in intermediärer Position zwischen dem materiellen Substrat des gesellschaftlichen Raumes und der gesellschaftlichen Produktion, Aneignung und Nutzung desselben.*
- *Ein räumliches Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem,⁵⁶ das den materiellen Raum identifiziert und identifizierbar macht.*

Läpple (S. 197) erläutert die Dynamik des Modells in dichter Interpretation. Demnach erfordert die Analyse des Raumes die Berücksichtigung unterschiedlicher Analyse-Niveaus. „Ein gesellschaftlicher Raum ist dementsprechend aus dem *gesellschaftlichen Herstellungs-, Verwendungs- und Aneignungszusammenhang* seines materiellen Substrats zu erklären, indem diese vier schematisch unterschiedenen Komponenten miteinander in Beziehung gesetzt werden. Als Resultat der materiellen Aneignung der Natur ist ein gesellschaftlicher Raum zunächst ein *gesellschaftlich produzierter Raum*. Seinen gesellschaftlichen Charakter entfaltet er allerdings erst im Kontext der *gesellschaftlichen Praxis der Menschen*, die in ihm leben, ihn nutzen und ihn reproduzieren. Durch diese *unmittelbare* gesellschaftliche Dimension erklärt sich auch sein Charakter als ‘Matrix-Raum’, d.h. ein sich selbst gestaltender und strukturierender Raum.“

Albrow (1997) wendet sich demgegenüber strikt gegen jegliche Zonenmodelle. In seiner Dekonstruktionsthese territorialer Grundlagen von Gemeinschaft erläutert er, daß das Vokabular einer nationalstaatlichen Soziologie bestenfalls in der Lage sei, gesellschaftlich überlebte Zustände adäquat zu beschreiben. Dieser klassische Ansatz gründe sich bevorzugt auf Vorstellungen ‘altehrwürdiger’

seiner ursprünglichen Bedeutung, also ‘Stammutter’ oder ‘ursächliche Kraft’ verwendet.“ (Läpple 1992, S. 196 als Anmerkung Nr. 4)

⁵⁶ Vgl. Hamm (1982); Ipsen (1997); Linde (1972).

Gesellschaften auf oder innerhalb von festgefügteten Territorien. Die Annahme lasse sich in heutiger Zeit nicht mehr halten.

Albrows Bezugspunkt bleibt der *Ort*. Er folgert, daß „Örtlichkeit viel weniger grundlegende Bedeutung für Individuen und soziale Beziehungen (aufweise, A.F.), als ältere Forschungsparadigmen zugeben.“ (S. 296) Die Menschen seien tatsächlich entwurzelt, die Kräfte der Kohäsion - bezogen auf räumliche Bindungen - seien zerfasert. Seine Argumente:⁵⁷

- „Der Ort kann so viele globale Empfindungen vermitteln, wie es Informationsquellen und Partner für das Verständnis weltweiter Ereignisse gibt.
- Am Ort können Ereignisse am anderen Ende des Globus Wirkungen zeigen, die jedes Gefühl der Abgeschiedenheit von der gesamten Welt aufheben.
- Die Netzwerke von Individuen in einem Ort können sich so weit ausdehnen, wie sie ihre Mittel und ihren Willen darauf verwenden, die ihnen zur Verfügung stehenden Kommunikationsmittel zu benutzen. Zeit-Raum-Verdichtung ermöglicht, verwandtschaftliche Beziehungen nach Indien oder Jamaika in ähnlicher Weise wie nach (‘X’) oder (‘Y’) zu unterhalten.
- Die Ressourcen und Einrichtungen eines Ortes können eine Verbindung zwischen ihm und globalen Institutionen und deren Tätigkeiten herstellen. Er erleichtert den Zugang zu den Produkten globaler Kultur und dient als Ausgangspunkt von Reisen - so gut wie jeder andere Ort. Temporäre wie ständige Bewohner können ein wahrhaft weltoffenes Leben führen.“ (S. 308)

Soziale Beziehungsnetze überspannen Orte, deren Umfang und Ausmaß weltumgreifend sein kann. Die Menschen bewohnen heutzutage *soziale Sphären*,⁵⁸ „die nebeneinander bestehen und sich räumlich überschneiden, aber grundlegend verschiedene Horizonte und Zeit-Spannen besitzen. Die Realität von (Ort

⁵⁷ Der Bezugsrahmen: „Bei der Forschung zu Örtlichkeit und Globalisierung gehen wir von Wandsworth aus, einer Stadtgemeinde in London, die südlich an der Themse und westlich des Zentrums gelegen ist und aus sieben oder acht Dörfern aus dem 19. Jahrhundert gebildet wurde; deren Namen bezeichnen die lokalen Bereiche, die einen großen durchgehenden Wohngürtel bilden.“ (Albrow 1997, S. 298)

⁵⁸ „Am Ort selbst treten (die Beziehungsnetze) kaum miteinander in Berührung. Um diese variierende, aber sich überlappende Reichweite, eigenständige Wege und die soziale Abgrenzung zu betonen, werde ich diese sozialen Gebilde ‘Soziosphären’ nennen. ‘Sphäre’ soll hier im Sinne von Bedeutungsfeld oder Interessenssphäre benutzt werden und nicht als geometrischer Begriff. Er läßt offen, ob ältere Kategorien wie Familie, Gemeinschaft, Freundschaft oder neuere wie Partnerschaft, Nische oder Lebensstilgruppe auf diese Formationen zutreffen, da aufgrund der räumlichen Entwurzelung auch eine zunehmende Unstimmigkeit solcher Klassifikationen besteht.“ (S. 309)

‘X’) besteht in einer Verflechtung und gegenseitigen Beziehung dieser Sphären. Diese ist also in ständiger Bewegung, und deshalb ist Zu- und Abwanderung normal.“ (S. 303) Albrows Konzept reduziert Örtlichkeit für die Menschen auf ein Minimum. „Für jede Person stellt ihr Ort einen Punkt dar, an dem ihre Soziosphäre die Erde buchstäblich berührt. Jede Person kann nur eine sehr begrenzte Vorstellung von der Bedeutung des Ortes für die Soziosphäre der anderen besitzen. Was sie erleben, entspricht nicht dem traditionellen Gemeinschaftskonzept auf der Grundlage einer gemeinsamen lokalen Kultur. ... Von diesem Punkt aus, an dem die Soziosphären sich kreuzen, können wir die soziale Landschaft betrachten.“ (S. 309)

In den verschiedenen Modellen „deutet sich das schwierige Verhältnis zwischen dem *konkreten Ort* der Raumerfahrung und dem *abstrakten Raumbegriff* an. ‘Raum’ ist also nicht etwas unmittelbar gegebenes und wahrnehmbares, sondern ergibt sich erst als Resultat menschlicher Syntheseleistung. Entsprechende Raumkonzepte stellen sich mit einer gewissen Unschärfe dar, sind mithin, wenn man Albrows Dekonstruktionsansätze zum Maßstab nimmt, im Prozeß der Auflösung begriffen. Charakterisiert wird in den Modellen keine empirische Wirklichkeit, sondern Denkkonstruktionen. Es handelt sich um stark vereinfachte Darstellungen der Wirklichkeit, die benützt werden, um in sozialräumlichen Begriffen gewisse Leitlinien zu identifizieren.

Zusammenfassend lassen sich die vorgestellten Raumkonzepte umschreiben in einem Raumbegriff, der *Raum* als sozial gestaltet und als solchen wahrgenommen und genutzt sieht, auf der Grundlage seiner physisch-geographischen Dimensionen.

2.1.2. Raum als gesellschaftliches Konstrukt

Die soziale und kulturelle Vermitteltheit des Raumes hat Braudel (1990) in seiner eigenwilligen Studie über das Mittelmeer materialreich nachweisen können. Den Prozeß nämlich, daß die räumliche Ausbreitung und Ausdifferenzierung

gesellschaftlicher Strukturen in signifikanter Korrelation zu Raumgefügen verlaufen. Das *Räumliche* und das *Soziale* sind nicht zwei Konstrukte, die mühsam zu einem Gleichklang gebracht werden müssen, sondern quasi die zwei Seiten der gleichen Münze. „Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen. Daraus folgt, daß alle Unterscheidungen in bezug auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum.“ (Bourdieu 1991, S. 26)

Jutta Ecarius (1997) greift die Bourdieuschen Kategorien auf in der Absicht, den Begriff des sozialen Raums handhabbarer zu formulieren. „Um mit dem Begriff des sozialen Raums arbeiten zu können, ist es sinnvoll, den physischen Raum unter den sozialen Raum zu subsumieren und den sozialen Raum folgendermaßen zu präzisieren. Jeder Raum weist eine materiell-physische Komponente, ein institutionalisiertes sowie normatives Regulationssystem, Regeln sozialer Interaktions- und Handlungsmuster und ein räumliches Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem auf.“ (S. 37) Unter diesen Voraussetzungen erweist sich die Annahme eines einzigen Sozialraums als unzureichend. Auszugehen ist von einem Konzept, das historisch gewachsene und somit wandlungsfähige Sozialräume postuliert und das diese aufspaltet und teilt in „kindliche, jugendliche, postadoleszente, erwachsene und alte Sozialräume.“ (S. 37) Damit sind besondere Lernangebote zur Aneignung⁵⁹ zu unterstellen. „Für das individuelle, zeiträumlich begrenzte Leben des einzelnen Menschen

⁵⁹ Holzkamp (1973, S. 188) definiert Aneignung wie folgt: „Demgemäß wäre der Aneignungsvorgang als intrinsisch motivierte, auf die Gewinnung neuer Erfahrungen und Meisterung der Umwelt gerichtete positiv getönte Aktivität zu betrachten, die nicht durch Spannungsreduktion gesteuert ist, mithin auch nicht eigentlich mit Bedürfnisbefriedigung irgendwelcher Art abgeschlossen wird, sondern eine lediglich durch Erholungsphasen unterbrochene Permanenz besitzt, die weiterhin perspektivisch gerichtet ist, und in welcher das Kind seine Entwicklung nicht bloß passiv erleidet, sondern in immer höherem Grade als selbstgesetzte Aufgabe vollzieht.“

Das Konzept der Aneignung läßt sich originär auf Leontjew zurückführen, der Grundgedanken von Marx aufgegriffen hat und diese in psychologische Perspektiven zu integrieren vermochte. „Im deutschsprachigen Raum ist dieses Konzept vor allem durch die ‘Kritische Psychologie’ (Holzkamp 1973; Holzkamp-Osterkamp 1975) rezipiert und weiterentwickelt worden. Insgesamt weist dieses Konzept wichtige Übereinstimmungen zu den entwicklungspsychologischen Vorstellungen von Piaget auf (insbesondere bei den Vorgängen der Interiorisierung, Assimilation und Aaption).“ (Jacob 1987, S. 24)

besitzt der gesellschaftliche Entwicklungsprozeß eine Eigengesetzlichkeit; die durch menschliche Tätigkeit entstandenen gegenständlichen und symbolischen Bedeutungen überdauern den individuellen Lebenslauf und gehen als übergeordnete Beziehungsstrukturen (z.B. als Produktionsverhältnisse, als sozial-räumliche Verhältnisse) ... in die gesellschaftliche Welt ein.“ (Nissen 1998, S. 43) Vornehmlich Kinder und Jugendliche stehen in jeder Generation neu vor der Aufgabe, sich dieses sie Umgebende zu erschließen und anzueignen. Gegenstandsbedeutung und Raumbezug haben für diese Altersgruppe direkten Verweisungscharakter, weil sie (vgl. Leontjew 1973) noch nicht im produktiven Geschehen eingebunden sind. Sie verfügen noch nicht über den Erfahrungshintergrund, der - im Prozeß der Vergegenständlichung - Personen und Gegenstände miteinander verbindet. Leontjew geht von der Annahme der Verinnerlichung der Wirklichkeit im Arbeitszusammenhang aus, betont stark den gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Aspekt dieser Aneignung. Denn „die von Menschen gestalteten Gegenstände und Räume spiegeln die phylogenetischen Entwicklungen, d.h. die durch tätige Arbeit gewonnenen Bedeutungen menschlicher Fähigkeiten wieder.“ (Deinet 1993, S. 58) Leontjew stellt den Begriff der Gegenstandsbedeutung insofern ins Zentrum seiner materialistischen Aneignungstheorie.⁶⁰ „Die Aneignung ist für Kinder und jüngere Jugendliche quasi eingebettet in den ‘Raum’ unserer Gesellschaft, in die konkreten durch die Strukturen der Gesellschaft geschaffenen, räumlichen Gegebenheiten.“ (S. 57) Für junge Bewohner eines Raums vollzieht sich dessen Aneignung aktiv als Erweiterung des Handlungsraums von spezifischen Standorten ausgehend und unter individuellen Blickwinkeln, die „real räumlich verstanden werden. Die unterschiedlichen Gegenstandsbedeutungen, durch deren Aneignung Unterschiede der Wahrnehmungsfunktionen entstehen, sind an die sinnliche Präsenz des Wahrnehmungsgegenstandes gebunden und somit an einen bestimmten Ort im Raum, werden demnach immer und notwendig in einer

⁶⁰ „Selbst die einfachsten Werkzeuge und Gegenstände des täglichen Bedarfs, denen das Kind begegnet, müssen von ihm in ihrer spezifischen Qualität erschlossen werden. Mit anderen Worten: Das Kind muß an diesen Dingen eine praktische oder kognitive Tätigkeit vollziehen, die der in ihnen verkörperten menschlichen Tätigkeit a d ä q u a t (obwohl natürlich nicht mit ihr identisch) ist.“ (Leontjew 1980, S. 281)

bestimmten Perspektive wahrgenommen.“ (Holzkamp 1973, S. 267) Die Umgebung der jungen Menschen entwickelt sich nicht nur zu einem mit unsichtbaren Bedeutungen überzogenen räumlichen Gefüge - eben durch Aneignung vergegenständlicht - sondern „ist entsprechend der Struktur der kapitalistischen Gesellschaft auch ein ... durch kodifizierte Regelungen, Machtbefugnisse, Herrschafts- und Eigentumsansprüche verregelter“ (Deinet 1993, S. 56) Raum.⁶¹

Aus heutiger Sicht weist das Aneignungskonzept von Leontjew jedoch eine Reihe von Verkürzungen und problematischen Annahmen auf.⁶² Nach Jacob (1987, S. 26) werde beispielsweise „die Funktion von Gegenstandsbedeutungen gegenüber Symbolbedeutungen oder nicht primär über Gegenstände vermittelten sozialen Beziehungen überbewertet.“⁶³ Und Ottomeyer (1991, S. 168)⁶⁴ bemängelt „vor allem die Tendenz, dem Aufforderungscharakter der Gegenstände eine zwingende Sachlogik zu unterschieben, die unabhängig von den Prozessen symbolischer Kommunikation, Interpretation, Einigung und Situati-

⁶¹ „Die Aneignung menschlicher Erfahrungsmöglichkeiten umschließt, wenn wir die relativ konflikt- und interessenfreie allgemeine Konzeption Leontjews auf unsere Situation übertragen, zugleich die Aneignung der Ausgeschlossenheit von bestimmten Möglichkeiten menschlicher Erfahrung.“ (Holzkamp/Schurig 1973, S. 49)

⁶² Harms et al. (1985) stoßen in ihrer Untersuchung insofern auf notwendige Modifikationen des Konzeptes: „Aneignung kann nicht mehr in dem widerspruchsfreien Sinne verstanden werden, in dem Leontjew dies tut. Würden wir diese klassische Konzeption auf den Begriff der Raumanneignung anwenden, so wäre dieser Begriff nur stigmatisierend zu gebrauchen, so würde er nur dazu dienen, die ‘ordentlichen’ von den ‘unordentlichen’ Kindern und Jugendlichen zu trennen. Nach unserer Ansicht muß der Begriff der Aneignung in unserer Gesellschaft bereichert werden um die kritische Komponente der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen und z.T. sich gegenseitig ausschließenden Interessen. Es geht nicht darum zu untersuchen, ob Kinder und Jugendliche sich Räume ‘adäquat’ aneignen, sondern darum, wie sie sich Räume aneignen, ob diese Formen ihren Interessen entsprechen und wo sie in Interessenskonflikte mit anderen kommen.“ (Harms et al. 1985, S. 24f.)

⁶³ Hartwig (1998, S.60f.) hebt in seiner Nachbetrachtung des Aneignungskonzeptes insbesondere eine Bindung an den Zeitgeist (historischer Kontext) hervor: „In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts erfährt der Aneignungsbegriff eine Renaissance/Wiederbelebung. Er erscheint im Zentrum einer marxistisch inspirierten pädagogischen Psychologie. Leontjew und Klaus Holzkamp arbeiten das Verhältnis von Aneignung und Vergegenständlichung auf eine marxistische Sozialisationstheorie hin durch. Mit ihm soll zwischen dem Aufbau der Persönlichkeit und der Geformtheit der geschichtlichen Welt eine sichere Brücke gebaut werden. Und dann wird er verfemt. Er verschwindet unter dem Druck des postmodernen Denkens zusammen mit dem Subjektbegriff und der Dialektik. Das Verhältnis von Subjekt und Objekt, von Innen und Außen wird dekonstruiert und in der Nachfolge von Foucault und Lacan neu gedacht. Da sind wir heute.“

⁶⁴ Vgl. auch die Anmerkungen von Leu (1985) und Paris (1977) zu den Ansätzen der Kritischen Psychologie.

onsdefinition zwischen den kooperierenden und interagierenden Individuen betrachtet wird, ... eine Tendenz, die auch die politische Konsequenz eines technologischen Determinismus in sich tragen kann.“ Demzufolge ist in diesem Zusammenhang der Begriff des Umfunktionierens von zunehmend aktueller Bedeutung. Gemeint ist damit der Vorgang der Nutzung von Räumen und Gegenständen - in erster Linie durch Jugendliche - entgegen der von Erwachsenen vorbestimmten Funktion. „Wir sehen den Prozeß der Aneignung von Räumen im Sinne der Aneignung der in den Gegenständen innewohnenden Bedeutungen zugleich als eine Aneignung der den Räumen innewohnenden Möglichkeiten und von daher als einen ständigen, nie abgeschlossenen Prozeß, der mit abschließenden Begriffen wie ‘gelungen’ oder ‘adäquat’ nicht vollständig zu fassen ist. Kinder und Jugendliche stoßen in ihrer Auseinandersetzung mit Raum auf die Möglichkeiten und Grenzen, die dieser ihnen bietet. Die herrschenden Bedeutungen ... treten ihnen gegenüber, werden personal über die Auseinandersetzung mit konkreten Menschen vermittelt. In der Auseinandersetzung der Menschen miteinander verändern sich die Bedeutungsstrukturen der gegenständlichen Welt, werden im praktischen Tun interpretiert.“ (Harms et al. 1985, S. 27f.) Hartwig (1998, S. 60f.) ergänzt: „Aneignung setzt eine gewisse Dichte von Dasein voraus. Modus: Identität. Umrisse. Grenzen. Angeeignet werden kann nur etwas, das schon Form hat. Der Aneignungsbegriff bezieht sich auf eine Welt, die geformt und gegliedert ist, und er muß verschwinden, wo sich das Interesse von der Arbeit, der Produktion, den Produkten und der Repräsentation abwendet.“⁶⁵

⁶⁵ "Heute wünschen wir uns die meisten Dinge in einer Schachtel und mit Schleife, und so bekommen wir sie auch - ihres Ursprungs beraubt, um ihre eigenen, wahren Geschichten gebracht, die Geschichten von Menschen, von Arbeit, von Leben. Früher wäre diese Art von Ahnungslosigkeit nicht möglich gewesen. Früher konnten wir gar nicht umhin zu wissen, von welchem Fleckchen Erde die Kartoffel auf unserem Teller stammte. Wir wußten, wessen Hände diesen Teller geformt und gebrannt hatten. Wir wußten, wer unsere Schuhe gefertigt hatte und wessen Kuh geschlachtet wurde, um das Leder zu liefern. Wir wußten, aus welcher Quelle oder Brunnen oder Regenfaß unser Wasser geschöpft wurde. In vielen Teilen der Welt wissen die Menschen immer noch um diese Dinge, aber in den Regionen, die wir die entwickelten Nationen der Erde nennen, ist die Kenntnis von solcherlei Fakten inzwischen sehr verschwommen und hat fast den Charakter von Märchen angenommen: Die Vorstellung von Verknüpfungen wirkt bezaubernd, aber eher unwirklich." (Cohen 1997, S. 31) Die Autorin beschreibt in den Bildern der Werbung diese 'wirkliche Unwirklichkeit': "Manche Produkte brauchen nicht einmal fiktive Arbeiter zu ihrer Herstellung, sondern fertigen sich selbst: Pralinen tunken sich be-

Nicht nur für Nissen (1998, S. 45) bleibt die Wertigkeit der Kerngedanken des Aneignungskonzeptes gleichwohl bestehen: „Aufgrund seiner Betonung der Relevanz der gegenständlich-sachlichen Umwelt sowie des Zusammenhangs personaler und sachlicher Gegenstandsbedeutungen für die Persönlichkeitsentwicklung ist das Aneignungskonzept in mehreren Arbeiten zur sozialräumlichen Sozialisation von Kindern (und Jugendlichen) als theoretischer Bezugspunkt herangezogen, dabei aber teilweise auch kritisiert und mit anderen Ansätzen ergänzt worden.“⁶⁶

Das Konzept Leontjews läßt sich nunmehr auf der Handlungs- und Erlebnisebene - über den Situationsbegriff von Markowitz (1979) - konkretisieren. Räume beinhalten demnach Möglichkeiten, die sich über Situation offenbaren und erschließbar werden. Situationen als räumlich-zeitliche Handlungskontexte eröffnen selektive Prozesse zwischen Individuum und Umwelt.⁶⁷ Sie werden derart durch thematische Bezüge dominiert. „Nicht durch irgendwelche Randbedingungen wird eine Situation definiert, sondern durch ein Thema der Handlung.“ (S. 171) Themen erwachsen in Kombination von räumlichen Gegebenheiten, selektiver Wahrnehmung des personalen Systems und dem Verweisungscharakter, den jedes Objekt in sich birgt. „Indem die Umgebung einer Situation für deren Definition eine zentrale Rolle spielt, ist der Situationsbegriff wieder auf den Raum zurückgeführt: der Raum, in dem eine Situation stattfindet. Bei der Suche nach Aneignungsprozessen in Situationen können deshalb auf den ersten Blick als nebensächlich erscheinende Faktoren von In-

reitwillig in Couvertüre, Thunfisch bittet praktisch darum, in die Dose zu kommen, und Toilettenpapier entsteigt kichernd wattigen Wolken. Von sprechender Margarine bis zu tanzenden Rosinen treten die Produkte als beseelte, autonome Objekte auf - ohne jede Verbindung zu menschlicher Arbeit. All das führt in geradezu übertriebener Anschaulichkeit vor, was Marx voraussah: Die wirklichen Geschichten der Arbeit gehen verloren, statt dessen scheinen die Waren fertig und schon mit Preis versehen vom Himmel zu fallen.“ (S. 302)

⁶⁶ Vgl. u.a. Becker et al. (1984); Berg-Laase et al. (1985); Bruhns (1985); Glöckner (1988).

⁶⁷ „‘Situation’ ist alles, was das Subjekt umgibt und mit ihm in Beziehung steht; ein Ausschnitt der objektiven Wirklichkeit, der einem bestimmten Menschen zugeordnet ist. Dieser Ausschnitt ist durch die Beziehung zwischen Subjekt und Situation abgegrenzt, die von beiden Seiten aus konstituiert wird: von Seiten der Situation durch Betreffen mit den Modi von Begrenzungen, Nahelegen und Auslösen, von Seiten des Subjekts durch Handeln mit dem Modi von Einwirken, Wählen und Symbolisieren. Durch Betreffen und Handeln vollzieht sich die Selektion derjenigen Aspekte der Objektiven Wirklichkeit, die für ein gegebenes Individuum relevant werden.“ (Schulze 1996, S. 172)

teresse sein, die zur Umgebung einer Situation gehören.“ (Deinert 1993, S. 65) Dergleichen Raumerfahrung kann an beliebigen Orten stattfinden. „Wichtig ist lediglich, daß der ausgewählte Untersuchungsort unsere Aufmerksamkeit erregt. Dies kann geschehen durch Erzählungen über den Ort, Aneignungserfordernisse, Gestaltungsaufgaben, Mobilitätszwänge, Erfahrungshunger oder durch Irritation gewohnter Ordnungsmuster.“ (Breckner/Sturm 1997, S. 221) Orte und andere kennzeichnende räumliche Konfigurationen haben eine Symbolfunktion. Sie geraten zu Zeichen, die auf soziale Relationen verweisen. Vorgestellt werden folgend solche Strukturen als innerlich vieldimensionale, äußerlich einander überlappende Erscheinungen, von denen - je nach Situation und Fragestellung - unterschiedliche Facetten thematische Relevanz erhalten können.

2.1.2.1. Renaissance des Milieubegriffs

Zu den alten Begriffen mit wiedergewonnener Aktualität zählt Hradil (1992) die Renaissance des Milieubegriffs.⁶⁸ Die Etablierung des Milieu-Konzeptes war zunächst starr an die Ausprägung gesellschaftlicher Sichtweisen gekoppelt. Erst vor wenigen Jahrzehnten deutete sich ein Durchbruch der festgefügt Strukturen an. Dürkheim (1970) betont in seiner Begriffsbestimmung zwar noch stark die gesellschaftliche Komponente des Milieubegriffs, läßt aber erstmalig subjektive Merkmale durchscheinen. Eine Tendenz, die von Max Scheler fortgeführt wurde. Für Scheler stellt „das Milieu das Insgesamt dessen

⁶⁸ Franz. ‘Mitte’ (der Umwelt). Eine allgemeine Definition lautet: „Unter ‘Milieu’ im allgemeinen Sinn wird in der Soziologie eine Gesamtheit von natürlichen, sozialen (sozio-ökonomischen, politisch-administrativen und sozio-kulturellen) sowie geistigen Umweltkomponenten verstanden, die auf eine konkrete Gruppe von Menschen einwirkt und deren Denken und Handeln prägt.“ (Hradil 1992, S. 21) „‘Milieu’ wird hier verwendet in der Bedeutung von räumlichem Lebenskontext, Handlungsrahmen und Begrenzungshorizont und nicht im Sinne von einer verselbständigt gedachten Umwelt (‘environment’). Der Milieubegriff soll also Formen räumlicher Vergesellschaftung erfassen. Er steht im Gegensatz zu ‘lieu’, dem isolierten Standort, dem statischen Teilraum, dem ‘factum brutum’ eines entsozialisierten Raumes.“ (Läpple 1993, S. 51)

dar, was vom Einzelwesen als auf es wirksam erlebt wird.“ (Hitzler/Honer 1984, S. 61)

Seit den 80er Jahren hat der Milieubegriff als Sozialisationsfaktor wieder Konjunktur. In einer weiteren Öffnung wird Abstand genommen vom passiven Geprägtwerden. Einbezogen werden nunmehr aktive Begriffsvarianten, die Veränderung und Gestalten der Umwelt implizieren. Ferner wird die Kategorie Milieu zunehmend als typologisches Instrument auf einer Makro- und Mikroebene angewendet. „Unter dem Aspekt seiner Gesellschaftlichkeit erhält ein Raum die Qualität eines aktiven Wirkungsfeldes, eines gesellschaftlichen Milieus, dessen formschaffende Kraft die gesellschaftliche Praxis der Menschen ist, die den physischen Raum gestaltet, aneignet, mit Symbolen besetzt und ihn damit zu einem gesellschaftlichen macht.“ (Läpple 1993, S. 43) Auszugehen ist dabei von drei verschiedenen Erklärungsmustern:

- Strukturelle Milieutheorien - analog zur Habitustheorie von Pierre Bourdieu (1987) - gehen von einer determinierenden frühkindlichen Prägung aus. Sie unterstellen milieubedingte unbewusste Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die sich im weiteren Lebensverlauf zwar modifizieren, aber nicht grundlegend ändern lassen.
- Elastische strukturelle Milieutheorien anerkennen biographische Habitusmetamorphosen. „Zwar bleiben jeweils Grundmuster des ‘primären Habitus’ erhalten, aber der ‘sekundäre Habitus’ ist formbar. In diesem Theorietypus mischen sich die nach wie vor dominanten unbewussten, kausalen, unausweichlichen Wirkungsweisen der Milieuzugehörigkeit mit bewussten, finalen, mehr oder minder gesuchten und gewählten Sozialisationswirkungen. Die Vielheit von wirkenden Milieus verändert auch sozialisationstheoretische Wirkungsvorstellungen, weg von der Konzeption mechanistischer Kräfte, hin zur Vorstellung von Vektor- und Spannungsverhältnissen.“ (Hradil 1996, S. 136)
- Individuumbezogene, intentionale Milieutheorien betonen soziokulturelle Mobilitätsoptionen zwischen Milieutypen, deren „Mitgliedschaft“ aktiv und bewußt realisiert wird, zuungunsten früherer Milieueinwirkungen, deren Prägung als nahezu völlig revidierbar gesetzt wird.

Wenn dieser Rückgriff auf den Milieubegriff empirische Aufschlüsse über die Wirkung des Raums bringen soll, dann möglicherweise über die Kategorie der Normalität, als vermittelnde intersubjektive Gemeinsamkeit des Lebensraums. „Daß Normalität eine soziale Konstruktion des Milieus ist, wird als hinrei-

chend begründet, zumindest aber als plausibel gelten können.“ (Grathoff 1995, S. 353) In diesem Sinne bilden Milieus verschieden starke Orientierungsmuster (Typisierungsschemata) aus. „Die soziale Bindungswirkung des räumlich-sozialen Kontextes ergibt sich auch aus seiner Funktion für die Ausbildung und Offenlegung *personaler und sozialer Identität*. Auf eine ganz knappe Formel gebracht: Der Standort einer Person im physisch-materiellen Raum, seine räumliche Herkunft, seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten räumlich-sozialen Milieu stellen einen wichtigen Bestandteil seiner Ich-Identität und seiner Gruppenzugehörigkeit dar. Hinter derartigen Anklängen eines 'Wir-' oder 'Sie-Bewußtseins' stehen unterschiedliche Formen und Identitätsabstufungen raumbezogener Gruppenbildung. ... Wie bei jedem anderen Vergesellschaftungsphänomen ist auch für diese räumlich-sozialen Gebilde, die in der Regel keine Interaktionsgruppen, sondern symbolische Gruppen/Gemeinschaften (oder Milieus) darstellen, Loyalität und Solidarität erkennbar. Diese Loyalität bezieht sich eindeutig auch auf die materiell-räumliche Struktur. ... Ensembles, historische Gebäude, Orte mit emotionaler Aufladung und symbolträchtige Wahrzeichen besitzen für die Bewohner ein hohes Identifikationspotential.“ (Weichhard 1993, S. 232f.) Sie erhalten ihren individuellen Wert aus der Konstruktion spezifischer Images. Mattheier (1985) bezeichnet diese sozial-räumlich motivierte innere Verbundenheit als „Ortsloyalität“.⁶⁹

Inwieweit nun aber ein Milieu *typische* klassifikatorische Normen und Orientierungen generiert, ist diskutabel: „Die Behavior-Settings der übergeordneten Einheit 'Heimat' sind in den je subjektiven Lebensräumen der Benutzer/Bewohner, dem psychologischen Habitat, relativ gut übereinstimmend repräsen-

⁶⁹ „(So) könnte man viele Namen anfügen, um zu belegen, wie deutsche Erzähler gerade in ihren besten Werken uns ins besondere, ins lokale oder regionale Milieu führen. Das gilt bis zur Gegenwart: Was wäre Heinrich Böll - sei es im Widerspruch - ohne sein katholisches Köln, Günter Grass ohne Danzig, Uwe Johnson ohne Güstrow und die mecklenburgische Seenlandschaft? Jeder Versuch, das Allgemein-Deutsche zu schildern, gerät dagegen schnell ins Blasse und Blutleere oder ins heroisch hohle Getöse, in den patriotischen Kitsch ... Daß wir vom deutschen Reichtum der Vielfalt immerhin manches, mitunter sogar Genaueres wissen, das verdanken wir den Reiseführern ins Unbekannte, also denen, die von Landschaften und Lebensverhältnissen, von den regionalen und sozialen Milieuprägungen erzählt haben. Dabei beschreibt der Begriff des Milieus nur von außen, als das Fremde, was wir von innen her als die Heimat erleben.“ (Graf von Krockow 1989, S. 121)

tiert. ... Internal zeigt sich die Widerspiegelung von Langzeiteffekten des Milieus.“ (Winter 1995, S. 92)⁷⁰ Diesen Setzungen gegenüber äußert sich Schulze (1996) skeptisch in seiner Typologie von Beziehungsqualitäten zwischen sozialem Milieu und Raum (Kategorien: *Raum als Umgebung*, *Raum als Szenerie*, *Raum als milieuneutrale Zone*). In der Tendenz vermutet er das Schwinden von hohen kollektiven Identifikationen mit dem umgebenden Raum: „Das Handeln der Menschen ist immer weniger an Räume gebunden.“ (S. 48)

Beide Richtungen fassen die Bedeutung des Raumes unterschiedlich. Festzuhalten bleibt, daß sozialräumliche Milieus (Keim, 1979) sich einerseits als Kristallisationen der allgemeinen Sozialstruktur in partiellen Räumen (soziale Komponente) bezeichnen lassen und auf der anderen Seite gekennzeichnet sind durch deren spezifische Raumstruktur (physische Komponente) „und sie sind drittens eben Ort der lokalen Geschichte, die sich über gemeinsame Erfahrungen, Kommunikations- und Tätigkeitsstrukturen sowie daraus folgernde Orientierungen manifestiert, wobei der jeweilige Teilquartier sowohl Produkt wie Medium ist (kulturelle Dimension).“ (Becker/Eigenbrodt/May 1983, S. 130)

2.1.2.2. Lebensstile

Dergestalt determinierter Raum bietet in heutiger Zeit Gelegenheit für Formen der Selbstdarstellung, kann Forum und Bühne sein für eine Politik der Lebensstilisierung. Immer verfügt ein Lebensstil über expressive, darstellende Absichten. Hitzler (1994) kennzeichnet Lebensstile folglich über das Charakteristikum einer bewußt in Szene gesetzten Verhaltensweise. Auch Hradil (1996a, S. 16) hebt die im Kern gemeinsamen Verhaltensweisen von Menschen mit gleichem Lebensstil hervor. Diese Analogie birgt „ähnliche Zielvorstellungen, Interaktionsformen, Bewertungsmuster, Wissensbestände und Voraussetzungen von Menschen (in sich, A.F.). ... Der Begriff ‘Lebensstil’ impliziert ein

⁷⁰ Beispielsweise läßt sich hierzu die Untersuchung von Schneider (1986) anführen, der in einer Wohnquartierstudie zeigen konnte, daß sich die Bewohner des Heidelberger Wohnviertels vornehmlich als Mitglieder eines räumlich definierten sozialen Systems betrachten.

bestimmtes Maß an Wahl und Gestaltungsfreiheit der eigenen Lebensweise.“ Ohne der seit den 80er Jahren aufgekommenen „babylonischen Sprachverwirrung“ (vgl. Bolte/Hradil 1984) in der Milieu- und Lebensstilforschung⁷¹ noch weitere Aspekte hinzuzufügen, soll hier lediglich eine tendentielle Unterscheidung getroffen werden: Milieus bilden im Gegensatz zu den modischen, expressiven Momenten des Lebensstils geschlossenere, hermetischere Gruppierungen aus. „Lebensstile verbinden reflexive mit demonstrativen Momenten ... Hier bin ich, ich kann nicht anders leben, ihr seht es: Lebensstile bezeichnen dabei nicht etwa allein eine bestimmte Nutzungsart etwa der Stadt, ihrer Öffentlichkeit und Kultur als Kulisse für die Inszenierung des Selbst bzw. des Wir-Gefühls einer Gruppe.“ (Schwengel et al. 1987, S. 545)

Die Explikation von *Raum* gewinnt dahingehend Ausprägung im Konkurrenzverhalten um die Aneignung und ‘Besetzung’ von Orten, beispielsweise über spezifische Ästhetisierungen (Hegemonieverhalten von Lebensstilgruppierungen).⁷² „Die Verfügungsgewalt über Raum ist nur vordergründig das Ziel der Konkurrenz unter sozialen Aggregaten; sie stellt eher die Symbolik der Hegemonie über Lebensziele und Wertvorstellungen dar. Die demonstrative Konkurrenz um Raum und das Besetzen des (ehemals) öffentlichen Raumes haben also zwei eigentliche Ziele: die eigene soziale Position abzusichern oder auszubauen und die ‘Hegemonie über die Köpfe’. Das Verorten im physikalischen Raum, das Raumgreifen und Platzhalten sind die Taktiken der Distinktionsge-

⁷¹ „Begriffe wie Lebenslagen, Lebensentwurf, Lebenswelt, Lebensweltorientierung, Lebensweise, Lebensstil und Lebensführung haben in der sozialwissenschaftlichen Diskussion Konjunktur, in den wenigsten Arbeiten werden sie jedoch im einzelnen definiert und voneinander abgegrenzt.“ (Nissen 1998, S. 35)

⁷² Beispiele: „Das sich im Strukturwandel befindliche Ruhrgebiet mit seinen ehemaligen Industriehallen eignet sich ... in besonderem Maße zur Raumanneignung durch Jugendszenen wie die Techno-Culture. ... Bei den Straßenumzügen - sogenannten Streetparades - der Techno-Culture, vor allem bei der Love Parade wird die Straße im Sinne Lefébvres als ‘Ort der Bewegung’ und als ‘Bühne des Augenblicks’ intensiv genutzt. Die Straße stellt einen ‘öffentlichen’ Raum dar, ist Ort der Unordnung, Informationsvermittlung, Symbol und Spielfeld zur gleichen Zeit (vgl. Lefévre 1972, S. 24f.).“ (Seifert 1998, S. 221)

„Ausgangspunkt unseres Berichtes waren die Artikel und Meldungen über Sachbeschädigungen im Stadtbild durch Sprayer, die der Graffiti-Szene zuzuordnen sind. Diese Sachbeschädigungen bezogen sich auf private sowie öffentliche Hauswände, Schallschutzmauern, Haltestellen, Bahnhöfe und Züge, bzw. S-Bahnen der Deutschen Bahn AG. Die Sprayer bevorzugten diese möglichst riskanten, gut sichtbaren Stellen im öffentlichen Raum, um ihre Bilder, in der Szene-sprache Pieces genannt, anzubringen.“ (Müller/Jäger 1998, S. 226)

winne - für deren bewußte Instrumentalisierung soll der Terminus 'Politik der Lebensstile' reserviert werden.“ (Dangschat 1996, S. 121) In der Konkurrenz sozialer Gruppierungen soll der „Raum bewußt als soziales Organisationsdesiderat von ökonomischen Interessen, gesellschaftlicher und politischer Regulation und von individuellem Verhalten angesehen werden.“ (S. 121) In diese Richtung weisen auch die Ansätze des Segregationskonzeptes der Gentrification-Forschung (vgl. Blasius/Dangschat 1990).⁷³

Nicht wenige Analysen des Lebensstils ähneln sich in der Tendenz, den Focus der Blickrichtung auf den 'hellen Schein' der Modernisierungsgewinner zu richten. Man verweilt gerne dort, wo um „Spitzenplätze und attraktive Orte konkurriert wird.“ (Dangschat 1996, S. 127) Die Politik der Lebensstile wirft jedoch gleichzeitig und ebenso markant deutliche Schatten dort, wo sich die Unterlegenen der Instrumentalisierung der Lebensstile trollen müssen, wo sie ausgegrenzt und verjagt werden, wo man ihnen die „raum-zeitliche Daseinsberechtigung streitig macht, die Wohnung wegnimmt, die sozialen Netze zerreißt und auch das letzte 'Kapital' zerstört: die Identifikation mit dem Raum.“ (S. 127)

Nicht abgeschlossene Auflistung möglicher Lebensstilbühnen: „Der 'Schauraum der Hedonisten', der 'Möglichkeitsraum der jungen Kosmopoliten', der 'Rekreatationsraum der erfolgreichen Berufsmenschen' und selbst der 'Aufwertungsraum der Selbstwertgeschädigten' stehen in krassem Widerspruch zu dem 'entstellten Schonraum der sozial Abgestiegenen', dem 'eingestürzten Erinnerungsraum der passiven, resignierten Alteingesessenen' und dem 'beschädigten Alltagsraum der wütenden Kleinbürger'. Daneben gibt es Räume, die weniger deutlich instrumentalisiert oder für eine Identifikation streitig gemacht werden: der 'Integrationsraum der ehemals Ungebundenen', der 'Entwicklungsraum der liberalen Familialisten',

⁷³ „Hier wird zweifache patriarchale Umdeutung betrieben, feministische Forderungen werden von patriarchalen Interessen ausgeschlachtet: Zum einen definiert die Bezeichnung 'Angsträume der Frauen' das Problem eindeutig auf Seiten der Frauen. Sie haben ein Problem und brauchen Sicherheitsmaßnahmen, der Mann eilt mit Sicherheitskonzepten zur Hilfe. Es wird mit dem patriarchalen Bild von der Frau als zu beschützendem Gut operiert .. und daraus moralische Handlungsfähigkeit abgeleitet. Zum anderen führt die Benennung von Gefahrenzonen, deren räumliche Gestaltung Männergewalt begünstigen, wie Unterführungen, Tiefgaragen, Parks, einsame und unkontrollierte Gegenden, unwirtliche U- und S-Bahn Stationen usw., dazu, daß die Gefahr von den baulichen Strukturen, nicht mehr von den Männern auszugehen scheint. Anstatt sich mit den Gewaltstrukturen im Geschlechterverhältnis auseinanderzusetzen, erschöpfen sich die Diskussionen in einer technokratischen Symptombekämpfung.“ (Eickhoff 1998, S. 21)

der 'Traditionsraum der Alteingesessenen' und der 'Heimatraum der zufriedenen Alteingesessenen.'“ (S. 127)⁷⁴

Die so sich darbietende phänomenologisch motivierte Aufwertung der konkreten Erfahrungswelt verweist auf einen andersgearteten Alltagsbegriff sozial-strukturaler Provenienz, der sich von den beiden 'alten Begriffen mit wiedergewonnener Aktualität' (Hradil 1992) - Milieu und Lebensstil - als nicht kompatibel zu erweisen braucht. Mit dem Rückbezug auf Bedeutungszusammenhänge faktisch agierender Menschen spannt sich ein übergreifender sozialisationstheoretischer Bezugsrahmen auf - das Konzept der Lebensbewältigung und Lebenslage.

2.1.2.3. Lebenslage und Lebensbewältigung

Damit ist ein verhältnismäßig neuer interaktiver Sozialisationsmodus vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Individualisierung aufgezeigt, der komplexe Wechselwirkungen mit der Umwelt flexibel abzubilden in der Lage sein könnte. „'Lebensbewältigung' beinhaltet mehr als das bloße alltägliche 'Über-die-Runden-kommen', Lebensbewältigung weist vielmehr auf den Prozeß des Aufbaus einer eigenen personalen Lebensperspektive hin, die vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Individualisierung und Pluralisierung nicht mehr ausreichend institutionell gewährleistet, sondern in veränderten - nun stärker von den Individuen ausgehenden - Sozialbezügen neu aufgebaut werden muß.“ (Münchmeier 1993, S. 54) Die konkreten Lebensverhältnisse in dieser Gesellschaft lassen sich inzwischen nicht mehr deterministisch und zeitlich unab-

⁷⁴ „Es ist aber gerade im Hinblick auf die Erfahrungen der stadtsoziologischen Forschung mit den Auswirkungen räumlicher Disparitäten notwendig, die Frage nach der Pluralisierung der Lebensstile räumlich einzugrenzen und somit von dem Ansatz einer gesamtgesellschaftlichen Betrachtung zu einer Berücksichtigung kleinräumiger Disparitäten zu gelangen. Die Betrachtung solch räumlich kleiner Einheiten ist erforderlich, um noch zur Beschreibung und Analyse relativ homogener Lebensformen zu kommen, denn die Pluralisierung der Lebensstile läßt eine Perspektive auf gesellschaftliche Großgruppen heute nicht mehr zu. So ist schon der Ansatz von Beck (1986) keine gesamtgesellschaftliche Analyse, sondern vielmehr eine sehr genaue Analyse von Entwicklungen in großen Dienstleistungszentren - und hier wieder in sozial und räumlich zentralen Bereichen.“ (zum Felde/Alisch 1992, S. 176)

hängig fassen. Sie müssen vielmehr als flexibler und vielschichtiger Sozialisationskontext verortet und betrachtet werden. Die ableitbare Perspektive betrifft verschiedene pädagogische Grundannahmen. Denn „der Begriff Sozialisation (kann, A.F.) definiert werden als die Entstehung und Bildung der Persönlichkeit aufgrund ihrer Interaktion mit einer spezifischen materiellen, kulturellen und sozialen Umwelt.“ (Geulen 1995, S. 101) Weiterhin ist von entscheidender Bedeutung die Erkenntnis, daß Sozialisation als ein lebenslanger Prozeß gesehen werden muß. Lebenslang und immer weniger entwicklungsmäßig gesteuert gestaltet sich demnach für den einzelnen die Auseinandersetzung mit seiner Umwelt.

„Lebenslagenorientierte Forschung ist deshalb auch mehr als nur ‘Bedingungsanalyse’ in dem Sinne, daß sie ‘objektive’ Strukturen nur unter einer handlungstheoretischen Perspektive in den Blick nimmt. Subjekte haben keine Lebenslage ‘an sich.’ ‘Lebenslage’ ist vielmehr ein gedankliches Konstrukt, in dem sich die Totalität der Lebensbedingungen der Subjekte unter spezifischen Perspektiven strukturieren läßt: so beispielsweise unter der Perspektive, welche die regionalen Brechungen des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses (‘modernes Stadt-Land-Verhältnis’) zurücknimmt und fragt, welche regionalspezifischen Problemkonstellationen, Ressourcen und Blockierungen die ‘Lebenslage’ von Bevölkerungsgruppen in ländlichen ... Regionen kennzeichnen.“ (Böhnisch et al. 1990, S. 188f) Deshalb ist die vorliegende Arbeit zunächst auf die Diskussion kulturell vermittelter subjektiver Konstruktionen als Teilbereich der „Lebensbewältigung“⁷⁵ (Böhnisch 1989) von Raum verwiesen,

⁷⁵ „Die subjektive Seite der Lebenslage bezeichnen wir mit dem Begriff der ‘Lebensbewältigung’: hier geht es um die aktiven Leistungen des einzelnen Subjekts, seiner alltäglichen Praktiken ebenso wie seine Lebensentwürfe und Lebensperspektiven.“ (Böhnisch 1989, S. 55) Böhnisch/Gaiser/Müller (1990, S. 188f) heben prägnant die gesellschaftlichen und sozialpolitischen Grundannahmen des Lebenslagenkonzeptes hervor: „Das Lebenslagenkonzept beinhaltet in seinem Kern die These, daß im modernen Sozialstaat Lebensverhältnisse in hohem Maße sozialpolitisch vermittelt sind und eben nach der Art und dem Ausmaß ihrer sozialpolitischen Akzeptanz/Nichtakzeptanz unterschieden werden können. ... (Die Lebenslage, A.F.) ist mehr als nur ein Zugang zu Kontextanalysen im Rahmen subjektbezogener Fragestellungen. ... Der Prozeß der sozialstaatlichen Vermittlung und Anerkennung treibt in seiner Selektivität einzelne Elemente von Lebenslagen - Regionalität, Geschlecht - als besonders bestimmend für die Lebenslage von Gruppen hervor.“

gleichbedeutend ergänzt durch den strukturalen Kontext, der „Lebenslage“,⁷⁶ die vereinfacht als Rahmensetzung für Prozesse der ‘Lebensbewältigung’ gelten kann, ohne diese jedoch stringent zu determinieren.⁷⁷ „‘Lebenslage’ meint das ‘sozial Geronnene’ in Problemsituationen, das individuell nicht mehr Verfügbare, das nicht nur als Kranz von Bedingungen von Handlungssituationen zu fassen ist, sondern als Struktur von Belastungen, Anforderungen, Handlungsmustern (mit ein- und ausschließenden Möglichkeiten) bis hin zu Entwicklungshorizonten der Lebensbewältigung.“ (Böhnisch/Gaiser/Müller 1990, S. 188f)

2.1.3. Semiotik des Raumes

Die Konzepte zur Lebenslage und Lebensbewältigung belegen anschaulich, daß räumliche und soziale Elemente einer gegebenen Umwelt nur auf analytischem Wege aufspaltbar sind. Dabei sind „die räumlichen Elemente einer menschlichen Umwelt auf verschiedenen Ebenen ‘sozialisiert’. Auch wenn sie in ihrer materiellen Tatsächlichkeit nicht durch menschliches Handeln zustande kommen, so sind sie in jedem Fall nur mit Hilfe des Symbolvorrats einer Kultur, die sich gesellschaftlich reproduziert, erkennbar.“ (Bahrtdt 1974, S. 20) Eine lediglich physiognomische Analyse, ohne Einbeziehung sozialer Ereignisse als Dimensionen des Raumes, ergibt nicht nur wenig Sinn, sondern (ver)führt darüber hinaus zu einem Zerrbild. Denn das räumliche Gegenüber - das ‘intentionale Bild’ des Raumes - fügt sich zur Gestalt kraft einer individuell inszenierten „Choreographie von Erinnerungs- und Entdeckungsfiguren.“ (Selle 1996, S. 65) Es offenbart sich die „Semiotik des Raumes“ (Hamm 1982) in vergegenständlichte Formen gesellschaftlichen Handelns und als vielfach standortgebundene Artefakte, die zugleich als „hochselektive, spezifische ‘Gebrauchsanweisungen’“ (Linde 1972, S. 9) das räumliche Verhalten der Individuen auf-

⁷⁶ Vgl. u.a. Münchmeier (1997).

⁷⁷ Unter dieser Perspektive ist auf das Kapitel 3 hinzuweisen, wo das Untersuchungsgebiet als ‘Lebenslage’ der Bewohner des Kreisgebietes Heinsberg beschrieben wird.

schlüsseln. „Das eigentliche Kernstück der Verschränkung von Raum und dem Sozialen bezieht sich sogar auf jenen grundlegenden Primärprozeß, durch den soziale Systeme überhaupt erst konstruiert werden, nämlich auf Gruppenzusammenhalt und Gemeinschaftsbindung. Der physisch-materielle Raum ist wesentlich an diesem Grundprozeß menschlicher Vergesellschaftung beteiligt, durch den isolierte Einzelindividuen zu übergeordneten sozialen Systemganzen integriert werden. Wir können hier verschiedene Ebenen von Wirkungszusammenhängen unterscheiden. Eine erste Entstehungsbedingung von Gruppenbindung ist in der Funktion der materiell-räumlichen Umwelt als gemeinsamer Bezugs- oder Orientierungshintergrund für jede Art der sozialen Interaktion zu sehen. Man kann diese Schlüsselfunktion der Raumstruktur als ‘Kontextualisierung’ von Kommunikation und Interaktion bezeichnen. Soziale Interaktionen beziehen sich mit Notwendigkeit auch auf Gegenstände und Lagerrelationen der physisch-räumlichen Umwelt.“ (Weichhart 1993, S. 232) Insbesondere ist der materiell-räumlichen Struktur des Raumes der Charakter „kristallisierter“ Geschichte eigen. Diese Qualität des Vorzeitigen umgibt den Menschen „wie eine stumme und unbewegliche Gesellschaft.“ (Halbwachs 1985, S. 128)

Lebenswelt ist insofern bedeutungsmäßig besetzt. Sie ist ein Gefüge von Artikulationsstrukturen. In dieser Weise ist der Raum, der uns im Lebensvollzug begegnet, ein lebensweltlicher Raum. „Zur Vertrautheit mit dem unmittelbaren Lebensraum gehört ein mehr oder weniger deutliches Wissen von dessen horizonthafter Begrenztheit. Dieses Grenzbewußtsein verweist aber zugleich darauf, daß wir in eigenen Akten des Lebensvollzugs (im Reisen, Forschen, Erleben) auch die Möglichkeit haben, diese Begrenztheit partiell zu durchbrechen. ... So wie die Lebenswelt durch die im Lebensvollzug gestifteten Bedeutsamkeiten bestimmt ist, so ist auch der Lebensraum je schon mit Bedeutungen besetzt und in sich bedeutungsmäßig gegliedert. ... Der gelebte Raum tritt uns immer schon als gegliederte Platzmannigfaltigkeit, als durch Bedeutsamkeiten strukturierte Gegend entgegen; als Platzmannigfaltigkeit oder Gegend, in die wir ‘hineinleben’, die wir raumgreifend aus unseren Lebensvollzügen je schon

zugänglich gemacht haben als so und so bedeutsame. Die Bedeutsamkeiten dieser strukturierten, endlichen Räume sind uns - entsprechend unseren Lebensentwürfen - je schon erschlossen im Modus der Vertrautheit. ... Wir können daher festhalten: Der Lebensraum hat seine nicht aufzuhebende primäre bedeutungsmäßige Artikulation. Die Bedeutungen können sich im geschichtlichen Wandel des Lebens verschieben. Dabei kann auch ein gezielter gestalterischer Prozeß mit im Spiel sein. Niemals aber begegnet uns ein Raum, der nicht schon mit Bedeutungen besetzt wäre.“ (Thurnher 1993, S. 248f.)

Charakterisiert wird in den Modellen und Konzepten keine empirische Wirklichkeit, sondern Denkkonstruktionen. Es handelt sich um stark vereinfachende Darstellungen der Wirklichkeit, die benutzt werden, um im sozialräumlichen Begriff gewisse Leitlinien zu identifizieren.

Festzuhalten bleibt, daß allen Modellen und Raumstrukturen ein grundlegender Lebensmittelpunkt gemeinsam ist, der sich im Wohnen manifestiert. Jeder Mensch wohnt und begründet damit elementare Vertrautheit mit dem Räumlichen. Von diesem Zentrum ausstrahlend, erschließen sich weitergehende Relationen - nämlich alle weiteren Raumerfahrungen.

2.2. Aspekte elementarer Raumerfahrungen

Unsere Wohnungen sind Produkte der Phantasie wie der Phantasielosigkeit, der Großzügigkeit wie des engen Eigensinns. Da sie aber aus harter Materie bestehen, wirken sie auch wie Prägestöcke; wir müssen uns ihnen anpassen.

Mitscherlich 1965⁷⁸

2.2.1. Wohnen

„Aber (es, A.F.) ... hebt sich, solange man den Bereich der räumlichen Beziehungen nicht ganz verlassen will, ein Bezugspunkt heraus, an dem der Mensch im Raum verwurzelt sein muß, wenn überhaupt eine Beziehung zum Raum, die Räumlichkeit, ihm wesentlich sein soll. Das ist der Punkt, wo er als geistiges Wesen im Raum Stand gewinnt, wo er im Raum ‘weilt’ und ‘wohnt’. Wir nennen es mit einer vorläufig unbestimmt gelassenen Bezeichnung seine ‘Wohnung’. ... So gliedert sich von der Wohnung aus das System der räumlichen Beziehungen. Die Orte, zu denen ich fortgehe und von denen ich zurückkehre, sind auf diesen Punkt (‘Nullpunkt des Raumes’) als auf ihre organisierende Mitte bezogen. Wenn wir die Wohnung wechseln, so baut sich von der neuen Wohnung aus die Welt in einer neuen Weise auf.“ (Bollnow 1994, S. 58)⁷⁹

Etymologisch hergeleitet, läßt sich *wohnen* derweise definieren, daß der ursprüngliche Gehalt, im Sinne von *nach etwas trachten*, *gern haben* abgewandelt worden ist, über Zwischenstufen *Gefallen finden*, *zufrieden sein*, *sich ge-*

⁷⁸ Einleitendes Zitat: Mitscherlich (1965, S. 9).

⁷⁹ Das Haus „stand im Zentrum von Raum und Zeit, ein ‘nunc stans’ aus Holz, Stein, Glas und Eisen. Die Bewegungen des Individuums ‘Mensch’ sind immer exakteren Analysen unterworfen worden, und die bedeutenste davon ist diejenige Hegels. Danach handelt es sich um eine Pendelbewegung: Der Mensch verläßt sein Haus, um die Welt zu erfahren, und kehrt heim, um das Erfahrene zu prozessieren. Er zieht aus, um die Welt zu finden, und kehrt heim, um sich selbst wiederzufinden. In der Welt verliert er sich, um die Welt bei seiner Heimkunft zu verlieren.“ (Flusser 1998, S. 62)

wöhnen bis zu der heute gebräuchlichen Bedeutung *wohnen, sich aufhalten*. (Drosdowski 1989) Die folgende Ausführung knüpft somit an vertraute Bewandnisse des Ortsbegriffes an, nämlich „daß die Ortsangaben von Geburt, einzelnen Lebensphasen und schließlich vom Tod ein fester Bestandteil alltäglicher Lebenslaufdarstellungen sind.“ (Bertels/Herlyn 1990, S. 8) Wörtlich und eng interpretiert bedeutet Wohnort also derjenige Ort,⁸⁰ an dem man lebt und wohnt. Menschen halten sich an diesem Ort des Wohnens, über die individuelle Lebenszeit hinweg gesehen, ca. 17 Stunden am Tage auf (Walden 1995). Damit ist „Wohnen (to live)⁸¹ zentrales Kulturereignis, Inszenierungsform des privaten Alltags schlechthin.“ (Selle 1996, S. 8) Der Wohnung kommt insofern eine besondere, individuell verortende Position zu bis hin zu der These: „Lebensgeschichte stellt sich als Geschichte verschiedener Wohnungen dar.“ (Lehmann 1983, S. 180) Kulturelle, mnestic, soziale und subjektive Biographien verschmelzen im Akt des Wohnens zu einer Ganzheit. Das individuelle Bewußtsein vollzieht eine Integrationsleistung, indem es aus diesen Artefakten subjektive Orientierungen ableitet: „Die Wohnung wird zum Ich-Museum.“ (Selle 1996, S. 76) Grundlegend deutet Heidegger (1959) Wohnen insofern als existentielle Metapher, indem er Wohnen mit der Art und Weise gleichsetzt, wie Menschen auf der Erde sind. Das Wohnen ist dem Menschen zugehörig.⁸²

⁸⁰ Bollnow definiert: „Der Ort hat immer etwas Punktuell. Man kann auf ihn hinzeigen. Er bezeichnet einen festen Punkt im Raum; insbesondere einen festen Punkt auf der Erdoberfläche. Vor allem aber hat sich dieser Begriff im Sinne von Ortschaft verengt, d.h. als Bezeichnung einer menschlichen Siedlung. In diesem Sinn gibt es eine Ortsangabe, einen Wohnort, einen Geburtsort usw.“ (Bollnow 1994, S. 38) Norberg-Schulz (1982) spezifiziert weitergehend: Ein Ort ist mehr als ein dreidimensionales Gefüge von Bestandteilen, er ist vielmehr ein qualitatives Gesamtphänomen, welches über einen bestimmten Charakter verfügt. Charakter soll meinen, „die allgemeine Atmosphäre, also die umfassendste Eigenschaft eines Ortes.“ (S. 11)

⁸¹ Gleichsetzung von ‘Leben’ und ‘Wohnen’ im englischen Sprachraum.

⁸² Zunächst bezeichnet Wohnen den individuellen Modus des Lebens in einem personalisierten Raum. Elemente der Vertrautheit, von Gewohnheiten determinieren einen Prozeß der Verwurzelung, dessen positive Verwirklichung im ‘Glück des Wohnens’ (Bachelard 1994) seinen Ausdruck findet. Selle hebt zurecht insbesondere die subjektiven wenig faßbaren Aspekte dieses Prozesses hervor: „Vermutlich beginnt dieser verborgene, sensible Vorgang in Tätigkeiten und Wahrnehmungen jenseits aller Fragen, die eine empirische Sozialwissenschaft stellen will oder kann. ... Beim Akt des Wohnens bleibt zuviel im Dunkeln.“ (Selle 1996, S. 27)

„Mit dem Hinweis auf das altdeutsche Verbum *innan*, bewohnen, legt Heidegger bereits an einem frühen Punkt seiner Untersuchung die Pointe der existentialen Analyse von Räumlichkeit offen; was er das In-der-Welt-Sein nennt, bedeutet nichts anderes als die Welt ‘innen’ in einem verbaltransitiven Sinn: ihr einwohnen im Genuß ihrer Erschlossenheit durch vorgeleistete Einstimmungen und Ausgriffe. Weil Dasein eine immer schon vollzogene Wohn-Tat ist - Ergebnis

„Unser heutiges ‘modernes’ Wohnen ist nicht nur Wohnform, sondern auch Wohninhalt und Lebensmodell zugleich. Alle Dimensionen unseres Wohnens erscheinen so selbstverständlich und natürlich - Grundrisse, Privatheit, Familie, Eigentum -, daß man darüber leicht das Fragen vergißt, wie und warum das alles so gekommen ist.“ (Schneider 1992, S.1) Wohnen in der heute praktizierten Ausprägung mit abgegrenztem familiär-privaten Wohnbereich wurde erst ab dem 18. Jahrhundert Standard. Die ausgebildeten geteilten Lebenssphären lassen sich im Gegensatzpaar *Öffentlichkeit* versus *Privatheit* charakterisieren. Der Wohnbereich geriet zum Synonym des privaten Lebensbereiches. Im Verlauf ihrer kursorischen ‘Metamorphose’ gewann die Wohnung eine immer zentralere Bedeutung für die Entfaltung und Formung sämtlicher vitaler, menschlichen Funktionen: für das Essen und Trinken, für die Hygiene, die Harn- und Kotentleerung, für das Be- und Entkleiden, für Schlafen und Sexualität, für Gastfreundschaft und Soziabilität (u.a. Elias 1969; Gleichmann 1976). Körpersozialisation und Wohnkultur sind demnach kulturhistorisch eng miteinander verbunden. „Wir lernen den Umgang mit der eigenen und mit der fremden Leiblichkeit in der Wohnung. Hier erfahren wir Grundprinzipien sozialer Distanz und Nähe, lernen unser Schamgefühl zu handhaben, mit unseren ‘Affekten hauszuhalten’ (Elias 1939). Wir können deshalb von einer ‘Verhäuslichung der Techniken unserer Affektbeherrschung’ sprechen.“ (Gleichmann 1976, S. 322)

Gleichzeitig etablierte sich eine in sich gegliederte, innere Morphologie: Die Ausdifferenzierung in die Muster funktionaler Wohnraumaufteilungen (Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer u.a.) mit ihren Bestimmungen und Funktionen für das Innen und Außen prägten ebenso den Alltag des häuslichen Lebens. „Es ist nicht schön und sittlich, wenn in demselben Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet

eines Ur-Sprungs ins Einwohnen -, gehört Räumlichkeit der Existenz wesentlich zu. Die Rede vom Einwohnen in der Welt heißt eben nicht, den Existierenden einfachhin Häuslichkeit im Riesenhaften unterstellen: Denn gerade das Zuhause-Sein-Können in der Welt ist das Fragliche, und von ihm wie einer Gegebenheit auszugehen, wäre schon der Rückfall in die Behälter-Physik, die hier überwunden werden soll - der Ur-Denkfehler übrigens, der in allen holistischen Weltbildern und Mutterleibsimmanenzlehren begangen wird und zu frommem Halbdanken verfestigt vorliegt.“ (Sloterdijk 1998, S. 337f.)

wird,“ (Sombart 1906, S. 21) lautet eine zeitgenössische Bewertung aus bürgerlicher Warte. In einer parallelen Entwicklung erfolgte die symbolische Verankerung der getrennten Welten von Mann und Frau (Zwei-Welten-Doktrin)⁸³ - einem Innenbereich (weibliche Sphäre) und dem öffentlich männlichen Raum.⁸⁴

Mit dem Wandel der Wohnfunktionen stieg die symbolische und praktische Bedeutung des zivilisatorischen Sinnbildes 'Türe'. Über Türen und Tore als zugängliche Verbindungsglieder trifft der öffentliche Raum auf die Privatsphäre des Drinnen.⁸⁵ Die Türe mit ihrem semipermeablen Charakter (Bollnow 1994) kann als Barriere zwischen beiden Bereichen im historischen, psychologischen und juristischen Sinne interpretiert werden. Simmel (1957, S. 4) prononciert ferner die freisetzende Funktion der Türe: „Es ist dem Menschen im Tiefsten wesentlich, daß er sich selbst eine Begrenzung setze, aber mit der Freiheit, d.h. so, daß er diese Begrenzung auch wieder aufheben, sich außerhalb ihrer stellen kann.“ Dahingehend stellen Türen Abgeschiedenheit auf Zeit her. Es liegt im Ermessen des Wohnenden, diese Begrenzung aufzuheben oder eben nicht. Der Akt des Eintretens, das Überschreiten der Eingangsschwelle ist wiederum historisch geprägt durch das Gastrecht (Schutz, Versorgung). Spuren dieser kulturellen Handlungen sind heute in Gesten nachvollziehbar. Aus psy-

⁸³ Meyrowitz (1987, S. 148) gebraucht den Begriff, um die damals sich etablierende räumliche und arbeitsmäßige Segregation von Mann und Frau zu beschreiben: Der 'Zwei-Welten-Doktrin' liegt „die Idee zugrunde, die Natur habe Männer und Frauen so unterschiedlich ausgestattet, daß sie geistig und emotional in verschiedenen Welten lebten, daher für unterschiedliche Dinge verantwortlich seien und an unterschiedlichen Orten 'ihren Platz' hätten. Der Platz der Frauen war die Familie und das Heim. Ihre Verantwortung war, fürsorglich zu sein, Kinder zu erziehen, das Haus zu hüten und den berufstätigen Männern das Leben zu erleichtern.“ In seinen weiteren Ausführungen kommt der Autor zu folgender kritischen Schlußbemerkung: „Männer beschützten die Frauen vor der Außenwelt, indem sie sie von ihr ausschlossen.“ (S. 149)

⁸⁴ Schneider (1992, S. 2) sucht mit ihrer Untersuchung das Wohnen in seiner Bedeutung für das Geschlechtsverhältnis zu erschließen. Ihre zentrale These lautet, „daß unser 'modernes' Wohnen in allen seinen Dimensionen nicht geschlechtsspezifisch neutral ist - es nie war. 'Modernes' Wohnen heute scheint mehr denn je in der Lage, männliche Lebenszusammenhänge zu stützen und zu fördern, weibliche Zusammenhänge dagegen zu diskriminieren und alternative Entwürfe hierzu erst gar nicht zuzulassen.“

⁸⁵ „Dadurch, daß die Tür gleichsam ein Gelenk zwischen dem Raum des Menschen und alles, was außerhalb dessen ist, setzt, hebt sie diese Trennung zwischen dem Innen und dem Außen auf. Gerade weil sie auch geöffnet werden kann, gibt ihre Geschlossenheit das Gefühl eines stärkeren Abgeschlossenseins gegen alles Jenseits dieses Raumes, als die bloße, ungegliederte Wand. Diese ist stumm, aber die Tür spricht.“ (Simmel 1957, S. 4)

chologischer Sicht ist eine „qualitativ hohe Aktivitätsdichte“ (Selle 1996, S. 34) beim Betreten einer Wohnung markant. Die Schwelle, an der Privates anfängt und Öffentliches endet, ist im alltäglichen Umgang der Menschen nicht immer einfach festzulegen. Diese Grenze wird durch Konvention, Erziehung und Kultur immer wieder anders gezogen. Das prinzipielle Bewußtsein von der Schutzwürdigkeit und -bedürftigkeit der Privatsphäre wurde schließlich kulturell verankert und juristisch kodifiziert. So garantiert das Grundgesetz diesen Anspruch auf die Unverletzlichkeit des privaten Rückzugsraumes. Wohnen als Naturrecht verankert der Artikel 13: ‘Die Wohnung ist unverletzlich.’ Sie gewährt bietet primären Schutz. Verstöße gegen diese persönliche Sicherheit werden nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches geahndet (Hausfriedensbruch). Dort - so wird allenthalben angenommen - dürfe der Mensch nach seiner Façon glücklich oder unglücklich sein, schalten, walten, reden und sich so benehmen, wie er will. Die geschlossene Türe suggeriert Sicherheit.⁸⁶ Das Gleichstellen von Privat- mit Machtbereich (‘my home is my castle’) ist jedoch im besten Fall trügerisch. „Die Öffentlichkeit und damit die individuelle Ohnmacht endet nicht an der Haustüre.“ (Boller 1990, S. 146)⁸⁷

⁸⁶ „Ethymologisch betrachtet, ist Sicherheit auf das lateinische ‘Securitas’ zurückzuführen, das Wort ‘sicher’ auf ‘securus’. Securus meint nicht nur den äußeren Schutz, sondern auch den emotionalen Zustand des Unbesorgteins und ebenso das trügerische Sichsicherwähnen. Das althochdeutsche ‘Sikurri’ geht auf ‘securus’, im übertragenen Sinn objektiver Sicherheit, zurück und ist ursprünglich ein ‘rechtstechnischer Ausdruck’. Er bedeutet ‘außer Verantwortung’, ‘nicht haftpflichtig’, ‘durch Bürgschaftsstellung oder Pfandbrief gedeckt.’“ (Köcher 1987, S. 20) Gerade das Thema Wohnungseinbrüche erfährt in den Massenmedien deshalb eine besondere Aufmerksamkeit, weil ein solcher Übergriff drastisch das Bedürfnis nach Sicherheit in den eigenen vier Wänden in Frage stellt. Über die Schutzfunktion hinaus hat sich der Bedeutungsgesamt des Sicherheitsbegriffes gewandelt zu einer ‘komplexen Idee’: „Nicht mehr das ursprüngliche Objekt des Schützens wird ins Auge gefaßt, sondern das Schützen selber wird Objekt im Denken und Handeln.“ (Kaufmann 1973, S. 58) Entsprechende traumatisierende Ängste leiten sich zu einem großen Teil aus dieser subjektiv empfundenen Tabuverletzung des gewaltsamen Eindringens in die private *Wohnburg* ab.

⁸⁷ „Vor diesem Hintergrund kann insbesondere die private Sphäre, geschützt vor öffentlicher Kontrolle, auch zu einem Ort der Bedrohung werden. Ihr Sinn verkehrt sich ins Gegenteil. Die private Sphäre ist ein Bereich, in dem - statistisch gesehen - die meisten Gewalttaten verübt werden. Physisch Schwächere, Kinder und alte Menschen, insbesondere aber Frauen sind es, die diesen Bedrohungen in der privaten Sphäre besonders ausgesetzt sind. Sie erleben diesen ‘geschützten’ Ort vielfach nur als Ort der Angst.“ (Schneider 1992, S. 37) Unter Gentrifikationsaspekten läßt sich aussagen: „Die meisten Vergewaltigungen, Mißhandlungen und Verstöße gegen das sexuelle Selbstbestimmungsrecht finden in privaten Räumen statt, dem angeblichen Sicherheitsbereich für die weibliche Bevölkerung.“ (Ostner 1981, S. 26)

Hier kann allerdings nicht dezidiert darüber verhandelt werden, ob das Bedürfnis nach Intimität und das Abgrenzen von privaten Räumen, Zeichen von mehr Zivilisation oder gar ein Produkt von Kapitalismus oder/und Säkularismus seien, wie es etwa Elias (1992) und Sennet (1983) postulieren oder aber eine immer und überall vorhandene allgemeine, elementare Eigenschaft der Menschen darstelle, was beispielsweise Dürr (1988) zu belegen versucht. „Kein Zweifel: das Private, vor den Augen der Öffentlichkeit Verborgene hat es immer gegeben - eine reservierte, obskure Tabuzone, Ort der Freuden und Zwänge.“ (Kuczynski 1983, S. 135) Diese Privatheit hat ihren lokalisierbaren Ort - das gebaute Haus - gefunden. Denn Wohnen vollzieht sich in Häusern.⁸⁸ Die Vielfalt der Erscheinungsformen der Gebäude korrespondiert mit deren multifunktionalen Eigenschaften. Sie schützen vor Klimaeinflüssen, vor der Nähe anderer Menschen, bieten ein Drinnen und ermöglichen erst die Unterscheidung zwischen privatem und öffentlichem Raum. „Die Behausung des Menschen fungiert so als zweite Hülle des Menschen, sie ist eines der Mittel, um die Beziehungen zu anderen zu regeln.“ (Flade 1987, S.14)⁸⁹ Bachelard (1994, S. 33) ergänzt die Attribute des behauten Wohnens um eine poetische Betrachtung: „Das Haus beschützt die Träumerei, das Haus umhegt den Träumer, das Haus erlaubt uns, in Frieden zu träumen. ... Die Orte, wo man die Träumerei gelebt hat, entstehen aus sich selbst heraus wieder in einer neuen Träumerei. Und weil die Erinnerungen an frühere Wohnungen wie Träumereien wiedererlebbar sind, darum sind die Wohnungen der Vergangenheit in uns unvergänglich.“ Damit wird das Haus Integrationsmedium zwischen damals und heute, wobei das verbindende Prinzip die Träume sind.

⁸⁸ Im Rahmen dieser Ausarbeitung wird die Randgruppenproblematik der Obdachlosigkeit lediglich erwähnt. In Zeiten zunehmender Arbeitslosigkeit und steigender Einkommensarmut ist von einem wachsenden Anteil Betroffener auszugehen (vgl. MAGS - Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (Hg.): Ursachen von Obdachlosigkeit, München 1984 u.a.).

⁸⁹ „Architektur ist Bestandteil der ‘Herrschaft des Zeichens’. Während es bei der neuen Sachlichkeit in den 20er Jahren noch vorrangig um Funktionalität ging, so wurde seit den 80er Jahren, im Übergang zur Postmoderne, deutlich, daß Architektur auch semiotische Zeichenverwendung ist. Wie eine Treppe geschwungen ist, wie sie den Betretenden in Szene setzt, wie eine Fassade gegliedert ist, wie ein Dach aufgesetzt ist, alles unterliegt der Zeichenhaftigkeit. Architektur ist also auch semiotische Zeichenverwendung, sie ist im übertragenden Sinn ‘Sprache’, jedes Gebäude ein lesbarer Text, voller Zitate und Verweise.“ (Breyvogel 1998, S. 88)

Um alle diese Funktionen leisten zu können, ist eine soziale, versorgende und dienstleistende Wohnumwelt in ein erweitertes Wohnmodell (Habitat)⁹⁰ einzu-beziehen. Die Verflechtungen zwischen Wohnung und Umgebung sind man-nigfaltig. Zunächst einmal ist die Ausdehnung dieses Bereichs, den Wohnende für sich reklamieren, insbesondere vom Lebensalter, von Persönlichkeitsmerk-malen, vom Geschlecht, von Arbeitskontexten, aber auch von Umfeldspezifika abhängig. Zur begrifflichen Klärung gilt es zunächst, *Wohnumfeld* und *Wohn-umwelt* voneinander abzuheben. Während der Terminus *Wohnumfeld* fach-spezifisch (Otto 1982; Räppel 1984; Ülsmann 1980) ausschließlich die räum-lich-dinglichen Attribute des Wohnens berücksichtigt, umfaßt der Begriff *Wohnumwelt* ebenso soziale Aspekte des Raumes. Flade (1993, S. 36) unter-scheidet supplementär zwischen *Wohnumwelt* und *Wohnungsumgebung*: „Die Wohnumwelt ist derjenige Teil der individuellen Umwelt, in der eine Person wohnt. Sie läßt sich aufteilen in einen privaten Teil, die Wohnung, und in einen öffentlichen Teil, die Wohnungsumgebung. Die Wohnungsumgebung beginnt dort, wo der private Bereich der Wohnung oder des Hauses endet. Zur Woh-nungsumgebung gehören vielfältige Bereiche wie der Wohnungsnahbereich, das Wohnquartier bis hin zur gesamten Stadt mit ihren Verkehrsverbindungen, Straßen, Wegen und Plätzen.“ Der öffentliche Raum der Wohnungsumgebung läßt sich wiederum über den Begriff „home range“ von Porteous (1977, S. 91) erschließen. Er bezeichnet denjenigen Raum, „der gewohnheitsmäßig vom Individuum durchstreift wird, der aber nicht personalisiert bzw. (gegenüber an-deren) geschützt wird, es sei denn vorübergehend bei bestimmten Gelegenhei-ten. Der ‘home range’ (Revier) ist kein zusammenhängendes Gebiet, sondern ein Netzwerk von öffentlichen und halböffentlichen Knotenpunkten. Eine um-schließende Grenzlinie wäre bestenfalls ein willkürliches Kennzeichen.“

⁹⁰ „Mit dem Begriff ‘Habitat’ bezeichne ich die Gesamtheit der (natürlichen oder künstlichen) Umweltbedingungen, die das Bestehen einer Art besonders fördern. Habitat oder Lebensraum bedeutet also gleichzeitig ‘Nahrung und Wohnung’ oder (anders formuliert) die materiellen Mittel und der Schutz, die für das Überleben und die Fortpflanzung der zu dieser Art gehören-den Individuen notwendig sind. Menschlicher Lebensraum bezeichnet dabei die besonderen für den Menschen erforderlichen Bedingungen. Es muß nicht unbedingt betont werden, daß Habitat nicht Haus oder Stadt, sondern Siedlung im weiteren Sinne des Wortes bedeutet.“ (Friedman 1985, S. 9)

2.2.1.1. Wohnverhalten im Wandel

Wohnbedürfnisse, dies belegt eine aktuelle Studie über das ‘Wohnverhalten der Deutschen’ (Silbermann 1991) mit den Leitbegriffen Individualisierungs-
bewegung und Rückzug in die Privatheit, sind in dem Maße, in dem es um ge-
lernte Bedürfnisse geht - analog zu den gesellschaftlichen Wertvorstellungen
und Normen - einem Wandel unterworfen. Das Wohnerlebnis verändert sich
sukzessive zum *inneren Raum*, „der nach deutlicher Individualisierung ver-
langt. Dieser ‘innere Raum’ (nicht etwa ein ‘inneres Exil’) wird durch ge-
samtgesellschaftliche Trendbewegungen aktiv genährt, gestützt und aufgewer-
tet. ... Dieses Reserveverhalten gegenüber einer Gesellschaft, die als eine
Konfliktgesellschaft in Erscheinung tritt, hat nicht nur zu einer Abgrenzung
zwischen Privatheit und Öffentlichkeit - also nach draußen hingeführt, sondern
überdies auch nach drinnen - also in die Wohnung bzw. das Wohnen.“
(Silbermann 1991, S. 137f.) Aufgezeigt wird, daß „heutzutage mehr Nachdruck
auf individuelle Privatheit gelegt wird, daß vor allem eine stärkere Tendenz der
Mitglieder der Familie vorherrscht, dem eigenen Trachten nachzugehen. ... Ins-
besondere die Mittelschicht der Bevölkerung legt mehr Wert auf Wohnungen,
die dem Drang nach Individualisierung, d.h. nach mehr Spielraum für Pri-
vatheit und Selbstaussdruck eines jeden Haushaltsmitgliedes, gewährleisten.“
(S. 138)

Cocooning⁹¹ bezeichnet eine massenhafte Heimkehr in die eigenen vier Wände.
Diese Strömung spürte die Marktforscherin Popcorn (1992) zunächst für die
USA auf, doch scheint die Parole ‘Heim ins Heim’ zunehmend ebenso auf
deutsche Verhältnisse übertragbar. In der Praxis des sich wandelnden Wohnens
bleiben Motive nach Geborgenheit und Nestwärme, Schutz und Sicherheit,⁹²
Repräsentation und Selbstverwirklichung, Privatheit, Intimität und Zusammen-
gehörigkeit, auch nach Beständigkeit und schließlich nach Abgrenzung und
Separation vom öffentlichen Raum (Flade 1987) konstant. In diesem Sinne

⁹¹ Die Metapher beschreibt Menschen, die in ihrem Gehäuse (Gebäude) eingesponnen sind wie Larven im Kokon.

⁹² Für Piperek (1975) ist das zentrale psychische Wohnbedürfnis ‘Schutz und Sicherheit’.

heißt Wohnen, sich der Welt *draußen* zu entziehen, sich in die *Gegenwelt* der Wohnung zu bergen und der Arbeits- und Konsumwelt zu entfliehen.⁹³ Wohnen versus Arbeit ist eine zentrale Denkkategorie. Eine andere Interpretation lautet, daß die Unterscheidung zwischen den Lebenssphären *Draußen* und *Drinnen* als synonym für geschlechtsspezifische Lebenswelten gesehen werden kann. Drinnen und Draußen - Frauenwelt und Männerwelt: „Die Geschichte zeigt eine immer stärkere räumliche Ausgrenzung der Frauen, ihre auch ideologisch verfestigte Domestizierung und Verheimlichung.“ (Schneider 1992, S. 19)

Der Idealtypus des modernen Wohnens ist am Muster einer statistischen Normalfamilie - einem heterogeschlechtlichen Paar mit zwei Kindern - orientiert. Dieser Vorgabe gemäß erfolgen die Rahmensetzungen für eine Wohnungspolitik. „Die immer stärker auf die Kleinfamilie zugeschnittene Form des Wohnens schafft zugleich die Voraussetzungen für eine spezifisch bürgerliche Form der Modellierung von Sinnlichkeit: Die Abgeschlossenheit einer kleinen Gruppe in einem relativ kleinen Raum schafft einerseits Intimität und Geborgenheit, andererseits jedoch auch neue Formen der Isolation und Einsamkeit - werden zu einer spannungsreichen Voraussetzung der Ontogenese und Sozialisation des Individuums.“ (Pazzini 1997, S. 1628)

Wohnen ist deshalb kulturgeschichtlich, sozial, bewußt und vorbewußt tief im menschlichen Sein verankert, weshalb - allen Modernisierungstendenzen und

⁹³ Möller (1981) konstruiert einen Zusammenhang zwischen der Trennung der Funktionen Wohnen und Arbeit (siehe 'Charta von Athen') und einer zunehmenden Privatisierung des Wohnbereichs. Die Arbeitswelt, deren Leistungsanforderungen den Menschen verbrauchen, benötigt als Pendant die Wohnumwelt als Regenerationsraum. Auch Koelbl/Sack (1980) stellen eine allgemeine Entwicklungstendenz fest, dergemäß 'Wohnkultur' in eine schärfer ausgeprägte, abstrakte Negation zum Arbeitsplatz gerät. Dem privaten Wohnen werden vermehrt Kompensationsfunktionen zugesprochen, die im Arbeitskontext nicht mehr erfüllt werden können. Die Bereiche Erholung, Entspannung, Geborgenheit, sowie Ausgestaltung der Freizeit fallen der Wohnfunktion anheim. Die Wohnung soll weiterhin der Selbstverwirklichung und dem Selbstwertgefühl dienen. Hinzukommend bleiben 'alte' Attribute (Wohnung als Statussymbol der sozialen Etikettierung und Abgrenzung) bestehen und manifestieren dadurch die Bildung berufs- und schichtspezifischer Wohnstile. In seiner Theorie des kommunikativen Handelns interpretiert Jürgen Habermas (1981) den Antagonismus von (öffentlichem) System und (privater) Lebenswelt: Der einzelne wird dort als total eingespannt in ein von anonymen Energien und Mächten gesteuertes hochkomplexes Getriebe identifiziert. Da er nur wenige Möglichkeiten hat, anderen Personen wirklich zu begegnen und sich dabei selbst darzustellen, vereinsamt das Individuum in der Masse. So versucht es - reduziert auf private und intime Nischen - hier Sinn zu schaffen und bei sich selbst zu sein.

schriller Lifestyle-Attitüden zum Trotz - konservative Grundelemente dominieren. Indessen Trend und kulturelles Erbe begegnen sich, wie der Trendforscher Horx (1996, S. 40) prognostiziert: „Rezessive Zeiten sind Zeiten des Revivalismus. ... Die Flucht ins Altbekannte ist unausweichlich. Und den Unsicherheiten über die Zukunft begegnet man gerne mit kleinen und großen Fluchten, mit Romantik- und Geborgenheitsästhetik.“ Diese Einsicht führt Bahrdt (1974, S. 219) auf eine allgemeine gesellschaftliche Analyse zurück: „Wenn wir über das heutige und zukünftige Wohnen diskutieren, bewegen wir uns durchweg auf einem Gebiet, das in seinen Tatsachen, Kategorien, Denkweisen und Anschauungsformen noch das der bürgerlichen Gesellschaft ist.“ Wohnkultur⁹⁴ als schön gestaltete Wohnumwelt ist unter diesem Blickwinkel eine bürgerliche Spielart, ein Kampf zwischen Kitsch und Stil, etabliert im kulturellen Programm der bürgerlichen Gesellschaft.⁹⁵ Nach Silbermann (1991, S. 141f.) muß der modische Begriff der Wohnkultur in Richtung des „weniger bombastisch klingenden Begriffs vom ‘Lebensstil’ umgesetzt werden, erfaßbar in der Beobachtung des Wohnerlebnisses. ... Der Lebensstil und damit das Wohnerlebnis wird nach dem Rang dessen bestimmt, was das Individuum oder die Gruppe in ihrem Alltag duldet, und nach der Fähigkeit, das rein Praktische in einem verbindlichen Wertezusammenhang über die bloße Nützlichkeit hinaufzuformen.“

⁹⁴ Müller (1979, S. 252) versteht unter „Wohnkultur“ die räumlichen Vergegenständlichungen unterschiedlicher menschlicher Lebensformen, sowie die im Umgang mit diesen Gegenständen entwickelten Verhaltensweisen einschließlich der Tätigkeit des Wohnens selber und die damit implizierten primären und sekundären Sozialisationsprozesse.

⁹⁵ Beispielhaft soll Kathrin Oester (1990, S. 41f.) zu Wort kommen mit einer Skizze über das Elternschlafzimmer: „Das Elternschlafzimmer, meist der zweitgrößte Raum, architektonisch der Straße, der Öffentlichkeit möglichst abgewandt, ist vor allem anderen Ausdruck der ‘heiligen Institution Ehe’, Ort der Kinderzeugung, im wahrsten Sinne des Wortes ‘Keimzelle des Staates’. ... Wie kein anderer Raum bringt das eheliche Schlafzimmer die ideologische Verknüpfung von Frau/Natur/Sexualität, und die Vorstellung von der Wohnung als Verlängerung des weiblichen Körpers zum Ausdruck: So wie die Frau als männliches Attribut ihren Körper pflegen und schmücken soll, konzentrieren sich im Schlafzimmer die Insignien romantischer Verspieltheit. ... Rotbeleuchtet, auf verrucht gestylt, mit Nylon-Tigerfellen bestückt oder rosageblümter Tapete: Stets ist das eheliche Schlafzimmer Ausdruck bürgerlicher Vorstellungen von Erotik, wo nicht in erster Linie Mann und Frau aufeinandertreffen, sondern in patriarchalischer Weise die unmögliche Vereinigung zwischen Heiliger und Hure, Hausmütterchen und Pin-up-Girl stattfinden soll.“

Parallel zu den Auflösungstendenzen gängiger Wohnformen „findet in den 60er und 70er Jahren eine Enttabuisierung (Entblößung) des weiblichen Körpers statt ... Doch im selben Maße wie sich diese Tendenzen behaupten, werden die private Wohnwelt sowie der weibliche Körper

Für Frankreich hat Bourdieu (1987) schlüssig Aspekte des Wohnstils zur Charakteristik seines 'Raumes der Lebensstile' herangezogen. Ergebnisse, die gleichermaßen für Westdeutschland in einer Wiederholungsanalyse dokumentiert (Blasius/Winkler 1989) werden konnten. Ferner hat zum Felde (1993) eine raumbezogene Lebensstiltypologie entwickelt. Mittels qualitativer Interviews gelang dem Forscher, typologisch unterschiedlich verteilte Fähigkeiten sichtbar zu machen, Wohnraum als Lebensraum individuell für die eigenen Bedürfnisse zu instrumentalisieren. „Die 'eigene' Wohnung gibt hierzu die weitesten Möglichkeiten und ist am ehesten Ausdruck der Persönlichkeit und der sozialpsychologischen Befindlichkeiten.“ (Dangschat 1996, S. 126)⁹⁶

Das volkstümliche Sprichwort *'Zeige mir, wie du wohnst und ich sage dir, wer du bist'* deutet eine Spiegelung individueller Selbstentwürfe des Bewohners innerhalb der Wohnung an.⁹⁷ Das intendierte Raumerleben der Nutzer ist demnach nur oberflächlich durch funktionale oder geschmackliche Attribute erfassbar. Vielmehr bestimmt ein subjektiv ausgerichtetes spezifisches Konglomerat aus emotionalen, imaginativen, magischen, ritualen, biographischen u.a. Anteilen das *atmosphärische Flair* (Individualisierung) einer Wohnung. Die Stimmung des inneren Raumes - geschaffen durch den darin Lebenden - wirkt wiederum auf diesen zurück. Transaktion (Altman/Rogoff 1987; Fuhrer 1990) beschreibt diesen Wechselprozeß: „Wir haben also eine doppelseitige Beeinflus-

dem Konsum zugänglich gemacht und der Mode unterworfen. Die These einer symbolischen Verknüpfung von (weiblichem) Körper und Wohnung findet neue Argumente.“ (S. 45)

⁹⁶ Baudrillard (1991, S. 34) sieht das Aufkommen eines Paradigmenwechsels im Wohnen sich ereignen: „Die ganze Welt der 'Stimmung', der natürlichen Übereinstimmung der Seelenregungen und der Dinge, diese verinnerlichte Atmosphäre (im Gegensatz zur veräußerlichten Atmosphäre der Moderne) ist verschwunden. Heute haben nicht mehr die Werte der Anpassung und der Vertraulichkeit Geltung, sondern jene der Information, der Neuerung, der Kontrolle, der Disponibilität über objektive Daten. Das syntagmatische Kalkül ist die eigentliche Gesprächsform des modernen Bewohners geworden. Die ganze Einstellung gegenüber der Dekoration hat sich geändert. Der überlieferte Geschmack als Ausdruck des Schönen auf Grund verborgener Ähnlichkeiten findet keinen Anklang mehr.“ Zum Thema 'Geschmack' interpretiert Ecarius (1997, S. 45) diesen als Element des Lebensstils: „Der Geschmack als *intuitive Instanz - als amor fati* -, ist der jeweiligen Lebenssituation in der sozialen Laufbahn optimal angepaßt und wird sichtbar, wenn es darum geht, zwischen Angeboten zu unterscheiden, als Kind dieses oder jenes Spielzeug auszuwählen, als Jugendlicher jene Musikrichtung zu bevorzugen und als Erwachsene eine Wohnung einzurichten. Der Geschmack wirkt als praktischer Operator, der die symbolische Ordnung in signifikante Einstellungen und Unterscheidungen transportiert.“

⁹⁷ Nach Alexander Mitscherlich (1965, S. 137) gilt diese allgemeine Charakterisierung zumindest für „die Länder, deren Geselligkeit sich weitgehend in den Privatwohnungen abspielt.“

sung: die seelische Verfassung des Menschen bestimmt den Charakter des umgebenden Raums, und umgekehrt wirkt der Raum dann zurück auf seinen seelischen Zustand.“ (Bollnow 1994, S. 230)

2.2.1.1.1. Die eigenen vier Wände

Daher kommt der Ausgestaltung und Aufteilung der Innenräume, dem Ausschöpfen von gestalterischen Momenten (Farbe, Helligkeit, Dimensionierung, u.a.) eine persönlichkeitsentfaltende oder eben regressive Bedeutung zu (Mehrabian 1987).⁹⁸ Dergleichen persönliche Markierungen von neutralen Wohnbereichen als nonverbale Kommunikationsangebote lassen sich als Personalisierung deklarieren (Graumann 1996). Die symbolische und reale Aneignung einer Wohnstätte geschieht dahingehend über Assimilierungsprozesse. Der Wohnende gestaltet aktiv eigenes Wohnen, um sich dort selbst wiederfinden zu können. „Gute Objektbeziehungen verstärken demnach auch meine Identität; das heißt, mein Gefühl, mir selbst gegenüber kein Fremder, sondern ein Mit-mir-bekannt-Gewordener zu sein.“ (Mitscherlich 1965, S. 129) Die Aneignung des Wohnbereichs erfordert die Qualifikation, den neutralen oder objektiven Raum - einschließlich seiner konstitutiven Bedingungen (z.B. Zugänglichkeit) - in Kongruenz mit dem subjektiv vorgestellten Raum zu bringen. „Die sichtbaren Spuren des Aneignungsprozesses sind eng mit Images von Zuhause verbunden.“ (Walden 1995, S. 87) Mit Bezug auf die Wohnung, verstanden als Element der räumlich-dinglichen Umwelt, läßt sich bedeutungsanalytisch - analog zur linguistischen Unterscheidung (Schneider 1996) - zwischen denotativen (sachlich-funktional) und konnotativen Aspekten (Wertschätzung)⁹⁹ unterscheiden. Denotationen beinhalten die Erfassung eines Wahrnehmungsinhaltes oder eines Zeichens in seiner unmittelbaren Bedeutung. Eine Wohnung kann inventarisierend beschrieben werden, was sie enthält und wie die Wohnungsgegenstände angeordnet sind. „Ein solches identifizierendes,

⁹⁸ Eine ausführliche Erörterung der Parameter für eine gelungene Innenraumgestaltung, sowie der 'Epizentren des Hauses' (Selle 1996) führt über den Rahmen dieser Ausführungen hinaus.

⁹⁹ Vgl. auch Hjelmiski (zusammengefaßt in Nöth 1985, S. 74 ff.).

deskriptives Vorgehen ist auch intersubjektiv überprüfbar, das heißt, es wird von verschiedenen Personen gleich wahrgenommen; daß sich in der Folge bei jedem Wahrnehmenden unterschiedliche Bewertungen und Assoziationen - als Konnotationen bezeichnet - einstellen, gehört ... (zur) Subjektivität der Wahrnehmung.“ (Doelker 1991, S. 80) Damit ist die Bedeutung der Wohnung für die Identität des Nutzers aus verschiedenen Blickwinkeln herleitbar. Einerseits aus einer Innenbeschreibung heraus (Personalisierung), als symbolisch vermittelte Manifestation von Identität und zum zweiten über eine Außenbeschreibung, die räumliche Komponente von Identität betreffend. Die Entwicklung von Identität im Wohnen - über den Indikator *Aneignung* - bleibt an das Zustandekommen positiver Verknüpfungen gebunden. „Wenn man sich mit einem Ort identifiziert, wird dieser zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit.“ (Flade 1987, S. 45)¹⁰⁰

Den Qualitäten des Wohnens (Bedürfnissen nach Aneignung, Personalität und Individualität) stehen andererseits konformistische Baunormierungen mit standardisierten Grundrißzuschnitten gegenüber. Die Disparitäten zwischen den Normen und partikulären Wünschen nach Selbstverwirklichung können durch strukturelle Zwänge verschärft werden. Das Formelhafte heutiger Bebauung sorgt für vertraute orthogonale Grundraster (Symmetrie und Achsialität) und verbürgt als kulturelles Orientierungsmuster ein rasches Zurechtfinden - selbst in fremden Heimstätten. „Um dies an einem Beispiel festzumachen, das sich am Begriff der Appräsentation von Husserl¹⁰¹ inspiriert: Damit ist die Fähigkeit des Geistes bezeichnet, aufgrund der Erfahrung, von einzelnen Aspekten das Ganze zu konstruieren, sich beispielsweise also von der Fassade eines Hauses ausgehend dessen räumliche Ausdehnung nach hinten vorzustellen.“ (Doelker 1991, S. 81) Aneignung im Wohnen ist deshalb kein ausschließlich

¹⁰⁰ Aarburg (1990, S. 7) weist auf Bedenkenswertes hin. „Bei dem Versuch, Wohnungen als Zeichensysteme sowohl aus der Sicht ihrer Bewohner als auch mit dem Blick von Außenstehenden zu deuten, sind uns diese Selbstdarstellungsversuche immer mehr als Fallen erschienen: Sehr teuer bezahlte Nistplätze sollen für eine graue Arbeitswelt entschädigen, wobei gerade durch diesen Konsum der Zwang entsteht, draussen viel (eigene und fremde) Lebenszeit und unverbrauchte Natur arbeitend zu opfern. Hinter harmlos harmonischen Wohnfassaden fanden wir in ihrer Konsequenz (selbst-) zerstörerische Wahnvorstellungen.“

¹⁰¹ Vgl. Bentele/Bystrina (1978, S. 65 f.).

individueller und isolierter Akt. „Sie ist vielmehr gesellschaftlicher Natur, da die Objekte (Häuser, Wohnungen, A.F.) und ihre Verteilung im Raum als Träger von Botschaften und Bedeutungen fungieren. Derart ist die Aneignung des Raums ein Kommunikationsprozeß.“ (Chombart de Lauwe 1977, S. 6)

Wohnzufriedenheit gründet sich vorrangig auf emotionale Reaktionen (Flade 1987). Sie ist abhängig von Bewertungen und Wahrnehmungen einer multifacettierten Wohnumwelt. Das Konstrukt Wohnzufriedenheit weist insofern kognitive, affektive und emotionale Aspekte auf. Zufriedenheit korreliert eng mit dem Grad an Übereinstimmung zwischen Wohnung - inklusive der sozialen und räumlichen Wohnumwelt - sowie der Verfügungschance zur konkreten Realisation des Wohnbedürfnisses (Walden 1995). Herrscht eine hohe Übereinstimmung vor, im Sinne des Überwindens gesellschaftlicher Barrieren¹⁰² und des Erlangens von Kontrolle über den Wohnbereich, stellt sich eher eine Grundstimmung ein, sich ein Zuhause geschaffen zu haben.

2.2.1.1.2. Kleines Haus im Grünen

Der Begriff des Zuhauses wird in erster Linie Eigenheimen zugeordnet (Tognoli 1987). Breiter gesellschaftlicher Konsens kommt darin zum Ausdruck, daß das Wohnen im eigenen Haus die bedürfnisgerechteste und für den einzelnen folglich erstrebenswerteste Art des Wohnens zu sein scheint. Dieses gesellschaftliche ‘Dogma’ wird erstaunlicherweise selten ernsthaft hinterfragt, es besitzt ein sehr hohes Maß an Selbstevidenz. Entsprechend raumgreifend vermehren sich - wie ‘naturgegeben’ - die Neubaugebiete, zehren Landreserven auf, um Landschaften der Zersiedelung zu überantworten.

Dessen ungeachtet erträumen sich viele ein Haus im Grünen. Mit der Idee vom Eigenheim verbindet sich ein Stück Utopie. Es ist dieser besondere räumliche Kontext, in dem sich viele ein erfülltes harmonisches Leben vorstellen. Er ist

¹⁰² Herlyn (1990, S. 12) konkretisiert: „Grob gesagt rangieren in der Regel bei der Verteilung, der Vergabe und Organisation des Raumes Produktionsinteressen vor den Reproduktionsanforderungen der Bevölkerung.“ Vgl. auch Hoffmann-Axthelm (1993) insbesondere das Kapitel „Die Kapitalisierung des Bodens“.

Bestandteil eines visionären Bildes von einem privaten Glück - mitunter geradezu dessen Vorbedingung.¹⁰³ „Im abgegriffenen Wort vom Traumhaus steckt eine Anspielung auf Uraltes, auf ein Geborgensein, das man nicht in der Lotterie gewinnt. Bei aller gesellschaftlichen Überformung, ja Deformation dieses Traumes bleibt ein Rest der unausrottbaren Sehnsucht nach ebenso anfänglicher wie endgültiger Geborgenheit. ... Das Traumhaus und das Haus des Traumes sind die späten Nachkommen jenes 'kleinen festen Hauses der Seele', von dem Meister Eckart sprach.“ (Selle 1996, S. 77) Das Eigenheim symbolisiert individuelle Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit (Kapitalbildung). Es ist gleichzeitig Ergebnis und sichtbarer Ausdruck der eigenen Potenz, Symbol eines erfolgreichen beruflichen und privaten Lebens (Repräsentation). Mit den Wortkomponenten '*eigen*' und '*Heim*' werden offensichtlich Assoziationen verknüpft, die an tiefe Sehnsüchte rühren und eine hohe Faszination ausüben. Das Haus ist semiotisch aufgeladen. „Es hängt damit zusammen, daß das Einfamilienhaus als räumlicher Kontext eines Lebensideals so etwas wie eine 'leere Kiste' ist, die mit wechselnden Inhalten gefüllt werden kann. Daß es sich immer wieder als Behälter positiver Lebensvorstellungen anbietet, hat offensichtlich aber mit seiner üblichen Eigentumsform zu tun, denn nur dem Eigenheim traut man die vielfältigen positiven Wirkungen auf die seelische Befindlichkeit und das Zusammenleben zu.“ (Junker 1990, S. 76) Dieser Zusammenhang erinnert unwillkürlich an jenes kulturtypische Denk- und Verhaltensmuster, welches von Erich Fromm (1976) mit dem Lemma vom 'Sein und Haben' zu deuten versucht wurde. In einer Übertragung interpretiert Junker: „Das

¹⁰³ Arne Andersen (1997, S. 127) erörtert das Thema des 'kleinen Häuschens im Grünen' im Rahmen seiner Alltags- und Konsumgeschichte: „Am meisten wünschten sich die Bundesdeutschen ein Häuschen im Grünen. Es versprach am ehesten Geborgenheit sowie Erholung vom Alltagsstreß und der Arbeit. ... Viele Bundesbürger hegten nicht nur solche Wunschvorstellungen, sondern verwirklichten sie auch. Die Folgen waren bald unübersehbar: Die Landschaft zersfaserte, die Stadt dehnte sich molochartig aus und schluckte immer mehr nahegelegene Ortschaften. Der Gegensatz von Stadt und Land wich einer raumgreifenden Zersiedelung fast der gesamten Bundesrepublik. Das störte den einzelnen in seiner ländlichen Idylle zunächst nur wenig. Aber er merkte bald, daß sein schöner Traum vom Wohnen in der Natur brüchig wurde. Solange er mit seinem Häuschen im Grünen allein sein konnte, war noch alles in Ordnung. Aber zu viele träumten den gleichen Traum. Das ehemals ursprüngliche Dorf wandelte sich in eine Satellitensiedlung der Stadt und verlor nach und nach seinen Charakter und all die Attribute, die das Leben auf dem Land so attraktiv gemacht hatten.“

könnte bedeuten: Hinter dem Wunsch nach einem Eigenheim stehen häufig andere Wünsche; Wünsche nach Geborgenheit, familiärer Eintracht oder was immer einem als Inbegriff eines guten Lebens erscheint. Dinge jedenfalls, die man nicht besitzen kann und folglich auch nicht kaufen. Was nun zur Attraktivität des Eigenheims beitragen dürfte, ist die (gelegentlich ganz offenkundige) Vorstellung, diese positiven Dinge würden durch das Eigenheim gewährleistet, seien gewissermaßen im Kaufpreis enthalten. Dadurch treten auch die naheliegendsten Nachteile in den Hintergrund.“ (Junker 1990, S. 76)

Emnid ermittelte 1982 in einer repräsentativen Haushaltsbefragung für die damalige BRD, daß ca. 75 % der deutschen Haushalte ein freistehendes Einfamilienhaus begehren (Höflich-Häberlein 1986). „Ein Haus zu bauen ist eigentlich eine instrumentale Handlung. Ein Haus zu bauen heißt aber auch, sich die Geborgenheit eines Hauses selbst zu gewähren.“ (Miller 1998, S. 60) Aber ein Eigenheim ist teuer.¹⁰⁴ Der Anteil von Eigenheimbewohnern liegt beispielsweise in Irland bei 81 %, in Spanien (75 %), in Italien (75 %), in Frankreich (54 %), in den Niederlanden (48 %), in Westdeutschland (41 %) und in Ostdeutschland bei nur 29 % (vgl. Spiegel Spezial 'Wohnen 2000', 1997). Doch gerade im ländlichen Raum zielen die Wohnwünsche eindeutig in Richtung Eigenheim (Flade 1987; Illien 1977).

Dennoch: „Die Wohnung gehört in vielen Fällen nicht denjenigen, die sie nutzen; sie verwalten sie auch nicht oder bestimmen deren Gestalt. ... Das Wohnen ist in unserer Gesellschaft zur Ware geworden. Eine Wohnung, ein Haus wird gekauft oder gemietet, wobei im letzteren Fall nur ein Nießbrauch für eine bestimmte Zeit erworben wird“ (Schneider 1992, S. 49). Der Verlust von Kontrolle über die materiell-räumliche Wohnumwelt läßt sich als 'Ent-eignung' charakterisieren.¹⁰⁵ Tendentiell muß deshalb Miller (1996, S. 497) beigepflich-

¹⁰⁴ „Die Wohnung wird nicht zuerst unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Bedürfnisse gesehen, denen sie zu dienen hat, sondern der Struktur unserer Gesellschaft entsprechend entweder unter Ausbeutungs- oder unter Prestige Gesichtspunkten; sie demonstriert Herrschaft und Status ... Die Entwürfe der Architekten spiegeln hier zumeist naiv die starren, schon fast wieder kastegeprägten gesellschaftlichen Normen.“ (Mitscherlich 1965, S. 137) Vgl. Bourdieu (1998a).

¹⁰⁵ „Diese Tendenz zur Ent-Autarkisierung der privaten Haushalte hat seit den fünfziger Jahren immer weitere Lebensbereiche ergriffen, wobei materielle und symbolische Prozesse miteinander verschmolzen sind. Zunächst sind natürlich alle leitungsgebundenen Versorgungssysteme

tet werden: „Zu finden ist eine weitgehende Anpassung des Menschen an seine bauliche Umwelt und weniger eine Anpassung der Umwelt an den Menschen.“

2.2.1.2. Kindheit und Wohnen

Bislang skizzierte Dimensionen des Wohnens lassen lebenszyklische Perspektiven weitgehend unberücksichtigt. Unter gegebener Blickrichtung ist der Zusammenhang von Lebenslauf und Raumerfahrung von Belang. Wohnerfahrungen sind „aufgehoben in einem Ansatz altersbestimmter Rollen und Situationsdeutungen.“ (Herlyn 1990, S. 14) Es macht deshalb Sinn, diese altersspezifischen Aspekte des Wohnens näher zu betrachten.

2.2.1.2.1. Wohnen und Sozialisation

In Wohnungen gewinnen Kinder ihre ersten Eindrücke von der Welt (vgl. u.a. Piaget/Inhelder 1971; Schneewind u.a. 1983; Flade 1984). Die frühe Kindheit als Lebensabschnitt zeichnet sich aus durch die Notwendigkeit, genuine Ent-

zu nennen, also Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung, Strom, Gas, Fernwärme, aber auch Informationsflüsse über Kabelnetze wie Telefon, Fernsehen bis hin zum Anschluß an das Internet.“ (Sieferle 1997, S. 195f.)

„Die Individuen hängen an zahlreichen verletzlichen technischen Netzwerken, auf deren störungsfreien Betrieb sie auf Gedeih und Verderb angewiesen sind. Darin wird eine merkwürdig paradoxe Struktur der Transformationsgesellschaft erkennbar. Vielen zeitgenössischen Beobachtern ist aufgefallen, daß sich die Menschen im Zuge der Durchsetzung dieser Gesellschaft immer stärker aus normativen Bindungen emanzipiert haben. ... Dabei wird gerne übersehen, daß diese spektakuläre Verselbständigung der Individuen auf einer ganzen Reihe von Vorleistungen beruht, welche von Institutionen und Versorgungssystemen erbracht werden müssen. Die freie Beweglichkeit der Individuen setzt voraus, daß sie Verpflichtungen und Ansprüche aller Art delegieren und jederzeit damit rechnen können, daß diese Leistungen auch wieder abzurufen sind.“

Die Kehrseite der Individualisierung erweist sich damit als wachsende Abhängigkeit von abstrakten, instabilen und undurchschaubaren Systemen, deren Bestand und Kontinuität von niemandem garantiert werden kann. Per saldo hat in der Transformationsphase der Zwang zur Konformität, zur Eingliederung in umfassendere technische und bürokratische Systeme enorm zugenommen, ohne das man sich über die Dynamik dieser Entwicklung völlig im klaren wäre. Die Menschen haben einen großen Teil der Freiheit und Selbständigkeit verloren, die sie in der bäuerlichen Gesellschaft, aber auch im Frühstadium der Transformation noch besessen hatten. Sie sind an Stoff-, Energie- und Finanzströme angeschlossen worden, die selbst keinerlei Stabilität besitzen, sondern total im Fluß sind. Dies gilt in materieller, aber auch in symbolischer Hinsicht.“ (Sieferle 1997, S. 197f.)

wicklungsaufgaben bewältigen zu müssen, ohne jedoch Verantwortung für das eigene Verhalten übernehmen zu können (Oerter 1987). Kinder sind in ihrer frühen Lebensphase vollkommen abhängig von ihren Eltern oder anderen Bezugspersonen.¹⁰⁶ „Erst ein homogenes, sukzessive gelungenes Mutter-Kind Wechselspiel eröffnet dem Kind die Chance, Objektrepräsentanten zu errichten, Sich und Welt, über die Unterscheidung zwischen Ich und Mutter, getrennt zu erleben.“ (Thole 1991, S. 53) Erst ab dem 4. Lebensjahr treten eigenständige erkundende Aktivitäten des Kindes allmählich in den Vordergrund. In der Kleinkindphase können Elemente der physikalischen Umwelt anfangs deshalb eher als ‘Hintergrundvariable’ (Grossman 1996) bezeichnet werden. Gleichwohl ist zu berücksichtigen: „Alle unsere körperlichen Aktionen vollziehen sich in der Beziehung zu dem Raum, den wir zur Verfügung haben. Unsere Fähigkeiten, die Ausdehnung des Raums zu erfassen, und die Beziehungen unseres Körpers zum Raum sind Verarbeitungsprozesse, die wir zu lernen hatten. Wenn ein Kind nicht gelernt hat zu erkennen, wieviel Raum ihm zur Verfügung steht und wie es sich in diesem Raum zu orientieren hat, wird es ihm schwerfallen, sich mit seiner physikalischen Umwelt auseinanderzusetzen.“ (Ayres 1998, S. 201f.)

Wohnungen stellen das wichtigste Forum für Familienleben dar, demzufolge kommt diesem Bereich für die fortschreitende kindliche Entwicklung eine wachsende Bedeutung zu (Wingen 1979; Zinn 1979). Durch die Formung der Wohnung und des Lebens in ihr nimmt das Kind erste Grundzüge gesellschaftlich geltender Normen wahr (Krovoza 1975). „In der frühen Phase ontogenetischer Entwicklung erleichtert diese Raumorganisation Wahrnehmung und Lernen in vergleichbarer Weise wie ein stabiles familiäres Umfeld. Psychoanalytisch gesprochen, stärkt die frühkindliche, an der expliziten Semiotik des Syntagmas orientierte Raumbildung das Ich, das ‘Mit-sich-Identische’ des

¹⁰⁶ Im Rahmen dieser Erörterung wird die Normalfamilie als Sozialisationsinstanz zugrunde gelegt. Die Berücksichtigung spezifischer anderer Sozialisationsinstanzen (z.B. Fremdplatzierung) kann unter gegebener Themenstellung nicht geleistet werden.

Ego.“ (Geiger 1997, S. 67) Die Familie als primäre Sozialisationsinstanz realisiert diese Aufgabe anfangs im privaten Binnenraum der Wohnung.¹⁰⁷

An dieser Stelle sei ein kurzer Exkurs in das Feld der historischen Pädagogik erlaubt. Aufmerksam gemacht werden soll auf einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Entstehen einer pädagogischen Sichtweise und sozialisationstheoretischen Aspekten des Wohnens. Denn „seit je ist der Unterricht in Analogie zur häuslichen Familienerziehung modelliert worden, ja die Anfänge didaktischer Theoriebildung weisen auf die ursprüngliche Einheit von Hofmeister-, Hauslehrer- und schulischer Erziehung hin.“ (Pazzini 1997; S. 1629) Als Belegbeispiel sei Comenius (1592 - 1670) aufgeführt, der in seiner ‘Didactica magna’ dazu anhielt, die frühkindliche Erziehung in der Mutterstube (Comenius 1954, S. 188ff.) zu beginnen. Auch und insbesondere Rousseau (1712 - 1778) verweist in seinem Erziehungsroman ‘Émile’ (1762) auf diese, der Erziehungsaufgabe förderliche Lebens- und Wohnumwelt.¹⁰⁸ Weiterhin ist Pestalozzi (1746 - 1827) zu nennen, der in seinen Arbeiten immer wieder anrät, das Leben in der Wohnstube als Vorbild und Bezugspunkt jeglicher erfolversprechender Erziehung zu nehmen. Schließlich sei noch der Reformpädagoge Berthold Otto (1859 - 1933) erwähnt, dessen Konzept zum schulischen Gesamtunterricht als Grundlage das freie Gespräch am häuslichen Mittagstisch hervorhob und dessen ‘Ratschläge für den häuslichen Unterricht’ (Otto 1908) eine Fülle von Detailbemerkungen zur Erziehungsmächtigkeit der häuslichen Wohnumgebung enthalten.

Die Bedeutung der Wohnverhältnisse als wichtige Rahmensetzung der familialen Sozialisationsleistung betont auch für die Gegenwart das Gutachten ‘Familien und Wohnen’ des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim BMJFG (1975). Damit wird die Erziehungsaufgabe (bzw. die kindliche Ent-

¹⁰⁷ Entsprechend wird sich auf eine Definition von Geulen (1997, S. 1409) bezogen: „Sozialisation ist die Entwicklung der Persönlichkeit aufgrund ihrer Interaktion mit einer spezifischen materiellen und sozialen Umwelt. Und Giuliani (1989, S. 21) führt zum Stichwort ‘räumliche Sozialisation’ aus: „Gelebter Raum bedeutet auch: Verinnerlichung von Erfahrungsstrukturen und Orientierungsmustern. Der individuelle Handlungsraum hat sein Relief, seine eigene Topologie mit ihren Tiefen und Ausformungen; er bezeichnet das innere und äußere Spannungsfeld, auf das menschliches Handeln bezogen ist, ein Handeln, das sich zwischen Verhaltensnormen und dem Verhaltenskontext eigene Wege der Produktivität sucht. Die Handlungswelt - und vor allem die kindliche - ist nicht bloß Vorgefundenes, sondern sie ist erworben und gestaltet. Das Heimischwerden in der Lebenswelt ist vergleichbar mit dem Erlernen einer Sprache. Und eine Sprache erlernen heißt zunächst auch: die Möglichkeit für alle anderen verlernen. Das Heimischwerden in der Welt, die Prägung von Erfahrungsstrukturen bedeutet somit auch Ausschluß anderer Möglichkeiten.“

¹⁰⁸ „Dabei hat gerade die Pädagogik seit Rousseau eine lange Geschichte mit dem ländlichen Raum hinter sich, und kein ‘sozialer Ort’ ist so oft und mit so viel Hoffnungen und Sehnsüchten von der Pädagogik bedacht worden.“ (Fuhs 1997, S. 167)

wicklung) in Beziehung gestellt zur strukturalen Beschaffenheit der Wohnung. Demnach führt räumliche Enge zu restriktivem elterlichen Erziehungsverhalten, wodurch grundlegende familiäre Spannungen erzeugt werden und eine größere gegenseitige Abhängigkeit sich ausbildet. Als Erziehungshaltung - in betroffenen familiären Kontexten - fanden Wurzbacher/Cyprian (1973) einerseits eine Tendenz der Eltern zur *overprotection* und andererseits eine allgemein gereizte Stimmungslage (Patterson 1983) mit erhöhter Bereitschaft vor, Kinder körperlich zu traktieren (Booth/Edwards 1976).¹⁰⁹

Kleindimensionierte Wohnungsgrundrisse beschränken ferner den kindlichen Spiel- und Erkundungsraum, wenn Kinder häufig für elterliche Tätigkeiten Platz machen müssen und damit ihre Bedürfnisse nicht ausleben können. Denn Kinder trachten danach, die räumliche und dingliche Umwelt der Wohnung zu erkunden, ohne zunächst die Bedeutung der vorgefundenen Gegenstände zu kennen.¹¹⁰ Revers (1969/1975) betont diesen Stellenwert der Wohnung als Erlebniswelt des Kindes explizit. Beispielsweise finden Kinder im Spiel eigene Bedeutungen der Wohnungsgegenstände. Sie sind kreativ in diesem symbolischen Interpretationsgeschehen, wodurch Konstituierung von Kultur, zwar überwiegend angeleitet durch die Eltern, aber auch frei assoziativ geleistet wird. Bahrndt (1974) spricht deshalb von einer 'Teilkultur der Kinder'. „Auch Kinder haben so etwas wie eine eigene Kultur, zum mindesten eine Teil-Kultur, mit eigenen Deutungsschemata, Symbolen und Bewertungen. Kinder befinden sich zwar im Prozeß der Sozialisation, d.h. sie sind auf dem Weg zur Erwachsenenkultur. Aber ihre Existenz geht nicht darin auf, Subjekte oder gar

¹⁰⁹ „Je ungünstiger die Wohnbedingungen und Wohnumweltbedingungen sind, desto höher ist die Bereitschaft der Unterschichteltern (Mütter), ihren Kindern gegenüber bestrafende, kontrollierende Erziehungsmethoden anzuwenden. ... Schlechte Wohn- und Umweltbedingungen begünstigen also elterliche Erziehungsmethoden, von denen in der Sozialisationsforschung angenommen wird, daß diese für die psychische, soziale, motivationale und kognitive Entwicklung des Kindes von Bedeutung sind. ... Wichtig ist schließlich zu berücksichtigen, daß bei der Mehrzahl der kinderreichen Unterschichtfamilien sich Kinderreichtum, beengte und schlechte Wohnbedingungen und ungünstige Wohnumweltbedingungen in der Regel zu einem einheitlichen Lebenszusammenhang verdichten.“ (Vaskovics/Watzinger 1982, S. 288f.)

¹¹⁰ Mueller/DeStefano (1973) unterstreichen die zweifache soziale Bedeutung von Objekten: Objekte fordern soziale Interaktionen, sie laden dazu ein. Zunächst einmal möchte ein Kind attraktives Spielmaterial behalten, es verteidigt die Nutzungsoption anderen gegenüber. Zum anderen vermag ein Objekt auf subtile Weise zu sozialen Interaktionen zu motivieren. Aktivitäten um ein ausgewähltes Objekt herum animieren dazu, Handlungskontingenzen zu entdecken.

Objekte der Sozialisation zu sein. Ihr Dasein ist nicht nur der defiziente Modus des Erwachsenseins.“ (S. 132)

Kinder stellen spezifische Anforderungen an ihr Zuhause, sie wohnen anders. Sie benötigen freie verfügbare Flächen, die nicht lediglich als ‘Verkehrsfläche’ fungieren und somit auf die Bewegungsabläufe Erwachsener abgestimmt sind, sondern Spielraum. Diesen eigenbestimmten Raum sollten Kinderzimmer bieten.¹¹¹ Doch auch dort begrenzen genormte räumliche Gegebenheiten in der Regel die kindlichen Bedürfnisse. Kinderzimmer sind nämlich häufig zu klein. Laut DIN 18011 sind für diesen Wohnbereich 7 bis 8 m² im Massenzwangswohnungsbau zu veranschlagen (Riemann 1984). Ferner stoßen elterliche Reglements, wie mit dieser Enge *vernünftig* umzugehen sei, nicht selten auf kindlichen Widerstand. Damit ist die Problematik der Ordnung im Kinderzimmer angesprochen. Je nach Gusto der Eltern, die womöglich akkurate und museale Ordnungskriterien vertreten, wird infolgedessen die vom Kind gestaltete Ordnung, respektive das spielerisch entstandene Werk, von den Erwachsenen als Chaos tituliert und durch Aufräumaktionen beseitigt, aus Kindersicht jedoch zerstört. Am Beispiel offenbaren sich die unterschiedlichen Interpretationsmuster der symbolischen Interaktion zwischen Erwachsenen und Kindern.¹¹² Diese Konfrontation mit der elterlichen Verfügungsmacht dürfte, so kann gefolgert wer-

¹¹¹ „Kinder und Jugendliche sind nun mal beim Wohnerlebnis letztlich stets von den ihnen durch die Erwachsenen zugestandenen und nur durch freiwilligen Verzicht eingeräumten Möglichkeiten abhängig. Je mehr Verzichtleistungen den Erwachsenen allein schon aufgrund äußerer Bedingungen wie Wohnungsgröße, Wohnumfeld, Einrichtung, Kosten etc. auferlegt sind, je eingeschränkter werden bei Kindern und Jugendlichen Wohnform und das sich innerhalb des Sozialisationsprozesses entwickelnde Wohnerlebnis.“ (Silbermann 1991, S. 134)

¹¹² Mitscherlich (1965, S. 132) sieht diesen Konflikt grundlegender: „Erzieherische Tradition kann, wie wir sehen, als Gift gegen Gemütlichkeit, Lässigkeit wirken und keine Kraft für Heiterkeit übrig lassen; für eine Wohnlichkeit, die dadurch entsteht, daß die Dinge Spuren des Gebrauchs, des Dienstes, den sie tun, aufweisen und daß das im Stil des Hauses gestattet ist, ohne daß man im Fettfleck an der Wand und in der lädierten Tasse unter Gästen eine Prestigeeinbuße zu befürchten hätte, oder darin selbst eine Minderung des Status mittelbürgerlicher Perfektion erblickte.“

Zunehmend wird aber deutlich, daß diese Engigkeit, diese Rigidität, diese Penibilität dem Meublement gegenüber - man kann sich zur Beschreibung dieser Haltung gar nicht geschraubt genug ausdrücken - eine ihrer aktivsten Motivationen in diesem engen Eingeklemmtsein hat - erst war es räumlicher, schließlich wurde es seelischer Natur -, und zwar deshalb, weil das kindliche Autonomiestreben frühzeitig in der räumlichen Enge dem aus rationalen und irrationalen Elementen gemischten Ordnungszwang zum Opfer gefallen ist.“

den, dem kindgerechten Aufbau eines Vertrauens zur dinglichen Umwelt abträglich sein (Bahrtdt 1974).¹¹³

Deutlich wird, daß die Wohnkultur Einfluß auf die Ich-Entwicklung des Kindes nimmt. Diese Einschätzung unterstützen - allerdings in relativ unspezifischer Weise - Veröffentlichungen aus psychoanalytischer Perspektive (vgl. u.a. Lorenzer 1972; Winnicott 1973) und sozialisationstheoretische Arbeiten (vgl. z.B. Berger/Luckmann 1970, S. 139ff.).

Die Effekte des beengten Zusammenwohnens lassen sich fortführen, wobei stets negative Momente überwiegen.¹¹⁴ Namentlich werden nachteilige Auswir-

¹¹³ Holzkamp (1973, S. 194) verdeutlicht diesen Gedankengang: „Die Aneignung von Gegenstandsbedeutungen ist das Fundament für die Aneignung von Symbolbedeutungen, bildet damit auch die Voraussetzung dafür, daß das Kind die in den ikonischen und diskursiven Symbolwelten auf erweiterter Stufenleiter, in verdichteter und hochverallgemeinerter Form kumulierte gesellschaftliche Erfahrung in seine eigene Erfahrung einbeziehen kann, und so die Möglichkeit zu präsenzgebundenem ‘Denken’, einer reflexiven Stellung der Welt und sich selbst gegenüber und der Bildung historischen Bewußtseins gewinnt.“

Auch nach Lee (1975) führt die Begegnung mit der materiellen Umwelt zu einem relativ konsistenten Feedback, wodurch die Ausbildung invarianter Schemata erleichtert wird.

¹¹⁴ Interdependenzen zwischen Wohnverhältnissen und Sozialisation, die auf nicht kindgerechte, einschränkende Bedingungen verweisen, faßt Thole (1991, S. 76) aus der Literatur zusammen:

- „Enge Wohnverhältnisse haben einen Erfahrungs- und Anregungsmangel zur Folge und führen zu einer Steigerung von nervösen Verhaltensweisen. Restriktive Erziehungsmaßnahmen sind häufig Auswirkungen der Situation, in zu engen Wohnungen mit zuviel Menschen zu leben (u.a. MAGS 1981; Schottmayer/Christmann 1976).
- Die Unfähigkeit, soziale Kontakte ohne Restriktionen aufnehmen zu können, nimmt bei schlechten Wohnverhältnissen zu (z.B. Kaufmann et al. 1979).
- Kaufmann (1979) konstatiert, daß räumliche Enge die volle Entfaltung von Lernfähigkeit und Intelligenz verhindert, zumindest jedoch behindert.
- Nachweislich ist festzuhalten, daß zu enge Wohnungen sich potenzierend auf Kinderunfälle im Haushalt auswirken, eine Zunahme von Erkrankungen der Atemorgane (Erkältungskrankheiten) durch zu enge und schlecht ausgestattete Wohnungen als erwiesen angesehen werden kann und eine nicht zu übergehende Korrelation zwischen Wohnungsgröße und körperlichen Haltungsschäden bei Kindern existiert: ‘Je größer die Personenzahl im Verhältnis zur Raumzahl einer Wohnung ist, desto häufiger treten Haltungsschäden bei Kindern auf. Während in Wohnungen mit einer Personen-Raumzahl-Relation 0,8 bis 1,2 27 % der Kinder Haltungsschäden haben, sind es in einer Wohnung mit einer Personen-Raumzahl-Relation 2,4 bis 2,8 38 %’ (Rughöft 1978; S. 78). Aber auch andere Organe und physiologische Tätigkeiten werden durch Wahrnehmungsenge negativ beeinflusst: Die Herztätigkeit, der Blutdruck, die Funktion der Drüsen, Stoffwechsel und Verdauung (vgl. Höltershinken 1983, S. 77).“

Vaskovics (1988, S. 52) faßt die Ergebnisse seiner ökologischen Sozialisationsforschung ernüchternd zusammen indem er konstatiert, daß „über die tatsächliche Wirkung von Wohnungs- und Wohnumweltbedingungen auf die innerfamiliäre Sozialisation nichts Sicheres ausgesagt werden kann.“ Und Herlyn (1990, S.18) bemängelt entsprechend: „Als entscheidendes Defizit der Forschung bleibt m.E. jedoch das Fehlen von Informationen darüber, wie sich räumliche Erfahrungen in der Kinderzeit in spätere Phasen des Lebens vermitteln.“

kungen auf die kognitive Entwicklung von Kindern angenommen. Konsequenzen in Bezug auf den schulischen Erfolg betroffener Kinder werden vermutet, wodurch sich langfristig gesehen wiederum grundlegende Prädiktionen für die Verteilung von Lebenschancen ergeben können (Winger 1979; Rodin 1976). Genau diese unterschiedliche gesellschaftliche Verteilung von Partizipationsmöglichkeiten verweist auf einen repetitiven Charakter der Misere.¹¹⁵ „Wesentlich ist ferner, ob eine Familie in einer Eigentums- oder in einer Mietwohnung lebt. Kindern aus Eigentümerhaushalten steht im Durchschnitt häufiger ein eigenes Zimmer zur Verfügung als Kindern aus Mietwohnungen.“ (Flade 1996, S. 359)

2.2.1.2.2. Raumerkundung, Verinselung und Verhäuslichung

Bereits Vorschulkinder erkunden ihre Umwelt relativ eigenständig. Diesen Nahbereich außerhalb der direkten Kontrolle von erwachsenen Personen bezeichnet Hart (1979) als ‘free range’. Im Umfeld der Wohnung „können Kinder wichtige Erfahrungen mit Pluralität machen, indem sie aus der relativ konsistenten Familienwelt heraustreten“ (Peek 1995, S. 25) und selbstregulierend fremde Bereiche erobern. Dabei bewegen sie sich an der Schnittstelle zwischen öffentlichen und privaten Bereichen. Auf diese Weise können sie Explorationserfahrungen machen mit der prinzipiellen Rückversicherungsmöglichkeit des Zuhauses (Dessai 1986; Zinn 1979). „Das Kind, das vor seinem Haus spielt, erfährt, wie sicher es ist, sich in die Welt hinauszuwagen, während es gleichzeitig den Schutz des Zuhauses nicht verläßt.“ (Bettelheim 1980, S. 121) Orientierende Grundlagen bilden sich: „Für ein Lernen von sozialem Verhalten im Raum sind Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte und Merk- und Wahrzeichen von entscheidender Bedeutung. Auf diese Weise ist eine ‘Aneignung’ von Raum möglich, können Identitäten gesichert und soziale ‘Spuren’ gelesen werden.“ (Dangschat 1996, S. 106)

¹¹⁵ Miller (1998, S. 167): „Es ist aber ein Zusammenhang zwischen der Bedeutung des Aktionsraumes in der frühkindlichen Entwicklung und dem Erwachsenenverhalten anzunehmen. Der Aktionsraum ist bedeutsam für den Aufbau der Selbstidentität und der sozialen Identität.“

Ältere Untersuchungen (z.B. Muchow/Muchow 1935) unterteilen den Lebensraum von Kindern in *Spiel- und Streifräume*. Demnach stellt der *Spielraum* die eigentliche Heimat des Kindes dar. Dieser formt sich „aus dem Insgesamt an Straßen und Plätzen, die das Kind genau kennt, wo es oft spielt und wo es oft entlanggeht, und die es sich vorstellen kann, wenn es die Augen zumacht.“ (Flade 1996, S. 359) *Streifräume* markieren demgegenüber weitgehend unbekannte Geländeformationen, die vom Kind in Eigeninitiative zu erobern sind.¹¹⁶ Die Aneignung der Areale korreliert mit Geschlechtsunterschieden. Der Lebensraum von Jungen erstreckt sich signifikant weiter (Moore/Young 1978; Hart 1979), sie verfügen über größere Erlebnis- und Verhaltenspotentiale durch die Aneignung eines weitläufigeren Gebietes (van Vliet 1983).¹¹⁷ Dergleichen Explorationsfelder vergrößert sich mit zunehmendem Alter der Kinder. Dieses Modell des einheitlichen Lebensraums ist in heutiger Zeit einer differenzierten Betrachtungsweise zu unterziehen. Denn Funktionsentmischung und Speziali-

¹¹⁶ Expression von Zacharias (1989, S. 68) als Nachbetrachtung eines Vortrages von Robin Moore: „Gleich als ersten Punkt benennt er das ‘flowing terrain’ - die fließende Landschaft oder die vagabundierende Wahrnehmung, oder das ziellose Suchen, oder einfach, sich treiben lassen im Raum, Bewegung als explorativer Zustand, wie immer das umschreibend zu übersetzen ist: Wandern, Fußgängernetzwerke, radfahren, andere Arten des Reisens und Fahrens, sich die Wege entlangspielen, verstecken und finden, einfach quer durch... (‘getting through’), Ortsmarkierungen durch Bedeutungen - subjektive Topographien, verstecken und suchen, entdecken, Dinge sammeln, ‘ernten’, sich erinnern. Robin Moores Resümee: ‘Es war eindrucksvoll zu entdecken, wie manche Kinder Experten dabei waren, Zugang zur Unterschiedlichkeit (‘diversity’) zu finden. Vielleicht sollten wir im Gedächtnis behalten, daß sie wirkliche Experten im Gebrauch ihrer Umgebung sind’ (Moore 1986, S. 80).“

¹¹⁷ Nissen (1998, S. 190) kommt in ihrer vergleichenden Studie dazu, „Geschlechtsunterschiede im raumbezogenen Verhalten von Mädchen und Jungen zu konstatieren. ‘Draußen’ sein hat sich ausdifferenziert in zwei Formen öffentlicher Räume, in - im wesentlichen noch von Jungen in Anspruch genommene - öffentliche Freiräume und in institutionalisierte öffentliche Räume, die zwar von Jungen und Mädchen in annähernd gleichem Umfang und mit ähnlicher Frequenz aufgesucht werden, jedoch - wie auch die Nutzung der Freiräume - mit inhaltlich deutlich geschlechtsspezifischen Orientierungen. Die Aktivitäten der Jungen sind wesentlich raumbetonter als die der Mädchen, dies gilt sowohl für die Bewegung des Körpers im Raum als auch in Hinblick auf die räumliche Ausdehnung der von ihnen beanspruchten *Lokalitäten*. Dagegen ist im institutionellen Bereich die Anzahl der aufgesuchten *Orte* bei Mädchen höher als bei Jungen. Geschlechtsspezifische Territorien im Sinne von Haller (1994) existieren im öffentlichen Freiraum in erster Linie für Jungen (Bolzplätze, Skateboardbahnen), für Mädchen kann - wenn überhaupt - allenfalls im nähräumlichen Bereich davon gesprochen werden (Hinterhöfe, Gärten am Haus).

Zumindest auf den ersten Blick scheint es so zu sein, daß dem symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit mit seinen polaren und hierarchischen Wertsetzungen und Funktionszuweisungen in der alltäglichen raumbezogenen Aneignung von Geschlecht nicht zu entkommen ist, daß das ‘doing gender’ im Prozeß der ‘Selbst-Bildung in sozialen Praktiken’ anhand der klassischen Trennungslinie erfolgt.“

sierung der Lebensbereiche, insbesondere die rapide Zunahme des privaten Autoverkehrs, modifizierten die Struktur kindlicher Wohnumwelten maßgeblich. Die tendenzielle Desintegration der Erfahrungsräume greift das Modell des *verinselten Lebensraums* (Sachs 1980; Zeiher 1983) auf. Demnach konstituiert sich der kindliche Lebensraum aus einer Anzahl vertrauter Räume, die geographisch verstreut gelegen und deshalb kein zusammenhängendes Kontinuum bilden, sondern als organisierter Sozialisationskontext Kinderalltag inszenieren. „Die Aneignung der Rauminselfn geschieht nicht in einer räumlichen Ordnung, etwa als allmähliches Erweitern des Nahraumes, sondern unabhängig von der realen Lage der Inseln im Gesamttraum und unabhängig von ihrer Entfernung.“ (Zeiher 1983, S. 187) Aus der Perspektive der *Verinselung der Kindheit* subsumieren sich verschiedene Teilräume als unverbundene Orte der Begegnung, deren Zwischenräume nur mit Hilfe von Erwachsenen überbrückbar sind, zur Umwelt für Kinder. „Diese Ausdifferenzierung von Räumen bringt auf der einen Seite den Zugewinn individueller Autonomie bzw. Wahlfreiheit mit sich, bestimmte Situationen zu nutzen, auf der anderen Seite aber auch neue Abhängigkeiten, wie Transportbedürfnisse, Fahrtdauer und Öffnungszeiten.“ (Peek 1995, S. 41) Der erhöhte Mobilitätsbedarf verwandelt Wohnumgebungen in vom Verkehr dominierte Zwischenräume oder ‘Nicht-Orte’,¹¹⁸ die eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegen und für lokale Aktivitäten keinen Raum mehr belassen. „Der neue Lebensraum (besteht, A.F.) aus einzelnen separaten Stücken (Kitas, Schule, Freunde, Vereine), die wie Inseln (Segmente) verstreut in einem größeren unüberschaubar gewordenen Gesamttraum lagen. Der segmentierte Lebensraum wurde zum zentralen Aspekt kindlicher Identität.“ (Röll 1995, S. 153)

¹¹⁸ Die Überbrückung des Zwischenraumes ist nach Paul Virilio (1978, S.32ff.) zusammengehörig mit einer ‘Enträumlichung’ der Distanz und mit einer Modifikation verschiedener Tätigkeiten in Funktionsräume. Ausgangspunkt der Überwindung des Raumes ist die Beschleunigung aller Ortsveränderungen im Raum, wobei das immer größer werdende Tempo der Technik die Bewegungslosigkeit des Menschen verlangt. Die durchmessenen und überwundenen Räume gehen für den Reisenden und dessen Wahrnehmung verloren. Virilio spricht von einem ‘Nicht-Ort’, an dem wir uns befinden, wenn wir unterwegs sind. Dann wir sind eigentlich nur in Bewegung, verändern unseren ‘Stand-Ort’ mit jeder Sekunde, ohne uns aber selbst (körperlich) zu bewegen.

Die Diskussion beider Modelle führt grundsätzlich zu der Feststellung, daß hier wie dort idealtypische Konstruktionen konzeptualisiert worden sind. „Der Blick auf Sozialisationsbedingungen heute verstärkt die Frage nach dem Aufbrechen monolythischer Raumvorstellungen. Da jedoch nach wie vor eine Dominanz euklidischer Raumvorstellungen nicht zu leugnen ist, kann die Annahme nur lauten, daß konträre Raumvorstellungen zur Regel werden. Kinder wachsen bereits ... mit diesen Widersprüchen und Gleichzeitigkeiten im räumlichen Denken auf.“ (Löw 1997, S. 27) Entscheidendes Kriterium beider Modelle ist der Gebietstyp der Wohnumgebung.¹¹⁹ Insbesondere für den ländlichen Raum sind Mischformen beider Perspektiven anzutreffen. Auch hier hat die Wohnumwelt im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Funktionsdifferenzierung an Spiel- und Explorationsqualität für Kinder eingebüßt. In der Praxis beeinflussen Determinanten wie geographische Beschaffenheit, Besiedlungsdichte (Berg/Medrich 1980) und Verkehrsbelastung der Wohnumgebung die Erziehungshaltung der Eltern und damit auch die Aneignungsfreiräume der Kinder. Engelbert (1986) faßt diesbezügliche Wechselwirkungen zusammen, indem er feststellt, daß Eltern ihre Kinder um so seltener draußen unbeaufsichtigt spielen lassen, je jünger diese sind und je stärker das Verkehrsaufkommen¹²⁰ in der Umgebung ist. Moore/Young (1978) bestätigen den Entscheidungsfaktor *‘Besorgnisse der Eltern vor den Gefährdungen durch den Straßenverkehr für ihre Kinder’*. Das quantitative Ausmaß des Draußen-Spielens kor-

¹¹⁹ Flade (1993, S. 37) schlägt vor, um allzu einseitige Interpretationen des räumlichen Verhaltens von Kindern zu vermeiden, einem differenzierenden Schema zu folgen, nämlich generell zwischen ‘pull’- und ‘push’- Faktoren zu unterscheiden: „‘pull’ bedeutet Hinwendung, ‘push’ meint Abstoßung. In der Umwelt des Menschen finden sich stets sowohl zahlreiche pull- als auch vielfältige push-Faktoren. Pull-Faktoren in der Wohnumgebung von Kindern sind z.B. eine beispielbare Umwelt, Abenteuerspielplätze oder andere Kinder; push-Faktoren sind Monotonie und Langeweile, fehlende Spielfreunde, Verkehrsgefährdung usw. Ein häufiges Versäumnis besteht darin, daß das Zusammenwirken von push- und pull-Faktoren nicht genügend beachtet wird und statt dessen ein bestimmter pull- oder pushe-Faktor isoliert analysiert wird.“

¹²⁰ „Nahezu jede Wohnung, jedes Haus ist an das öffentliche Straßen- und Verkehrsnetz angebunden. Der Straßentyp und vor allem die Verkehrsbelastung der Wohnstraße geben vor, inwieweit der Straßenraum für die Anwohner nutzbar ist. Gerade für Kinder stellt der Straßenverkehr eine potentielle Gefährdung dar. Straßen sind für sie Barrieren, die häufig ohne die Hilfen von Erwachsenen nicht überwunden werden können. Die Verkehrsbelastung der Wohnstraße beeinträchtigt daher nicht nur die Nutzbarkeit des Straßenraumes (bzw. ebenso des privaten Freiraums am Haus) als Aktionsraum, als Treff- und Kommunikationsort, sondern schränkt auch die ‘Begehbarkeit’ und Nutzbarkeit der weiteren räumlichen Umwelt ein.“ (Engelbert 1986; S. 130)

respondiert folglich mit der Beschaffenheit der Wohnumwelt unmittelbar. „Je mehr push-Faktoren in Wohnungsumgebungen wirksam werden, wie z.B. Verkehrsgefährdung, Lärm und Luftverschmutzung durch starken Straßenverkehr, um so mehr verschieben sich auch die Gewichtungen auf der Achse ‘Autonomie - Kontrolle’. Mehr push-Faktoren in der Wohnungsumgebung sind gleichbedeutend mit erhöhter Kontrolle durch Erwachsene bzw. Autonomieverlust.“ (Flade 1993, S. 42f.) Zu dieser Sachlage betonen verschiedene Analysen (Hertzberger 1986; Krause et al. 1977; Seggern 1982) die Relevanz alternativer, nicht streng zweckgebundener Räume für das Spiel der Kinder. Als Element dieser informellen Spielorte wird speziell der Stellenwert des Hausgartens hervorgehoben (z.B. Fester et al. 1983). Lehmkuhl (1985, S. 48) erläutert: „Wer Kinder hat, weiß: Der Garten zählt doppelt. Ungestört kann das kleine Kind spielen, sich frei bewegen, allein oder mit den Kindern des Nachbarn unter den Augen der Mutter.“¹²¹

Diese Entwicklung führt bei verschiedenen Autoren (Dessai 1986; Heide 1981; Rolff/Zimmermann 1985) zu der Einschätzung einer zunehmenden Rückzugsbewegung in den häuslichen Familienverband. „(Kinder, A.F.) halten sich in der veränderten Wohnumwelt mehr und mehr im Haus ... auf. Der Trend geht von draußen nach drinnen.“ (Rolff/Zimmermann 1985, S. 85) Die Verhäuslichung¹²² (Gleichmann 1976 und 1987; Nokielski 1985) des Alltags von Kin-

¹²¹ „Kinder eignen sich ihre Umwelt vor allem handelnd an, insbesondere durch das Umnutzen, Umfunktionieren, Verändern von Gegenständen und Räumen - und wo dies nicht möglich ist, durch das Zerstören“ (Jacob 1987a, S. 46). Ein Beispiel: „Der schönste (Spielplatz) war an der Mauer, die ja nicht weit von Gropiusstadt ist. Da gab es einen Streifen, den nannten wir Wäldchen oder Niemandsland. Der war kaum 20 Meter breit und wenigstens anderthalb Kilometer lang. Bäume, Büsche, Gras so hoch wie wir, alte Bretter, Wasserlöcher. Da kletterten wir, spielten Verstecken, fühlten uns wie Forscher, die jeden Tag wieder einen uns bis dahin unbekannten Teil des Urwäldchens entdeckten. Wir konnten da sogar Lagerfeuer machen und Kartoffeln braten und Rauchzeichen geben. Irgendwann haben sie dann gemerkt, daß da Kinder aus Gropiusstadt spielten und Spaß hatten. Da sind wieder die Trupps angerückt und haben Ordnung gemacht. Dann haben sie Verbotsschilder aufgestellt. Nichts durfte man mehr, wirklich alles war verboten. Radfahren, auf Bäume klettern, Hunde frei laufen lassen. Die Polizisten, die wegen der Mauer da ständig rumlungerten, kontrollierten die Einhaltung der Verbotstafeln. Angeblich war unser Niemandsland jetzt ein Vogelschutzgebiet. Wenig später haben sie es zur Müllkippe gemacht.“ (Christiane F. 1979, S. 30f.)

¹²² Dazu eine Einschätzung von Wiebusch (1990, S. 100): „Trotz der ‘Unwirtlichkeit’ und ‘Unwirklichkeit’ der funktionsentmischten und automobilisierten Städte, trotz eines Trends zur ‘Verhäuslichung’ von Kindheit (‘Familienkindheit’), sind ‘Straßensozialisation’ und ‘Draußen-

dern ist dann gegeben, wenn Eltern die objektiven Gegebenheiten ihrer Wohnumwelt so bewerten, daß ihre Kinder besser innerhalb der Wohnung aufgehoben sind. „Mit ‘primärer Verhäuslichung’ wird dabei bezeichnet, daß ehemals haus-, hof- oder straßenöffentliche Tätigkeiten in die private Sphäre der Wohnung verlagert werden. Die Verlagerung in institutionelle Bereiche wie Freizeitzentren, Kindertagesstätten, Jugendhäuser usw. wird ‘sekundäre Verhäuslichung’ genannt.“ (Flade 1993, S. 38) In ihrer Sichtung aktueller Veröffentlichungen und Untersuchungen gelangt Flade (1993) zu dem Fazit, daß in der Tat technologische Innovationen und sozialer Wandel mit den Faktoren „Verbreitung von Fernsehen, Telefon und Auto, die Erwerbstätigkeit von Frauen, die Scheidungsrate und der Geburtenrückgang bzw. die Institutionalisierung der Kinderbetreuung“ (S. 39) in ihrem Zusammenwirken zu einer weitgehenden Umgestaltung des Alltags von Kindern beitragen. Wohnungsumgebungen haben ihre wichtige Funktion für die sozialräumliche Sozialisation von Kindern zum Teil eingebüßt. Neben anderen Alternativen zum Spiel draußen (Spielplätze, Kindergarten, Vereins- und Sportangebote, Wohnungen von Verwandten und Bekannten), ist explizit der kindliche Fernsehkonsum hervorzuheben, denn es besteht eine prinzipielle Gemeinsamkeit zwischen der realen Rauman eignung draußen und dem Fernsehkonsum drinnen.¹²³

2.2.1.2.3. Kinder und Fernsehen

In diesem Zusammenhang weist Groebel (1990, S. 161f.) auf den Stellenwert der Ereignissuche (‘sensation seeking’) hin, dem Bedürfnis, sich äußere Stimulie zu erschließen. Auch Kinder besitzen spezifische Reizbedürfnisse, die sich auf drei zentrale Bereiche (Risikosuche, soziale Anregungssuche, Bedürfnis

Spielen’ weiterhin relevante Momente in der Freizeitgestaltung und Umweltaneignung heutiger Kindheit.“

¹²³ Die offenbar bestehenden Verbindungen zwischen Medienkonsum und Raumerfahrungen werden von Flade (1993, S. 51f.) belegt: „Das Ergebnis, daß Vorschulkinder, die Kultur- und Freizeitangebote wie Büchereien, Museen, Sportplätze usw. nutzen, die im Garten spielen können und deren Wohnumgebung sich durch eine allgemein gute Lebensqualität auszeichnet, weniger fernsehen, macht deutlich, daß Wohnumgebungen für Kinder auch heute noch wichtig sind, sofern sie nur Platz zum Spielen und Treffen und diverse Anregungen bieten.“

nach intellektueller Stimulation) beziehen. Groebel (1990) behauptet nun, daß diese basalen Erlebnisse Kindern auch über das Anschauen und Miterleben von Fernsehsendungen zuteil werden können.¹²⁴ „Der Bildschirm wird demnach für Kinder aufgrund fehlender attraktiver Möglichkeiten im Nahbereich der Wohnung zur beliebten Freizeitbeschäftigung, die ihrem Bedürfnis nach Außenorientierung entspricht.“ (Peek 1995, S. 79)

Die Bewertung des kulturellen Sinns und Nutzens des Fernsehkonsums¹²⁵ spaltet die Fachleute in verschiedene Lager. Eco (1986) hat diese Fraktionen benannt: Apokalyptiker und Integrierte. Apokalyptiker, die modernen Bilderstürmer (Winn (1979), Mander (1979), Anders (1980) und Postman (1994)) verbinden mit der Ausbreitung des elektronischen Mediums den Untergang von Kultur und Gesellschaft. Integrierte (z.B. McLuhan (1968; 1969), Dröscher (1995), Doelker (1991)) betonen demgegenüber die positiven, fortschrittlichen Anteile der televisionären Informationsumwelt. Die Welt verkleinere sich - via Fernsehen (Stichwort: Fenster zur Welt) - zu einem globalen Dorf. Bilder aus entlegenen Teilen des Globus flimmern über den Bildschirm und dieser Blick in die Ferne erweitere - unter Bildungsgesichtspunkten - den persönlichen Horizont. Den zuschauenden Kindern, die ausdauernd und folgsam dem *elektronischen Babysitter* ihre Aufmerksamkeit widmen, interessiert der Wissenschaftsstreit indessen wenig. „Geht man von den statistischen Daten aus, muß man Kindheit in unserem Land weitgehend als Fernsehkindheit definieren: So verbrachte jedes fernsehende 6- bis 13jährige Kind 1992 im Tagesdurchschnitt 160 Minuten vor dem Fernseher, 20 Prozent aller Grundschüler sehen pro Woche mehr als 40 Stunden fern. Tendenz: steigend.“ (Eicke/Eicke 1994, S. 23) Längst schon haben die jungen Zuschauer den Rahmen des sogenannten Kin-

¹²⁴ „Die räumliche Enge (der Wohnung) bewirkt, daß bewegungsfreudige Kinder fortwährend ‘mit dem Kopf gegen die Wand’ rennen, im wörtlichen und übertragenen Sinn. Viele Kinder internalisieren die Enge; sie bremsen sich, sie setzen sich - und sie bleiben sitzen: Attraktive Fernsehprogramme verstärken die Wirkung, sie suggerieren den Kindern im Sessel die Freiheit der fernen Welten.“ (Zapf 1980, S.14)

¹²⁵ Diese kurze Abhandlung des Themas ‘Fernsehkonsum’ ist selektiv auf die Perspektive der Ausarbeitung gerichtet und erhebt deshalb nicht den Anspruch, alle wesentlichen Aspekte (z.B. Gewalt und Medien) zu diskutieren. Spezifika anderer virtueller Medien (Computer) werden ebenfalls vernachlässigt.

derprogramms gesprengt. „Kinder schauen natürlich nicht nur Kindersendungen an. Kinderfernsehen ist, wenn Kinder fernsehen - und das tun sie fast zu jeder Sendezeit.“ (Drösser 1995, S. 77) Die hereinströmende Informationsflut fesselt die Sinne, was bei vielen zu einem spezifischen Fernsehverhalten führt: Vor dem Fernsehgerät beenden die Kleinen ihr Spiel und verfallen in eine Art Trance, indem sie still und angespannt dem Angeboten folgen, dessen hoher Grad an Similarität sie nur noch dem Bilderfluß folgen läßt und damit den anderen Menschen entrückt.¹²⁶ In dieser Haltung verharrend, ist ein Mangel an Bewegung und Körpererfahrungen nahezu obligat zu nennen.¹²⁷

Für Fernsehkinder gehören wohnen und fernsehen *zusammen*. Und in dieser Symbiose liegt das Eigentliche der Betrachtung. Wie weit auch immer die Vereinnahmung fortgeschritten sein mag und noch fortschreiten wird,¹²⁸ das Fernsehgerät einzuschalten ist so selbstverständlich geworden wie das Betätigen des Lichtschalters. Mit dieser medialen Wirklichkeit massiv konfrontiert, gewinnt die kleinste Wohnung eine andere, erweiternde Dimension von subjektiver Raumerfahrung. Die Medienhöhle wird zum Haus des Seins. „Untersuchungen zum Raum, als soziale Konstruktion betrachtet, fehlen bislang in der Bildungsforschung. Erforscht wurden Orte, Städte, Häuser und Zimmer. Nimmt man jedoch den Raum als Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit, ... dann vollziehen sich Bildungsprozesse nicht vor dem Hintergrund von Raum und Zeit, sondern sie konstruieren Raum und Zeit. *Wie* Raum konstruiert wird, das heißt auch die Raumvorstellungen, ist in zweifacher Hinsicht Ergebnis eines Bildungsprozesses

¹²⁶ „Enzensberger nennt (den Fernseher deshalb) ‘die buddhistische Maschine’“ (zit. aus Drösser 1995, S. 92).

¹²⁷ Eicke/Eicke (1994, S. 22) führen aus: „Viele Kinder können heute weder rückwärtsgehen, balancieren oder klettern noch einen Ball werfen oder fangen. Es fehlt an selbsterlebten Sinnesindrücken, denn gerade Sinnesanreize bieten entscheidende Impulse zur Entwicklung der Motorik und des Gehirns.“ Vgl. hierzu auch Kunz (1990). Beeinträchtigungen der kognitiven Entwicklung bei Kleinkindern, die in ihrem Erkundungsverhalten gehemmt sind, z.B. durch überzogenen Medienkonsum, sind zusammenfassend von Wachs/Gruen (1982) dargestellt.

¹²⁸ Keppler (1994, S. 18) merkt zu den Visionen der Apokalyptiker an: „Die mediale Begleitung des Alltags sei zu einer nahezu lücken(losen) Präfiguration des alltäglichen Verhaltens geworden. ... Jedoch möchte ich ausdrücklich festhalten, daß dies eine mögliche Wahrheit des medienkritischen Diskurses ist. Ihrzufolge entwertet das Fernsehen die Alltagswirklichkeit, indem es sie der Logik seiner Dramaturgien unterwirft. Die performativen Unterhaltungssendungen wären demnach die Speerspitze einer Tendenz zur Kolonialisierung der Lebenswelt, die dem Fernsehen und anderen Massenmedien als solchen in die Wiege gelegt sei.“

ses. Zum einen sind sie, wie menschliches Wissen grundsätzlich, vorläufiges Ergebnis eines kulturell determinierten Lernprozesses der Menschen; zum zweiten muß sich jeder Neuankömmling in der Gesellschaft die dominanten Raumvorstellungen reflexiv aneignen.“ (Löw 1997, S. 30)

Zunehmend müssen Gleichzeitigkeiten relativistischer und absolutistischer Vorstellungen zu den Alltagserfahrungen in dieser wichtigen kindlichen Präphase gerechnet werden. Der Umgang mit virtuellen Räumen kann herkömmliche Raumvorstellungen irritieren. Denn „diese Erfahrung läßt sich nur schwer, zumindest nur widersprüchlich, in eine Behältervorstellung integrieren. Statt dessen wird die Heterogenität und Unendlichkeit von Räumen sehr plastisch. Die absolutistische Idee vom Raum als ‘ein Ding an sich’ kann durch die Erfahrungen mit virtuellen Welten in Frage gestellt werden.“ (S. 26) Visionäre postmoderne Medientheorien gipfeln daher in der Aussage, Fernsehen sei zu einem *Spiritus rector* von Wirklichkeit geworden. Durch das Fernsehen werde „der Unterschied zwischen Sein und Schein, zwischen Wirklichkeit und Bild aufgehoben.“ (Anders 1980, S. 110) Das Bildsein erweise sich im neuen Medienzeitalter als *seiender* als das Sein.

„Welsch (1995) vermutet einerseits vor allem eine Virtualisierung und Derealisierung unserer Vorstellung des Wirklichen bzw. unseres Verständnisses von Wirklichkeit. Eine saubere Trennung zwischen Medienrealität und Alltagsrealität werde immer schwieriger. Welsch geht davon aus, daß in Zukunft mehrere Wirklichkeitsversionen miteinander koexistieren. Die televisionäre Wirklichkeit sieht er dabei als eine Welt, die wählbar, wechselbar, verfügbar und fliehbar ist. Andererseits erwartet er aber auch eine Revalidisierung nicht-elektronischer Wirklichkeitserfahrungen. Die Revalidisierung des Körperlichen sieht er jedoch nicht als Gegenprogramm, sondern als Komplimentärprogramm.“ (Baacke/Röll 1995, S. 17f.)

2.2.1.3. Jugend und Wohnen

2.2.1.3.1. Wohnen: Innen - Außen

Anknüpfend an die Ausführungen über das Wohnen der Kinder ist für Jugendliche signifikant, daß mit dem einsetzenden Verlust der Schutz- und Schonräume im familiären Rahmen eine zunehmend autonome Eroberung neuer sozialer und topographischer Räume ins Zentrum des Interesses rückt (Herlyn 1990). Der normativen Aufgabe, ihren Aktionsraum auszuweiten und damit einen Autonomiezuwachs (Lewin 1939) zu gewinnen, entspricht auf Seiten der Jugendlichen eine Erhöhung der Mobilität. Je nach Wohnumgebung differierend, findet die alterskorrelierende Ausdehnung des jugendlichen Lebensraums statt.¹²⁹ Gesucht werden Kontakte zu Gleichaltrigen ('Peergroup'). „Diese personale Orientierung hat ihre besondere sozialräumliche Dimension: Man muß Personen 'begegnen', muß wissen, wo sie sind, wie man sie treffen kann, zu wem sie gehören. Personen symbolisieren Spielräume, Gelegenheitsstrukturen, Perspektiven.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993, S. 56) Generell dominieren öffentliche Kontexte im Streben, sich den Festlegungen familiärer Verhältnisse und sonstigen bevormundenden Instanzen (wie Nachbarschaft, Schule, Ausbildungsbetrieb) zu entziehen. Die Gewichtung dieser Tendenz hat sich jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten verschoben, wie Böhnisch/Münchmeier (1989) in einem Vergleich neuerer Jugendstudien konstatieren: Die Zunahme der Gleichaltrigenorientierung korrespondiert mit einer Verflachung des Ablösungsprozesses von der Familie. Der Gegensatz scheint aufgehoben, Familie *und* Gleichaltrigenszenen sind von Bedeutung. Orientierung findet auf verschiedenen Ebenen statt, „an gleichaltrigen Personen, an den Medien, Stilen, Kommunikationsformen der Gleichaltrigenwelt. ... Jugendliche schaffen sich

¹²⁹ Bjorklid (1982) konnte in schwedischen Wohnanlagen feststellen, daß Jugendliche über 15 Jahren seltener als alle anderen Altersgruppen in unmittelbarer Umgebung der Wohnanlage anzutreffen waren.

Gleichaltrigenräume, um ihre Selbständigkeit ausleben, darstellen und widerspiegeln zu können.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993, S. 54)¹³⁰

Wiederum differenziert nach lokalen Gelegenheitsstrukturen und Alter wirkt eine unterschiedliche Verfügbarkeit über Verkehrsmittel als Barriere gegen Ausweitungsbestrebungen des Lebensraums.¹³¹ Dergleichen Aktivitäten sind wesentlich darin motiviert, Bedürfnisse nach eigenen Territorien¹³² durchzusetzen. Territorien als Teile des Selbstkonzeptes implizieren Identifikation mit

¹³⁰ Oswald (1995, S. 401f) unterstützt die These einer Verflachung des Generationskonfliktes: „Es gibt eine umfangreiche ... empirische Forschung zum Eltern-Kind-Verhältnis, die zeigt, daß das emotionale Verhältnis der Jugendlichen zu den Eltern, insbesondere zu den Müttern ... sehr gut ist. Dabei ist wichtig, daß die Mehrheit der Jugendlichen ein gutes Verhältnis zu den Gleichaltrigen mit einem guten Verhältnis zu den Eltern vereinbaren kann. Viele Jugendliche wählen sich einen Freundeskreis im Sinne ihrer Eltern. Überraschend viele Jugendliche stimmen auch in wichtigen Einstellungen mit ihren Eltern überein. Offensichtlich ist die Frage, ob Eltern oder Gleichaltrige einen stärkeren Einfluß ausüben, falsch gestellt. Vielmehr beeinflussen beide Seiten in unterschiedlichen Bereichen.“ Oswald (1992, S. 328f.) stellt weitergehende Zusammenhänge her: „Damit spricht einiges für die Hypothese, daß sowohl Bedingungen im Elternhaus als auch in der Gleichaltrigenwelt zu Jugendzentrismus führen, daß aber der Elternkontext wichtiger ist. Zusätzlich gibt es synergistische Effekte dahingehend, daß negative Bedingungen im Elternhaus dazu führen, daß Bedingungen im Peerkontext sich auf Jugendzentrismus auswirken, wohingehend normale Bedingungen im Elternhaus diesen Einfluß der Peers herabsetzen. ... Das bedeutet, daß die Peers dann einen negativen Einfluß ausüben, wenn die Jugendlichen sich nicht mehr an den Eltern orientieren.“

¹³¹ Vgl. parallel zu Zeihers (1983) Modell der 'Verinselung der Kindheit': Besonders ältere Kinder erfahren Umwelt zunehmend über das Inselmodell. „Die sozial-räumliche Polarisierung im Stadtgebiet (hier: Essen) führt dazu, daß die unteren Klassen in Armutsgebieten konzentriert sind, die durch einen Mangel an Infrastruktur gekennzeichnet sind: schlechte Versorgung mit Lebens-Mitteln im weiteren Sinne, deutlich schlechtere Versorgung mit 'kultureller Infrastruktur' wie Kindergärten und Schulen, aber auch Freizeitmöglichkeiten wie nicht-bebaute Landschaft ... sowie Sportanlagen. Wenn solche Armutsgebiete am Rand der Städte bzw. Ballungsgebieten liegen, kommt als zusätzliche Benachteiligung die Einschränkung der räumlichen Mobilität hinzu.“ (Rieser 1997, S. 295)

¹³² Die emotionale Bindung an bestimmte Orte ist kulturell vermittelt und somit weitgehend fakultativ (Roos 1968). Goffman (1961) und Lyman/Scott (1967) unterscheiden in primäre, sekundäre und öffentliche Territorien. Dieser Kategorisierung nachgehend, bedeuten primäre Territorien Räume, die zur ständigen Verfügung einer Person mit alleinigem Besitzanspruch stehen. Sekundäre Territorien sind durch eine geringere Verfügungsgewalt des Inhabers ausgezeichnet. Öffentliche Territorien kennzeichnen sich demgegenüber durch diffuse Nutzungsregeln. „Aspekte der Identität des Inhabers des Territoriums finden sich in der 'Innen- und Außenbeschreibung' des angeeigneten Raumes. Die Innenbeschreibung wird geleistet durch die Personalisierung bzw. Ausgestaltung mit symbolischen Manifestationen des Inhabers. Die Außenbeschreibung umfaßt die räumlichen Komponenten seiner Identität ... Gleichzeitig werden durch solche Territorien Abgrenzungen gegenüber anderen Person (-gruppen) und zugleich das 'Wir-Gefühl' verstärkt.“ (Miller 1996a, S. 335) Untersuchungen von Hansen/Altman (1976) und van der Ryn/Silverstein (1972) untermauern die Bedeutung von Territorien für die Aufrechterhaltung der eigenen Identität. Haller (1994): „Territorialität, als sowohl Nutzung durch Interaktion und Identifikation mit einer Lokalität, impliziert historische Konstanz (Tradition): das Gefühl, sich in einem eigenen Gebiet zu bewegen, wo 'man sich immer bewegt hat', also gewissermaßen die Inanspruchnahme eines Gewohnheitsrechts.“ (S. 20) Vgl. auch Kersten (1997).

dem umgebenden Raum ('place identity', Prohansky 1978). „Über ein eigenes Territorium zu verfügen, ist der wohl wichtigste Weg, durch ein Arrangement von physischen und psychischen Grenzen selbst zu bestimmen, mit wem und in welchem Umfang interpersonale Kontakte erfolgen.“ (Noack 1996, S. 380) Der Anspruch von Jugendlichen auf ein selbstbestimmtes Territorium reicht dabei vom devoten Ausprobieren bereits angelegter Raumnutzungen bis zur provokanten Besetzung öffentlicher Flächen. Diese Dynamik birgt Anteile der Nichtakzeptanz bestehender Verregelungen des Außenraumes. „(Die, A.F.) strenge Normierung der Verwendungsweise und des Gebrauchs von gebauter Umwelt hat sich baukonstruktiv, gestalterisch und stofflich-materiell bis hinein in das unmittelbare Wohnumfeld verlängert: Die Umwelt tritt den Individuen als kodifizierter, verregelter Raum gegenüber, der kaum mehr Qualitäten an sich besitzt, sondern nur mehr Mittel für andere Zwecke ist. ... Wenn man die Welt, die einen umstellt, immer weniger mit seinen eigenen Motiven besetzen und prägen kann, dann wird es für Kinder und Jugendliche schwer, sich selbst als jemand wahrzunehmen, von dem etwas ausgeht: sich eben als Subjekt zu fühlen.“ (Becker/Eigenbrodt/May 1983, S. 125) Bourdieu (1991, S. 29) verallgemeinert das räumliche Symbolsystem: „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar in ihrer sicher subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt. Zu den wichtigsten Komponenten der Symbolik der Macht ... gehören zweifellos die architektonischen Räume, deren stumme Gebote sich unmittelbar an den Körper richten.“ Als radikale Reaktion auf dieses Prekär-Werden der als unwirtlich wahrgenommenen räumlichen Umwelt rücken nur mehr noch Vandalismen der Jugendlichen ins Bewußtsein der Öffentlichkeit.

Altman (1979) definiert territoriale Kontrolle als *Privatheit* (privacy). In ihren Beiträgen spezifizieren Laufer/Wolfe (1977) jugendtypische Indikatoren für Privatheit in *Kontrolle über Personen* und *Kontrolle über Räume*. Umweltkontrolle als Element von Privatheit läßt sich wiederum unterteilen in Verhaltensänderungen im *öffentlichen Raum* und andererseits in Bezug auf die Verfügbarkeit eines *privaten Raums* innerhalb der familiären Wohnstätte. Auch für

Jugendliche ist das eigene Zimmer Identifikations- und Gestaltungsraum, in dem sie sich mit Dingen umgeben können, denen sie Bedeutung beimessen, die wichtig sind, gemocht werden, die Identifikationen erlauben, in denen sie sich wiederfinden können, die ihre Geschichte erzählen (z.B. Buba/Vaskovics/Früchel 1992). Besonders bei Mädchen spielen vertraute Räume, die Geborgenheit vermitteln, eine große Rolle. Es finden sich somit Hinweise im Hinblick auf potentielle geschlechtsdifferente Raumwahrnehmungen: „Auch sind die Lebenswege von Männern und Frauen räumlich unterschiedlich. Männliche Jugendliche besetzen eher öffentliche Plätze, Mädchen nehmen für sich stärker die Privatheit in geschlossenen Räumen in Anspruch.“ (Ecarius 1997, S. 33) Gabriele Geiger (1997, S. 63) bezeichnet solcherart „Raum-Bildung“ generell als „die ganzheitliche Aneignung des Raums als körperlich erfahrbarer, später auch intellektuell abbildbarer“ Prozeß. „Die immer noch stärkere Einengung und Verregelung räumlicher Expansion von Mädchen durch die Sozialisationsinstanzen befördert nach wie vor den gender gap.“¹³³

Kennzeichen des Binnenterritorialverhaltens sind für Parke/Sawin (1979) exemplarisch die Entfaltung und Etablierung von Kontrolle über ein „eigenes Reich“ (Zimmer), bzw. Regelungen des Zugangs dorthinein (Türeschließen, Anklopfen). Diesbezügliche Arrangements im gemeinsamen, familiären Zusammenwohnen sind regelmäßig zu realisieren. Als Problembereiche und innerfamiliäre Reibungsflächen (Gaiser/Müller 1988) erweisen sich dabei: überlauter Musikkonsum, Besuch/Übernachtung von Freunden und nachbarliche Rücksichtnahme. Jugendliche experimentieren gestalterisch mit der Aneignung ihres Zimmers im Hinblick auf die momentane und spätere Verwirklichung ihrer Wohn- und Lebensvorstellungen: das eigene Zimmer als Ort der Entspannung und Erholung, als Treffpunkt für Freunde, als Raum zur Selbstentfaltung (Gaiser et al. 1989a). Gesellschaftlich gewendet, geht es um den Erwerb von *kulturellem Kapital*. „Kulturelles Kapital ist darin eigenständig anzueignen, soziale Kontakte sind selbständig zu planen und eine eigene Verabredungspraxis ist auszubilden. ... Der relativ große Spielraum, den der jugendliche ... So-

¹³³ Ausführlich in 'StadtRat' (1998).

zialraum bietet, fordert zur Aneignung von möglichst viel kulturellem Kapital auf.“ (Ecarius 1997, S. 49)¹³⁴ Das so erworbene kulturelle Kapital wird „Bestandteil der Person; (es ist, A.F.) „auf vielfältige Weise mit der Person in ihrer biologischen Einzigartigkeit“ (Bourdieu 1983, S. 187) verschmolzen. Wohnen ist Element und Teilmenge von Kultur und läßt sich folglich im beschriebenen Sinne kapitalisieren.

2.2.1.3.2. Wohnsituation in familiären Bezügen

Im interdisziplinären Diskurs über Jugend ist das Thema Wohnen - im Vergleich zu anderen Motiven (Berufseinstieg, Ausbildung, Arbeitslosigkeit, Freizeit, Jugendkultur u.a.) - ausgemacht sporadisch behandelt worden. Den tatsächlichen Stellenwert des Wohnens für die Lebensgestaltung von Jugendlichen suchen Gaiser/Müller (1990) in einer Umfrage des 'Deutschen Jugendinstitutes' von 1989¹³⁵ nachzugehen, deren Ergebnisse einer zielgerichteten Auswertung unterzogen wurden. Die Autoren konzentrieren sich weitgehend auf die Analyse von Sekundärbefragungen und sozialstatistischen Erhebungen. Demnach ist für die meisten Schüler der Auszug aus dem Elternhaus noch kein akutes Thema. „Sie sind ... mit der derzeitigen Wohnsituation meist zufrieden, fühlen sich oft auch noch nicht so weit, schon selbständig zu wohnen und kalkulieren meist ihre eigenen finanziellen Mittel hierzu realistisch als begrenzt.“ (S. 192) Mädchen hegen signifikant häufiger, aktiver und früher Auszugspläne. Die Jugendlichen entwickeln ihre Wohnvorstellungen dabei in der Auseinandersetzung mit dem Wohn- und Lebensstil der Eltern. Die noch im Familienverbund lebenden Jungen orientieren sich überwiegend am Vorbild der Eltern. Lediglich eine Minderheit von ca. 10 % vertritt die Position, alles anders zu

¹³⁴ Vgl. auch Fuhs/Büchner (1994).

¹³⁵ „Ziel der Gesamt-Untersuchung war die Analyse der Lebenslagen von Familien, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden in der Bundesrepublik und in West-Berlin. Hierfür wurden 1984/85 in einer Quotenstichprobe ca. 1.500 Familien bzw. Lebensgemeinschaften befragt. Es haben 1.446 Frauen und 1.192 Männer geantwortet. Darüber hinaus konnten 336 Jugendliche, die noch bei den Eltern lebten, in die Untersuchung miteinbezogen werden. Die folgenden Skizzen beziehen sich auf Daten der Befragung dieser Jugendlichen (15 bis 22 Jahre alt).“ (Gaiser/Müller 1990, S. 191)

machen, sich konträr zu den elterlichen Vorgaben als eigenständig Wohnende einzurichten, immerhin 50 % wollen doch einiges verändern. Diese Orientierung bzw. Nichtorientierung am Vorbild der Eltern umschließt jedoch nicht nur den Lebensbereich Wohnen. Zustimmung und Ablehnung des elterlichen Vorbildes finden auf breiterer Basis statt. „Bei Jugendlichen, die ähnlich wohnen und leben wollen wie die Eltern, ist ein hohes Maß an Identifikation mit dem gesamten elterlichen Verhalten - nicht nur bezogen auf das Wohnen - festzustellen. Die Eltern sind hier das Vorbild der Jugendlichen; diese streben an, später einen vergleichbaren Lebens- und Wohnstil zu realisieren. Die materiellen Wohnverhältnisse dieser Jugendlichen sind im Ganzen günstiger als die Wohnumstände derjenigen Jugendlichen, die manches oder alles anders machen wollen, als die Eltern.“ (S. 193) Auch diejenigen, die ausdrücklich nicht dem Wohnstil der Eltern nacheifern wollen, richten ihre Hoffnungen auf einen besseren Lebensstil, den es zu späteren Zeiten zu verwirklichen gilt. „Die Aussagen machen deutlich, daß ‘Wohnen’ einerseits das Symbol eines anderen, selbst definierten Lebens und andererseits die Wohnung als notwendiges materielles Substrat individueller, von den Vorstellungen der Eltern abweichender Lebensentwürfe gesehen wird.“ (S. 194)

Wie sehen nun konkret die Wohnbedingungen innerhalb der elterlichen Wohnung für Jugendliche aus? Verfügen sie tatsächlich über genügend Platz für ihre Alltagsbedürfnisse, können sie sich zurückziehen? Zur Beantwortung dieser Fragen soll auf die aufbereiteten Resultate der Shell Studie ‘Jugend ‘92’ (Buba/Vaskovics/Früchtel 1992) zurückgegriffen werden. Dort wird referiert, daß von den 13 - 17jährigen Jugendlichen nur 20 % über ein eigenes Zimmer mit einer Größe von mehr als 10 m² verfügen. 70 % haben ein eigenes Zimmer, leben aber sehr beengt, da es nicht einmal 10 m² umfaßt. Weitere 10 % teilen sich ein Zimmer mit Geschwistern oder anderen Personen, so daß Rückzugsmöglichkeiten nur eingeschränkt gegeben sind. Zusammengerechnet ergibt sich ein Prozentsatz von 80 % derjenigen Jugendlichen,¹³⁶ die von Wohnraum-

¹³⁶ Auf das Unterscheidungskriterium ‘neue-’ und ‘alte Bundesländer’ wird aus gegebener Perspektive verzichtet. Insofern wird Bezug genommen auf die Datensätze der Kategorie ‘alte Bundesländer’.

knappheit betroffen sind. Diese Daten geben allerdings nur einen groben Überblick über die tatsächliche Wohnsituation. Sie bedürfen deshalb der Ergänzung durch weitere Aspekte. Die Shell Studie 'Jugend '92' ermittelte, daß immerhin 60 % der Familien ein eigenes Haus bewohnen oder über eine Eigentumswohnung verfügen. Damit erfahren die bisher vorgestellten ernüchternden Ergebnisse eine positive Relativierung, denn die begrenzenden Effekte des kleindimensionierten Jugendzimmers können teilweise durch den Wohnwert eines Eigenheimes kompensiert werden. Diesen Faktor berücksichtigend, ergibt sich, daß immerhin ca. 40 % der Jugendlichen tatsächlich von ungünstigen und begrenzenden Wohnverhältnissen betroffen sind. Sie wohnen in Mietwohnungen und/ oder haben kein oder nur ein kleinräumiges Zimmer zur Verfügung; ca. 42 % der Befragten geben an, persönlich zwar beengt zu wohnen (Jugendzimmer unter 10 m²), doch biete sich im Eigenheim insgesamt genügend Platz.¹³⁷ Übrig bleiben ca. 20 %, die in sehr guten Wohnverhältnissen leben (großes Zimmer in Miet-/Eigentumswohnung oder eigenem Haus).¹³⁸

Insofern läßt sich für ca. 40 % der Jugendlichen aussagen, daß wenig Raum bleibt für Individualität im Wohnen. Enge erzeugt häufig soziales Streßverhalten.¹³⁹ Bezweifelt werden muß folgerichtig, daß wünschenswerte Aspekte des

¹³⁷ Gaiser/Müller (1990, S. 192) veranschaulichen: „Auch das Wohnzimmer ist nicht 'gute Stube' mit Exklusiv- Charakter für Erwachsene und deren Gäste, sondern steht durchaus auch den Jugendlichen zur Verfügung. Sie können dort mit Freunden zusammensein oder auch gelegentlich ihren Hobbies nachgehen. Ein heikler Punkt ist offensichtlich eher die Abstimmung zwischen (elterlichem) Ruhebedürfnis und (jugendlicher) Musikfreude. Das mag aber auch einen Grund darin haben, daß die Qualität der Schalldämmung innerhalb der Wohnungen und gegenüber denen der Nachbarn nicht mit der Leistungsfähigkeit moderner Lautsprecherboxen Schritt halten konnte.“

¹³⁸ „Dieses Gesamtbild vermittelt eine Vorstellung davon, mit welchen Schwierigkeiten des Wohnungsmarktes Familien heute kämpfen und belegt, daß Kinder und Familien relativ häufig zu den Verlierern des freien Wohnungsmarktes gehören, auch wenn im westlichen Teil der Bundesrepublik durch wohnungspolitische Maßnahmen in erheblichem Umfang Wohnungseigentum geschaffen werden konnte.“ (Buba/Vaskovics/Früchtel 1992, S. 383)

¹³⁹ Schultz-Gambard (1996, S. 344) faßt wesentliche Erkenntnisse der Crowdingforschung zusammen: „Gemeinsames Ergebnis ist, daß durch hohe Dichte gekennzeichnete Lebensbedingungen im allgemeinen schädliche Auswirkungen auf physiologische Prozesse (erhöhte Daueraktivierung bis hin zu funktionalen Störungen) sowie auf affektive (z.B. negative subjektive Befindlichkeit), kognitive (z.B. Leistungsdefizite) und soziale (z.B. sozialer Rückzug) Prozesse haben. Die Auswirkungen generalisieren auch über den Bereich, in dem die Beengung unmittelbar erlebt wird, hinaus auf andere Bereiche. Besonders beeinträchtigt scheinen Personengruppen mit eingeschränkten Handlungsalternativen - und damit geminderten Bewältigungsmöglichkeiten,“ wie z.B. Kinder und Jugendliche (Anmerkung des Verfassers).

jugendlichen Wohnens sich in einem befriedigenden Maße für Betroffene verwirklichen lassen. „Selbstbestimmte Privatheit, Rückzugsmöglichkeit, Basis von Selbstinszenierung und Expression - dies sind die zentralen Aspekte, die das Wohnen Jugendlicher und junger Erwachsener charakterisieren. Sie verfügen über ein erhebliches Potential an Kreativität,¹⁴⁰ mit Wohnformen zu experimentieren, auch über die dazu nötige Zeit - wenn auch selten über die notwendigen Geldmittel, um aus ihnen zugängliche Wohnungen und Wohngelegenheiten befriedigende oder längerfristig erträgliche Wohnsituationen herzustellen.“ (Gaiser/Müller 1989, S. 386; vgl. auch Naffin 1970)

2.2.1.3.3. Selbständiges Wohnen

Damit wird bereits selbständiges Wohnen in den *eigenen vier Wänden* thematisiert. Der Auszug¹⁴¹ aus der elterlichen Wohnung ist häufig der erste Schritt in die Selbständigkeit. Bis in die 70er Jahre hinein wurde die *Wohnzeit* der Jugend nach einem linearen Schema verortet: Kinder und Jugendliche wohnten als Mitglieder von Familien beisammen bis - quasi als Initiationsritus - der Auszug aus der Familie¹⁴² in die erste eigene Wohnung geschafft wurde. Wohnen außerhalb der Herkunftsfamilie definierte sich, gemäß den damaligen gesellschaftlichen Normierungen, als Familien- und Existenzgründungsphase und leitete mit der beruflichen Selbständigkeit den Ablösungsprozeß von der Her-

¹⁴⁰ Vgl. zum kreativen Potential auch Willis (1991) u.a.

¹⁴¹ Schneewind/Braun (1988, S. 50) führen aus, daß es sich beim Auszug der jungen Erwachsenen in der Regel nicht um ein „abruptes Herauskatapultieren aus dem Familienverband handelt, wie es die ‘Startrampen’-(launching) Metapher einiger Familienentwicklungstheoretiker nahelegt.“ Vgl. Duvall (1977). Eher ist es angebracht, den Ablösungsprozeß in einer ‘dynamisch-funktionalen Perspektive’ (Lerner 1985) einzubinden. Prozeßhaft vollzieht sich das Zusammenwirken individueller Autonomiebestrebungen versus familiärer Verbundenheitsbedürfnisse (vgl. Cooper et al. 1983; Youness 1983). Im Spannungsfeld dieser beiden Pole sind im familiären Beziehungssystem neue Abstimmungsleistungen zum Thema „Distanzregulation“ (Schneewind/Braun 1988) zu erbringen. Dabei ergeben sich Zusammenhänge dergestalt, daß eigene Ablösungserfahrungen der Eltern jeweils starke Wirkung zeigen auf die aktuellen Ablöseaktivitäten ihrer Kinder.

¹⁴² In Band I der Studie des ‘Jugendwerks der Deutschen Shell’ (Jugend ’92, S. 271ff.) heißt es: „Aus der Frage nach dem Selbstkonzept läßt sich eine Abgrenzung der Übergangsphase durch die Betroffenen selbst herauslesen. ... Mit dem Übergang in den Beruf, dem Auszug aus dem Elternhaus und der Gründung einer eigenen Familie nimmt die (Selbstdefinition als Erwachsener) ... zu.“

kunftsfamilie endgültig ein (u.a. BMJFG 1975; Neef 1981). Die Etablierung einer eigenen Wohnung als Verfügungsmöglichkeit über ein persönliches Wirkungsfeld wurde also lange überwiegend im Kontext von Familie, Ablösung von der Familie und Familiengründung abgehandelt. Einen Wohnsitz begründen hatte allenfalls den biographischen Status einer obligaten „infrastrukturellen Beigabe“ (Gaiser/Müller 1990, S. 182).

Der Wohnungsmarkt für junge Nachfrager ist heute durch erschwerte Einmündungsbedingungen definiert. Das zentrale Problem der Wohnungsmarkt-Newcomer liegt in den Hürden des Zugangs zu den Angeboten des Wohnungsmarktes. Kann doch eine Wohnung angemietet werden, dann passen sich die zuvor gehegten Wohnvorstellungen und Wohnperspektiven oft genug an den erreichten mäßigen Standard an, verkümmern Phantasie und Tatendrang an den Realitäten und Auswirkungen eines Wohnungsmarktes, der junge Nachfrager als ‘Randgruppe’ registriert (Ruede-Wissmann 1983).

2.2.1.3.3.1. Neue „Jugendformen“

Das Thema Jugend und Wohnen ist facettenreicher geworden. Die Kategorie des Wohnens wurde bereits in ihrer wesentlichen Bewandnis erörtert, der Terminus Jugend entzieht sich weiterhin einer letztgültigen Charakterisierung.¹⁴³ Mit der Einführung des Begriffs *Postadoleszenz* durch die ‘Shell-Ju-

¹⁴³ Einige Aspekte des aktuellen Diskurses zur Jugendfrage seien nachfolgend aufgeführt, dessen Dynamik sich die vorliegende Arbeit natürlich nicht entziehen will und kann. Das Involviertsein bedeutet auf der anderen Seite jedoch nicht, sich in diesen Kanon einzureihen und das sich bietende weiträumige Spektrum der Jugendfrage dezidiert zu diskutieren.

Das Sperrige der vielschichtigen Betrachtungsweisen und Definitionselemente von Jugend hervorhebend, warnen Fuchs/Zinnecker (1985, S. 12) davor, sich dieser Komplexität des Gegenstandes als beliebigen ‘Selbstbedienungsladen’, bzw. als ‘geistigen Steinbruch’ zu bedienen. Damit verweisen sie auf eine Tendenz, die immer wieder anzutreffen ist, solange man *die Jugend* als Projektionsfläche des gesellschaftlichen Selbstverständnisses glaubt verorten zu dürfen. Dem so *geschaffenen* Jugendbegriff haftet etwas Unechtes an: Er wird als geschlechtsneutrale Kategorie, als abstrakter Ausdruck gesellschaftlicher (historischer) Verhältnisse gehandelt. Begründet durch diese etikettierende Zuschreibung, daß diese *Zeit des Übergangs* zum Modell und Experimentierfeld der gesellschaftlichen Entwicklung gelten kann, erscheint *die Jugend* als der verlässliche Ort, auf und über den gesellschaftliche Kontroversen (z.B. Thema Arbeitslosigkeit) ausgetragen werden können. Doch wie die Gesellschaft sich wandelt, wandelt sich auch *die* jeweilige Jugend. Die kulturelle Variabilität und Relativität gilt also auch für das heterogene Gebilde *Jugend*. „Wie Jugendliche sich vorbereiten, entwickeln und mit den ihnen

gendstudie' (Jugendwerk Shell 1981)¹⁴⁴ wurde der Diskurs um den allgemeinen Strukturwandel von Jugend auf breiter Basis eröffnet. Mit dieser Neuvermessung der Lebensphasen des Menschen vor dem Hintergrund des sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandels, richtet sich das Hauptaugenmerk auf das dritte Lebensjahrzehnt, als *Zwischenstufe* zwischen Jugend und Erwachsensein. Die Kontroverse der geführten Debatten über den Untersuchungsgegenstand spiegelt sich deutlich im Vokabular der Forschergruppierungen wieder, eine Sprachverwirrung, die bis heute anhält.¹⁴⁵ Keniston (1969; 1970) benannte den neuentdeckten Lebensabschnitt als „Youth“ oder „Postadolescence“. Andere, die Kontinuität der Jugendphase betonend, sprechen von einer „verlängerten Jugendphase“. Die Nähe zum Erwachsenenstatus hervorhebend, einigen sich Anhänger einer dritten Meinung auf die Umschreibung „junge Erwachsene“ (z.B. Zinnecker 1982 u. 1994; Baethge 1989; Junge 1995). Letzterer Bezeichnung soll im folgenden der Vorzug gegeben werden, womit sich der Argumen-

gesetzten Bedingungen umgehen, entscheidet über die individuelle und gesellschaftliche Zukunft.“ (Oswald 1995, S. 387) Deshalb werden Jugendliche medienwirksam durch zahlreiche Untersuchungen durchleuchtet und examiniert. Die unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Ergebnisse gelangen plakativ in die öffentliche Rezension. Gemäß der Devise 'ex falso quodlibet' eröffnet sich eine kunterbunte Jugendskizze: „Jugend (-forschung) degeneriert in einer Flut von empirischen Daten, die nur selten untereinander vergleichbar sind, und wird vor allem im Rahmen politischer und pädagogischer Vereinnahmungsversuche instrumentalisiert und somit schließlich auch anfällig für massenmedial forcierte Modethemen, Schlagzeilen (Tippelt/Becker 1984, S. 105) und Konfliktmoden, die wie Frühjahrs-, Herbst- und Winterkollektionen die öffentliche Diskussion bestimmen (Beck 1984, S. 497).“ (Ferchhoff 1985, S. 55) Inzwischen setzt sich die Einsicht durch, daß ein vereinheitlichender Begriff von *der Jugend* nicht der apodiktisch differenzierten Realität entspricht, von daher ist der Vorschlag von Pöggeler (1982, S. 389) keineswegs widersinnig, von einer *Jugend im Plural* zu sprechen.

¹⁴⁴ Zinnecker (1981, S. 101): „Zunehmend mehr Jüngere treten nach der Jugendzeit als Schüler nicht ins Erwachsensein, sondern in eine Nach-Phase des Jugseins über. Sie verselbständigen sich in sozialer, moralischer, intellektueller, politischer, erotisch-sexueller, kurz gesprochen in soziokultureller Hinsicht, tun dies aber, ohne wirtschaftlich auf eigene Beine gestellt zu sein.“

¹⁴⁵ Rieser (1997, S. 9) argumentiert: „Diese Vielfältigkeit der Lebenslagen hat Auswirkungen auf die Bestimmung von Altersgruppen. Es ist nicht mehr möglich, präzise Abgrenzungen für die klassischen Altersgruppen Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Alte zu entwickeln, die gleichermaßen für alle gelten sollen. Während der Übergang von der Kindheit zur Jugend noch einigermaßen präzise mit dem biologischen Kriterium der Pubertät festgelegt werden kann, verwischt sich die Abgrenzung nach oben zunehmend. In der Fachliteratur schlägt sich diese Entwicklung in den verschiedenen Begriffen 'Jugendliche', 'Postadoleszente' und 'junge Erwachsene' nieder. Auch die Selbsteinschätzung der Individuen schwankt. Manche möchten gerne noch mit Dreißig zur Jugend gehören, andere pochen darauf, daß sie juristisch mit Achtzehn volljährig sind und damit als Erwachsene die entsprechenden Rechte (z.B. Führerschein machen) wahrnehmen können, und viele wollen sich nicht festlegen und bezeichnen sich allgemein als Individuum oder junge Menschen.“

tation von Robert (1990) angeschlossen wird, der seinen Standpunkt ausführt: „Die Phase der ‘jungen Erwachsenen’ enthält Elemente erwachsenentypischen Commitments ebenso wie solche jugendtypischer Experimentierfreiheiten. Dabei werden nicht nur Phasenelemente auf unterschiedlichen Ebenen wie etwa Beruf und Familie ‘entzerrt’, entsprechende Aufgaben zeitversetzt angegangen. Vielmehr wird versucht, die neuen Formen integriert anzulegen als Erhalt beider Elemente in einer - neuen - Form.“ (S. 108) Aus subjektiver Perspektive der so Charakterisierten werden dergleichen Etikettierungen eher als gesellschaftliche Fremdzuschreibung, denn als Moment ihres Selbstbildes aufgefaßt. Schließlich sind *Jugend* und *Erwachsensein* wertbeladene Termini mit einer expliziten Vorgeschichte (vgl. Jugend ‘92).

Entgegen dem bildungsoptimistischen Reformkonzept des Bildungs- und Erziehungswesens in den 60er und 70er Jahren (Böhnisch/Schefold 1985) mit der strukturierenden Komponente einer *Vereinheitlichung der Jugendphase* kann heute von einer Erosion eben dieser *gestalteten Jugendphase* gesprochen werden. „Die Statuspassagen und Normsetzungen ... der konventionell geltenden Jugendbilder hatten so etwas wie ein normales, durchschnittliches Konzept der Lebensführung für Jugendliche vorgegeben, das auch in der Breite der jugendlichen Bevölkerung so gelebt wurde.“ (Gaiser/Müller 1990, S. 184f.; Lutz 1987)

Heute gilt dieses Schema für große Anteile der Schulabgänger zunehmend nicht mehr. Für viele Jugendliche verlängert sich die Zeit, in der sie ohne ökonomische Basis, einerseits verwiesen bleiben auf familiäre oder staatliche Alimentierungen und andererseits aus öffentlichen Räumen und von gesellschaftlichen Optionen ausgeschlossen bleiben. Gleiches läßt sich über junge Erwachsene aussagen, die eine verlängerte Bildungsphase durchlaufen (z.B. Studenten), eine Tendenz, die unter der Bezeichnung *Bildungsmoratorium*¹⁴⁶ firmiert. „Diese für die zukünftige soziale Plazierung erforderliche Akkumulierung von Bildungskapital ist zum Kennzeichen der Jugendphase und ihrer Verlängerung

¹⁴⁶ Der Begriff ist analog zu Eriksons Auffassung der Jugendzeit als „psychosoziales Moratorium“ (Erikson 1973) zu verstehen.

geworden. Daraus folgt, daß die Jugendlichen, die keine erfolgreiche Bildungskarriere durchlaufen, immer größere Schwierigkeiten beim Einstieg in die Berufswelt erleiden.“ (Rieser 1997, S. 30)¹⁴⁷ In vielen anderen Bereichen erreichen die Absolventen zu relativ frühen Zeitpunkten und in verschiedenen Kontexten einen Grad von Autonomie und Eigenständigkeit, der den erwachsenen Menschen definiert. Da dieses *biographische Time-out* gesellschaftlich mitbegründet ist, geraten konsolidierende Entwürfe ins Unwägbare. Es fehlt die übergeordnete Integrationsperspektive. Strukturell erzwungene Entstrukturierungen (vgl. Olk 1986) besitzen Veränderungsqualitäten und wandeln die Gestalt der Jugend, indem offenbar wird eine Zerfaserung der Statuspassage. Betroffene werden *freigesetzt*, so lautet lapidar die gesellschaftliche Diagnose. Eine neue Lebensphase - die Nachjugendphase - ist zu durchlaufen, ein Wechsel von der gesicherten Statuspassage zur Übergangsbioographie mit *open end* zu realisieren.¹⁴⁸ “Das Modell der Statuspassage läuft aus; Bildungsexpansion und Arbeitslosigkeit verunmöglichen die Sicherheit des Erwachsenenlebens; die Übernahme der Geschlechts- Staatsbürger und Berufsrolle erfährt einen Bruch.“ (Breyvogel 1989, S. 19)

Aber wie orientieren sich Beteiligte und/oder Betroffene in dieser *provisorischen Lebensphase*, nehmen sie wirklich die ihnen oftmals zugedachte Rolle der geduldig Abwartenden in einer „halbierten Moderne“ (Beck 1993) ein? Tragen sie die gesellschaftliche Fiktion einer vorübergehenden Desintegration in dieser letztlich doch funktionierenden Arbeitsgesellschaft mit? Insbesondere, registrieren sie einen Zugewinn an Freiheit oder betonen sie die Zunahme von Belastungen? Womöglich beginnen sie sich ganz und gar aus den alten Traditionen und Bindungen zu lösen, um so dem „biographischen Käfig des Ich“ (Beck 1993) zu entfliehen und gleichzeitig einen „neuen Menschentyp“ zu generieren: „(Den, A.F.) Skeptiker, Ironiker, das sich selbst versteckende Viel-

¹⁴⁷ Wesentlich scheinen mir weitergehende Rückschlüsse und Anmerkungen zu sein: „Es ist bezeichnend, daß die ‘Milieukonstrukte’ dieses ‘untere Drittel’ der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nehmen. Für die Werbung ist diese Gruppe uninteressant, und sie verfügen auch nicht über besondere *Erlebnispotentiale*. Selbst die Analyse von Bourdieu ist da am schwächsten, wo er sich mit der ‘unteren Klasse’ beschäftigt.“ (Rieser 1997, S. 30)

¹⁴⁸ Vgl. stellvertretend Allerbeck/Hoag (1985); Fuchs/Zinnecker (1985); Zoll et al. (1989).

Ich, die Puppen und Schmetterlingsexistenz, die ausschlüpft und umschlüpft.“ (Beck 1993)¹⁴⁹ Ulrich (1997) u.a. hinterfragen skeptisch diese Vision der *totalen* Individualisierung: „Offenkundig jedenfalls ist, daß eine Lebensweise, die eine ‘Schmetterlingsexistenz’ anstrebt, beim Aus- und Umschlüpfen einige leere Stellen hinterläßt: Verantwortung, Verbindlichkeit, Geborgenheit oder Treue können von einem Beckschen ‘Viel-Ich’ nicht erwartet werden.“ (S. 69)

Robert (1990, S. 108f.) glaubt indes erste vortastende, aber neue Haltungen der jungen Erwachsenen ausmachen zu können: „Die für die Phase des Erwachsen-Werdens typische Forderung des ‘Sich-Einlassens’ bezieht sich in gesellschaftlichen Wandlungs- und Übergangsphasen nicht mehr bzw. nur zum Teil auf garantierte, be- und gegründete soziale Formen. Neben diese tritt die Aufgabe und der Anspruch der Selbstschöpfung adäquater Lebensmodelle. Sich auf Eigenschöpfungen einzulassen, verändert den Modus des Übergangs. Zentral dafür wird die (Kompetenz zur) realitätstüchtige(n) Haltung zur Welt, deren Inhalte unfixiert bleiben bzw. relativiert und disponibel erscheinen. Sich Festlegen auf Eigengeschöpftes modifiziert darüber hinaus Teile des Selbst-Welt-Verhältnisses. Struktur ist keine be- und entlastende Vorgabe sondern Aufgabe. Andererseits bildet Struktur sich ab als Heteronomie, die raschen und überraschenden Wandlungsimpulsen unterliegt und subjektiv integrierbare Anpassungsstrategien erfordert.“ Im Rahmen dieser Prozesse werden „damit für die Alltagsorganisation und Lebensbewältigung zunehmend Bereiche wichtig, die außerhalb der Arbeitswelt liegen: insbesondere die sozialräumliche Stabilisierung.“ (Gaiser/Müller 1990, S. 186) Die Bedeutung der Wohnung als materielles Substrat für neue und alte Lebensentwürfe, als Basis des Alltäglichen, als Ort lebensweltlicher Inszenierungen bleibt auch in der Veränderung biographischer Muster manifest. Um diese Annahme zu überprüfen, analysieren neuere Untersuchungen folgerichtig die Ausprägungen der Wohnformen junger Erwachsener und versuchen den Trend typologisch zu erfassen.

Das Konzept der neuen Jugendformen spezifizierend, werden systemisch orientierte Betrachtungsweisen um Rückkopplungseffekte des dritten Lebens-

¹⁴⁹ Zitiert aus Ulrich (1997, S. 69).

jahrzehnts auf familiäre Systeme (z.B. Vaskovics 1989) interessant. „Aus der Sicht von Familien und Familienforschern geht es um die Sorge, daß eine historische Tendenz zur Ausdehnung der Jugendphase ins dritte Lebensjahrzehnt hinein zu einem verlängerten Verbleib der jüngeren Generation im Elternhaus führt.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 290) Beobachtet wird eine Verschiebung der Ablösungsproblematik junger Menschen vom zweiten Lebensjahrzehnt¹⁵⁰ auf die dritte Dekade und damit auf die *Postadoleszenz* (Vaskovics et al. 1993; Kohlendorfer/Baumann/Merl 1994). Eine intensive Beschäftigung mit dem Modus der Ablösung junger Erwachsener aus der Ursprungsfamilie findet erst in jüngster Zeit von Familienforscherseite her statt (vgl. z.B. Mayer/Wagner 1986; Behnken/Zinnecker 1992; Diekmann/Weick 1993; Ziegler/Schladt 1993; Silbereisen/Schwarz 1996). Bereits 1983 hatte Fuchs darauf hingewiesen, daß der Auszug aus der Herkunftsfamilie als räumliche und äußere Ablösung sich zunehmend entkoppelt und damit den Status einer eigenständigen lebensgeschichtlich relevanten Markierung gewinnt. Benannt wird eine Strömung, die schnell von Ratgeberautoren aufgegriffen und entsprechend plakativ mit Slogans wie ‘Nesthocker’ und ‘Hotel Mama’ (Herms-Bohnhoff 1993; McHardy 1993) vermarktet wird.¹⁵¹ Das unterstellt hohe Publikumsinteresse kann als Indiz für die Aktualität der Thematik gewertet werden.

¹⁵⁰ In den achtziger Jahren untersucht z.B. von Stierlin et al. (1980) und Schneewind/Braun (1988).

¹⁵¹ Herms-Bohnhoff (1993, S. 9) geht aus persönlicher Motivation und mit Parteilichkeit der Frage nach, „warum der junge Mann, seltener die junge Frau, lieber im ‘Hotel Mama’ bleibt, statt sich selber auf die eigenen Socken zu machen?“ Die Autorin bezieht sich in ihren Fallbeschreibungen, ihrer ‘kleinen Nesthocker-Typologie’ explizit auf junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren. Das Thema der Betrachtung wird dabei zwischen zwei Einflußgrößen verortet: „Die erste ist die Wohnungsnot. Die zweite betrifft die Einstellung der Frau zu ihrem Job als Hausfrau und Mutter.“ (S. 248). Die Wohnungsproblematik wird dabei als *größter Sachzwang* eingestuft und beschrieben: „Erschwerend kommt hinzu, daß die jungen Leute meistens zu den Einkommensschwachen gehören. ... Jüngste Entwicklungen auf den Wohnungsmärkten machen den Zugang noch schwieriger. ... Erschwinglicher Wohnraum wird immer knapper, so daß junge Leute in Großstädten schon teilweise 50 % ihres Einkommens für die Nicht-Komfort-Wohnung ausgeben müssen.“ (S. 92). Bezüglich der zweiten Einflußgröße liegt es nahe, mit der Einschätzung von Zinnecker/Stozoda/Georg (1996) konform zu gehen, die zu folgendem Resümee gelangen: „Bei genauerer Betrachtung der Literatur wird sichtbar, daß es sich hier um eine von Müttern und ihren Ratgeberinnen geführte parteiliche Auseinandersetzung mit den Söhnen (weniger mit den Töchtern) handelt, die das ‘Hotel Mama’ über Gebühr lange in Anspruch nehmen.“ (S. 303)

2.2.1.3.3.2. Wohnformen junger Erwachsener
--

„Die Wohnsituation wird dabei als ein wichtiger Schlüssel zum adäquaten Verständnis dieses Lebensabschnittes angesehen. Zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr liegt für die Mehrheit der Jüngeren das ‘normative’ Lebensereignis eines Auszuges aus dem Elternhaus als eine zentrale Statuspassage auf dem Weg zum Erwachsensein.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 291) Rieser (1997, S. 295) konkretisiert die Situation für die Stadt Essen: „Die Lebensphase der jungen Erwachsenen ist durch die Ablösung von der Herkunftsfamilie gekennzeichnet, wobei sich ein deutlicher Einschnitt mit ca. 21 Jahren feststellen läßt.“ Selbständiges Wohnen wandelte sich somit von einer *infrastrukturellen Dreingabe* zu einer *zentralen biographischen Etappe*, erhält Bedeutung als Stabilisierungsfunktion im Kontext individueller Lebensbewältigung. „Es haben sich kulturelle Muster und Vorstellungen von Lebensformen und Lebensstilen herausgebildet, für die die Verfügung über eine eigene Wohnung mit konstitutiv sind. Diese Muster müssen mit den Gegebenheiten auf den verschiedenen Wohnungsmärkten, mit dem Versorgungsnutzen des elterlichen Haushalts bezogen auf den eigenen Lebensentwurf und mit objektiven Mobilitätszwängen in eine Balance gebracht werden. Dabei können Situationen entstehen, die es für Jugendliche und junge Erwachsene attraktiv oder auch notwendig machen, recht lange oder nach einem schon erfolgten Auszug erneut, bei den Eltern zu wohnen.“ (Gaiser/Müller 1989, S. 393)

Trotz der intentionalen Vielfalt möglicher Wohnformen ergeben sich zunächst zwei unterschiedliche Alternativen, wie der Auszug aus dem Elternhaus sich vollzieht. Einmal existiert natürlich noch das traditionelle Muster, wonach im Anschluß an eine erfolgreiche berufliche Qualifikation der eigene Familienhaushalt angestrebt wird. Daneben etablieren sich in der modernen Gesellschaft autonome Wohnformen, die eine eigenständige Lebensweise im Lebenslauf (mit)konstituieren. Auf alternative Formen des experimentellen Wohnens mit ihren innewohnenden Besonderheiten hat sich die Forschung bislang weitgehend konzentriert - beispielsweise durch Untersuchungen zum studentischen

Wohnen (Berner/Rentzsch 1989; Bundesministerium 1995) - und damit eine Überbetonung dieser Wohnpraxen erzeugt. Flade (1987) schätzt, daß im Untersuchungszeitraum nur ca. 5 % der 15 - 25jährigen in Wohngemeinschaften gelebt haben.¹⁵²

Hervorzuheben sind die Ergebnisse der Studie von Zinnecker/Strzoda/Georg (1996, S. 292),¹⁵³ die aufgrund ihrer aktuellen Fragestellungen hier vorgestellt werden sollen. „Im Rahmen des Diskurses um die Herausbildung einer eigenwertigen Lebensphase im dritten Lebensjahrzehnt interessieren Wohnformen, die außerhalb von Familienhaushalten angesiedelt sind. Diese Wohnformen sind auf Indikatoren hin zu befragen, die anzeigen, daß mit dem familienunabhängigen Wohnen eine spezifische Lebensweise - etwa im Sinne einer 'Post-adoleszenz' oder eines 'erweiterten Bildungsmoratoriums' - verbunden ist.“

¹⁵² Nach Eisenmenger (1983) lebten nur 1 bis 2 % dieser Altersgruppe in Österreich in Wohngemeinschaften. Gleichwohl ermittelte der Autor in einer repräsentativen Umfrage, daß ein Großteil der Befragten (für Österreich) Wohngemeinschaften gegenüber negative Wertungen hegt: 40 % nannten entsprechende Vorurteile (Drogenkonsum, freie Sexualität, mangelnde Hygiene, Nährboden für Terrorismus). Cyprian (1973) zeigt eine komplexe Beziehungsstruktur in Wohngemeinschaften auf. Insbesondere stellt das Spannungsverhältnis zwischen Alleinsein und Zusammensein die Wohngruppe vor besondere Probleme.

Die aktuelle Relevanz dieser Wohnformen, ohne Kollektivanspruch der Altvordern, zeigt sich gerade in jüngster Zeit in den hohen Zuschauerquoten von Jugendserien ('Verbotene Liebe', 'Marienhof', 'Unter uns' u.a.), die neben anderen Bereichen, eine Thematisierung des Wohngemeinschaftsgedankens betreiben, ohne jedoch das alternative Flair zu übernehmen. Das Experiment 'Wohngemeinschaft' wird nicht lediglich kopiert sondern moduliert. Mit dieser medialen Präsenz wird der Diskurs neuer Lebens- und Wohnformen junger Erwachsener zeitgleich mit realen gesellschaftlichen Prozessen aufgenommen. „Schlagwort für viele unterschiedliche neue Modelle des Zusammenlebens war der Begriff 'Wohngemeinschaft'. Anfang der 80er Jahre schätzte man etwa eine Zahl von 40.000 bis 50.000 Wohngemeinschaften mit 190.000 bis 230.000 Mitgliedern. Das Alter der Mitglieder liegt überwiegend zwischen 20 und 25 Jahren und ihre durchschnittliche Wohndauer bei ca. 1,5 Jahren; die Gemeinschaften selbst bestehen über erheblich längere Zeiträume.“ (Gaiser/Müller 1989, S. 394)

Zur Illustration: „Vor allem die Wohngemeinschaft war der Zufluchtsort vor der Enge des Elternhauses und der tristen Perspektive spießiger Zweisamkeit, sozialer Stützpunkt für die Eroberung neuer (Lebens-)Welten und Quelle einer 'zweiten', politischen Sozialisation. Sie hieß billiges Wohnen und alternative Lebensformen, die trotz der bekannten Mängel als erprobtes Modell gelten konnten. Die 78er fanden auch hier eine Normalität vor, die die 68er vor ihnen erkämpft hatten. Die WG war auch Ersatzfamilie, die die ganz persönlichen Bedürfnisse ebenso zur Entfaltung bringen sollte wie die Reflexion über ihre kollektive Veränderung. ... Obwohl die Säkularisierung der Wohngemeinschaftsidee bereits weit fortgeschritten war und das Selbstverständnis als sozialpsychologische Basis revolutionärer Politik nicht mehr unangefochten galt, setzte sich das Elend der ersten Stunde fort: 'Was wollt ihr eigentlich verändern in dieser Gruppe, wenn ich jeden Tag für alle abwaschen muß?'“ (Mohr 1992, S. 50f.)

¹⁵³ „Als Grundlage für die Untersuchung dient ein Datensatz, in dem 1457 junge Erwachsene zwischen dem 23. und 29. Lebensjahr im Rahmen eineinhalbstündiger standardisierter Interviews im Sommer 1991 befragt wurden. Der Survey ist repräsentativ für die altersgleiche deutsche Wohnbevölkerung.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 292)

Entsprechende Formen des Wohnens sollen nunmehr dem familienabhängigen Wohnen gegenübergestellt werden. Diese Darstellung wird thematisch und ergebnisorientiert ergänzt durch andere Quellen (z.B. Shell-Studie Jugend '92; Rieser 1997¹⁵⁴). Ein direkter Vergleich der verschiedenen Untersuchungen ist ausdrücklich nur tendenziell möglich, weil Altersgruppen, Fragestellungen und Erhebungsvolumen nicht deckungsgleich sind. Herausgearbeitet werden drei Gruppen unterscheidbarer Wohnformen:

- Da ist zunächst die Gruppe derer, die dem Typus der *gemischt Wohnenden* zugerechnet werden können (ca. 17 %). Erfasst werden nicht bei den Eltern Wohnende, die jedoch über eine zweite Wohnmöglichkeit bei den Eltern verfügen. Dabei handelt es sich überwiegend um bildungs- und ausbildungsprivilegierte junge Erwachsene. Sie definieren sich dem Ort der Ausbildung zugehörig, haben die Verbindung zum Elternhaus jedoch nicht durchschnitten, unterhalten dort in der Regel eine räumliche Verankerung (häufig das alte Jugendzimmer). Oftmals bleiben sie von den Alimentierungen der Eltern abhängig und/oder bessern ihre Finanzen durch Teilzeitarbeit auf. Nicht alle haben subjektiv den Eindruck, von zu Hause ausgezogen zu sein. Insbesondere Männer bleiben in dieser Unentschiedenheit verhaftet. Die so bezeichneten treffen folglich ins Zentrum eines erweiterten Bildungsmoratoriums. Sie nehmen eine intermediäre Position ein - zwischen *Nesthockern* und *Ausgezogenen*. Sie leben in einem Übergangsstadium,¹⁵⁵ das gleichermaßen von wohnungsmäßiger und versorgender Bindung an die Eltern und partieller Verselbständigung gekennzeichnet ist.

¹⁵⁴ Die Untersuchung von Rieser bezieht sich explizit auf die Wohnsituation in Essen. Die kleinräumige Analyse basiert auf Befragungen von 151 jungen Erwachsenen im Alter von 18 - 25 Jahren.

¹⁵⁵ Zinnecker/Strzoda/Georg (1996) kritisieren, daß dieses Übergangsstadium in der Literatur oft vernachlässigt wird. Sie vermuten, ein Grund hierfür könnte in der Widersprüchlichkeit der Ergebnisse verschiedener Studien gegeben sein. Konkurrierende Thesen sprechen einmal von einer Vorverlegung des Auszugs der Kinder, andere belegen eine Verzögerung dieses Ereignisses (Schwarz 1986; Fischer/Fuchs/Zinnecker 1985; Mayer/Wagner 1986; Blancpain et al. 1983; Krüger 1990; Lenz 1989; Schlemmer 1991). Ebenso unterstreicht eine Reanalyse von 9 Studien (1962 - 1986, durchgeführt von Vaskovics/Buba/Eggen/Junge) eine „methodisch bedingte Inhomogenität der Ergebnisse als einheitliche Entwicklungstendenzen.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 393)

- 61 % der jungen Erwachsenen leben ausschließlich außerhalb des elterlichen Haushaltes. Sie sind die *Ausgezogenen*. Mit dem Auszug aus der Wohnung der Eltern verändern sich wesentliche Rahmenbedingungen. Die neue Wohnform ist häufig eine Mietwohnung. Da von dieser Gruppe 48 % verheiratet sind, herrscht der Familiengründungsstatus vor. Der Übergang vom Familienwohnen in den eigenen Haushalt scheint eng mit Partnerschaft und/oder Heirat in Verbindung zu stehen. „Diejenigen, die mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammenlebten, waren mit ihrer Wohnform besonders zufrieden: 93 % wollten diese Wohnform beibehalten. ... Dieser hohen Zufriedenheit mit der Wohnform ‘Familie’ entspricht, daß überdurchschnittlich viele der Befragten gerne so wohnen und leben wollen wie ihre Eltern. ... Wer von den Eltern unabhängig sein will, kann genau so gut alleine oder in einer Wohngemeinschaft wohnen, die ‘Flucht in eine Partnerschaft’ spielt keine große Rolle mehr.“ (Rieser 1997, S. 103f.)

„Der soziale Ort dieser Gruppe von 23 - 29jährigen ist gut auszumachen: Es überwiegen junge Frauen und Bewohner (großer) Städte, die älteren Jahrgänge der 27 - 29 jährigen sind erwartungsgemäß etwas stärker repräsentiert.“ (S. 296) 95 % dieser Gruppe sind finanziell unabhängig von den Eltern. „Umgekehrtes gilt nur begrenzt: Von diesen finanziell Selbständigen haben ca. drei Viertel den elterlichen Haushalt verlassen, während knapp ein Viertel bei den Eltern wohnt. Insofern erscheint finanzielle Selbständigkeit als nahezu notwendige Voraussetzung für selbständiges Wohnen, nicht jedoch als hinreichende Bedingung.“ (Buba/Vaskovics/Früchel 1992, S. 387) Berufstätigkeit und die damit verbundene finanzielle Selbständigkeit veranlaßt also nicht selbstverständlich die räumliche Trennung von den Eltern.

Urbanes Milieu kreierte einen postmodernen *Subtypus des Alleinlebenden*, den ‘Single’.¹⁵⁶ Häußermann/Seibel (1987, S. 16f.) charakterisieren den Le-

¹⁵⁶ Natürlich sind nicht alle Alleinlebenden dem urbanen Typus des ‘Single’ zuzuordnen. „Singles gab es immer, sie heißen aber erst neuerdings so. Und seit 1925 ist ihre Anzahl absolut und relativ kontinuierlich gestiegen, begreiflicherweise in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von 1939 bis 1950, dann aber erneut und besonders schnell seit 1961. Die Gleichsetzung der Einpersonenhaushalte mit Singles ist allerdings problematisch, da die statistische Kategorie des Einpersonenhaushaltes aufgrund der Erfassung nur des Hauptmieters bzw. des Haushaltsvor-

bensstil dieser neuen Urbaniten allzu klischeehaft mit dem voyeuristischen Blick der 'normallebenden' Bevölkerungsmehrheit: „Im neudeutschen Begriff des 'Single' drückt sich eine soziale Umbewertung des Alleinlebens aus, denn er signalisiert Assoziationen von Ungebundenheit und Lebenslust, Selbstbestimmung, Dynamik und Individualität.“ Demgegenüber konstatiert Bachmann (1992, S. 20): „Hinter den Begriffen des 'Single', des 'Alleinlebenden' und des 'Alleinstehenden' finden sich in der Literatur viele Bedeutungsinhalte, aber kaum je derjenige des wirklich ungebundenen Lebens.“ Die Definition des Singledaseins klingt nüchterner: „Das Singleleben ist diejenige familiäre Lebensform des radikalen Bindungsverzichts. Singles leben jenseits aller sozialer Bindung - ohne die Gemeinschaftlichkeit, die sich aus einem kooperativen Haushalten, einer festen Partnerschaft oder einem Erziehungsverhältnis ergibt. Die besondere Typik ihrer Lebensweise besteht also gerade in dem Wegfall eines jeglichen beziehungsstrukturellen Gefüges, das Personen in anderen familialen Lebensformen in unterschiedlichem Maße als ihre jeweilige intime soziale Umwelt vorfinden.“ (S. 43) Nach Rieser (1997) wollen 73 % der Alleinwohnenden gleichwohl weiterhin alleine wohnen. Positiv werde vor allem die Unabhängigkeit empfunden. Ferner werden als begünstigende Aspekte genannt: nicht kontrolliert zu werden, Zeitsouveränität, Ruhe und Rückzugsmöglichkeiten. Die räumliche Verteilung dieser Einpersonenhaushalte zentriert sich in den Städten. Singles bevorzugen Metropolen mit einem ausreichenden Konsum- und Kulturangebot. In suburbanen Zonen - in den Eigenheim-, Reihenhaus- und dörflichen Siedlungen - sind sie unterrepräsentiert¹⁵⁷ (vgl. Droth/Dangschat 1985; Bachmann 1992).

standes auch Wgs und nichteheliche Lebensgemeinschaften erfaßt. Wer lebt allein? Früher wie heute vor allem die verwitwete, ältere Frau; aber auch die Männer haben dramatisch aufgeholt. ... Immer noch leben mehr Frauen als Männer allein, aber stellten 1957 die Frauen noch fast drei Viertel aller Einpersonenhaushalte (72,3 %), so waren es 1992 weniger als zwei Drittel (61,9 %). Das hängt mit der Verschiebung der Altersstruktur der Einpersonenhaushalte zusammen. 1957 gab es lediglich 248.000 Alleinlebende unter 25 Jahren, 1992 waren es 978.000. Im selben Zeitraum hat sich die Zahl der 25- bis 45jährigen, die allein leben, fast versechsfacht.“ (Häußermann/Siebel 1996, S. 323f.)

¹⁵⁷ „In dieser Perspektive sind 'neue Singles' in erster Linie Figuren einer fortgeschrittenen, einer sich modernisierenden gesellschaftlichen Moderne.“ (Bachmann 1992, S. 65) „Trotzdem

- Diejenigen, die noch im elterlichen Haushalt leben (ca. 22 %) haben sich weitgehend mit den Eltern arrangiert. Die *Nesthocker* geben ihre Miete an die Eltern ab und partizipieren auf der anderen Seite vom Komfort der elterlichen Lebensgemeinschaft. Allerdings: „Rund die Hälfte derjenigen, die bei den Eltern wohnten, fühlten sich durch ihre Eltern kontrolliert und nannten als hauptsächliche Ursachen des Ärgers das zu späte Nachhause kommen, das zu häufige Weggehen sowie die Übernachtung der Freundin bzw. des Freundes beim Befragten.“ (Rieser 1997, S. 74) Betroffene Eltern reagieren unterschiedlich. Während für Mütter die zu Hause wohnenden erwachsenen Kinder eine gewisse Belastung darstellen, zeigen Väter in der gleichen Situation diese Effekte in deutlich geringerem Maße.¹⁵⁸ Für die *Gebliiebenen* gilt es allerdings, lebenszeitliche Verzögerungen (Statuspassagen der Partnersuche/sexuelle Erfahrungen) zu akzeptieren. Verzögerungen, die sich bei der Gründung einer eigenen Familie fortsetzten.¹⁵⁹ Da sie überwiegend be-

machen die in großzügigen Wohnverhältnissen lebenden und über ein überdurchschnittliches Einkommen verfügenden Singles nur 3 % der Gesamtbevölkerung ab 14 Jahre aus. Diese kleine Gruppe der 'Paradesingles' ist für den Mythos vom freien und unabhängigen Menschen verantwortlich, der unbelastet von irgendwelchen Verpflichtungen und Verantwortung allein für sich lebt und Genuß und Erleben in den Vordergrund seiner Lebenskultur stellt.“ (Rosenmayr/Kolland 1997, S. 264) Vgl. auch Kern (1998).

¹⁵⁸ „Die Eltern, die den Auszug bereits hinter sich haben, haben ihn überwiegend positiv erlebt, während diejenigen, denen er noch bevorsteht, zu einem höheren Anteil befürchten, sie könnten die Trennung nur schwer bewältigen. Der Auszug der Kinder stellt einen Abschnitt im Leben der Eltern dar, der von den Müttern eher positiv, als Chance zur persönlichen Weiterentwicklung gesehen wird, während Väter dazu tendieren, diesem Ereignis keinen besonderen Stellenwert einzuräumen.“ (Papastefanou 1997, S. 123)

¹⁵⁹ Starke Normorientierung, bzw. rigide Handhabung von Familienregeln gehen mit zeitlich verzögerten Ablösungsaktivitäten der jungen Erwachsenen einher. Nach Schneewind/Braun (1988) benötigen Familien mit starrer Regelstruktur längere Anlaufzeiten bevor sie den erweiterten Autonomiebestrebungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen Raum geben können. Helm Stierlin (1976, S. 15) entwirft ein dialektisches Modell des Ablösungsprozesses: „Die Ablösungsvorgänge in der Adoleszenz sind Teil eines Beziehungsprozesses, der sich zwischen zwei Parteien - Eltern und Kindern - abspielt. Dieser Prozeß verläuft nach dem Modell einer sich allmählich in Richtung auf gegenseitige Selbst-Entwicklung und Differenzierung im emotionalen, kognitiven und moralischen Bereich weitende Spirale. Optimal führt diese Spiralbewegung zur relativen Unabhängigkeit aller Beteiligten, einer Unabhängigkeit jedoch, die zugleich eine reife Beziehungsform bedeutet.

Ein in solcher Weise ideal verlaufender Ablösungsprozeß stellt freilich nicht die Regel dar. Vielmehr sind die Beziehungen von dramatischen Bewegungen erfüllt. Statt einer kontinuierlichen Entwicklung beobachten wir dann diskontinuierliche Episoden; statt der sich kreisförmig vorantreibenden Beziehungsentwicklung sehen wir ein disharmonisches Hin und Her gegensätzlicher Kräfte. Statt sich allmählich wandelnder Positionen oder Schicksale begegnen wir jähen Verkehren ins Gegenteil, oder aber wir werden Zeugen von Zeiten unfruchtbarer Stagnation. ... (S.12) Überwiegt der *Bindungsmodus*, dann bewirkt die elterliche Interaktion mit

rufstätig sind, ist die finanzielle Unabhängigkeit der Normalfall. Sie haben üblicherweise ihre Erstausbildung abgeschlossen. Rieser (1997, S. 76) weist darauf hin, daß sich zunehmend eine Diskrepanz zwischen den objektiven Wohnbedingungen und den subjektiven Handlungsweisen feststellen läßt. Deshalb sei folglich nicht unbedingt davon auszugehen, daß junge Erwachsene notwendigerweise mit ihrer Situation zufrieden sind, weil sie in einer objektiv guten elterlichen Wohnsituation leben. Diese Gruppe wohnt überwiegend mit den Eltern in kleinen Orten, häufig wird ein eigenes Heim bewohnt, wodurch Platzprobleme im Zusammenleben kaum eine Rolle spielen dürften, weil Geschwister die elterliche Wohnung bereits verlassen haben. Umgekehrt formuliert: Junge Erwachsene, die in der elterlichen Wohnung unter sehr begrenzenden Verhältnissen leben, verlassen die Wohnung der Eltern früher in der Hoffnung, durch den Auszug eine Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse zu erreichen. In solchen Fällen steht verbleibenden *Nesthockern* dementsprechend mehr Raum im Haushalt der Eltern zur Verfügung (vgl. Buba/Vaskovics/Früchel 1992). „Wir können bei den zu Hause Wohnenden generalisierend davon sprechen, daß es sich überhäufig um junge männliche Erwachsene handelt, die in auffallender Nähe zu traditionellen Wohn- und Familienmilieus in Kleingemeinden leben.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 296) Unter Einbeziehung der Lebenslaufperspektive geht hervor, daß rund jeder fünfte zu Hause Wohnende (im Alter von 23 - 29 Jahren) bereits einmal ausgezogen war. Der Auszug lag dann oftmals vor dem 20. Lebensjahr, wobei junge Frauen doppelt so häufig zu diesen Rückkehrern zählen.

Methodisch wurden Ergebnisse mehrerer Studien thematisch in konzentrierter Form zusammengetragen. Der Focus war auf Relationen der Lebensweise *junger Erwachsener* im Wohnverhalten gerichtet, deshalb waren unterschiedliche

den Kindern deren Festhalten im elterlichen Gesichtskreis, und sie bleiben im Familienghetto eingeschlossen. ... Wo schließlich der *Ausstoßungsmodus* vorherrscht, kommt es zu einer durchgängigen Vernachlässigung und Zurückweisung der Kinder, die von den Eltern als Belastung und Hindernis bei der Verfolgung ihrer eigenen Ziele erlebt werden. Es entsteht eine starke zentrifugale Kraft, die viele dieser Kinder in einen vorzeitigen Ablösungsprozeß drängt.“

Fragestellungen der Studien und differierende Entstehungszeiträume nicht zu gewichten, sondern die präsentierten Befunde waren zielgerichtet auszuwerten.¹⁶⁰

Herausgestellt werden kann zusammenfassend, daß ausgehend vom Einflußfaktor *Wohnform*, Hinweise für Zwischen- und Übergangsstadien der Verselbstständigung junger Erwachsener sich plausibilisieren lassen. Diese Tendenz, kumulative Bedingungsgefüge des Erwachsenwerdens aufzuzeigen, dabei gesellschaftliche Rahmenbedingungen in Beziehung zu setzen mit dem individuellen Lebenskontext junger Menschen, berücksichtigen und unterstützen die herangezogenen Studien.

2.2.1.3.4. Zusammenfassung

Die aufgezeigten Ausdifferenzierungen der Lebenslagen junger Menschen, betrachtet unter dem Blickwinkel verschiedener Wohnformen in der dritten Lebensdekade, belegen für einige Beobachter die Existenz einer neuen Lebensphase *junger Erwachsener*, die sich zwischen Jugend und Erwachsenenleben schiebt. Anderen geht dieses Konzept zu weit (vgl. Baethge et al. 1983; Hurrelmann et al. 1985; Hornstein 1988; Fuchs 1985). Diese 'konservative' Sichtweise protegiert - parallel zur gesamtgesellschaftlichen 'Großwetterlage' - den Begriff des *Strukturwandels* der Jugendphase, ohne jedoch den *Postadoleszenten* oder *jungen Erwachsenen* explizit eine eigenständige Lebensphase einzuräumen. Sie argumentieren, daß sich das Spektrum der Lebenskonstellationen in diesen Altersgruppen zu heterogen darstellt, um eine einheitliche Lebensphase postulieren zu können. Konsens besteht in der allgemeinen Erkenntnis sich vollziehender, vehementer Umschichtungen menschlicher Lebensphasen, deren Dynamik keineswegs vorübergehende bzw. konsolidierende Züge aufweist, sondern im Gleichschritt mit anhaltenden gesellschaftlichen

¹⁶⁰ Den Einwand von Lenz (1989, S. 15) berücksichtigend, wonach „es bei der Betrachtung der Studien unbedingt nötig (ist), darauf zu achten, auf welche Altersgruppe sich die Ergebnisse beziehen“, wird die Perspektive der Betrachtung auf den Indikator 'Wohnen' altersgruppengemäß vorgenommen.

Wandlungsprozessen, an Potential zunimmt. Dieses Modell impliziert das Vorkommen doppelfunktionaler Räume, die ähnliche Muster jugendlicher *und* erwachsener Strukturen aufweisen. Denn eine Abgrenzung zum Erwachsenenalter nach oben hin fällt ebenfalls schwer. „Zum ersten Mal in der Geschichte verbringen Individuen mehr Zeit ihres Lebens als Kind noch lebender Eltern als in der Rolle der Eltern von Kindern unter 20 Jahren. Die Rede vom ‘aging child’ (Watkins et al. 1987) ist durchaus nicht absurd. Das Profil des Erwachsenenstatus hat sich offenbar verschoben.“ (Alheit 1996, S. 277) Generationsgrenzen verwischen sich in einer Gesellschaft, die sich weigert erwachsen zu werden, wie Bly (1997) in seinem Buch „Die kindliche Gesellschaft“ aufzeigt. Der Verlust einer persönlichen, wie einer kulturellen Identität, wird dort demonstrativ als zivilisatorisches Defizit der Moderne hervorgehoben. Der Autor gibt sich in der Darstellung dieser Problematik äußerst pessimistisch: Der Mangel an Vorbildern, eine grassierende Orientierungslosigkeit, ferner schutzlos der Unterhaltungsindustrie ausgeliefert zu sein, verhindern in unguter Allianz eine glückende Integration junger Menschen in die Gesellschaft. Und die heutigen gesellschaftlichen Szenarien erweisen sich tatsächlich als beunruhigend unübersichtlich und haben längst ihre Fähigkeit zur Signifikanz verloren. Gerade die Altersgruppe der jungen Erwachsenen im dritten Lebensjahrzehnt ist betroffen vom Problem einer Verortung des Selbst. Die Frage nach dem materiellen Substrat in der Vorstellung einer „Selbstbindung an den konkreten Ort“ (Läpple 1993, S. 23) wurde im Wohnen thematisiert. Wie in den sozial-räumlichen Modellen hergeleitet, streben Individuen sukzessive - über den Territorialgedanken vermittelt - einen umfangreichen persönlichen Bereich an. „Diese individuellen Vorstellungen setzen sich aber nicht auf irgendeine simple Weise zum Regionalbewußtsein eines regionalen Sozialsystems zusammen. Die individuellen Vorstellungen von und Identifikationen mit einer Region sind nicht schon das - kollektive - Regionalbewußtsein oder die regionale Identität.“ (Pieper 1995, S. 131)¹⁶¹ Operationalisieren läßt sich das Konstrukt Regionalbewußtsein etwa über ein historisches und demgemäß kulturell verbindendes

¹⁶¹ Vgl auch Pohl (1993).

Bewußtsein. „Das ‘erfahrbare’ und ‘begreifbare’ kulturelle Erbe eines jeden Menschen, durch das seine Persönlichkeit geformt worden ist und wird und durch das er seiner Identität erst bewußt werden kann“ (Zitscher 1981, S. 50) findet Ausdruck in Dimensionen der räumlichen Verortung, hinterläßt ein ‘Wasserzeichen’, als jeweils subjektiver Ausdruck des Gewordenseins. Hier ist der Heimatbegriff dienlich. „Die Gefühlsaufladung des Heimatbegriffs ist der des Begriffes der ‘Regionalen Identität’ nicht unähnlich. Regionale Identität wird zum Thema, weil Europa immer größer wird, weil existenzbestimmende Entscheidungen im entrückten Brüssel gefällt werden, weil wir allmählich erahnen, daß der Weltmarkt ja nicht nur die bekannten Bananen und das Sony-Gerät ins Haus bringt, sondern uns auch Stück für Stück die Kontrolle über unsere Lebensverhältnisse entzieht. Region wird zum Ort der Sicherheit, der Kontrollfähigkeit in einem diffus großen Gefühlsglobus. Doch zum anderen hat der Begriff Region heute noch eine geographische Qualität. Eine Region bezeichnet einen Raum mit zumindest ungefähr bestimmbaren Grenzen.“ (Ipsen 1997, S. 104)

Ob die Gleichsetzung *Heimat = regionales Milieu* so getroffen werden kann, ist weitgehend ungeklärt. Oder sind wir bereits Gefangene im ‘Labyrinth der Moderne’, heimatlos beheimatet in einem sozialen Klima dauernder Desorientierung (Schülein 1978)? Lassen sich die Versprechungen der Heimat ungestraft als psychologische Fundamentalismen abtun, in denen wir uns nur scheinbar finden können, um der ‘ontologischen Bodenlosigkeit der Moderne’ (Ziehe 1987) Paroli bieten zu können? Ohne in weitere Spekulationen zu verfallen, sollen an dieser Stelle gedankenexperimentelle Betrachtungen über das Phänomen *Heimat* als Variante unternommen werden.

2.2.2. *Heimat*

**Allen in der Kindheit scheint worin noch niemand war:
Heimat¹⁶²**

Bloch 1985

Betrachtungen über die Heimat beinhalten Verzweigungen des Themas Raum. Sie bedingen neue und andere Eindrücke, Überschneidungen, Wiederholungen und Vorwegnahmen, aber mit jeweils *anderem* Akzent. Puzzlestücke des Raummosaiks tauchen auf, die eigenen Gesetzen gehorchen und sich nur gewaltsam in Form bringen lassen. Die verfolgte Absicht ist deshalb eine andere. Der Gehalt dieser eigenständigen Betrachtungsweise liegt vielmehr in jenen spezifischen Einsichten, Fakten und Fiktionen, Emotionen und Objektivierungen, die im Gesamt im Heimatbegriff beheimatet sind. Ferner birgt die Betrachtung das Potential zu einem Brückenschlag - von einem theoretisch geleiteten Raumverständnis hin zu einer Reflexion über das Untersuchungsgebiet, den Landkreis Heinsberg und weiter zu den beheimateten Bewohnern.

„Aus unseren frühen Identifizierungsprozessen resultiert ein Heimatbegehren, das sich verleugnen, aber nicht löschen läßt und das wie jedes Begehren, ein unstillbares Wünschen des Subjekts darstellt, eine Ausrichtung seines Sehns, für das Bloch jenen berühmten Ausdruck im letzten Satz von ‘Prinzip Hoffnung’ fand.“ (Leszczynski 1995, S. 10) Bloch beendet sein Hauptwerk (1993) mit diesem, das Kapitel einleitenden Satz. Heimat wird einem utopischen Ort zugewiesen und scheint damit für jedermann unerreichbar geworden. Ein Schluß ist manchmal ein guter Anfang, doch stellt sich in diesem Fall unwillkürlich die Frage: Lohnt es überhaupt, diesen Ort, der offenbar eng verknüpft ist mit dem altmodisch anmutenden Thema *Heimat*, näher zu erkunden?

¹⁶² Bloch: „Das Prinzip Hoffnung“ (Zitat, Ausgabe 1993, S. 1628).

Ist es nicht längst ausgemacht, daß Heimat als romantischer Reflex auf den historischen Verlust der 'natürlichen Welt' zu interpretieren ist? Damit wäre Heimat endgültig einer bodenständigen, vergangenen Kultur zugehörig und lediglich eine Metapher für überkommene, museale Lebenswelten, ohne produktive Verknüpfungen zur Gegenwart.

Diesem Klischee begegnend, unternimmt Häfner (1995, S. 63) den Versuch, den Heimatbegriff - in bezug auf Blochs Aussage - zu reflektieren. Nach seiner Auffassung ist Heimat zu verstehen „als *transitiver Zustand*, dessen Spannung vom Ursprung und Ausgangspunkt bis zum Ort eines besseren Daseins reicht, als doppelte Ikone eines Zustands, einmal die Heimat, in der wir geboren werden und zum anderen die Heimat, die wir uns schaffen wollen, und deren Vorschein in der ersten, der kindlichen Gegebenheit, als Utopie schon enthalten ist. ... Das *Sehnen nach der Fremde* wird (dem Menschen) um so leichter, als er das Bekannte als Heimat hat. Heimat ist also zunächst das, wo wir herkommen und von dem wir uns wegsehen. Zugleich ist Heimat auch die utopisch verbesserte Herkunft, die Rückkehr in die bessere Version des vertrauten Ausgangsortes.“ Aktuelle Gesichtspunkte deuten sich an. Ein Aufmerksamwerden ist vernehmbar!

Weitere Stimmen: Schmieder (1995) will Heimat als 'philosophischen Gegenbegriff' zur Entfremdung verstanden wissen (vgl. auch Wieser/Münster 1975), während Rauschenbach (1995, S. 74) hervorhebt: „Worum es geht, ist ein 'Umbau der Welt zur Heimat'.“

2.2.2.1 Heimat nur ein Medienereignis?

Weitere Spuren: Beate Mitzscherlich (1997) beschreibt, daß sie bei ihrer Recherche zum Thema Heimat allein für die vergangenen beiden Jahre mehr als 400 Buchtitel vorgefunden hat. Die überwiegende Mehrzahl dieser Publikationen entstammt dem klassischen Genre der Heimatkunde. Diese Autoren bezeichnen sich als Heimatforscher auf konkrete und geographisch abgrenzbare

Heimaten hin, beleuchten unterschiedliche Aspekte (Landschaft, Brauchtum, Historie usw.) und richten insbesondere ihr emotionales Beteiligtsein auf die 'verlorenen Heimaten' (z.B. Schlesien, Ostpreußen oder das Sudetenland). Eine zweite Sparte von Veröffentlichungen nähert sich mit literarischer Gesinnung dem Phänomen. „In der Belletristik wird Heimat als etwas beschrieben, das über die Erfahrung der Außenwelt hinausgeht; sie macht scheinbar nur subjektiv erfahrbare Heimaten für Außenstehende, für LeserInnen identifizierbar und kommunizierbar. Das gelingt ihr einerseits über Verdichtung, in den literarischen Orten und Personen und andererseits dadurch, daß sie die emotionale Qualität von äußeren Gegebenheiten deutlich zu machen versucht. Sie beschreibt nicht nur, sie bewertet auch, sie fällt subjektive Urteile über die Heimatlichkeit von Umgebungen und Verhältnissen.“ (Mitzscherlich 1997, S. 28)

Graf von Krockow (1989, S. 17) wiederum akzentuiert die Erfahrungen der Dichter der Romantik: „Wie wohl kein zweiter unter den Dichtern hat Eichendorf uns ins Gemüt geschrieben, was Heimat bedeutet. Fast möchte man meinen: Er hat sie gestiftet. Doch wie wäre das möglich gewesen ohne die nie vernarbte Erfahrung, sie verloren zu haben?“ Die typische Polarität ist die zwischen *Heimat* und *Fremde*. Nicht nur romantische Schriftsteller verbinden das heimatliche Motiv - aus dramaturgischen Gründen - häufig mit Verlust- und Trennungserfahrungen, eine Herangehensweise, die - laut Jens (1984, S. 314) - stimmig und dem schwierigen Topos angemessen erscheint: „Die Sprache des Heimwehs ist exakt.“ Die Fremde, das Emigrantenschicksal erst führt schmerzhaft den Verlust der Heimat vor. Doch, wie Fontane tröstlich bemerkt, „die Fremde lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns ... das Maß für die Dinge.“ (S. 315) Noch manche literarische Belegquellen von Brecht über Chamisso, von Heine und Novalis bis Wolf heben mannigfach auf diese ursprüngliche Verbindung ab. Ohne aus diesem reichen Fundus weiterhin zu schöpfen - und die Versuchung ist gewiß nicht gering - sei rückbesinnend mit Jean Amery (1988) gefragt: Wieviel Heimat braucht der Mensch?

Wenn bisher für bestimmte Bevölkerungsgruppen eine wahrscheinliche Relevanz des Heimatbegriffs plausibilisiert werden konnte, interessiert um so stär-

ker, ob eine induktive Übertragung auf ein unspezifisches Gros der deutschen Bevölkerung erfolgen kann.

Ein Szenenwechsel: Trotz rückläufiger Einnahmen der öffentlich-rechtlichen Fernsehsender war man unlängst dort bereit, eine Produktion wie Edgar Reitz' „Zweite Heimat“ mit einem Etat von 40 Millionen DM zu finanzieren. Das 26stündige Mammutwerk wurde von der Medienkritik einhellig positiv bewertet. Die erhoffte Wiederholung der 'Heimat-Euphorie' bei den Zuschauern ließ sich jedoch im Remake nicht in vollem Umfange herstellen. Der Achtungserfolg aber bleibt.¹⁶³ Doch, was hat den Regisseur mitunter veranlaßt, 511 Drehtage mit ca. 6.000 Arbeitsstunden zu realisieren, ein Drehbuch von 2.143 Seiten in fast zweijähriger Arbeit zu verfassen? Sicherlich kann Edgar Reitz selber am besten seine Motive darlegen:¹⁶⁴

„'Heimat' war ein Filmereignis, das ein lange Zeit verdrängtes Thema wieder in die gesellschaftliche Diskussion brachte. Die Wahl des Titels war ausgesprochen mutig, schließlich stand der deutsche Heimatfilm für verlogenen Kitsch. Sie haben einen fragwürdig gewordenen Begriff - politisch mißbraucht, kommerziell ausgenutzt - wieder rehabilitiert.

Diese publizistische Resonanz hat mich etwas überrollt. Der Film ist nicht gemacht worden, um den Titel zu illustrieren, sondern ich habe ihn 'Heimat' genannt, weil dieses Wort nicht übersetzbar ist in andere Sprachen, das damit verbundene Gefühl aber

¹⁶³ „Während 'Heimat' (1984) ein deutsches Dorf und traditionelles Familienleben zum Gegenstand hat, beschäftigt sich 'Die Zweite Heimat' (1992) mit den Menschen, die ihr Lebensglück in den Großstädten suchen, die sich aus den ursprünglichen Familienbindungen hinausbewegen und ihre persönliche Heimat neu bestimmen wollen. ... 'Die Zweite Heimat' beschreibt eine Welt im Aufbruch.“ (Reitz 1993, S. 136) Gertrud Koch (1997, S. 211) bemerkt fachkundig und kritisch: „Der ungebrochene Antiamerikanismus, der sich dort bemerkbar macht, rückt den Diskurs der achtziger Jahre an unerwarteter Stelle wieder in die Nähe der Diskurse des neunzehnten Jahrhunderts, als der 'Heimat'-Diskurs aufgetischt wurde. Antipodisch zur regionalistisch legitimierten Sehnsucht nach kommunitärer Einheit, nach familialer Verbindung von Haus und Boden, kommt erneut die Vorstellung auf, daß das 'Weggehen', die 'Weggeher' aus der Region das Problem 'Heimat' erneut stellen. Wieder gibt es den Zyklus, daß die 'Weggeher' von einst die Invasoren von heute sind. Reitz versteht darunter die Emigrationsbewegungen, die zwischen Region und Zentrum, Land und Stadt, schließlich zwischenstaatlich stattfinden. Wer aus der Enge des Dorfes vor dem Krieg 'wegging', kommt wieder als Bürger aus einem anderen Staat, als Angehöriger der siegreichen Aliierten; derjenige, der aus der Enge des Dorfes und der Kleinstadt in die Großstadt entwich, kommt wieder als Vertreter der NS-Macht; Zarah Leander, die in der NS-Zeit auf der Dorfleinwand erschien, kommt zurück aus Lateinamerika, aus der 'Fremde' in die *Heimat*, so der doppeldeutige und anspielungsreiche Titel jenes NS-Films von Carl Froelich, auf den sich Reitz mit seinem Fernsehspiel bezogen hat.“

¹⁶⁴ Ausschnitt aus einem Gespräch mit Edgar Reitz (1993).

allgemein menschlich ist. Das ist die einzige Form der Identität mit meiner Kultur, die ich akzeptiere.

Heimat ist etwas Verlorenes, hat mit Erinnerung zu tun, mit Kindheit, mit den frühen Erfahrungen, die ein Mensch macht, und ist etwas, was man als Erwachsener immer auf eine sehnsüchtige Weise sucht. Wir leben in einer Epoche von neuen Völkerwanderungen, sind immer umgeben von Menschen, die Heimat verlieren und die dieses Gefühl, auch den Schmerz, die Wunde des Verlustes in sich tragen. Und dafür kein Wort haben oder nur Umschreibungen.

Das Wort Heimat ist an sich unschuldig. Daß reaktionäre Volkstümpler oder die Nazis dieses Wort benutzt haben, darf uns nicht abschrecken. Im Gegenteil: Warum soll man es ihnen überlassen? Man darf den Begriff nicht einfach ideologisch abtun. Nein, dieses Wort bezeichnet eine Realität, eine reale Erfahrung. Es ist in jedem Menschenleben verschieden; manch einer hat sich sehr weit entfernt oder muß erst Umwege gehen, doch ohne ein Verhältnis zu seiner Heimat findet er keine Identität.“ (Reitz 1993, S. 266f.)

2.2.2.2. „Neues“ Heimatbedürfnis

Wie der damals überdurchschnittliche Quotenanteil verrät, stößt das Phänomen Heimat auf verhältnismäßig großes Zuschauerinteresse.¹⁶⁵ Heimat kommt wieder in Mode, ein neues Bedürfnis wird entdeckt oder wiedererweckt. „Begonnen hatte diese Wende mit der idealisierenden Entdeckung der regionalen Lebenswelten als Nischen, gegen deren Kolonialisierung durch die Medien (Geld & TV) eine Bewegung entstanden war, die sich für den Erhalt der als gefährdet erachteten Kohärenz der Regionen einsetzte. Die problematische Struktur dieser Unterscheidung kann freilich in mehrere Dimensionen aus schlagen. Eine davon ist die Um- bzw. Neubewertung des Heimatbegriffs sel-

¹⁶⁵ Diverse andere Serien und TV-Produktionen, von Heimatmusiksendungen bis hin zu regionalen Landschaftsporträts reicht die Palette der ‘Trend-Folger’, die versuchten und versuchen an diesem Erfolg zu partizipieren. Ein eigenes Genre konstituierte sich als *neuer deutscher Heimatfilm*: „Ins Zentrum rücken die Regionen, sei es das ‘Zonenrandgebiet’ in Wim Wenders *Im Lauf der Zeit* ... oder das Hessen ... vor der Nationalstaatsgründung in Volker Schloendorffs *Der plötzliche Reichtum der armen Leute von Kombach* ... aber auch Achternbuschs Anti-Bayern/Bayernfilme sind ohne diesen Hintergrund nicht so recht zu verstehen.“ (Koch 1997, S. 210)

ber, der in den achtziger Jahren eine Renaissance erfährt, die mit Edgar Reitz' Fernsehserie *Heimat* Gestalt angenommen hatte.“ (Koch 1997, S. 207) Das neue Heimatbedürfnis (Bausinger 1980) hat gleichwohl Impulse vom alten, schöngefärbten Heimatbegriff aufgegriffen,¹⁶⁶ dessen Botschaften - die Sehnsüchte nach dem *richtigen Leben* oder der *Traum von Identität* - die Zeiten überdauerten. Obwohl die Vergangenheit als zeitliche Heimat der Heimat gilt, wird sie nicht nur nostalgisch verklärt wahrgenommen.¹⁶⁷ Neue Aktualität gewinnt die Materie einstweilen als Sehnsucht und Bedürfnis nach einem Daseins- und Identifikationshorizont, nach einem identifizierbaren Mikrokosmos (Greverus 1979).¹⁶⁸ Es scheint so, als würde die Sehnsucht nach Heimat um so stärker, je weniger heimatlich die Moderne wird. Heimat als neue emotionale Qualität soll dem menschlichen Grundbedürfnis nach Geborgenheit genügen, will als Gegenreaktion auf eine gesellschaftliche Entwicklung verstanden werden, die alle bisherigen Heimaten zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Gerade in Zeiten virtueller Weltsicht, dem Zauber technischer Allmacht zwar erlegen, behält der 'gewöhnliche Mensch' diesen fatalen Hang zum Stofflichen, zur echten Umwelt (Ulrich 1997) gewohnheitsmäßig aufrecht. Denn Heimat birgt in sich immer noch eine kleine Welt, aber eine Welt dennoch, bietet zunächst und einstweilen eine Überschaubarkeit und Vertrautheit in sich.

¹⁶⁶ „Auch die Popularität von Edgar Reitz' Heimatserien, die von ausländischen AutorInnen beispielsweise wegen der Verharmlosung der Nazizeit kritisiert werden, hat in seinem Zusammenhang eine wichtige symbolische Bedeutung. Die Serie orientiert auf eine scheinbar begreif- und beeinflussbare Nahwelt, an der deutsche Geschichte quasi nur vorbeigezogen ist- so wird sie wieder 'vorzeigbar' und auch kommerziell erfolgreich.“ (Mitzscherlich 1997, S. 40)

¹⁶⁷ Hellmuth Karasek (1998, S. 164) beschreibt Erinnerungen an die 50er Jahre: „Pfingsten treffen sich die Heimatvertriebenen: die Schlesier, die Sudetendeutschen, die Landsmannschaften. Sie tragen Trachten, die an Hitlers Bauerntage auf dem Bückeberg erinnern, sie tragen weiße Kniestrümpfe, Haferlschuhe, irgendwelche Hüte und Hauben mit Früchten: die 'verlorene Heimat', eine Trachtenidylle. Jugendliche blicken mit sogenannten leuchtenden Augen in den Pfingsttag. Heimatvertriebenen-Funktionäre, meist zu fett, meist zu schwitzig, nicht selten mit wohlwollend-verschwiegener, aber altbekannter Nazi-Vergangenheit, halten Pfingstreden, vom 'unverzichtbaren Recht' auf Heimat, vom 'Unrecht der Vertreibung'.“

¹⁶⁸ Wenn Heimat thematisiert wird, dann wird in der Regel Bezug genommen auf einen gedachten oder vorgestellten Raum. Operiert wird dann implizit oder explizit mit einem Bezugssystem. „Das von einer Person benutzte Bezugssystem ist ... nicht kontextunabhängig, d.h. zeitlich stabil. Vielmehr wird eine Person je nach Beschaffenheit der Lebenssituation, in der sie sich zur Zeit befindet, eine Ausweitung oder Schrumpfung ihres Heimatareals als psychischen

Es gab einen direkten und notwendigen Bezug zur Erde (Scholle), lange bevor *braune Ideologie* die Heimat vereinnahmen konnte. Heimat meinte nüchtern den materiellen Besitz, war Haus und Hof. Bis heute ist diese Bezeichnung im alemannischen Sprachraum synonym in Gebrauch. Noch am Beginn dieses Jahrhunderts hat die Mehrheit der Deutschen auf dem Land gelebt, in der Landwirtschaft oder in handwerklichen Berufen gearbeitet. Das Leben vollzog sich in stabilen räumlichen Grenzen.¹⁶⁹ Im allgemeinen starb man am selben Ort, an dem man geboren war und den man dazwischen selten verlassen hatte. Gerade deshalb, ist Heimat nicht ein schrecklich deutsches Thema mit offenkundig nationalen Anteilen?¹⁷⁰ Tatsächlich ist Heimat kein Ort mehr, den man so einfach besitzt, sondern Heimat muß individuell, kulturell und politisch gestaltet und verantwortet werden. Und gleichzeitig gilt immer noch oder wieder: „Sie ist ein historisch bedingtes und räumlich beschränktes Liebesobjekt.“ (van der Linden 1995, S. 201)¹⁷¹

Verarbeitungsprozeß vornehmen. Der jeweils bedeutsame Heimat-Raum wird also von biographischen und historischen Bedingungen abhängen.“ (Belschner 1995, S. 95)

¹⁶⁹ 1895 steht in Meyers Konversations-Lexikon der Eintrag zu lesen: „Heimat. Bezeichnung für den Geburtsort, auch für den Ort, wo jemand sein Heim, d.h. seine Wohnung hat. In der Rechtssprache versteht man unter H. (Heimatrecht), die Ortsangehörigkeit oder Gemeindeangehörigkeit einer Person, welche nicht ohne weiteres mit dem Gemeindebürgerrecht zusammenfällt, indem das Heimatrecht an und für sich nur ein Einwohnerrecht ... ist. Auch die Staatsangehörigkeit wird Heimatrecht genannt. Neuerdings wird der Ausdruck H. wohl auch als gleichbedeutend mit Unterstützungswohnsitz gebraucht, obgleich dies zwei ganz verschiedene Begriffe sind. ... Der Begriff der Heimat entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert im Sinne der armenrechtlichen Zugehörigkeit zur Gemeinde, während er sich im 19. Jahrhundert zur Gemeindeangehörigkeit erweiterte.“ (S. 549f.)

¹⁷⁰ „Die Russen sagen ‘rodina’, die Spanier ‘la patria chica’. Im Englischen nimmt man für Heimat und Zuhause dasselbe Wort: ‘home’. Auf türkisch heißt Heimat ‘vatan’ oder ‘yurt’. Hat ein Türke Heimweh, so drückt er das mit dem Wort ‘vatan’ aus. Verliert er aber durch ein Erdbeben sein Haus, so nennt er sich ‘yurtsuz’ (obdachlos). Ob die fremdsprachlichen Heimatwörter eine ähnliche Gefühlsfärbung haben wie unser Begriff, ist schwer nachweisbar. Heimat als etwas besonders Deutsches zu betrachten, hat aber jedenfalls bei uns Tradition.“ (Pieper/Haderer 1991, S.9)

¹⁷¹ „Die traditionale Heimat war zu dieser Zeit, jedenfalls für die Mehrheit der nationalen Bevölkerungen, noch etwas Reales. Die meisten Menschen lebten in präkapitalistischen sedenten Verhältnissen, mit einer emotionalen Bindung an ihrer ‘Scholle’. Der Aufstieg des Kapitalismus führte jedoch zur tendenziellen Auflösung der traditionellen Heimat.“ (van der Linden 1995, S. 202) „In der Tat entsteht die deutsche Variante des Heimatbegriffs nicht ganz zufällig im neunzehnten Jahrhundert. Noch bevor die ‘Kulturnation’, die sich vorerst romantisch als Sprach- und Bildungsgemeinschaft verstand, in die Staatsgründung übergang, wurde die ‘Heimat’ entdeckt. Als eben jener Ort einer Zugehörigkeit, die weder rechtlich noch staatsbürgerlich definiert war und darum um so mehr im vagen verbleiben mußte. Leerstelle der Projektionen und Sehnsüchte nach Homogenität, nach natürlicher Ordnung und Generativität, die auch in anderen regionalen Differenzbemühungen sich finden lassen.“ (Koch 1997, S. 207)

Dessen ungeachtet emanzipiert sich Heimat von der monofunktionalen Zuschreibung als Ort des ewig Gestrigen mit großen Schritten. Namentlich hebt auch Edgar Reitz die Relation zwischen zuordbarem Raum und Identität hervor, findet auf dieser Basis einen weitergehenden Zugang zur Positionierung von Heimat im Spannungsverhältnis zwischen Historie und Gegenwart, Stadt und Land, Region und Natur, zwischen der Inszenierung von individuellen Lebensentwürfen und dem übergreifenden Zeitgeist. Er modifiziert mittels technischer Möglichkeiten des filmischen Mediums das historische Genre des Heimatfilms und transformiert so die Thematik in die moderne Zeit. Er führt den Zuschauer weg vom stereotypen Bild der beschaulichen und intakten Welt des braven Landmannes, reduziert heimatliches Klischee nicht auf das obligate bierernste Schützenfest, auf Szenen anheimelnder Erntedankglückseeligkeit und verzichtet dankenswerterweise ebenso auf Kindheit-Heimat-Regressionen (Hansen 1989) zwischen Dorfschule und Kartoffelfeuer, wo erst der wohlige Seelenschmerz so richtig zupackt. Heimat verliert im Film den Status des Selbstverständlichen und wird dadurch zum Gegenstand reflexiver Vergewisserungsaktivitäten. Trotzdem oder eben deshalb bleibt Heimat letztlich ein diffuses Bedürfnis. Heimat bildet keinen festen Bezugspunkt für alle aus. Gerade weil sich faktisch in der heutigen Alltagswelt kaum mehr ein interindividuell tragfähiger Konsens zum Begriff der Beheimatung finden läßt, symbolisiert das infinite, plastische Entfalten der filmischen Darstellung treffend die geöffnete Dimension des Bedeutungsraums Heimat. Heimat heute meint immer *mehr* als ein bloßes ‘Bei-Sich-Selber-Sein’, gewichtet stärker soziokulturelle, ressourcenorientierte, szenische und zusammengesetzte Merkmale, deren konkrete Formation individuell variiert. „Gewiß droht der Begriff Heimat jegliche Kontur zu verlieren, wenn er nicht auf eine überschaubare Nahwelt bezogen bleibt. Aber diese Nahwelten haben keine geschlossenen Horizonte mehr.“ (Schmieder 1995, S. 148) Diesen Prozeß hat Giddens (1997) mit den Begriffen *Entbettung* oder *Ungeborgenwerden* (*disembedding*) als wesentliche Erfahrungen der Spätmoderne beschrieben.¹⁷² Nachvollziehbar wird damit ein we-

¹⁷² Anthony Giddens (1997, S. 33) definiert: „Unter Entbettung verstehe ich das ‘Herausheben’

sentliches Spezifikum von Heimat, eine Erkenntnis, die auch für diesen Essay als Richtschnur gelten kann: Heimat ist kein wissenschaftlicher Terminus, der durch definitorische Prägnanz und Abgrenzung gefangen werden könnte. Deshalb ist er (als Fiktion) vielfach kodierbar. Heimat hat viele Gesichtspunkte. Sie betrifft zunächst den Ort oder den Raum, den man bewohnt. Sie betrifft aber auch Beziehungen zu anderen Individuen und sie betrifft ebenso die eigene Person.

Jedoch, Heimat in der Gegenwart verortet - im Hier und Jetzt angesiedelt - fordert auf zur Beantwortung der maßgeblichen Frage: Bin ich hier am richtigen Platz? Welchen Platz in der Welt möchte und kann ich zur Beheimatung einnehmen?

2.2.2.2.1. Heimat - Prinzip Selbstverwirklichung?

Heimat und Identität haben gemeinsam die Suche nach einem „Ort des Vertrauens, einer gelebten Welt oder einer Lebenswelt, in der die Identitätsfrage ‘Wer bin ich? Wohin gehöre ich?’ wieder eine Antwort findet.“¹⁷³ ‘Ich bin’ als Selbstdefinition der Identität bedarf des ‘Dorthin gehöre ich’.“ (Greverus 1995, S. 25) Heimat und Identität bilden ein Bezugssystem. In dieser Lesart lokali-

sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannen übergreifende Umstrukturierung.“

¹⁷³ Rainer Krüger (1995, S. 107) dazu: „Lebenswelten, die aufgrund gesellschaftlicher Rahmenbedingungen in ihrer sozioökonomischen und sozialkulturellen Prägung im Alltag nicht aneignungsfähig sind, sollen unterschieden werden von solchen, die eine ‘gerechte Heimat’ für alle sein können.“ An anderer Stelle nennt er Konstruktionsbedingungen für eine ‘gerechte Heimat’ innerhalb der Postmoderne. Er nimmt damit die jüngere gesellschaftstheoretische Diskussion zwischen Habermas (1988) und konstruktiven Postmodernisten (z.B. Lyotard 1986; Wellmer 1985; Welsch 1987) auf. „(1) Dem Vernunftgehalt der Moderne entspräche die Forderung, funktionale Minimalstandards gleichwertiger Lebensbedingungen verfügbar zu machen: nämlich ausreichende soziale Dienstleistungen und operative Infrastrukturen, ökologische Belastungsminimierung und Förderung auch kleingliedriger Produktions- und Reproduktionsbereiche. (2) Heimat im postmodernen Gestaltungsrahmen zielt darüber hinaus auf die Entfaltung ‘endogener Potentiale’ als den eigentlichen Besonderheiten eigenständiger Stadt- und Regionalentwicklung. ... Letztlich ist eine teilweise Dezentralisierung gesellschaftlicher Entscheidungskompetenz anzustreben. Denn Heimat als Prinzip von Lokalität und Regionalität gewinnt an Bedeutung. Es erleichtert die Vermittlung zwischen den Systembedingungen von Wirtschaft und Staat und den Lebenswelten. Es macht diese Vermittlung sozial wie räumlich überschaubarer. Heimat ist so im guten Fall Pionieraum, in dem die Entfremdung der Menschen im Ort sozialer Besonderheit verhindert oder gemildert wird.“ (Krüger 1995, S. 116)

siert Heimat diesen spezifischen Ort der Identität: „Die Antwort auf ‘Wer bin ich’ kann der Mensch nicht allein finden. Sich erkennen heißt erkannt und anerkannt werden. Oder, wie es Erikson ausdrückt: Ein definiertes Ich in der Raum-, Zeit-, Lebensplan-Perspektive einer Gruppe zu sein, die eine eigene Identität hat. Im Prozeß der Identitätsfindung bin ich von Kindheit an nicht allein, sondern umgeben von Dingen und Handlungen und Menschen, die mir die Möglichkeit geben, mich zu erkennen, und das heißt: mich zu finden. Diesen Selbstfindungsprozeß bezeichnen wir auch als Individuation.“ (S. 35)

Heimat wird regelmäßig mit Herkunft verbunden, mit einer Welt, einer Landschaft, einer Stadt in der man früher gelebt hat. Sich an die eigene Kindheit zu erinnern, bedeutet nicht selten die Vergegenwärtigung von Assoziationen dieser Kindheits- und Jugendheimat. In der Tat prägen sich über die frühen, biographischen Lebensphasen hinweg spezifische lokal-regionale, sowie soziale Identitäten aus. So kann für ein kleines Kind schon der Umzug aus der gewohnten Umgebung in eine andere Gegend der gleichen Stadt ein Grund für heftiges Heimweh sein. Die Einbuße des Ortes, der bislang Zufriedenheit und Geborgenheit bedeutet hat, führt zu Verlustängsten. Es geht also um ein Sozialisationsleitbild von Identität, in dem das Phänomen Heimat begriffen werden kann. Die Thematik ist demnach zu allererst im Bereich der primären und sekundären Sozialisation zu positionieren. Da Identitätsentwicklung auf der anderen Seite als lebenslanger Prozeß gesehen werden muß, präsentiert sich individuelle Identitätssuche als Schwebezustand, als Balanceakt zwischen Anpassung und Widerstand. Denn „ist es nicht so, daß gerade an diesem Eigenen - Sehnsucht wie Haß stiftend - in unserer Kindheit sich eine psychosoziale Disposition bildete, die unser Wesen durchprägt, in die wir immer schon versetzt sind und die uns nur im nachhinein - in der Bewußtseinsaufgabe, unser Erleben zu reflektieren - zugänglich wird. So ist Heimat das dem einzelnen zugefügte Eigene, dem er sich affirmativ oder kritisch, getrieben oder sublimierend widmen oder entziehen kann.“ (Leszczynski 1995, S. 9)

Busch (1995, S. 82) führt weiter aus, daß dieses ‘Wo’ eine qualitativ positive Verbindung mit dem ‘Mit wem’ eingeht. Heimat zeigt sich dergestalt als Inter-

aktionsphänomen. Im Begriff der Heimat bildet sich als Variation ein Erfahrungsraum der Vertrautheit ab, der raumgreift in der kindlichen Welt. Darum ist sie nichts Nebensächliches. „So gesehen bezeichnet Heimat im Grunde nichts anderes, als die allmähliche Ausweitung des Urvertrauens über die eine Person (Mutter) hinaus auf das Lebensgefüge, das dem Kinde mit seinen Bewegungs- und Sinnesmöglichkeiten Schritt um Schritt zuwächst.“ (Graf von Krockow 1989, S. 132)

Heimat ist in diesem Sinne verwandt mit der Sprache, die den Menschen in ihrer Anwendung und in ihrem Erwerb durchdringt und gestaltet. Gleichfalls bewirkt sie Abgrenzungen zum Draußen und stiftet Solidarität nach innen, symbolisiert als Dialekt kulturelle Zugehörigkeit zu einem Territorium. Heimat kann also gleichermaßen als ein über die Sprache geprägtes Phänomen aufgefaßt werden. Die Diktion wirkt dabei als sprachliches Kennzeichen, als Identifikationsmerkmal einer Region und ist damit affektiv sozialisatorisch relevant. Sie gewinnt diese Bedeutung erst in der Lebenspraxis und im Bewußtsein der Menschen, die damit Ortsverbundenheit und kulturelle Provenienz bekunden.¹⁷⁴

2.2.2.2.2. Kontinuitätserleben

Heimat benötigt vermeintlich Kontinuität. Innere und vor allem äußere Umwälzungen beeinträchtigen die heimatliche Sehnsucht nach letztlich nicht erreichbarer Harmonie. Diskontinuität durch Neuerungen gefährdet das ‘Ganze und Heile’ (Häfner 1995) der heimatlichen Welt. Das Neue muß deshalb „das Gefühl der Kontinuität stören und fragmentieren. Neues gehört somit nicht in das Heimatgefühl, sondern steht ihm als Symbol von Diskontinuität gerade entgegen. Es entsteht die Unterscheidung von bekannter Heimat und neuer, un-

¹⁷⁴ „Auch Heimat ist nicht anders zu denken denn als Resultat einer konfliktreichen, schmerz- und leidensvollen Sozialisation - aber immerhin einer (und mehr ist nicht zu haben) mit verständlichem Grundton und Ausklang. Stellt man das in Rechnung, so kann man davon ausgehen, daß es eine Art erwerbbarer ‘Heimatkompetenz’, deren Kern die frühe Sozialisiertheit ist, eine hergestellte Erlebnissfähigkeit von und Bindungsfähigkeit an Welt(en) gibt.“ (Busch 1995, S. 85)

bekannter Fremde.“ (S. 65) Da das Gefühl der Kontinuität für den Beheimateten anscheinend eine Notwendigkeit für die Bewahrung von Identität darstellt, entsteht eine entsprechend motivierte individuelle und kollektive Haltung, neue Gefährdungen abzuwenden.¹⁷⁵ Immer häufiger - mit zunehmender Beschleunigung moderner Neustrukturierungsprozesse - gelingt die Abwehr nicht.

Das 'Heimatismuseum' konkurriert im Bewußtsein, aber auch in den tatsächlichen Gegebenheiten, mit den Zeichen und Symbolen der virtuellen, globalen, neuen Welt.¹⁷⁶ Das Allgemeine ist vom Ungleichzeitigen geprägt. Neues und Altes wandelt und verformt sich im Takt der Moderne zu einem Konglomerat mit offenkundigen Parallelen und Berührungspunkten zum inspirierten, ästhetischen Schaffen in der bildenden Kunst.¹⁷⁷ Der prozeßimmanente kreative Impuls ist dann willkommen, wenn er dazu beiträgt, alte hemmende Grenzen zu überschreiten, dazu beiträgt, im Verändern und Erneuern von Orten und Menschen, sowie in den Beziehungsstrukturen zu diesen Orten, Menschen und Werten, Beheimatung möglich zu machen. So auch in der Nahwelt. Heimat zu identifizieren, zu gestalten und mit Sinn zu erfüllen, ist eine subjektive Suchbewegung mit jeweils fraglichem Realisierungsgrad. Gleichwohl ist diese Anstrengung nicht sinnlos, denn in der Suche verbinden sich biographische und

¹⁷⁵ Das moderne Szenario der großtechnischen Abbauanlagen (Zechen, Braunkohlereviere) wird von Beate Mitzscherlich (1997) in Relation zum Heimatbegriff beleuchtet, Beziehungen, die im Weiteren dieser Untersuchung noch eine ganz besondere Bedeutung erhalten werden: "Während die Gewinne von Natur- und Kulturraumzerstörung für die Allgemeinheit (jedoch noch nicht für einzelne Unternehmen) zurückgehen, wird deren Kostenseite immer 'hautnäher' ... erfahrbar. Damit wächst der Zweifel daran, ob die privatisierten Gewinne diese hohen allgemeinen Kosten noch rechtfertigen. Die Erkenntnis, die dahinter steht, ist in bester Heimat-Tradition eine der Begrenztheit. Begrenzt sind natürliche und kulturelle Ressourcen, begrenzt sind auch die natürlichen und menschlichen 'Selbstheilungskräfte'; eine zerstörte Landschaft zu rekultivieren dauert sehr viel länger, als sie zu zerstören, und manche Ressourcen lassen sich nicht mehr 'regenerieren'. Mit dieser Erkenntnis geht eine Absage an Expansivität und eine Redefinition von Heimat einher." (Mitzscherlich 1997, S. 40f.)

¹⁷⁶ Nach Giddens (1997a) bezieht sich der Begriff der *Globalisierung* im wesentlichen auf den Faktor der raumzeitlichen Abstandsvergrößerung, dessen Kategorien die komplexen Beziehungen zwischen *lokalen Beteiligungsweisen* und der *Interaktion über Entfernungen* hinweg einen Dehnungsvorgang erzeugen und zwar insoweit, als die Verbindungsmodi zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten oder Regionen über die Erdoberfläche als Ganze hinweg vernetzt werden.

¹⁷⁷ Die Analogie zum künstlerischen Gestalten ist nicht so weit hergeholt: Heimatgefühle sind „Voraussetzungen für Muße, für die Möglichkeit zu eigener Aktivität ohne überraschende Anforderungen von Außen. Deshalb wird das Gefühl von Heimat so oft als Grundlage schöpferischer Arbeit, als kulturgeschichtlich bedeutsames Potential begriffen.“ (Häfner 1995, S. 65)

gesellschaftliche Segmente durchlebter und erfahrener Geschichte. „Ein Maler ist verloren, wenn er sich findet“ lautet ein Ausspruch von Max Ernst. „Diese Worte gelten nicht nur für den Maler, sondern für den Menschen als homo creator überhaupt. Und der gleiche Max Ernst hat einmal von der ‘systematischen Ausbeutung des zufälligen und künstlich provozierten Zusammentreffens von zwei oder mehreren wesensfremden Realitäten auf einer augenscheinlich dazu ungeeigneten Ebene’ gesprochen - und ‘dem Funken Poesie’, welcher bei der Annäherung dieser Realitäten überspringt.“ (Greverus 1995, S. 36) Jener Funke Poesie dünkt in einer Welt des allgegenwärtigen technologisch-wirtschaftlichen Fortschritts nahezu erloschen zu sein. Insofern erscheint es zumindest fraglich, ob es überwiegend gelingt, die Entfremdungserscheinungen in den alltäglichen Lebenszusammenhängen befriedigend zu integrieren. Der Vorstellung, diese Komplexität reduzieren und damit dem täglichen Ausgesetztsein diskontinuierlicher Erfahrungen Paroli bieten zu können, entspricht der illusionäre Wunsch, sich in der Heimat einen Ruhepunkt zu schaffen. Doch alles ist in Bewegung begriffen - alles ist im Fluß (Dörner 1989). *Beschleunigung* heißt die Parole der neuen Zeit, die der allgemeinen Vergleichzeitung und einer Allgegenwart - von was auch immer - Vorschub leistet. Im Oszillieren zwischen den Welten durchdringen sich Vertrautes und Fremdes. Konkret wird in diesem flackernden Spannungsbogen zugleich der Begriff des Identitätswiderstandes, daß nämlich *äußere Widersprüche* permanent als Auslöser fungieren können, „alte, nur scheinbar verschwundene Konflikte wieder in Gang zu bringen; sie können in die psychische Struktur eingreifen, zu nachhaltigen seelischen Veränderungen führen und auch scheinbar verschwundene Tendenzen mobilisieren.“ (Parin 1980, S. 24) Der starke Wunsch, Heimat als Schutz vor der Veränderungsgeschwindigkeit der modernen Zeit in die Außenwelt zu projizieren, macht den in dieser Weise Handelnden verletzlich und labil, „denn er ist von dem Zeitpunkt des psychischen Aktes an fortwährend gefährdet, das zum persönlichen Besitz erklärte Externe potentiell zu verlieren. Ein räumlich lokalisierter Heimatbegriff bindet psychische Energien für den

Schutz und die Verteidigung des persönlichen Besitzes.“ (Belscher 1995, S. 105)

2.2.2.3. Heimat und Räumlichkeit

2.2.2.3.1. Heimatliche Umwelt

Die Bindungskraft der Heimat ist fungibel. In diesem offenen Maßstab kann hier der Heimatbegriff selbstredend nicht zur Debatte stehen. Hier gilt es vielmehr, Heimat als *Prinzip von Lokalität und Regionalität* zu begreifen und zu erkunden, wie der „territoriale Imperativ für eine *conditio humana*“ (Greverus 1995, S. 32) als raumbezogener Heimatbegriff interpretiert werden kann.¹⁷⁸ Damit ist Terrain markiert, um das es geht. Bezugnehmend betont Busch (1995, S. 81) die konkrete Bindung von Heimat und Umwelt¹⁷⁹: „Heimat hat zwingend zu tun mit der Umwelt, in der ein Mensch aufwächst bzw. lebt. Das Wort meint eine gewisse Vertrautheit und Nähe, in der er zu dieser Umwelt steht. Es ist aber nicht der Umstand der Vertrautheit, aufgrund der Dauerhaftigkeit und Konstanz des Lebens, des Wohnens in einer bestimmten Umwelt allein, der Heimat konstituiert. Es muß ein Wohlgefühl (aufgrund von Sich-Wohlfühlen) hinzukommen.“ Diese Assoziation aufnehmend und spezifizie-

¹⁷⁸ „Welche Ausdehnung eine Heimat hat, läßt sich nicht eindeutig festlegen. Heimat kann sich auf den angestammten Wohnort, auf eine Region, auf die 'Lebenswelt' oder auf ein ganzes Staatsgebilde beziehen. ... Beachtung verdient eine andere Erscheinung: Je weiter man sich im politischen Spektrum nach rechts bewegt, desto häufiger wird Heimat mit 'Nation' oder 'Vaterland' gleichgesetzt. ... So wird Regionalismus etwa als 'jüngste Spielart altdeutscher Sonderbündelei' bezeichnet (Strauss 1985); für Lebens stellt die Beschäftigung mit lokalen und regionalen Problemen eine Flucht nach unten' dar.“ (Walter 1995, S. 194f.)

¹⁷⁹ „Das spezifisch Ökologische am Konzept Heimat ist ... in der Umweltbestimmtheit und -besetztheit von identitätsstiftenden Erfahrungen zu sehen. Das bedeutet, daß wesentliche Anteile der dem Selbst einer Person zuzurechnenden Erfahrungen ökologisch, in materiell-räumlichen Kategorien codiert sind (und eben nicht nur in Form von Überzeugungen, Motiven, Einstellungen etc.). Um es pointiert auszudrücken: Die Person ist in bestimmten Anteilen identisch mit den sie konstituierenden, prägenden Umwelteinflüssen; ihre Identität begründet sich - wenigstens teilweise- durch die Kongruenz zwischen 'internen' Trieben/Strebungen und 'externen', der Außenwelt zugeschriebenen physischen und sozialen Erfüllungs- bzw. Verweigerungspotentialen.“ (Winter 1995, S.89)

rend, kann Heimat demzufolge als subjektive Konstruktion bezeichnet werden, im Sinne einer geglückten Übereinstimmung zwischen den Bedürfnissen einer Person und einer bestimmten Umgebung über ein stimmiges Passungsgefüge,¹⁸⁰ in dem Zugehörige ihre „Bedürfnisse nach Identität (dem Sich-Erkennen, Erkennt- und Anerkannt-werden), nach materieller und emotionaler Sicherheit, nach Aktivität und Stimulation (erfüllen können, A.F.), ein Territorium, das sich die Menschen aktiv aneignen und gestalten, das sie zur Heimat machen und in dem sie sich einrichten können.“ (Greverus 1995, S. 24) Überhöhung als Kennzeichen einer heimatlichen Umwelt - mag diese schön, häßlich, langweilig oder anregend oder wie auch immer sein - ist abhängig von positiven Gefühlslagen. „Es geht um Sicherheit, Vertrautheit und Geborgenheit, die man in Bezug auf eine bestimmte Umgebung erlebt ... Das Heimatgefühl sagt also letztlich etwas über die Übereinstimmung einer Umgebung mit der aktuellen Bedürfnislage einer Person aus ... Heimat wäre also in (Freuds Triebkonzept)¹⁸¹ kein Ort vollkommener Triebbefriedigung, sondern ein Ort gelingender Objektbesetzungen und damit auch ein Ort gelungener Verdrängung.“ (Mitzscherlich 1997, S. 98f.) Damit können der Beheimatung ebenso Elemente von Anpassung bzw. Erkenntnismomente der Grenzen für eigenes Vermögen und Handeln zuerkannt werden. Die Fiktion Heimat vermittelt in dieser Weise zwischen Betrachter und Umwelt als psychisches Ambiente des Raumes, indem sie den Charakter einer spezifischen sozialräumlichen Basisstruktur abbildet, deren subjektive Bewertungen gleichzeitig Qualitäten der Psyche *und* der Umgebung bedeuten. Ähnlich argumentiert das Behavior-Setting-Konzept von Barker (1978), das ‘interface-Beziehungen’ von Raum und Lokalität einerseits und den ‘human components’ andererseits in Beziehung stellt. Im Modell der Ortsbindung (Fuhrer/Kaiser 1992) wäre „Heimat ein Ort der optimalen Regulation einander widersprechender Bedürfnisse (z.B. nach

¹⁸⁰ Gemäß einer interaktionistischen Perspektive hat ein Individuum es zu leisten, ein Passungsgefüge zwischen sich und seiner Umwelt herzustellen (Filipp 1990). „Das Wort Passung darf aber nun nicht suggerieren, daß der erreichte Zustand spannungsfrei ist; es ist immer die unter biographischen, sozialen, ökologischen, ökonomischen, technologischen, historischen Voraussetzungen zustandegekommene zeitpunktspezifische Passung.“ (Belschner 1995, S. 96f.)

¹⁸¹ Vgl. Freud (1974), Studienausgabe.

Sicherheit und nach Erregung).“ (Mitzscherlich 1997, S. 100) Diesen Balanceakt zu realisieren, bedeutet individuelle Aufgabe zur Generierung von Heimat. Die in der Heimat vollzogene fertile Unterminierung der Trennung von Subjekt und Objekt gestattet Selbstverständnis und Verständnis der heimatlichen Welt. Verstehen meint dahingehend, die Symbole der Heimat zu begreifen, Sinngehalt und Konnotationen bestimmt und sicher aufnehmen zu können. Verstanden werden bedeutet demgegenüber, ihren sicheren Gebrauch in der alltäglichen Anwendung. „Für beide Aufgaben, verstehen und verstanden werden, bietet die Heimat durch ihre sprachlichen und kulturellen Zusammenhänge einen spezifischen Symbolbereich, dessen Veränderungen als kontinuierlich erlebt werden. Das Gefühl, verstanden zu werden, bleibt also in der Heimat erhalten.“ (Häfner 1995, S. 67) Dabei müssen allerdings Ambivalenzen in der realen Lebenssituation entweder ausgeblendet oder vermittelt werden. „Gesucht wird die Utopie einer vollkommenen Übereinstimmung zwischen einer Person und ihrer Umgebung - die Imagination eines Ortes, an dem ‘es stimmt’ zwischen mir und den anderen Menschen, mir und meiner Arbeit, mir und meiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt. Dahinter steht eine Vorstellung von Heimat, die geradezu paradiesisch ist, die Sehnsucht nach dem Idealzustand; dem richtigen Leben. Der besseren Welt ... Aber die völlige Übereinstimmung bleibt eine Utopie, das heißt: kein Ort, nirgends.“ (Mitzscherlich 1997a, S. 33)

2.2.2.3.1.1. Landschaften der Heimat

„Auch im digitalen Zeitalter vor der Jahrtausendwende *erleben* Menschen ihre Lebensumwelt und stehen in einem ästhetischen Verhältnis zu ihr. Ein unverzichtbarer Stoff dieser emotionalisierten (Heimat-) Beziehung ist und bleibt die Landschaft, aus der herausgelesen wird, was in die Heimat hineingeschrieben wurde.“ (Hasse 1993, S. 14) Riedel (1981, S. 84) bemerkt dazu: „Definitionen von Landschaft suche man heute nicht so sehr mehr bei Geographen, die bei diesem Wort unberechenbar reagieren können. Es soll hier auch keine Defini-

tion von Landschaft versucht werden, es reicht aus, wenn wir nur anerkennen, daß es beschreibbare und unverwechselbare Räume mit bestimmten Eigenschaften gibt, die auf den Menschen einwirken, die zur Heimatbildung unabdingbar hinzugehören.“ Mit der Eröffnung des Gefüges der Landschaft in Relation zur Heimat ist dieser Verbindung Relevanz - über geomorphologische Ensembles hinaus - zugesprochen. Verwiesen werden kann infolgedessen auf den Prozeß der symbolischen Dechiffrierung von Landschaften. „Es überrascht also keineswegs, daß die Landschaft im Diskurs über Heimat eine herausragende Rolle spielt. ... Besonders der Heimatfilm lebt von der doppelten Möglichkeit des Films, gleichzeitig fiktional und dokumentarisch zu sein, formale Konstruktion wie die Nation und Abbildung konkreter Körper wie die Heimat. ... Mit Vorliebe beginnen Heimatfilme mit einem Panoramablick aus der Vogelperspektive. So wird zuerst aus der Geographie bedeutungsvolle Landschaft, um dann nach innen aus der Landschaft wieder Natur zu beschwören als Antipoden der Gesellschaft.“ (Koch 1997, S. 208) Mittels Perzeption¹⁸² wird „wiederum jene biographisch und gesellschaftlich zurückgebundene Ästhetisierung wirksam, die ein mimetisches Moment zur Geltung bringt.“ (Hasse 1993, S. 13) In diesem Verständnis lassen sich Landschaften als Assoziationsräume beschreiben, deren Gestaltwerdung in Abhängigkeit von den Dispositionen des Betrachters sich ereignet, *Sehfiguren* (Hard 1991) entstehen. Die Wahrnehmung generiert individuell codierte Wirkungseinheiten. Über solche Bedürfniskonzepte hinaus reicht das Konzept der Kultivation von Ernst Boesch (1980). Dieses hat zum Inhalt - sehr verkürzt wiedergegeben - die Tatsache, daß Menschen nicht nur in *schöner Landschaft* leben wollen, sondern diese prägen und kultivieren möchten. Sie wollen in ihrem individuellen Aneig-

¹⁸² „Es heißt, unsere normale Denkweise sei ein Bewußtseinsfluß, der durch unsere Gegenwart strömt und sie durchschneidet; dieses Gefühl jedoch, das ich simultane Perzeption nenne, ist ruhiger, es ähnelt einem klaren, tiefen, spiegelglatten See. Sowohl die gerichtete Aufmerksamkeit der normalen Perzeption als auch die breit gestreute Aufmerksamkeit der simultanen Perzeption, durch die wir mit unserer Umgebung verbunden bleiben, sind ererbte Anlagen, über die wir alle verfügen. Mitunter können Menschen Szenen, Geräusche und Gerüche um sich herum so gut ausblenden, daß sie durch die simultane Perzeption, wenn sie wieder auftaucht, völlig überrascht werden. Doch diese Wahrnehmung arbeitet ständig und ist daher stets verfügbar. Und wann immer wir sie heranziehen, ist sie überaus informativ. Simultane Perzeption hilft uns ... unsere Umgebung (zu erleben) und wie wir auf sie reagieren.“ (Hiss 1992, S.21f.)

nungsprozeß identifizierbar sein und lesbare Spuren zurücklassen. Wird Beheimatung in diesem Sinne verstanden, dann kann schlüssig ein anthropologisches Grundbedürfnis nach Heimat für vergangene Generationen postuliert werden. Auch damals haben sie ihre Lebenswelten gestaltet und damit kulturelle Abdrücke ihrer Epoche geschaffen, deren Artefakte (Raumbilde) in heutiger Zeit die Zurkenntnisnahme historischer Bezüge einfordern. Der hier beschworene *sence of place* spielt auf jene heimatlichen Gefühle an, die über die generative Kette weitergegeben werden als kulturelles Erbe, das sich in regionale und geographische Besonderheiten einzubinden vermag. Elemente der Landschaft sind insofern wesentlich durch Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet: „Oft sind es alte Burgen, Festungen (Stätten des blutigen Kampfes) oder idealisierte Produktionsbetriebe des vergangenen Jahrhunderts (Stätten der Ausbeutung und gesundheitlichen Gefahr), die als Landschaft bildfähig geworden sind. Die in den Bildern liegenden Zeichen vergangener Ungleichzeitigkeiten bleiben aber latent, weil sie in der postmodernen Wahrnehmung umcodiert werden. Die ‘alte’ Funktion der abgebildeten Objekte existiert nicht mehr, und die entstehenden semantischen Leerfelder können neu besetzt werden.“ (Hasse 1993, S. 18) Heimaten zu rekonstruieren aus vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Versatzstücken - aus disparaten Realitäten - ist identitätbildende Aufgabe und gleichzeitig kulturelles Erfordernis für die Gemeinschaft.¹⁸³

2.2.2.3.1.2. Heimat und Ökologie

Anteile des bewahrenden und konservierenden Habitus tauchen im ökologischen Aspekt wieder auf. „Der ökologische Gesichtspunkt ist aus einem modernen kritischen Heimatbegriff überhaupt nicht wegzudenken.“ (Busch 1995,

¹⁸³ „Die Skala der Heimatsucher reicht von den neuen Landkommunen über Dorferneuerer, Stadtviertelautonomisten bis zu regionalistischen und ethnischen Bewegungen. Die Skala reicht auch von den Konservativsten (Wiedergewinnung oder Erhaltung des bevorrechtigten status quo) über die Marginalisten (Angleichsforderung unter Beibehaltung der je eigenen Kultur) bis zu den Progressisten: Verwandlung der Welt in eine ökologische Gesellschaft der Zukunft, einen günstigen Welt-Lebensraum, der eine Vielzahl ökologischer Nischen zuläßt.“ (Greverus 1995, S. 35)

S. 85) Mittlerweile ist auf allen politischen Ebenen umweltpolitisches Bemühen en vogue. In der Tat findet das deutsche Umweltengagement durchweg positive internationale Resonanz, eine Entwicklung, die Peter Sloterdijk (1990) zu der Frage veranlaßt, wann waren deutsche Beiträge auf internationaler Bühne je so nützlich für das Entstehen planetarischer Selbstwahrnehmungen? Heimat im globalen Maßstab? Nein, diese Vision bleibt dem nächsten Jahrtausend vorbehalten.¹⁸⁴ Immerhin schließt die „postmoderne Sehnsucht nach der organischen Moderne“ (Herzinger 1995, S. 93) ein Bedürfnis nach Naturidealisierungen ein, das die Illusion einer Harmonie im Leben mit Natur atmosphärisch auszudrücken vermag.¹⁸⁵ Für nicht wenige Menschen gehören Naturerlebnisse deshalb notwendig zu ihrem persönlichen Heimatbegriff. Das so verstandene Umweltbewußtsein läßt sich, so mutmaßt Küster (1995), teilweise auf die Herausbildung des Heimatgefühls im 19. Jahrhundert zurückführen. Die Ära der Romantik¹⁸⁶ als Epoche des Umbruchs und Aufbruchs wurde abgelöst vom Zeitalter der industriellen Revolution. Alte, naturnahe Lebensgefüge wurden, gemäß den Maximen industrieller Erfordernisse, umstrukturiert. Der Hoffnung auf ein besseres Leben stand ein Unbehagen dem Neuen gegenüber: „Aber die Bedingung des Aufbruchs in die Zukunft ist unerbittlich die Abwendung von dem, was einmal war und so lange seine Gültigkeit bewahrt hatte,

¹⁸⁴ „Mal warf sich die im Ausland sprichwörtlich gewordene *German angst* auf die Friedensfrage, mal auf den Terrorismus, mal auf die Umwelt.“ (Ulrich 1997, S. 162)

¹⁸⁵ „Dieses neue Bedürfnis, diese Suche nach einer - inneren wie äußeren - neuen Bleibe, hat mit dem alten Heimatromantizismus und der so melancholischen wie kitschigen Heimatduselei den Bezug auf überschaubare Nahwelten gemein. Vertraute Orte identitätsvollen Lebens, der Selbstverwirklichung und tief humaner Gemeinschaftlichkeit. ... Dies mögen die achtbaren Tagträume derjenigen sein, die ihr Öko-, Sozio- und Psychotopia auf dem abgeschiedenen Land im stillen Dorf suchen und dabei irgendwie doch dem Heile-Welt-Versatzstück in der überkommenen Heimatideologie aufsitzen, umstandslos von Berlin-West nach Krähwinkel übersiedeln, was sich dann schließlich als Reinfeld erweist; denn dörfliche Interaktionsstrukturen und das Bewußtsein der alteingesessenen Landbewohner entsprechen in der Realität kaum den euphemistischen Vorstellungen der neuen Landromantiker über intakte Lebensgemeinschaften und die Möglichkeiten, eine stabile Ich-Identität bei giftigem Gemüseanbau zu entwickeln.“ (Schmieder 1995, S. 142) Vgl. auch Ilien/Jeggle (1978).

¹⁸⁶ „Gott, Mensch, Kultur und Natur sieht (der Romantiker, A.F.) als eine einzige nur dem persönlichen Fühlen sich offenbarende Erlebniseinheit, als eine poetische Harmonie, in der Bewußtes, Widersprüchliches und Gegensätzliches sich durchdringen und aufheben. Diese subjektive Gefühlswirklichkeit entwickelt jenseits aller ... gesellschaftlichen Regulative allein aus der schöpferischen Phantasie nicht minder subjektive Ausdrucksformen.“ (Lindemann/Boekhoff 1975, S. 55)

über alles Menschengedenken zurück und hinaus.“ (Graf von Krockow, 1989, S. 19) Gerade der ländliche Raum romantisiert deshalb häufig die Gleichsetzung von Landschaft und Natur. „Leicht folgt der Heimatbegriff (dieser) bigotten Naturromantik, die ihr Glück im Winkel und ihr weltabgewandtes Daheim noch zwischen sterilen Fichtenkulturen und Zug um Zug begradigten Bachläufen, in vergifteten bäuerlichen Kulturlandschaften und an den Gestaden eutrophierender Seen findet.“ (Schmieder 1995, S. 141) Daß diese Formel nicht aufgeht zeigt Adorno (1970, S. 106f.) überzeugend: „Wie sehr die Vulgärantithese von Technik und Natur irrt, liegt darin zutage, daß gerade die von menschlicher Pflege ungesänftigte Natur, über die keine Hand fuhr, alpine Moränen und Geröllhalden, den industriellen Abfallhorsten gleichen, vor denen das gesellschaftlich approbierte ästhetische Naturbedürfnis flüchtet.“ Ersichtlich wird, daß Elemente der Natur in ‘Reinkultur’ nicht immer die landschaftlichen Atmosphären hervorzurufen vermögen, die identifikationswürdig erscheinen. Eine Aneignung der umgebenden Landschaft mit positiven Emotionen - Heimatverbundenheit erzeugend - ist deshalb verwiesen auf das Phantasma einer versöhnenden, heilen - kurz *natürlichen* Natur (Hasse 1993). „Denn nicht nur für die Theorie, auch für die heutige Erfahrung des Naturschönen gilt, was Karl- Heinz Bohrer als essentielles Argument feststellt: „Was immer auch für ein Schritt gewählt wird, die Naturferne (d. i. die Ferne der ‘ganzen’ Natur) zu kompensieren: Immer bleibt das moderne Bewußtsein die Voraussetzung, auch dann, wenn es die Modernität hinter sich lassen will.“ (Seel 1991, S. 230) Dieser Zusammenhang ist stets mitzudenken, wenn es darum geht, die Bedeutung von Natur- und Landschaftsutopien für die Konstruktion von Heimat zu plausibilisieren. In der Gesamtschau ist jedoch als Folge der Demontage von regionalen Kulturen im lebensweltlichen Strukturwandel durch die Auswirkungen der Modernisierung dahingehend auch das Materiale der Heimat in Auflösung begriffen: „Den geschichtlichen Individualitäten der Landschaft, der agrarischen, handwerklichen und auch industriellen Arbeitsformen, der Bauform, der familialen Muster, schließlich der Mentalitäten und Sprachformen wird - im

Zuge einer Subsumption unter das Allgemeine des globalen Verwertungsprozesses - ihr Eigensinn genommen.“ (Leszczynski 1995, S. 9)

Um die Relation von Landschaft und Heimat unter den Konstellationen einer zwischen *Schein* und *Substanz* schwimmenden Realität zu verorten, dabei den Argumenten von Baudrillard (1978) folgend, wird Heimat zu einem doppelten Phantasma: Sie trägt das Bild einer Identität in sich und damit zugleich die Utopie einer potentiellen Realität, die schon lange aus dem Stoff des Fiktionalen geformt ist. Die Ambivalenz der Postmoderne präsentiert neue Optionen. Ihr Signum ist die Doppelcodierung der Landschaft. „Die Ästhetik einer Landschaft wird durch mehr oder weniger parallel codierte Konnotationen geformt und damit zugleich (neu) geschaffen.“ (Hasse 1993, S. 56) Ein weites Spektrum von Wirklichkeitspräsentationen eröffnet dem Menschen somit neue, autoreferentielle Erlebnisfelder, deren Utopie zunächst in Umweltstrukturen befangen bleibt. Böhme (1992, S. 137f.) erläutert den ‘Mechanismus’: “Die Einführung der Atmosphären als Quasiobjekte der Wahrnehmung (bedeutet, A.F.), daß die sinnliche Erfahrung eine Erfahrung der Dinge in ihrer leiblichen, und das heißt eben räumlich ausgebreiteten Präsenz ist. Dinge sind wahrnehmbar, insofern sie aus sich heraustreten. Insofern sie wahrgenommen werden, sind sie Partner im Sinne ihres Herausgetretenseins. Das heißt, das nicht das Ding, sondern die Atmosphäre der primäre Partner der Wahrnehmung qua Befindlichkeit ist. Atmosphären sind das ‘Licht’ und der ‘Ton’, die Stimmung, die die Dinge um sich verbreiten und in die sie sich gegenseitig einhüllen. Die Atmosphäre ist dasjenige, in das der Wahrnehmende leiblich eintritt und das seine Befindlichkeit von Seiten der Dinge modifiziert. ... Für die Atmosphären jedenfalls ist wichtig ihr räumlicher Charakter.“

2.2.2.3.2. Nähe - Ferne

Noch immer läßt sich Grundlegendes über das Verhalten des Menschen im Raum aussagen: Wege bedingen ein Entfernen und Rückkehr. Raumerfahrungen gliedern sich wesentlich in die Sphären des Nah- und des Fernbereichs,

wobei beide Sektionen fließend ineinander übergehen, sich nur über subjektive Bewertungen konkretisieren und damit unterscheiden lassen (Bollnow 1994). Dieser Dialektik menschlicher Raumerfahrungen setzt Paul Virilio (1978) eine Utopie der Aufhebung konkreter Verortungen gegenüber: „Schon unser gegenwärtiges schnelles Reisen ist kaum mehr als das Warten auf die Ankunft - was wird es sein, wenn selbst diese kurze Wartezeit entfällt? Die nächste Umgebung, einen kurzen Fußweg entfernt, wird uns fern erscheinen; die Ungeduld des Wartens werden wir auf unsere nächste Umwelt übertragen, unser Körper, dieses metabolische Fahrzeug, wird uns bleiern vorkommen, wie ein Taucher werden wir das Gefühl einer überaus störenden Langsamkeit haben, unser Körper wird unerträglich geworden sein. ... Wenn uns der Platz am Ende der Straße, der zu Fuß in zehn Minuten zu erreichen ist, ebenso fern vorkommen wird wie Peking, was bleibt dann von der Welt? Was bleibt von uns?“ (S. 31)

Wenn *Ferne* auch in der *Nähe*¹⁸⁷ subjektiv erlebt und empfunden werden kann, Grenzen eines tradierten phänomenologisch begründeten Raumbewußtseins diffus werden, gewinnen neue individuelle Raumerfahrungen an Bedeutung. Die Orientierung ist dabei nicht nur im räumlichen Sinne zu verstehen. Sie setzt vor allem auf die Qualifikation, das Nahe und das Ferne einander vermitteln zu können - das Nahe und das Ferne in der Welt und in uns. Bollnow versucht diesen *neuen Spielraum des menschlichen Lebens* übergreifend zu erfassen und stellt fest: „Eng ist, was die Entfaltung des Lebens behindert, weit ist, was diesem einen hinreichenden Entfaltungsbereich freigibt“ und „daß sich, was weit und was eng ist, niemals an einem objektiven und allgemeingültigen Maßstab feststellen läßt.“ (Bollnow 1994, S. 229) Denn eine Umwelt kann uns als Heimat im Modus der Geborgenheit, des Behagens und des Wohlbefindens begegnen. „Die Entdeckung und Verkündigung des Heimatgefühls und Arten des Regionalismus mögen eine Art von Mitteln gegen die Angst vor der entstehenden Ungewißheit über die Welt des Außenraums sein. ... Tatsächlich wird die Welt nun aufgeräumt nach anderen Vorstellungen als denen von Nähe und Ferne, Standort und Verteilung, Lebensraum und Landschaft. Einfachere

¹⁸⁷ Vgl. z.B. Waldenfels (1997).

Schemata entstehen: Wir und die Ausländer, mögliches Urlaubsziel oder nicht, Problemgebiet oder weniger spannend, der Rest: irgendwo, nur nicht hier - bebilderte, doch abstrakte Fremde.“ (Strassel 1993, S. 212) Neue Definitionen im Koordinatensystem räumlicher Bezüge sind zu realisieren, fordern als Konsequenz die Menschen auf, sich neu zu versichern, wo sie sich im Raum befinden, wo und ob überhaupt Beheimatung möglich erscheint. Heimat und Identität oder besser *Heimat als Identität* wird da nur möglich, wo es gelingt, die ‘Ethik im Nahhorizont’ mit der ‘Ethik im Fernhorizont’ (Bausinger 1980) zu versöhnen. Andernfalls führt die Erfahrung simulierter Lebenswelten und die damit einhergehende Relativierung klar definierter räumlicher und kultureller Bezüge möglicherweise zu einem Verlust der individuellen Zentralperspektive. Wie zu Anfang dieses Kapitels markiert, bedeutete der Perspektivenwechsel von den anthropozentrischen Raumbegriffen der traditionellen Gesellschaft zum neuzeitlichen Weltbild (Raumbegriff der Galilei-Newtonschen Physik) ein revolutionäres Denkereignis. Diese im 13. Jahrhundert vollzogene Wende, weg vom konkreten *Aktions-Raum* und hin zum *abstrakten Darstellungsraum* fand ihre Wurzeln in tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwälzungen (Zilsel 1976 u.a.). Das heutige Raumgefüge steht erneut vor einer gravierenden Transformation: Technisch generierte *Weltschrumpfungsprozesse* „durch (die) eine kulturelle, ökonomische und militärische ‘Topologie’“ erzeugt wird, wo alle Oberflächen und Standorte unserer Welt „sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen“ (Virilio 1980, S. 180) werden unser Denken, Handeln und Fühlen umorganisieren. „So wird das Modell der ersten, nationalstaatlichen Moderne, das in der Einheit von kultureller Identität (‘Volk’), Raum und Staat gedacht und organisiert wurde, fragwürdig, ohne daß eine neue Einheit von Menschheit, Erde und Weltstaat in Sicht oder wünschenswert wäre.“ (Beck 1997a, S. 23) In dieser Gesellschaft der globalen Ära gilt es, Abschied von der ‘altväterlichen’ Heimat zu nehmen (Albrow 1998). Aber von welcher Heimat ist dann noch die Rede? Nun, mittlerweile dürfte die *Doppelbestimmung* (Walter 1995) des Heimatbegriffs mit *mental*en und *räumlichen* Anteilen deutlich und plausibel geworden sein. Dann erweist sich mithin, „daß die wesentli-

che Differenz zwischen 'Heimat' und 'Moderne' nicht nur in der Beschaffenheit der Institutionen und kulturellen Lebensformen außerhalb der Person liegen kann und daß es sich nicht um zwei voneinander getrennte soziale Prozesse oder Felder handelt. Ganz im Gegenteil - im Heimat-Konzept wird etwas anderes mitverhandelt: die Spielräume der Entfaltung von Subjektivität, persönlicher und sozialer Autonomie.“ (Moser 1995, S. 18)

2.2.2.4. Beheimatung als Prozeß mit offenem Ende

Gedanken zur Begrenzung und Entgrenzung von Heimat: „Ernst Bloch hatte das Prinzip Hoffnung - und er nannte es Heimat - aus dem verlässlichsten aller Grundtriebe, nämlich Selbsterhaltung, hergeleitet. Und dazu gehört auch Identität als Sich-Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden. ... Spurensicherung im All, Spurensicherung im 'Urmenschlichen', Manifest der Person, Mäuselöcher rückwärtsgewandter Kindheitsheimaten, Rückkehr in die Provinz, ... Das alles steht für Heimatfindung heute! Bleibt unser Versuch zum Problem Heimat also nur in der Widersprüchlichkeit einer Fragestellung stecken?“ (Greverus 1995, S. 32) Der postmoderne Riß in der Bindestrich-Gesellschaft¹⁸⁸ verläuft m. E. wesentlich entlang einer Unvereinbarkeit zwischen den Anforderungen des Ich nach Identität, inmitten expandierender Wahlmöglichkeiten und Freiheitsgrade und dem Bedürfnis nach Fundamentalismen, nach Inseln der Beständigkeit im Meer des Wandels. In diesem Spagat benötigt selbst der proteische Mensch (Lifton 1993) mit seinem großen Repertoire an Anpassungsmöglichkeiten Grundfesten für die eigene Existenz. Mit diesem Leitgedanken charakterisiert und analysiert Burkhard Spinnen (1994) das impressionistische Lebensgefühl der literarischen Figuren Arthur Schnitzlers. Schnitzler befragt in seinen Schriften den zeitgenössischen Menschen in dessen Augenblicksverhaftetheit: „Rühren ihn die Großen, die ewigen Fragen nicht an? Und wenn es schon kei-

¹⁸⁸ Beispiele dieser Umschreibung: Erlebnis-Gesellschaft, Freizeit-Gesellschaft, Risiko-Gesellschaft, Multioptions-Gesellschaft, Multimedia-Gesellschaft etc.

nen Gott gab, in dem man sich beruhigt und beschlossen fühlte, gab es nicht eine Heimat, aus deren Boden man Kraft und Leben sog?“ (Ernst 1996, S. 10f.) Beate Mitzscherlich (1997) beginnt an diesem Punkt mit ihren Überlegungen und postuliert, daß es viele individuelle Heimaten doch geben muß und man merkt, daß sie sich diese Lebensbasis sehr wünscht und herbeisehnt. Sich zu beheimaten wird Tätigkeit, ja zur psychologischen Lebensregel transformiert: *Sorge dich um dein Leben, tue dir Gutes!* Heimat wird nach innen gewendet und demnach zur Aufgabe des Individuums: „Heimat ist etwas, was ich mache.“ (Mitzscherlich 1997)

Grundsätzlich krankt die aktuelle Diskussion um den Prozeß des Heimischwerdens - in vertrauter und zugleich schwieriger Gegenwart - am Mangel engagierter Stimmen, die unausgewogen - parteiisch und radikal subjektiv - das Nachdenken über *Heimat* und *Moderne* in Beziehung setzen. Jede Diskussion verlangt das kritische Argument, die Gegenstimme, die Kontroverse und diese insbesondere. Schließlich und endlich soll es konkret werden, um den abgenutzten Begriff Heimat nicht völlig der Beliebigkeit preiszugeben, ihn mit neuen - immer subjektiven - gerne endlich auch mit ambivalenten Attributen auszustatten. Doris Tiu (1995, S. 9) findet solcherart ‘Heimat-Worte’: „Heimat, ist der Ort, wo meine Wiege stand? ... Heimat ist eine trostlose Kleinstadt, in der jeder über jeden alles weiß, ein trübes Café mit schmutzigen Fensterscheiben, wo man nach der Schule dumpfen Weltschmerz litt und Fernweh pflegte, wo wir eine Jugend lang saßen und warteten, daß alles anders werde. Heimat ist eine Zeit, in die ich nicht zurück will. ... Heimat ist das Vertraute und Selbstverständliche, das mich für den Rest der Welt fremd macht. Heimat ist die winzige Welt, in die man sich verkriecht, wenn man Lebensangst bekommt, und je enger und isolierter diese Welt ist, je eigensinniger sie sich gegen alles Fremde und Neue verschließt, um so mehr ist sie Heimat. Ich will sie nicht.“ Eine weitere literarische Stimme soll Gehör finden: „Seit der Wiedervereinigung wollen Intellektuelle das Wort ‘Heimat’ neu besetzen. Sie versprechen sich davon, es jungen Menschen zugänglich zu machen. Die werden Skins oder Neonazis, heißt es, weil sie ‘Heimat’ vermissen. Ich glaube das nicht und ma-

che an der Neubelebung des Wortes 'Heimat' nicht mit. Wenn ich mich zu Hause fühle, brauche ich keine 'Heimat'. Und wenn ich mich nicht zu Hause fühle, auch nicht. Es kommt vor, daß mir morgens beim Aufwachen die Zimmerwand fremder vorkommt als am Tag davor der Bahnhof. Das ist 'Heimat'.“ (Müller 1997, S. 219) Gerade junge Suchende verspüren das starke Bedürfnis, die „Phasen und Partikel der eigenen Lebensgeschichte in eine Geschichte zu integrieren, die (es) ... ermöglicht, das sonst allzu Beliebige, Zufällige und Widersprüchliche zu interpretieren. ... Persönliche Mythen verbinden sich darüber hinaus mit den größeren Geschichten unserer Umwelt.“ (Ernst 1996, S. 200ff.) Es braucht zur Verankerung der Lebensgeschichte einen Ort, ein Territorium, wo sie hingehört, wo sie Raum schafft, wo sie erfolgreich Identität gegen Anonymität zu setzen vermag.

Der alte Bedeutungsgehalt von Heimat, nämlich immer Heimat für Gleichgesinnte und Gleichbetroffene zu sein, verliert den Alleinvertretungsanspruch.¹⁸⁹ Die Verleugnung von Interessengegensätzen als konservatives Element der alten Heimat zwischen den Geschlechtern, Milieus, Altersgruppen u.a. tritt offen zutage. Die neuen Konflikte treten nunmehr zwischen lokal verwurzelten Personen und den Repräsentanten einer individuellen, einzigartigen, solitären Heimat auf. Ein evolutionärer Aspekt gewinnt in dieser Deutung an Kontur: Womöglich funktioniert die Übertragung psychischer Tendenzen auf etwas Sicheres, Stabiles, Unveränderliches - auf das Konstrukt Heimat - nicht mehr nach konventionellem Muster. Heimat würde dann definitiv zur Illusion, wenn sie nicht entwicklungsfähig wäre. Nach dieser Hypothese sorgen überwiegend immanente Prozesse und eine resultierende Praxis, die jeweils eigene biogra-

¹⁸⁹ Halb ironisch, halb ernsthaft nähert sich der Band 'Öde Orte' von Roth/Wieland (1998, S. 1) einer neuen Sichtweise an: „Schön ist die Heimat, schön soll sie sein, und am allerschönsten aber ist die Region, der Ort, der Kiez, die Straße, in der man wohnt. Schön und angesagt, metropolitan und malerisch, kommod und sehr anheimelnd haust es sich da. Und es scheint, glauben wir den Bewohnern aller deutschen Städte und Gemeinden, das 'richtige Leben' hierselbst Wirklichkeit zu sein.

Indes verhält sich die Sache mit der 'Heimat' ganz anders. 42 Autorinnen und Autoren haben jene Dörfer, Landstriche, Städte, Stadtviertel und Stätten, wo sie länger und lang verweilen mußten, skrupulösen Inspektionen und Kritiken unterzogen. Was die Studien ans Licht bringen, widerspricht der Ideologie des Wohlfühlraumes, dem Geschwätz von der 'Befindlichkeit' und der allseits forcierten National-Folklore.“

phische Anstrengung, das eigene Leben zu verorten, für *innovative Wandlungsimpulse*. „So entspricht diese Form der Selbst- und Weltbetrachtung weniger einer analytischen Sichtweise, die auf Logik und Empirie rekurriert, sondern ist ‘narrativ’: Sie konzentriert sich auf Gefühle, Wünsche, Bedürfnisse, Hoffnungen und Motive. Dieser subjektive Stoff ist das Rohmaterial für die Selbsterzählung, die Autobiographie, den persönlichen Mythos, den jeder Mensch früher oder später - zumal in postmodernen Zeiten - von seinem Leben entwirft.“ (Ernst 1996, S. 201) Das Prinzip Selbstverwirklichung modifiziert die Bedeutung von räumlichen Heimatorten grundlegend. Welche Konsequenzen ergeben sich? Die zeitgemäße Heimat kann keine Festung mehr sein, kein Endzustand, der gehalten und zu verteidigen ist. Heimat soll vielmehr ein vertrauter Ort sein, „ein Ort, der nie vollkommen, deshalb selbst wieder veränderungsbedürftig, aber auch veränderbar ist. Ein Ort, der immer wieder Neubestimmung erfordert, aber auch ermöglicht. Ein Ort, der auch verlassen werden kann, wenn er die eigene Entwicklung behindert.“ (Mitzscherlich 1997a, S. 35)

Zu fragen ist nunmehr: In welchem Maß gestalten Personen sich selbst, indem sie bestimmte Orte oder Heimatorten aufsuchen oder meiden? Orte und Räume werden in dieser Interpretation über einen so verstandenen Heimatbegriff zu Medien der Identitätsbestimmung, begründen und fundieren jeweils die biographische Erzählung gegen das alltägliche Lebenschaos.

3. Der Landkreis Heinsberg

**Wer aus der Vergangenheit nicht lernen kann,
ist verdammt, sie zu wiederholen.**

Doelker 1991
und/oder

In jeder Zeit muß neu begonnen werden.

Nassehi 1997¹⁹⁰

3.1. Vorbemerkungen

Die Bedeutung räumlicher Strukturen konnte für zentrale Bereiche des menschlichen Daseins aufgezeigt werden. Leben vollzieht sich von Anfang an in prägenden räumlichen Kontexten. Deutlich nachvollziehbar wurde insbesondere die subjektive Komponente des Raumbegriffs insofern, als lebensweltliche Raumkonzepte vor allem als psychische Projektionsfläche begriffen werden können. Denn unser empirischer Anschauungsraum bezieht sich zuletzt auf einen ständig geübten Akt der Selektion und diese Auslese erfordert grundlegend ein bestimmtes Auswahlprinzip, einen *determinierenden Gesichtspunkt* (Cassierer 1994, S. 187f.).

Diesem deterministischen Prinzip folgend, ist auch das Untersuchungsgebiet als lebensweltlicher Raum in seiner topographischen Basis nicht denkbar ohne Begrenzungen. Der Charakter dieser Grenzen ist nicht 'natürlich' faßbar, sondern bleibt auf Setzungen und räumliche Ordnungen verwiesen, die in ihrer phänomenologischen Gestalt historischen Geschehnissen unterworfen waren und sind. Beispielsweise ist das Verfahren politischer Grenzziehungen zu nennen, wonach Gebiete voneinander durch friedliche Übereinkunft oder mittels

¹⁹⁰ Zitat aus Doelker (1991, S. 247) und Nassehi (1997, S. 229).

Annexion separiert werden¹⁹¹. Damit ist nicht notwendigerweise ein substanzbildendes Element des gesellschaftlichen Raumes beschrieben, weil die Ebene des gesellschaftlichen Inbesitznehmens in der Regel nicht deckungsgleich ist mit politischen Kategorien der Raumbetrachtung. "Künstliche Räume dienen zum einen der Optimierung des menschlichen Zusammenlebens, sind aber in ihrer Entstehung ein Ausdruck für Planung, Regelung und häufig auch Entfremdung. Diese künstlichen Umwelten sind immer Manifestationen der jeweiligen Kultur und damit letztlich vom Menschen selbst geschaffene und auf ihn zurückwirkende Umwelten." (Miller 1998, S. 73) In Anbetracht dessen läßt sich pragmatisch sinnvoll argumentieren, wenn verwertbares Datenmaterial für die Analyse an gegebene Strukturen vorhandener Gebietskörperschaften ansetzt.

Trotzdem ist diese Zuordnung unbefriedigend. Eine formalräumliche Skizze ist inhaltsleer. Sie erfüllt insbesondere nicht die wichtige Referenzfunktion; zu diesem Zweck ist eine inhaltliche Beschreibung als *gemeinsamer Nenner* der Fallbeispiele erforderlich.¹⁹² Auf der einen Seite wird als Ergebnis der Vorabgedanken des letzten Kapitels ersichtlich, daß das Untersuchungsgebiet letztlich nicht objektiv beschrieben werden kann. Zu viele verschiedene Perspektiven und Facetten repräsentieren die *Macht der Lokalität*, die lokale Erzeugung von Wirklichkeit: „Construction appears to be always local construction.“ (Knorr Cetina 1994, S. 156) Andererseits muß das Lokale der Region Heinsberg als zentrale Referenz in die Analyse einbezogen und in seiner Bedeutung angemessen dargestellt werden. „Raumwahrnehmungen und -interpretationen stehen insofern in Abhängigkeit von theoretischen Annahmen und Relati-

¹⁹¹ „Einige Grenzen sind deutlich markiert, mit Stacheldraht, Schildern, Zollhäuschen, Toren. Der überwiegende Teil jedoch ist nur auf dem Papier festgeschrieben, in Form von Landkarten und Urkunden, von Verträgen und Abkommen - all dies als gewissenhafter Tribut an eine kollektive Vorstellung, die so stark, so verbreitet ist, daß sie als Tatsache gilt. Die Verdinglichung von politischen Grenzen, von Gemeinschaft und Blutsverwandtschaft, die um Staat und Nation herum konstruiert worden sind, hat absoluten Charakter. Diese Betrachtungsweise ist uns geläufig.“ (Cohen 1998, S. 18)

¹⁹² So bezieht Haller (1994) seinen dekonstruktivistischen Raum-Begriff ausdrücklich auf die Morphologie von Fläche, d.h. auf Topographie, Vegetation und bebaute Umwelt.

onsprinzipien, und diese bestimmen mit, wie die so gewonnenen Phänomene zu bewerten sind.“ (Kluge 1997, S. 155)

Einen Wegweiser durch diese widersprüchlichen Vorgaben liefert das „Raumbild-Konzept“ von Ipsen (1997, S. 32f.). Denn die Blickrichtung dieses Ansatzes richtet sich grundsätzlich auf das räumliche Potential. „Räume stehen für bestimmte Vorstellungen von Entwicklungen, sie stehen für Entwicklungsutopien. Entwicklungsutopien verbinden sich mit einer bestimmten Kultur, die zunächst einer spezifischen Wirtschaftsweise und Wirtschaftsphase anhängt. ... Der Raum wird durch diese Kultur ‘getränkt’, besetzt und gezeichnet. Diesen Prozeß der Durchdringung eines Raumes mit den Entwicklungsutopien und der diesen Entwicklungskonzepten entsprechenden räumlichen Strukturen, Landschaften, Architekturen möchte ich als die Entstehung von Raumbildern beschreiben. Ein bestimmtes Entwicklungskonzept verbindet sich mit den konkreten Eigenschaften, den Landschaften und Architekturen eines Raumes. Anders ausgedrückt: Die Gestalt eines bestimmten Raumes und spezifische ökonomische und kulturelle Entwicklungsutopien (Konzepte) bilden im Raumbild eine Wahlverwandtschaft.“

3.2. Raumbilder

Um an der Schnittstelle zwischen theoriebezogenem Raumbegriff und konkretem Raum Kompatibilität zu schaffen, ist ein analytisches Verfahren unabdingbar. Zu fragen ist mit Läßle (1991, S. 197): „Was ist der gesellschaftliche Bedingungs- und Entwicklungszusammenhang, der diese Raumstruktur miterzeugt, sie reproduziert und transformiert?“ Einen solchen multifunktionalen Zugang eröffnen *Raumbilder*.¹⁹³ Ipsen (1997) beschreibt die Elemente einer kulturellen Theorie des Raumes folgendermaßen: „Das Arrangement der Gegenstände im Raum verdichtet sich zu Bildern, die wir interpretieren und be-

¹⁹³ Der Begriff des *Raumbildes* wurde von Siegfried Krakauer geprägt: „Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert wird, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.“ (Krakauer 1992, S. 32)

werten können. Wir machen uns einen Begriff von einem Raum. ... Der Begriff Raumbild ist unserer gewohnten Bewegung im Raum abgeschaut und macht sie bewußt. Ohne Raumbilder zu haben, können wir uns gar nicht bewegen. Es sind nicht die Zeichen, wie Kevin Lynch meinte, die uns als Orientierungsmarken im Raum dienen, sondern diese sind nur Ausdruck der Bilder, die ein Raum für uns darstellt.“ (S. 7)

Damit öffnet sich ein umfassendes Interpretationsspektrum von Komponenten in räumlichen Umwelten. Ipsen bezieht sich ursprünglich auf bildliche Aussagen: „Der Begriff des Raumbildes entwickelt sich aus dem des Bildes. Zunächst sind es gemalte Bilder oder Photographien, die zugleich Objekt wie Mittel des Begreifens sind. Im Bild verbindet sich das Gegenständliche der symbolischen Darstellung mit dem vorgestellten Gegenstand selber zu einer Bedeutung, die jedem für sich genommen abginge.“ (S. 7)¹⁹⁴ Bilder beinhalten die Fähigkeit, nicht nur als Spiegel, sondern auch als Projektionsfläche zu funktionieren.¹⁹⁵ „Wissen existiert historisch in drei Formen: in Sätzen, Ziffern und Bildern. Das Zeitalter der Virtualität bedeutet eine qualitative Aufwertung der Wissensform des Bildes.“ (Bühl 1997, S. 317) Raumbilder verfügen über einen *doppelten Charakter*, sie sind *präsent* und *projektiv*. Indem das Raumbild auf konkrete Gegebenheiten und Sachlagen bezogen ist, weist es über sie hinaus.¹⁹⁶

¹⁹⁴ Bilder dechiffrieren sich einmal mittels globaler Wahrnehmung, d.h. zuerst wird eine komplexe Struktur im Gesamtsinngehalt erkannt, um von dort aus Details wahrzunehmen oder es werden zunächst Einzelheiten erkannt, die sich später im Zusammenhang offenbaren (lokale Wahrnehmung). Diese Interpretationsansätze können sowohl von den visuellen Reizen (daten-gesteuert), als auch von bereits gespeicherten Begriffen (konzeptgesteuert) ausgehen (Schuster 1996, S. 21ff.).

¹⁹⁵ „Der Betrachter eines Bildes sieht weder das physische Objekt mit seinen Farben und Formen, noch faßt er das Dargestellte fälschlich als Realität auf wie jemand, der durch eine Attrappe getäuscht wird; sondern er betrachtet den Gegenstand als Bild: Als die optische Darstellung von etwas, was mit diesem Gegenstand selbst nicht identisch ist. Er muß somit als Betrachter diese paradoxe Negation selbst nachvollziehen können. Wesen, die über die Reflexion der Verneinung nicht verfügen, sind somit unfähig, ein anschaulich gegebenes Etwas als Bild zu betrachten.“ (Brandt, zit. nach Bühl 1997, S. 328)

¹⁹⁶ „Bilder sind nach heutigem Verständnis keineswegs eindeutig. Sie verweisen zwar weiterhin auf ein Ur-Bild, aber auch auf sich selbst ... bzw. subtextuale Komponenten, auf Texte, die nur einen mittelbaren Bezug zum Inhalt haben, so z.B. das Material und die ästhetischen Ausdrucksformen (Form, Struktur, Proportion etc.). Bilder können sich auf symbolische Kontexte beziehen, die entweder archetypisch, gesellschaftlich oder biographisch vermittelt sind. Die unterschiedliche Bedeutungszuordnung der Bilder, einerseits die immanente Beziehung zwischen Ur- und Abbild, andererseits die denkbare Vorstellung einer Lösung von Ur- und Abbild, beziehen sich auf einen Streit, der seit Jahrhunderten geführt wird.“ (Röll 1995, S. 144)

„Eine Einheit stiftende Bedeutung gehört zum Raumbild ebenso wie utopische Energie, um einen Begriff von Habermas zu benutzen.“ (Ipsen 1997, S. 11) Zwar sind Raumbilder zeitgebunden und zielgruppenabhängig - können deshalb in ihrer Wirkung auch variieren - nur eines können sie nach Ipsen nicht: keine Wirkung ausüben.

Zum einen findet der Begriff des Raumbildes als *Realbegriff* Anwendung und wird in diesem Sinn deskriptiv verstanden, um damit etwas zu beschreiben, das mit einem konkreten Raum verbunden bleibt und bei spezifischen Gruppen als Zeichen für eine bestimmte erhoffte oder nicht gewünschte Entwicklungskonzeption oder Wirklichkeit interpretiert wird. In ihrer *symbolischen Wirksamkeit* bleiben Raumbilder gleichfalls auf spezifische Standorte verwiesen. Denn die symbolische Bedeutung vieler Raumbilder leitet sich aus der lokalen Geschichte und der konkreten Lokalisation ab. Geplant oder ungeplant definieren und besetzen sie einen Raum neu, reichern ihn mit Bedeutungen an und initiieren so neue Entwicklungen. Infolgedessen sind Raumbilder interessengeleitet. Eine Aussage, die sowohl gilt, wenn diese bewußt geschaffen werden, als auch für den Fall, daß eine bestimmte Sache oder eine Konstellation von Details sie mit Bedeutung auflädt. Deshalb gruppieren sich um ein Raumbild nicht selten Konflikte, in denen sich verschiedengelagerte Interessen und Leitbilder widerspiegeln können.¹⁹⁷

Raumbilder können sich auf alle Räume beziehen „und dies liegt genau daran, daß Räume nichts anderes als die Konstellation von Dingen in ihrem sozialen Sinn sind. Alle Raumebenen tragen also das Potential in sich, zu Raumbildern zu werden, weil ihnen schon als Raum der soziale Sinn immanent ist.“ (S. 15) Mit dieser thesenhaften Einführung in das Raummodell stellt sich die methodische Aufgabe, den Landkreis Heinsberg mittels einiger prägnanter Raumbilder zu erfassen. Auf das Charakteristische und Markante der Region wird im Auf-

¹⁹⁷ „Die Analyse von Raumbildern beinhaltet so nicht nur den Versuch, den kulturellen Hintergrund der Bedeutungen und der Umsetzung einer Sache oder einer Konstellation von Sachen zu deuten, sondern auch die Untersuchung der manifesten Interessen, die sich um die Durchsetzung bestimmter Raumbilder gruppieren. Die Konstellation der Verlierer gilt es genauso zu identifizieren wie die der Gewinner, auch wenn gedruckte Materialien und offizielle Quellen, ja sogar die Erinnerung der Beteiligten dazu tendieren, nur die Seite der Gewinner als historisches Zeugnis festzuhalten.“ (Ipsen 1997, S. 14)

werfen spezifischer Raumbilder bezug genommen, um den Referenzraum zu identifizieren, sozial-räumliche Dimensionen abzubilden, geschichtliches Werden und Gewordensein zu rekonstruieren, Aspekte regionaler Identität transparent zu machen und unter geglückten Umständen - hier und da - den *unerreichbaren* Heimatbegriff durchschimmern zu sehen.

Ipsen selbst fügt mehrere Bausteine jeweils zu Raumbildern zusammen, die auf verschiedenen Ebenen angelegt, es in der Analyse von Einzelmomenten ermöglichen sollen, den „Kristall des Totalgeschehens“ (S. 28) zu entdecken. Er versucht, den Bildern auf den Grund zu gehen. Eine Anordnung von heterogenen Raumstrukturen formiert sich zur Konstellation. Diese als Bild expliziert, veranschaulicht, daß dergleichen Bilder nicht lediglich als Ergebnis einer dem Subjekt eigenen Einsicht reduziert werden können.

Ipsens Konzeption Folge leistend, beschreibt das erste Raumbild (I) *historische Bezüge* in der Region. Das Raumbild der fordistischen Moderne (II) vollzieht den *Industrialisierungsprozeß* im Kreis Heinsberg nach, während ein dritter Komplex (III) das *Landschaftsbild der Natur* thematisiert:

- Geschichtsbezogenheit: „Mit dem Begriff des Bildes einsetzend versuche ich zunächst zu zeigen, daß der Begriff des Raumbildes dabei behilflich sein kann, die Geschichtlichkeit des Raumes zu begreifen.“ (Ipsen 1997, S. 6) Und weiter führt der Verfasser zur historischen Basis des Raumbildbegriffes aus: „Zum einen ist die Raumbildanalyse also historische Rekonstruktion. Gesucht wird nach den Bedingungen einer bestimmten Konstellation von Sachen und ihrem sozialen Sinn. Zum anderen haftet sich an das Raumbild eine Hypothese der Projektion. Das in einem Raumbild angelegte Konzept strahlt auf andere Räume und andere Zeiten aus, in ihm liegt, wenn man so will, steuernde Kraft.“ (S. 9). Es ist in der Bildanalyse und Diskussion allerdings nicht intendiert, die historische Dimension im Sinne einer Spurensuche geschichtlicher Hinterlassenschaften zu betrachten, „sondern es geht darum, die ‘Projektierung’ des Gegenwärtigen durch Vergangenes und die der Zukunft durch die Gegenwart zu erhellen. ... Denn was sind Potentiale anderes als nicht entwickelte Raumbilder, als das in der Geschichte Versprochene, aber zur Seite Geschobene?“ (S. 8)¹⁹⁸ Ipsen nimmt

¹⁹⁸ „Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige wirft, sondern Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt. Mit anderen Worten: Bild ist Dialektik im Stillstand. Denn während die Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit eine rein zeitliche ist, ist die des Gewesenen zum Jetzt eine dialektische: nicht zeitlicher, sondern bildlicher Natur. Das gelesene Bild, will sagen das Bild im Jetzt der Erkennbarkeit trägt im höchsten Grade den Stempel des kritischen, gefährlichen Moments, welcher allem Lesen zugrunde liegt.“ (Saxl zit. nach Schuller 1993, S. 118)

in der Gestalt des Gegenwärtigen, in ihrer Präsenz ein Unsichtbares wahr, in dem sich gewissermaßen ihre Vergangenheit und Vorgeschichte artikuliert - als Spur und Rest. „Es kommt somit insbesondere darauf an, die den jeweiligen historischen Verhältnissen anhaftenden raumstrukturierenden Tendenzen herauszuarbeiten. Diese enthalten die materiellen physischen Anteile des Raums, aber auch die symbolischen. Unter letzteren werden die gesellschaftlichen Regulationsformen (wie rechtliche Normen, Planungsideen, technische Konstruktionsanleitungen), aber auch raumstrukturierende Artefakte verstanden.“ (Kluge 1997, S. 155f.)

- Entwicklungsbezogenheit: „Jeder bestimmte Raum, sei dies Stadt oder Region, läßt sich als eine Reihe von Raumbildern verstehen, die Wohnen und Arbeiten, Konsum und soziales Verhalten in ihren Konstellationen bestimmen und die jeweiligen Potentialitäten sichtbar werden lassen. Die Stadt, das Dorf, eine Region erscheinen so als Archipele einzelner in sich mehr oder weniger kohärenter Konstellationen von Bildern, Sachen und Verhaltensstilen, deren Verbindung untereinander durch ein gesellschaftliches Entwicklungskonzept hergestellt wird. ... (Dabei) können Atmosphären verfliegen, Lebensstile und Sachausstattungen nicht mehr zusammenpassen oder sich neue Entwicklungskonzepte neben alte stellen. (Ipsen 1997, S. 18) Wobei gleichwohl gilt: „Nicht jeder Raum hat bei diesen Veränderungen die gleiche Chance. Es gibt Räume, die besonders stark durch die gerade vergangene Epoche geprägt sind, sie sind sozusagen besetzt, haben ein Raumbild, das der neuen Zeit nicht oder nicht so gut entspricht, wie dies bei anderen Räumen der Fall ist.“ (S. 33)
- Landschaftsbezogenheit: „Landschaften sind gebaute Bilder oder, um es weniger intentional auszudrücken: Sobald wir uns im Raum bewegen, erkennen wir Landschaften, wenn sie für uns die Gestalt eines Bildes haben. ... Wir haben auch Bilder für die Wildnis und seit einigen Jahren für die gesteuerte Wildnis, das Biotop.“ (S. 7)

In dieser Dialektik des Bildhaften lassen sich Perspektiven und Bedeutungen des Raumes aufgreifen, die in der theoretischen Raumannäherung bereits thematisiert und beleuchtet wurden. Insofern liegt eine weitere Stärke des Konzeptes der Raumbilder im Potential, eine *Katalysatorfunktion* zu übernehmen. Indem Syntheseleistungen erbracht werden, theoretische und konkrete Raumelemente zu verknüpfen, vermitteln Raumbilder, wobei Vermittlung meint, Transparenz herzustellen. Ipsen öffnet damit eine Tür, erlaubt und fördert durch eine multifunktionale Raumanalyse einen regionalen Panoramablick in die Landschaft.

Sofern sich das *soziale Gedächtnis* vornehmlich im Modus von Bildern artikuliert, wird deren Entzifferung grundlegend für die kulturelle Wissensproduk-

tion. Denn durch kulturelle Erfahrungen entstehen Prägungen, die wie an einer Richtschnur Weltsicht skalieren.¹⁹⁹ Die Fremdheit des Vertrauten zwingt nicht, bei der Auseinandersetzung mit dem Sichtbaren stehen zu bleiben. Es gilt vielmehr, die Dinge hinter den Dingen zu identifizieren. Eine Aussage, die auf Transformationen bisheriger Sichtweisen abhebt. Während Habermas (1988) Identitätssuche im wesentlichen in Beziehung stehend mit sprachlicher Verständigung (kognitiver Diskurs) verortet,²⁰⁰ wird hier offenbar, daß eine intra-subjektive Interaktion auch im Dialog mit Bildern vonstatten gehen kann. „Gerade weil Bilder über die Potentiale verfügen, ‚Essentiale‘ zu bilden, eine Spur von dem Wesen mittragen, kann mit der Erweiterung der Wahrnehmungsdisposition die intrasoziale Wahrnehmung verändert werden.“ (Röll 1995, S. 162) Ausdrücklich beinhaltet dieser Ansatz, Widersprüche von Konfigurationen im Raum zu thematisieren: „Das Zusammenspiel von Bildern und Gegenbildern, ihre Amalgamie oder schlicht die Toleranz gegenüber Widersprüchlichem, brechen die Konventionalität von Raumbildern und öffnen nicht selten Perspektiven neuer Entwicklungen.“ (Ipsen 1997, S. 16) Im Prozeß der *Montage* einzelner Sichtweisen zu einem Gesamt vollzieht sich ein wesentlicher Lernprozeß: „Wer einmal gelernt hat, Dinge nicht nur als Zeichen, sondern auch als Symbol zu sehen, geht bewußter mit der Wirklichkeit um und erweitert damit seine Möglichkeiten der Strukturierung und Deutung nicht nur von Bildwelten, sondern auch in seiner persönlichen Lebenswelt.“ (Röll 1995, S. 161) Was nicht betrieben werden soll, ist Zukunftsdeutung. Ob die Zukunft mehr Dissoziation als Einheit bringt, ist und bleibt eine offene Frage.

¹⁹⁹ In Anlehnung an die Sichtweisen von Geerts (1991) erläutert Ipsen (1997, S. 8): „Kultur soll nicht der Technik oder der Ökonomie, der Natur oder der sozialen Lebenswelt gegenübergestellt werden, sondern als ein Bedeutungsband, das alle Elemente einer Situation durchzieht, verstanden werden. Kultur setzt Natur und Technik, Ökonomie und Lebenswelt in einen Bezug zueinander, indem sie wie ein Bedeutungsgewebe all diese Bereiche durchziehen kann. In diesem Sinn ist Kultur das integrative Element, das eine Situation zu einem Bedeutungsganzen werden läßt.“

²⁰⁰ Die Überzeugung, daß Identität sich primär im dialogischen Austausch, in Formen sozialer Interaktion entwickelt, vertritt Jürgen Habermas: „Die Identität vergesellschafteter Individuen bildet sich zugleich im Medium der sprachlichen Verständigung mit anderen und im Medium der lebensgeschichtlich-intrasubjektiven Verständigung mit sich selbst. Individualität bildet sich in Verhältnissen intersubjektiver Anerkennung und intersubjektiv vermittelter Selbstverständigung.“ (Habermas 1988a, S. 191)

3.2.1. Raumbild I: Historische Perspektive

3.2.1.1. Kontur und Konstitution

Die morphographische Charakterisierung des Untersuchungsgebietes umfaßt eine Landschaft, die sich nicht als geschlossen geographische Einheit präsentiert. Zuvorderst definiert sich der Kreis Heinsberg als relativ eng begrenzter und politisch markierter Raum. Zwischen den Agglomerationen Aachen und Mönchengladbach gelegen, kann eine erste grobe Verortung getroffen werden. Die Ausdehnung des Gebietes beträgt sowohl in nord-südlicher, als auch in west-östlicher Richtung etwa vierzig Kilometer. Im Norden und Nordosten grenzt



Der Grenzstein bei Isenbruch bezeichnet den westlichsten Punkt Deutschlands.

sich der Kreis Heinsberg gegen den Kreis Viersen und die Stadt Mönchengladbach ab. In östlicher Nachbarschaft befindet sich der Kreis Neuß, während im Süden die Kreise Düren und Aachen gelegen sind. Die Westgrenze bildet auf einer Länge von ca. 78 km zugleich die Staatsgrenze zur niederländischen Provinz Limburg.

„Gut 80 % der Bevölkerung in Deutschland lebt Mitte der 90er Jahre in Kernstädten, i.d.R. sind dies Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern und ihren meist verstädterten Umlandkreisen. Drei Viertel der Bevölkerung er-

reichen eine Kernstadt innerhalb einer Reisezeit von 30 Minuten. Dies belegt die ausgeprägte dezentrale Siedlungsstruktur in der Bundesrepublik mit einer Vielzahl von Städten und Stadtregionen, die relativ gleichmäßig über das ganze Gebiet verteilt sind.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 47) Die Bewohner des Krei-

ses Heinsberg (1993: 232.089 Einwohner)²⁰¹ gehören damit siedlungstypologisch zum Gros der Bevölkerung, da zwar keine Kernstadt mit über 100.000 Einwohnern innerhalb des Gebietes vorliegt, Aachen und Mönchengladbach aber innerhalb einer Reisezeit von ca. 30 Minuten erreicht werden können. Mit einer Grundfläche von 626 km² und einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von lediglich 371 Einw./km² ist das Gebiet als *dünn besiedelt* zu charakterisieren.

Unter der Überschrift „Kreis beliebter Wohnort“ (AZ, 7.03. 1998) wird für das Jahr 1997 ein deutliches Zuzugsplus gemeldet. „Innerhalb des Kreises wechselten 5.748 Menschen den Wohnort, 6.313 zogen aus Regionen außerhalb des Kreisgebietes zu, während 4.208 Menschen dem Kreis den Rücken kehrten. Das ergibt unter dem Strich ein Zuzugsplus von 2.105.“ In der Einschätzung der alten und neuen Bewohner scheinen demnach die positiven Aspekte des Gebietes zu überwiegen.

3.2.1.1.1. Prädikat ländlich?

Ein externer Beobachter würde wahrscheinlich kaum Schwierigkeiten darin sehen, das Untersuchungsgebiet als ländlichen Raum einzustufen. Als Gründe für seine Zuordnung könnte dieser aufführen: Das Gebiet des Kreises Heinsberg weist hohe Anteile von landwirtschaftlich genutzten Flächen auf, partiell dominieren Wälder das Gelände, zahlreiche kleine Dörfer liegen verstreut in den Fluren und nur wenige zentrale Orte weisen Industrieparks auf, die jedoch nicht als landschaftsprägend empfunden werden. Unterstellen würde diese Beschreibung eine positive Relation der Attributierung *ländlich* mit den Indikatoren *geringe Bevölkerungsdichte, ausgedehnte Naturräume, viel Landwirtschaft* und *wenig Industrie*. Eine solche Betrachtung läßt romantische Assoziationen mitschwingen und an vergangene Zeiten anknüpfen in denen Land als *mystische Einheit* gesehen wurde: anheimelnde Reste der agrarischen Kulturlandschaft, verträumte Dörfer, alleinbestandene Landstraßen, pittoreske Winkel der

²⁰¹ Quelle: LDS NRW, Landesdatenbank: Stand 31.12.1993.

Kleinstädte u.a. Land als durchweg 'gesunder' Lebensraum, das für diese Qualität - wie selbstverständlich - den Preis wirtschaftlicher und technischer Rückständigkeit zu zahlen habe. Diese Charakterisierung bildet jedoch nicht mehr als eine Klischeevorstellung ab, reproduziert ein Fixierbild aus Projektionen und Wirklichem. Tatsächlich entzieht sich das Ländliche heute weitgehend einer griffigen Festschreibung.

Deshalb behelfen sich Regionalwissenschaftler derzeit noch mit einer Negativdefinition vom ländlichen Raum: „Siedlungstypologisch versteht man heute unter 'ländlichen Räumen' ballungsgebietsabgewandte Räume, d.h. Räume, die nicht im Sog von großstädtischen Ballungsräumen liegen, also territoriale Eigenräume sind, die auch bei einem Bevölkerungsaustausch mit den Ballungsgebieten (Zuzug; Pendeln) sozial und kulturell in ihrer Eigenart nicht nivelliert wurden.“ (Böhnisch/Funk 1989, S.103) Bei genauerer Betrachtung kann diese schwierige Handhabung des Begriffes *ländlich* nicht weiter verwundern. Denn das Phänomen, daß das Land keine eigene Definition von sich zu liefern vermag, ist bereits in den historischen Bezügen des Stadt-Land-Verhältnisses grundgelegt. Während die Städte in der Lage waren, Selbstbezüge zu entwickeln, so zu Orten der Selbstreferentialität wurden, galt das Land als Umgebung, grenzte sich passiv mittels negativer Kontrastierungen zum urbanen Raum ab.²⁰² Aus städtischer Perspektive - unter hegemonialem Blickwinkel - wurde und *wird* der ländliche Raum mit Beharrlichkeit als *Ressource mit Defiziten* apostrophiert. Eine Zuschreibung, die sich in heutiger Zeit unter den Vorzeichen des Strukturwandels als Überformung, Anpassung und Angliederung ländlicher Lebensverhältnisse durch urbane Veränderungsimpulse äußert.²⁰³ Während der urbane Raum das Aufeinandertreffen kontroverser ökonomischer, sozialer und kultureller Inhalte befrieden kann, in diesem Prozeß gerade die urbane Dialektik in zeitlicher und örtlicher Dimension als Manifestation von

²⁰² Vgl. das Kapitel 'Historische Entwicklung'.

²⁰³ „Das Land ist im wesentlichen stumm, es erleidet die Kalküle städtischer Rentabilität. Diese entscheiden, ob und wie das Land genutzt wird, ob sich Ackerbau lohnt oder nicht. Sie ordnen die Regionen auf ihre besondere Rolle hin: Großflughafen, Frachtzentrum, Autobahnkreuze, Einkaufszentren, Industrie- und Verwaltungsflächen, Freizeit und Erholung (Golf, *marina cities*, Freizeitparks, Kur und Naherholung), spezialisierte Landwirtschaft, als letztes Ufer Naturschutz.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 15)

kontroversen Inhalten (Lefébvre 1975) den signifikanten Kontext der Urbanität entwirft, bildet der ländliche Raum diese integrative Funktion nicht aus. Tradition und Moderne stehen unvermittelt nebeneinander. Eben diese Entwicklungen erschweren den Diskurs darüber, was das *Typische* ländlicher Räume ausmacht, wie Plank/Ziche (1979, S. 28) zusammenfassen: „Die Abgrenzung ländlicher Räume wird dadurch kompliziert, daß wirtschaftliche, soziale und kulturelle Raumkomponenten zu berücksichtigen sind, die Schwierigkeiten wachsen in dem Maße, wie städtische, industrielle und touristische Elemente den ländlichen Raum durchdringen und sich Misch- und Übergangszonen ausbreiten. Die Raumkonturen werden durch das Begriffspaar Land und Stadt immer undeutlicher. ... Land kann in einer modernen Industriegesellschaft auch nicht mehr einfach mit landwirtschaftlichem Siedlungsraum identifiziert werden. Im ländlichen Raum entstehen moderne Agrarräume, Erholungs- und andere Funktionsräume, die strukturell so verschieden sind, daß von einer einheitlichen Gebietskategorie ‘ländlich’ keine Rede mehr sein kann.“

3.2.1.1.1. Raumplanerische Typisierungen

„Nichts ist mehr das, was es einmal war. Aber Stadt ist nicht Land und Land ist nicht Stadt.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 18) Die vermeintlichen Ungereimtheiten und Widersprüche des ländlichen Raumes klären sich auf, „wenn man sich darüber im klaren ist, daß es den ländlichen Raum nicht gibt. Ebensowenig wie die verstädterten Räume bilden auch die ländlichen Räume keine einheitliche Kategorie, sondern sie haben ganz unterschiedliche Stärken, Schwächen und Besonderheiten.“ (Bleicher 1996, S. 246) Aus der Notwendigkeit für multiple ländliche Räume Strategien aus raumordnungspolitischer Sicht zu entwickeln, resultiert eine Typisierung des Begriffes *ländlicher Raum* durch drei verschiedene Kategorien (vgl. Agrarsoziale Gesellschaft 1980):

- „ländliche Räume innerhalb von Regionen mit großen Verdichtungsräumen,
- ländliche Räume mit leistungsfähigen Oberzentren und vergleichsweise guten wirtschaftlichen Entwicklungsbedingungen,

- *periphere, dünn besiedelte ländliche Räume abseits der wirtschaftlichen Zentren des Bundesgebietes.*“ (Gatzweiler 1986, S. 22f.)

Danach ist das Untersuchungsgebiet überwiegend der ersten Kategorie zugehörig:²⁰⁴ *Zugang zum Arbeitsplatzangebot der Verdichtungsräume, gute Wohn- und Umweltbedingungen, wachsender Siedlungsdruck, sowie die Erhaltung von Regenerationsräumen.* Aber auch Elemente des dritten Typus ländlicher Räume finden sich: *geringe Bevölkerungsdichte, ungünstige binnenwirtschaftliche Struktur und periphere Lage.* Diese funktionsräumliche Betrachtungsweise fußt also auf einem grobmaschigen Kriterienkatalog, gemäß dem Skalenschema ‘trifft überwiegend zu’ oder ‘trifft eher nicht zu’. Vogt (1994, S. 38ff.) operiert in seinem Raumanalyseansatz, der auf einer Unterscheidung verschiedener siedlungsstruktureller Gebietstypen basiert, ebenfalls grobstrig. Seine Spezifizierung berücksichtigt I.) *Regionen mit großen Verdichtungsräumen*, II.) *Regionen mit Verdichtungsansätzen* und III.) *ländlich geprägte Regionen*. Innerhalb dieses Schemas werden weitere Subtypisierungen angesiedelt. Nach diesem Maßstab ist das Untersuchungsgebiet dem Typus *Region mit Verdichtungsansätzen* überwiegend zuzurechnen. Zumindest ist bei derart grobstrigen Kategorisierungen zu kritisieren, daß die innerregionale Differenzierung nicht in einem ausreichenden Maße berücksichtigt wird. Böhnisch/Funk (1989) heben gerade diese Qualität der *inneren Struktur einer Region* hervor, indem sie diese als für alle Regionaltypen relevant postulieren und unterscheiden:

- ländliche Zonen, die den Entwicklungsachsen zugerechnet werden,
- ländliche Gebiete, die aus der Perspektive der funktionsräumlichen Arbeitsteilung den Entwicklungsachsen zugewandt sind,
- ländliche Bereiche, welche den Entwicklungsachsen abgewandt sind (z.B. periphere Dörfer) (vgl. Böhnisch/Funk 1989).

Auch im Untersuchungsgebiet sind Teilräume unterschiedlicher Struktur auszumachen. Abstufungen ergeben sich beispielsweise zwischen dem dünn besiedelten, wirtschaftlich schwachen Selfkant und dem Entwicklungsschwerpunkt Erkelenz. Während also die regionalen Mittelstädte als *örtliche Zentren*

²⁰⁴ Diese Zuordnung berücksichtigt die intermediäre Position des Kreises Heinsberg zwischen den städtischen Zentren Aachen und Mönchengladbach.

prosperieren, geraten die Dörfer nicht selten ins Abseits der Aufmerksamkeit. „Dieses Verhältnis von zentralen Kleinstädten und umliegenden Dörfern in der ländlichen Region ist sozialräumlich unter dem Modernisierungsaspekt (regionale Zentren vermitteln und ‘übersetzen’ gesellschaftliche Modernisierungsprozesse in den ländlichen Raum) als auch unter dem ‘Disparitätsaspekt’ (die Konzentration auf die Zentren kann zu erheblichen innerregionalen Disparitäten in der Infrastrukturausstattung und Versorgung führen) zu betrachten.“ (Böhnisch/Funk 1989, S.106)

Sieverts (1998, S. 7) betont demgegenüber das Ineinanderfließen von Raumstrukturen. In seinem *Konzept der Zwischenstadt* stellt er ein Raummodell der *verstädterten Landschaft* oder der *verlandschafteten Stadt* vor. Er nennt „diese Form zur Vereinfachung *Zwischenstadt*: Es ist die Stadt zwischen den alten historischen Stadtkernen und der offenen Landschaft, zwischen dem Ort als Lebensraum und den Nicht-Orten der Raumüberwindung, zwischen den kleinen örtlichen Wirtschaftskreisläufen und der Abhängigkeit vom Weltmarkt.“ Auch diese Sichtweise ist für den Heinsberger Raum relevant - eingebunden zwischen den zentralen Städten Aachen und Mönchengladbach - bildet er einen *Zwischenraum*. „Das Verhältnis von offener Landschaft und besiedelter Fläche hat sich in der Zwischenstadt häufig schon umgekehrt: Die Landschaft ist vom umfassenden ‘Grund’ zur gefaßten ‘Figur’ geworden. Umgekehrt hat die Siedlungsfläche nach Größe und Offenheit eher den Charakter einer umfassenden Landschaft angenommen. Diese Zwischenstadt ist ein Lebensfeld, das man je nach Interesse und Blickrichtung eher als Stadt oder eher als Land lesen kann. Die Ursachen, die zu dieser diffusen Gestalt führen, sind jeweils zwar unterschiedlich, gemeinsam ist ihnen aber ... der Tatbestand, daß in jedem Fall die historischen stadtbildenden Kräfte und die durch sie gesetzten Begrenzungen an ihr Ende gekommen sind.“ (Sieverts 1998, S. 15)²⁰⁵ In diesem scheinbar

²⁰⁵ „Man muß gar nicht erst global Stadt und Land bestimmen wollen und begrifflich aufeinander beziehen - das ist vorbei. Wir verhandeln, wenn wir sinnvoll von der Sache reden wollen, Teilmengen, und zwar die herausgefallenen, die kritischen. Das *global village* braucht weder Stadt noch Land. Aber die Restmengen von Stadt und Land brauchen einander, wie Nord und Süd. Und sie bilden letztendlich die große Menge. Auf der anderen Seite sind die großen Geschwindigkeiten, die großen Bilder und das große Geld. Gefragt ist nun nach der Verantwortung der Nutzer jener herausgefallenen, postkapitalistischen Realität von Stadt und Land. Ge-

planlosen Siedlungsteppich verschwimmt die Grenze von städtischer Zentralität und ländlichen Raumgefügen.

3.2.1.1.1.2. Die Unlesbarkeit der Landschaft

In einer neu zu gestaltenden Symbiose von Stadt und Land sind gegenwärtig - und stärker noch zukünftig - , *identifizierbare Leitbilder* zur Orientierung und Lesbarkeit regionaler Zusammenhänge zu eröffnen. Es geht um die Bewahrung der räumlichen Qualität. „Der Freiraum der Landschaft wird zu dem eigentlichen Gestaltungsfeld, das die Identität, die Eigenart der Zwischenstadt bewahren und herstellen muß.“ (S. 139) Die fortschrittliche Modernisierungspolitik der 60er und 70er Jahre hatte das Ziel, die Lebensqualität im ländlichen Raum zu erhöhen und „die Landbewohner vom bedrückenden Odium, ‘Menschen zweiter Klasse zu sein’, zu befreien.“ (Ipsen 1997, S. 38) Die treibende Kraft für diese Maßnahmen war und ist ein pathetischer Glaube an das *Entwicklungskonzept der Moderne*. „Die für die (Moderne) hergerichtete Landschaft wird ästhetisch positiv bewertet. Das Ziel, modern zu sein, prägt keineswegs nur die rationalen Handlungsstrategien, sondern auch und gerade die Gefühlswelt und das ästhetische Urteil.“ (S. 37)

In heutiger Zeit verorten sich Arrangements der kulturellen Infrastruktur - pointiert ausgedrückt - innerhalb des funktionalen Spektrums zwischen Konsum und Mobilität. Entsprechende ‘Möblierungen’ wurden während der beiden vergangenen Jahrzehnte im Kreisgebiet mit hoher Priorität umgesetzt. Die Teilhabe am Konsumgeschehen (Schaffung von Gelegenheitsstrukturen) sollte externe Zuschreibungen des defizitären ländlichen Raumes relativieren. Endlich erfüllt die Region Heinsberg die Funktion des Konsumierens in befriedigendem Maße. Am Stadtrand der Mittelstädte Heinsberg, Hückelhoven, Erkelenz und Geilenkirchen gelegene großflächige Supermärkte, Baumärkte, Videotheken, Auspuff-Center und Fitness-Studios übertrumpfen sich gegenseitig mit Neon-

fragt ist damit letztendlich nach dem Potential, das in der Veränderbarkeit unserer Gewohnheiten steckt, unserer privaten individuellen Nutzung von Stadt und Land.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 24)

zeichen, Plastikschildern und Reklametafeln in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit der Käufer zu gewinnen. Die Stadtkerne sind verkehrsberuhigt. Fußgängerzonen tragen das Flair städtischer Shopping-Malls (in miniaturisiertem Zuschnitt) in den ländlichen Bereich. Boutiquen und Fachgeschäfte wenden sich an anspruchsvolle Kunden. Und kostenlos verteilte Wochenblätter - „Super Mittwoch“, „HS-Woche“ und „Super Sonntag“ - im Einklang mit dem Lokalsender „Welle West“ - propagieren unisono ein optimistisches Regionalklima: *Alles ist innerhalb der Region möglich!* Sowohl ein überaus differenziertes Angebot an Dienstleistungen steht zur Verfügung, als auch Konsumgüter des alltäglichen und des speziellen Bedarfs. Außenorientierungen erscheinen überflüssig und nicht mehr zeitgemäß, dem *innerregionalen Aufbruchtrend* zuwiderlaufend. Die „Mc Donaldisierung“ (Ritzer 1995) der Gesellschaft hat längst auch den Kreis Heinsberg erreicht.²⁰⁶ „Die ästhetische Homogenisierung von Stadt und Land wurde von dem architektonischen Einerlei des funktionalistischen Knappheitsstils stark vorangetrieben. Es gibt keine Unterschiede zwischen Bauten in der Stadt, am Stadtrand und auf dem Land, so daß der herkömmliche qualitative Sprung zwischen Stadt und Land zu einem reinen Kontinuum verflacht, zu einer bloßen Angelegenheit der Größe und Menge. Eine moderne Stadt ist nur ein großes Dorf, oder, umgekehrt, ein modernes Dorf nur eine Stadt im Kleinformat.“ (Sieferle 1997, S. 192)

Der zu zahlende Preis manifestiert sich in einer fortschreitenden Nivellierung der Landschaft. Die Partizipation an einer uneingeschränkten individuellen Mobilität hat erhebliche topographische Veränderungen mit sich gebracht. Breite Straßen durchziehen die Region, Kreuzungen, Lärmschutzwände, Verkehrsinseln, Brücken und Zubringerschleifen haben „Nicht-Orte“ (Augé 1994)

²⁰⁶ „Was draußen entsteht, sind natürlich Stadtmetastasen. Man kann selbst unter dem Titel Landschaft oder Naturschutz nichts mehr machen, was nicht mit Stadtsuren versetzt ist: kein Freizeitpark ohne Hotel, Restaurants usw. Erst recht sind alle Herausverlagerungen von Verkehr und Gewerbe mit allem bestückt, was früher die Städte ausmachte: Banken, Post, Verkehrsanschlüsse, Freizeitangebot, Hotel, sonstige Dienstleistungen, Wohnen. Am deutlichsten sind die Gewerbeparks. Das planerische Muster besteht aus der Überlagerung der Modelle Idealstadt und Siedlung im Grünen. Das Städtische als Ästhetik ist so wichtig wie die komplette Einbettung in Landschaft. Sie liegen möglichst nahe vor den jeweiligen Stadtzentren, nahe genug, um die Vorteile wahrzunehmen, entfernt genug, um ihre Nachteile zu vermeiden.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 20)

entstehen lassen. „Die großen Geschwindigkeiten, mit denen man sich im Automobil bewegt, provozieren eine Dimensionierung der Verkehrsanlagen, die sich vom normalen menschlichen Maß entfernt. Es entsteht so ein neuartiger automobilomorpher Raum, der nicht mehr auf Fußgänger zugeschnitten ist.“ (Sieferle 1997, S. 189) Der typische Charakter einer Region entschwindet der Aufmerksamkeit des Durchreisenden. Ansiedlungen werden mittels Umgehungsstraßen umgangen, markante Orte verlieren ihre Kontur und werden ‘unsichtbar’. Dem Teilnehmer am Individualverkehr bieten sich vereinheitlichte Landschaftsbilder. „Es sollte ein Ende haben mit den Unterschieden, die sich auch im Raum präsentieren. Der besondere Ort mit der besonderen Lebenschance wurde als unwichtig oder gar hinderlich empfunden. Räumliche Unterschiede sind Reibungsverluste für die Bewegung von Menschen, Waren und Wissen. Der abstrakte Raum dagegen ist überall gleich für Menschen, die vornehmlich als Gleiche gedacht wurden. So gesehen ist es alles andere als wünschenswert, daß sich BürgerInnen ... mit einer bestimmten Region identifizieren, noch dazu mit einem ländlichen Raum, während man sich doch anschickt, das rückständige Land durch ein Programm der inneren Aufrüstung auf das Niveau der Stadt zu heben.“ (Ipsen 1997, S. 62f.)²⁰⁷ Ökonomische und politische Modernisierung führt auf breiter Basis zu einem Rückgang räumlich erfahrbare Komplexität durch die ‘Schleifung’ räumlicher Konturen. Diese *Kolonialisierung* des ländlichen Raumes²⁰⁸ stößt in jüngster Zeit vereinzelt auf reziproke Tendenzen, die historisch gewachsene Identität im Lebensraum zu erhalten.

²⁰⁷ Exemplarisch beschreiben Harter/Frohnhofen (1983, S. 38) ästhetische Ausräumungen in Orsbeck: „Seit Anfang der 70er Jahre unternahm die Gemeindeverwaltung in das traditionelle Dorfbild gravierende Einschnitte. Straßen wurden ausgebaut, Feldwege geteert, die Bürgersteige verbreitert und befestigt. Gleichzeitig fiel jedoch auch der öffentliche Baumbestand. Was nicht gleich fiel, mußte später geschlagen werden, da Tiefbaumaßnahmen, wie Kanalisation und die Versenkung örtlicher Wasserläufe unter die Straßendecke (z.B. der Baalbach), die Bäume zum Absterben verurteilten. Statt alter Bäume und Sträucher wächst jetzt auch in Orsbeck auf öffentlichem Grün, dem van-Rohmen-Platz, zwischen Kirche und Grundschule gelegen, pflegeleichtes Ziergewächs, allem voran die sich kniehoch ausbreitenden Koniferen. ... Das Dorf ist sauberer geworden, ordentlicher, zivilisierter, überschaubarer. Moderne Leitbilder der Ortsgestaltung setzen sich durch. Nahezu aufgehoben ist der Unterschied zwischen Stadt und Land in den Neubaugebieten des Dorfes. Hier herrscht der Bungalow mit dem zugehörigen Kleingarten, das Zwei- und Mehrfamilienhaus genauso, wie es in unzähligen Reproduktionen am Rande der Städte zu finden ist.“

²⁰⁸ Siehe ausführlich Fuchs (1996).

„Es geht z.B. auf der Ebene der Ortsgestaltung darum, den drohenden ‘Gesichtsverlust’ der Dörfer zu bekämpfen, der durch Verstädterung im Zuge von ‘Dorfentwicklung’ entsteht.“ (Müller 1989, S.137)²⁰⁹

Allmählich gewinnen Bestrebungen an Profil, die *Individualität* bzw. die Unverwechselbarkeit von Ort- und Landschaften zu bewahren. Denn: „Die Komplexität einer Region und damit ihre Identifikationsangebote kann man an der Zahl ihrer besonderen und der eigenen Orte ablesen. Der besondere Ort ist der, der von Einheimischen und Fremden als herausgehoben begriffen wird. ... Besondere Orte werden immer als historisch empfunden, sie sind mit Bedeutung aufgeladen.“ (Ipsen 1997, S. 108) Konkrete Ansätze dieser neuen Perspektive zeigen sich etwa in den Kernsanierungen mancher Mittelzentren. Durch individuelle Gestaltung der Citybereiche wurde eine Assemblage geschaffen, die historische Bezüge des Ortes mit Konsumgelegenheiten zu kombinieren beabsichtigt.²¹⁰

Einige Dorfgemeinschaften haben sich zum Ziel gesetzt, der grassierenden Ausdruckslosigkeit durch Dorfverschönerungsarbeiten (Aktion ‘Unser Dorf soll schöner werden’) zu begegnen. „Seit 1961 machen sich die Juroren auf zu ihrem Kreuzzug für ländliche Schönheit. In den ersten Jahren spürten sie den Tugenden der deutschen Provinz nach, lobten in ihren Berichten Eifer und Fleiß der Dörfler. Ein Mutmacher war der Wettbewerb, und er ist es bis heute geblieben: Bewohner des Landes, erkennt die Schönheit eurer Heimat und folgt

²⁰⁹ „Im frühen 20. Jahrhundert formierten sich schließlich zwei Gegenbewegungen zu dieser Tendenz der stilistischen Verflüssigung und Pluralisierung. Es handelt sich hierbei einerseits um den Denkmal- und Heimatschutz sowie andererseits den architektonischen Funktionalismus. Beide wollten sie an die Stelle der stilistischen Dekontextualisierung, die sich in der frühen Transformationsära durchgesetzt hatte, eine neue Eindeutigkeit setzen, die komplementär-entgegengesetzten Prinzipien entsprang.“ (Sieferle 1997, S. 184) Beschränken wir uns auf den Aspekt des Denkmal- und Heimatschutzes, so kommt Sieferle (S. 184) zu einer skeptischen Einschätzung: „Der Heimatschutzstil wollte an die Bau- und Gestaltungstradition der Agri-Kulturlandschaft anknüpfen und diese in die Industrialisierungsphase hinüberretten. ... Darin wurde ein ähnlich fundamentales Mißverständnis erkennbar wie in dem Wunsch, ein Naturschutzgebiet als ein ‘natürliches Biotop’ einzurichten. Alle Versuche, sich über die Systembedingungen der Transformation hinwegzusetzen, konnten immer nur zur Karikatur führen...“

²¹⁰ Beispielsweise sei das *alte Rathaus* in Erkelenz im Zentrum der Einkaufszone erwähnt, die Brunnenskulptur ‘*Haihofer Juffer*’ in Geilenkirchen oder Hückelhovens *modernes Bergbaudenkmal* inmitten der citynahen Kreisverkehrsanlage.

nicht dem Lockruf der großen Städte - bleibt, wo ihr seid!“ (Die Zeit, 17.09.1998)

Dem Ruf nicht Folge leisten, hieß z.B. für die Gemeinde Geilenkirchen-Beeck erfolgreich sein: „Schon seit den 70er Jahren engagiert sich die Beecker Bevölkerung auf Kreis- und Landesebene bei der gemeinsamen Dorfverschönerung und errang beim Landeswettbewerb ‘Unser Dorf soll schöner werden’ Bronze (1979), Silber (1981, 1983, 1993) und Gold (1985, 1995). Die Teilnahme am ‘Landeswettbewerb 1995’ war so überzeugend, daß Geilenkirchens schönstes Dorf zum Bundeswettbewerb zugelassen wurde. Und konnte auf Bundesebene auf Anhieb eine Silbermedaille erringen.“ (HS-Woche, 14.02.1996) Neben der repräsentativen Ehre des Preisgewinns erscheint die kollektive Eigenleistung der Dorfbevölkerung, als Ausdruck einer Betonung der Dorfkultur bemerkenswert, wie auch die ministeriale Festschrift nachdrücklich feststellt: „Die große Leistung der Dorfgemeinschaft wird in der jüngeren Geschichte deutlich. Im Winter 1944/45 wurde das Dorf zu 90 Prozent zerstört. Um das Unverwechselbare des Dorfes wieder hervorzuheben, wurden auch besondere Landschaftselemente wie Böschungen und Hohlwege (Grachten) am Ortsrand erneuert. Die Grünentwicklung im Dorf ist beispielhaft. Verbreitet sind vorbildliche Fassadenbegrünungen an den Häusern. Die Erhaltung der Streuobstwiesen und Wildwiesen gehören ebenso zu den nachahmenswerten Leistungen der Dorfgemeinschaft wie die Pflege alter Kopfweidenbestände und die Rekultivierung ehemaliger Bodenentnahmestellen als kleine Teiche.“

In den Beispielen veranschaulicht sich die partielle Zurücknahme der Dominanz moderner Formgebung. „Und doch ist die ‘Inszenierung des Ländlichen’ (vgl. Kühn 1988) keine Retraditionalisierung, sondern Ausdruck einer neuen Situation und vielleicht auch schon selber ein neues Raumbild.“ (Ipsen 1997, S. 66) Erkannt wurde in diesen Einzelfällen, daß Lebensqualität nur bedingt von infrastrukturellen Maßnahmen abhängt und *vielmehr von der Chance*, am Gestaltungsgeschehen des eigenen Lebensraumes zu partizipieren. „Zunehmend verstehen auch Kulturpolitiker (und/oder Regionalpolitiker, A.F.) unter Kultur jenen Prozeß, in dessen Verlauf die Menschen die Entfaltung ihrer Beziehung zu ihrem eigenen Wesen, zu ihresgleichen, zur umgebenden Natur und zur eigenen Gesellschaftlichkeit (damit zur eigenen Geschichte) betreiben.“ (Kramer 1982, S. 9)

Deutlich wird, daß die begriffliche Bestimmung des ländlichen Raumes monofunktional, d.h. mittels objektiver statistischer Indikatoren und damit unterhalb der Ebene sozialräumlicher Komplexität eine reduzierte und wenig angemessene Betrachtung liefert. Insbesondere wird die subjektive Wahrnehmung der Bevölkerung bezüglich ihrer räumlichen Umwelt nicht berücksichtigt. „Durch die Einbeziehung der Einstellungen, Bewertungen, Erwartungen und Verhaltensweisen der im ländlichen Raum lebenden Bevölkerung sollte die Sichtweise ländlicher Räume differenziert und eine Gewichtung einzelner Bereiche entsprechend der Bedeutung, die sie für das Lebensgefühl der Bevölkerung im ländlichen Raum haben, möglich werden.“ (Baur 1986, S. 277)

3.2.1.1.1.3. Ausblicke

Die bisher aufgestellten Gedanken und perspektivischen Horizonte lassen sich subsumieren auf zwei Szenarien möglicher Entwicklungspfade, die Korridore des Strukturwandels aufzeigen:

- Nach dem sogenannten *Verpflechtungsszenario* wird sich die Struktur des Heinsberger Raumes kontinuierlich dahingehend verändern, daß aufgrund der stattfindenden quantitativen Verstädterungsprozesse der zentralen Orte Aachen und Mönchengladbach neue urbanisierte Flächen in das Kreisgebiet hinein expandieren. Damit eröffnet sich ein neues Entwicklungsparadigma: „Die großen Städte und Stadtregionen sind ... nach wie vor die dominanten Anziehungspunkte für Unternehmen und höherrangige zentralörtliche Funktionen. Die raumwirksamen Effekte ihrer Standortattraktivität finden sich jedoch meist im engeren oder weiteren Umland. Die Kernstädte werden somit ... zum Motor für die stadregionale Entwicklung, für das Wachstum des Umlands.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 38) Die basalen Voraussetzungen für solcherart wachsende Verflechtungen zwischen städtischen und ländlichen Räumen schaffen veränderte Raumüberwindungsmöglichkeiten, denn Mobilität ist heute praktisch universell und preiswert verfügbar. Das Land wird unter diesen Bedingungen mehr und mehr integrierter Bestandteil der Expansionsbestrebungen der Städte. Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten wirkt das Umland demzufolge als *Gewinner* des räumlichen Strukturwandels. Unter ökologischen Gesichtspunkten ist jedoch der flächenhafte, disperse Verstädterungsprozeß (hohe Flächeninanspruchnahme für Wohn-, Gewerbe- und Verkehrszwecke) konfliktträchtig.

- Das Szenario der *nachhaltigen Entwicklung* (sustainable development)²¹¹ fußt auf einer anderen primären Zielsetzung, nämlich auf Wahrung natürlicher Ressourcen im Raum. Dieses Entwicklungskonzept versucht, den strukturellen Wandel sozial und ökonomisch verträglich zu bewerkstelligen. „Bei der Frage nach einer ressourcenschonenden und umweltverträglichen Siedlungsentwicklung ... stehen die ökologischen Herausforderungen im Mittelpunkt.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 39) Übertragen auf den Heinsberger Raum gewinnt diese Thematik besondere Brisanz: Neben der politisch-normativen Priorität der wirtschaftlichen Erschließung des Raumes nach modernen Mustern melden sich neuerdings vermehrt Stimmen, die die endogenen Ressourcen des Raumes schützen und nicht dem Diktat ökonomischer Aspekte unterordnen wollen. In diesem Dilemma verhaftet sind neue Orientierungen angebracht, die beide Sichtweisen zu integrieren vermögen. Erster Schritt muß in jedem Fall sein, Strukturkonzepte verbindlich zu konzipieren, die dann Umsetzungschancen haben, wenn es gelingt, möglichst viele Gemeinden (und andere gesellschaftliche Gruppierungen)²¹² in den Planungsprozeß einzubinden. Statt Konkurrenzverhalten zu pflegen, muß es möglich werden, bestehende Disparitäten zu akzeptieren und funktionsräumlich denkend, die Grenzen der ökologischen Tragfähigkeit des Raumes nicht über Gebühr zu belasten. In der Schaffung kooperativer Standorte liegt die Option dieser neuen Entwicklungspotentiale. „Die Gemeinden könnten dadurch gemeinsam einerseits wettbewerbsfähiger werden und andererseits ihren Leistungsaustausch ressourcenschonender organisieren als ein rein an Konkurrenz orientiertes gemeindliches Verhalten. ... Gerade für (strukturellschwache ländliche Räume, A.F.) kommt es ... darauf an, durch konkrete Projekte und überörtliche Initiativen zum Erhalt ihrer Qualität als Lebens- und Kulturraum beizutragen.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 63f.)

Die Periode der industriellen Moderne (1950 - 1970) war für große Teile der Kreisbevölkerung eine Zeit der Hoffnung, die sich mit utopischen Entwürfen einer sich entwickelnden Region²¹³ verband und deren räumliche Konstruktionsprinzipien eine geordnete Landschaft hervorbrachten. Diese modernen Leitbilder führten schließlich zur Konstitution des Kreises Heinsberg, dessen Ausstattung und Formgebung den Bestand kontinuierlicher Prosperität sichern

²¹¹ Vgl. z.B. ausführlich Beck/Brand/Hildebrandt (1997).

²¹² Hierzu eine Einschätzung: „Die Komplexität moderner Gesellschaften erlaubt immer weniger eine administrative Steuerung. Die Kernfrage ist, wohin man die Entscheidungspotentiale verlagert. Der Trend geht dahin, sie privaten Konzentrationen von Geld, Beratungs- und Durchführungskompetenz anzuvertrauen. Damit kommt man zu entsprechend einseitigen, nur die zahlungsfähigen Interessen befriedigenden Ergebnissen. Das ist auf Dauer unter demokratischen Verhältnissen nicht durchhaltbar.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 98)

²¹³ Siehe auch Becker (1997).

sollte. Ein Umdenken der Politiker und Planer dahingehend, das *Raumbild der Moderne* zu relativieren, ist bislang am Konkurrenzverhalten der Gemeinden gescheitert. „Offenbar handelt es sich doch primär um ein kulturelles Phänomen, eine symbolische Identifikation von eng, knapp, kalkuliert und ‘praktisch’ mit zeitgemäß oder ‘modern’.“ (Sieferle 1997, S. 192)

Unter diesen Bedingungen wird das Szenario der *nachhaltigen Entwicklung* mittelfristig geringere Chancen zur Realisierung bekommen. Diese Einschätzung hat eine spezifische lokalgeschichtliche Vergangenheit. Im Rahmen der Umsetzung gesellschaftspolitischer Leitbilder der Raumordnung waren die politischen Postulate der Moderne ausschlaggebend für die Konstituierung des Kreisgebietes. Wie weitgehend die Übereinstimmung zwischen modellhaften Raumkonzepten und wirtschaftlichen Erfordernissen gedacht wurde, zeigt der Konstitutionsprozeß des Kreises Heinsberg in Deutlichkeit auf.

3.2.1.1.2. Konstitution des Kreises Heinsberg

Der Kreis Heinsberg wurde bereits 1816 gegründet, allerdings mit einem anderen räumlichen Zuschnitt und unter anderen politischen Gegebenheiten. 1932 vereinigte man die Kreise Geilenkirchen und Heinsberg zu einem Bereich, der ab 1951 den Namen „Selfkantkreis Geilenkirchen-Heinsberg“ trug. Diese Namensgebung leitet sich vom westlichen Zipfel des Kreisgebietes ab, dem Selfkantgebiet. Da dieser Winkel von 1949 bis 1963 als Nachwirkung des letzten Weltkrieges unter niederländischer Auftragsverwaltung stand, signalisierte jene Namensgebung gleichzeitig enge Verbundenheit mit der betroffenen Bevölkerungsgruppe. „Nach der Unterzeichnung des Pariser Protokolls am 22. März 1949,²¹⁴ wurde der Selfkant den Niederlanden am 23. April angegliedert.

²¹⁴ Auf der in Paris 1949 einberufenen sog. ‘Deutschlandkonferenz’ waren, neben den Siegermächten, auch die ‘Kleinen Alliierten’ (Niederlande, Belgien, Luxemburg) geladen, um über die Annexion deutscher Gebiete für die während des Zweiten Weltkrieges entstandenen Schäden zu beraten.

Anmerkung: Während dieser Zeit wurde von niederländischer Seite eine Transitstraße, der Rijksweg, als verkehrsmäßige Entlastung des schmalen Gebietsstreifens zwischen Belgien und Deutschland, quer durch den Selfkant gebaut. Als Kuriosum wurde die Trasse nach der Rück-

... Von dieser Maßnahme waren insgesamt 5.630 Einwohner auf einer Fläche von ca. 41,5 km² betroffen.“ (van der Steen 1995, S. 87) Die bis dahin souveränen Gemeinden verloren ihre Selbständigkeit und wurden der niederländischen Verwaltung unterstellt. Der Selfkant wurde ein Drostamt mit einem Landrost an der Verwaltungsspitze. Das aufoktroyierte Verwaltungssystem widersprach deutlich demokratischen Grundsätzen, etwa besaß die betroffene Bevölkerung weder ein aktives noch ein passives Wahlrecht. Die Selfkäter behielten zwar die deutsche Staatsangehörigkeit wurden aber ansonsten - mit Ausnahme der Schul- und Wehrpflicht - wie Niederländer behandelt. Simone van der Steen (1995, S. 101) hebt in ihrer Untersuchung hervor, daß sich „die Situation für die Bewohner des Selfkants entscheidend verbessert (hatte, A.F.) und es ist darum auch nicht verwunderlich, daß viele Menschen 1963 nicht zurück nach Deutschland wollten. Die Bauern hatten bisher einerseits den Vorteil der niedrigen niederländischen Produktionskosten, andererseits die Vorteile der höheren deutschen Preise für ihre Produkte, die sie zollfrei nach Deutschland ausführen konnten.“ Sie schließt ihre Betrachtung mit der Quintessenz, daß das größte Übel in der ganzen Angelegenheit darin gelegen habe, daß die Meinung der Selfkäter nicht abgefragt worden sei. Man habe für die Betroffenen von oben herab entschieden. Ihrer Meinung nach hätte sich eine Mehrheit für den Verbleib zu den Niederlanden ausgesprochen. Denn die entstandenen soziokulturellen Verflechtungen zeigen sich heute noch in sprachlichen Gemeinsamkeiten, aber auch z.B. in der Gestaltung zahlreicher Eigenheime, die flämische Stilelemente aufweisen.

Nach 1945 erfolgte keine wesentliche Änderung der Verwaltungsstruktur. Erst 1964 traten bundesweit Bestrebungen auf, Planungs- und Verwaltungsräume zu vereinheitlichen. „Daraus leitet sich die Forderung ab, den Bürgern in allen Teilräumen einen Mindestbestand in ihrer Lebensqualität zu ermöglichen. Diese Leitvorstellung, gleichwertige Lebensbedingungen in allen Teilräumen

gliederung des annektierten Bereichs beibehalten und dient auch heute noch ausschließlich als niederländische Verkehrsachse.

zu schaffen, wird als das gesellschaftspolitische Leitbild der Raumordnung bezeichnet.“ (Vogt 1994, S. 90).²¹⁵

3.2.1.1.2.1. Kommunale Neugliederung

In Nordrhein-Westfalen startete die territoriale Neugliederung der Verwaltungsbereiche mit der Verabschiedung des Landesentwicklungsprogramms.²¹⁶ Ein wesentliches Ziel der Strukturveränderung lag darin, das Leistungsgefälle zwischen Agglomerationsräumen und ländlichen Zonen mit teilweise sehr kleinen Orten anzugleichen. Räumlichen Ungleichgewichte in den Lebensbedingungen widersprachen den neuen Leitbildvorstellungen. „Man kann regionale Disparitäten als Ergebnis eines ungleichgewichtigen wirtschaftlichen Wachstums verstehen. ... Daher muß die Raumordnung auf das flächenhafte Wachstum der Gesamtwirtschaft hin orientiert sein.“ (Vogt 1994, S. 116) Betroffene Teilräume wurden nun besonders gefördert, so daß - nach dieser Strategie des wirtschaftlichen Wachstums - eine gleichmäßige Verteilung des Wohlstands resultieren sollte. Die in diesem Rahmen angestrebte kommunale Neugliederung sollte ferner, einer zentralörtlichen Systematik folgend, eine volkswirtschaftlich vertretbare und sinnvolle Nahversorgung der Bevölkerung mit Waren und Dienstleistungen realisieren. Das Modell der zentralen Orte gründet auf Arbeiten W. Christallers (1933), dessen essentieller Gedankengang war, daß Städte Güter und Dienstleistungen über den Eigenbedarf ihrer Bewohner hinaus erzeugen. „Dieser relative Bedeutungsüberschuß verleiht ihnen einen gewissen Zentralitätsgrad.“ (Hofmeister 1972, S. 61) Weiterhin ist die Summe der Funktionen, die ein zentraler Ort für sein Ergänzungsgebiet bereitstellt, Abstufungen

²¹⁵ §1 Abs. 1 ROG (Bundesraumordnungsgesetz) formuliert die Grundsätze der Raumordnung: „Die Struktur des Gesamttraumes der Bundesrepublik Deutschland ist unter Berücksichtigung der natürlichen Gegebenheiten, der Bevölkerungsentwicklung sowie der wirtschaftlichen, infrastrukturellen, sozialen und kulturellen Erfordernisse und unter Beachtung der folgenden Leitvorstellungen so zu entwickeln, daß sie:

1. der freien Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft am besten dient,
2. den Schutz, Pflege und Entwicklung der natürlichen Lebensgrundlagen sichert,
3. Gestaltungsmöglichkeiten der Raumnutzung langfristig offenhält und
4. gleichwertige Lebensbedingungen der Menschen in allen Teilräumen bietet oder dazu führt.“

²¹⁶ Landesentwicklungsprogramm vom 7.8.1964 (MBl. NW S. 1205).

unterworfen, d.h. es offenbart sich eine Hierarchie der zentralen Orte. „Das Zentrale-Orte-Konzept ist primär versorgungsorientiert, da es Versorgungs- und Ausgleichsziele ... verfolgt. Es bezieht sich in erster Linie auf den ländlichen Raum, dessen infrastrukturelle Engpässe mit Hilfe dieses Konzeptes beseitigt werden sollen.“ (Vogt 1994, S. 121) Diese knappe Zusammenfassung mag ausreichen, die Neugliederungsansätze der Landesregierung nachvollziehen zu können.

Eine Sachverständigenkommission der Landesregierung plädierte dementsprechend im Gutachten A (NW Gutachten A 1966) dafür, zwei Grundtypen von Gemeinden innerhalb der Kreise zu bilden: Der Typ I sollte ca. 5.000 - 8.000 Einwohner haben und lediglich über eine Grundausrüstung kommunaler Dienste verfügen. Der Typ II wäre dagegen mit Einrichtungen höherer Art und zentralen Aufgaben ausgestattet, ausgerichtet für eine Einwohnerzahl von ca. 30.000. Dieser zentrale Ort „soll in der Lage sein, aus eigenen Einnahmen oder durch Zuweisungen des Landes (seine, A.F.) Verpflichtungen ohne Inanspruchnahme der Nachbargemeinden zu erfüllen.“ (S. 27) Weiterhin - so die Planungsvorgabe - sollte jeder Ort des Typs I im Einzugsgebiet eines Typ II Ortes liegen.

Diese Vorschläge zur kommunalen Neugliederung wurden mit Beschluß vom 9.07.1968 von der Landesregierung gebilligt. Im Resultat wurden die vormalig 52 Gemeinden im Untersuchungsgebiet zu 11 Kommunen zusammengefaßt, womit im Vorgriff der Abtrennung der Gemeinde Niederkrüchten (ab dem 1.01.1975 an den Kreis Viersen) Rechnung getragen wurde.

Bei der Umsetzung der Vorgaben stellte sich jedoch schon „Ende 1969 ... heraus, daß das primär auf kreisangehörige Gemeinden beschränkte Verfahren, ohne gleichzeitige Gebietsreform auf Kreisstufe, nicht durchhaltbar war. In zunehmendem Maße wurden Gemeinden über Kreisgrenzen hinweg gebildet und Kreise infolge der Ausdehnungsbestrebungen kreisfreier Städte in Frage gestellt.“ (Schramm 1983, S. 4) Insbesondere waren gesellschaftliche Wandlungsprozesse (gewachsene Mobilität, großräumige Orientierungen der Bevölke-

rung) im folgenden ursächlich für weitergehende Umstrukturierungen der Gemeinden und Kreise.

3.2.1.1.2.2. Neugestaltung der Landkreise

Ein erweitertes Neugliederungsprogramm wurde deshalb unter Einbeziehung der Kreise konzipiert. Für den Raum Aachen, zu dem auch das Untersuchungsgebiet gerechnet wurde, bildete das Gesetz zur Neugliederung der Gemeinden und Kreise des Neugliederungsraumes Aachen (vom 14.12.1971) die rechtliche Planungsgrundlage. Entsprechende Richtlinien und inhaltliche Vorgaben lieferten die Landesentwicklungspläne I (1966) und II (1970). Der heutige Kreis Heinsberg erfuhr darin, verkürzt und auf damalige funktionsräumliche Schwerpunktsetzungen reduziert dargestellt, folgende Charakterisierung: Das städtische Verflechtungsgebiet Heinsberg/Hückelhoven bildete einen Entwicklungsschwerpunkt 1. Ordnung. Den Städten Erkelenz, Geilenkirchen, Übach-Palenberg und Wegberg wurde dagegen nur eine mindere Entwicklungschance (3. Ordnung) zuerkannt. Durch das Untersuchungsgebiet verlief - von Südwesten nach Nordosten - eine Entwicklungsachse 1. Ordnung (Aachen - Mönchengladbach), sich kreuzend mit der Entwicklungsachse 2. Ordnung - von Jülich bis zu den Niederlanden. Im Schnittpunkt beider Achsen befindet sich die Stadt Heinsberg.

Dieser Planungsansatz hebt auf die Modellvorstellungen von Lösch (1962) ab, der die Theorie der zentralen Orte über den Dienstleistungsbereich hinaus auf den produzierenden Sektor erweiterte. Beide Vorstellungen basieren auf abstrahierenden Modellannahmen (homogener Raum, statische Verhältnisse u.a.), deren Hauptmanko das Fehlen dynamischer Effekte ist. Francois Perroux (1955) führte deshalb erstmals ein dynamisches Erklärungsmuster ein, das Orte mit starken Entwicklungsimpulsen als Pole eines funktionalen Beziehungsgeflechts (Wachstumspole) identifizierte. Weiterführende Gedanken von Isbary (1969) modifizierten den Ansatz von Perroux, indem er das Feld theoretischer Modelle verließ und Raumanalysen fertigte. Seiner Beobachtung nach bilden

Verdichtungskerne bandförmige Strukturen aus (Verdichtungsbänder) - Erkenntnisse, die Anstoß zur Entwicklung eines landesplanerischen Konzeptes in Nordrhein-Westfalen gaben. Das Entwicklungsprogramm führte *Entwicklungssachsen* im Sinne großräumig orientierter Verkehrs- bzw. Kommunikationsachsen ein und verknüpfte somit das Modell der zentralen Orte mit dem Konzept der Verdichtungsbänder (Entwicklungssachsen). „Sie boten sich seit Anfang der siebziger Jahre als willkommenes Instrument an, im Konflikt zwischen flächendeckendem Zentrale-Orte-Konzept und verdichtungsorientiertem Entwicklungskonzept zu vermitteln. Man hat von daher von einer ‘Achsen-euphorie’ gesprochen, in denen das Konzept überstrapaziert wurde und zu wirklichkeitsfernen Achsenkarten geführt hat.“ (Vogt 1994, S. 126)

Die räumlichen Strukturen beider Kreise erfuhren weiterhin durch eine Anbindung zu den Verflechtungsgebieten der Oberzentren Mönchengladbach und Aachen eine Polarisierung. Ritzerfeld (1995) benutzt deshalb die Phrase vom *Raum zwischen den Ballungsräumen*. Als Indikatoren für diese bilaterale Orientierung untersuchte Schramm (1983) die Pendlerbeziehungen des Untersuchungsgebietes. „Für die im Osten gelegenen Gemeinden ist die Stadt Mönchengladbach wichtigster Zielort für die Pendlerströme. ... Ebenfalls über die Kreisgrenze hinweg zieht der Pendlerstrom der Stadt Übach-Palenberg nach Aachen, Herzogenrath und Baesweiler.“ (S. 33f.). Diese insgesamt noch erweiterbaren multifunktionalen Verbindungen der randständigen Orte zu den Oberzentren hin dominierten die Auseinandersetzungen über die Neugestaltung der Kreisgebiete. Zu berücksichtigende basale Grundsätze waren dem Gesetzentwurf (1971)²¹⁷ zu entnehmen, demnach sollten alle Kreise überprüft werden. Örtliche Bezüge und Verflechtungsräume sollten erhalten bleiben, bzw. mittels eines ausgewogenen Systems zentraler Orte ergänzt werden. Entwicklungsachsen waren nicht zu durchschneiden. Ferner sollte jeder Kreis eine Mindestzahl von Gemeinden (ca. acht) umfassen, wobei die Dominanz eines singulären Ortes zu vermeiden war. Für einen neu zu bildenden Kreis war eine Bevölke-

²¹⁷ Vgl. Entwurf des Gesetzes zur Neugliederung der Gemeinden und Kreise für den Raum Aachen, Landtagsdrucksache, 7/830 vom 15.06.1971, S. 347 ff.

rungrgröße von mindestens 150.000 - idealer sogar 200.000 Personen - anzustreben, um Verwaltungsaufgaben effektiv wahrnehmen zu können. Zentrale Einrichtungen der Kreisverwaltung mußten für die Bürger zeitnah erreichbar sein. Eine geringere Relevanz wurde dagegen naturräumlichen Gliederungen und gewachsenen sozialräumlichen Bindungen zuerkannt.

Mit der Umsetzung dieser Grundsätze für die Kreise Geilenkirchen-Heinsberg und Erkelenz beschäftigten sich in der Folgezeit mehrere Gutachten, die jeweils zu partiell differenten Schwerpunktsetzungen gelangten. Übereinstimmend wurde den beiden bestehenden Kreisen die Existenzberechtigung abgesprochen. Für den Kreis Erkelenz ergaben sich gravierende Mängel, die einen Fortbestand behinderten:²¹⁸ Mit 95.000 Einwohnern war die Mindestbewohneranzahl nicht gegeben. Ferner verblieben nach der Gemeindereform im Kreisgebiet nur noch vier eigenständige Orte (Stadt Erkelenz, Stadt Hückelhoven, Wegberg und Niederkrüchten), womit ebenfalls eine Mindestanforderung unterschritten wurde. Zwar erfüllte der Kreis Geilenkirchen-Heinsberg mit acht Kommunen (Stadt Geilenkirchen, Stadt Heinsberg, Stadt Übach-Palenberg, Stadt Baesweiler, Gangelt, Waldfeucht und die Gemeinde Selfkant) diese Bedingung, war aber mit 140.000 Einwohnern nicht entwicklungsfähig.

Als besonders problematisch wurde der Kreisgrenzenverlauf durch das Verflechtungsgebiet 'Rurtal' (Heinsberg, Hückelhoven) eingestuft. Eine Tatsache, die den Grundsätzen der Neugliederung wesentlich widersprach, denn durch unterschiedliche Verwaltungszuständigkeiten wäre ein gravierendes Entwicklungshemmnis entstanden.²¹⁹ Besonders heftige Diskussionen ergaben sich

²¹⁸ Vgl. NW Gutachten B 1968, S.165 ff.

²¹⁹ Geschaffen wurde deshalb ein Planungsverband Heinsberg-Hückelhoven, der ein Gegengewicht zu den Städten Aachen und Mönchengladbach herstellen sollte, um eigene Entwicklungspotentiale erschließen zu können. Erst im Juni 1998 traf der Kreisausschuß die Entscheidung, diesen Verband aufzulösen. Wie die AZ vom 10.06.1998 berichtet, sei man zu der Erkenntnis gelangt, daß „die Gründe, die bei der kommunalen Neugliederung Anfang der siebziger Jahre zur Bildung des Zwangsverbandes geführt hätten, weggefallen seien. Die Befürchtung eines 'Leerlaufens' des Raumes zwischen den Oberzentren Mönchengladbach und Aachen habe sich nicht bestätigt. Vielmehr sei die Fortentwicklung von Heinsberg und Hückelhoven von beiden eigenständig vorangetrieben worden. Im Landesentwicklungsplan seien dementsprechend beide Kommunen auch als eigenständige Mittelzentren dargestellt.“ Trotzdem zeigt die lange Zeitspanne von ca. 25 Jahren des Bestandhabens des Verbandes m.E., daß entsprechende Befürchtungen bestanden haben und sicherlich auch noch bestehen.

über die zukünftige Zuordnung der nördlichen (Niederkrüchten, Wegberg) und südlichen (Baesweiler, Übach-Palenberg) randständigen Orte. Bei diesen war jeweils eine deutliche Außenorientierung signifikant.

Letztlich wurde eine Zusammenlegung der Kreisgebiete empfohlen. Entsprechend stimmten 1968 beide Kreistage in ihren Stellungnahmen der Grundkonzeption des Gutachtens B zu. Allerdings, so die damalige Vorstellung der Kreistagsabgeordneten, sollten die Kreise bei der Neugliederung geschlossen und ungeteilt fusionieren. Ohne eine angemessene Diskussion der einzelnen Gutachten und Stellungnahmen (Gutachten B der Sachverständigenkommission der Landesregierung 1968, Stern-Püttner-Gutachten 1969, Vorschläge zur Neugliederung der Kreise der Stadt Mönchengladbach 1970, Vorschläge des Innenministers NW 1971, Neugliederungsvorschläge des Landtagsabgeordneten Dr. Antwerpes 1971 u.a.) leisten zu können und zu wollen, erscheint es dennoch von Relevanz, einige Argumentationslinien nachzuzeichnen, die nicht zuletzt als Ausformungen damaliger Sicht- und Denkweisen zu werten sind. So konzentrierten sich die Vorschläge zur Neuordnung der Kreise auf den Aspekt der Entwicklungsmöglichkeiten des Raumes. Geleitet vom Grundgedanken der Notwendigkeit, die wirtschaftliche Rückständigkeit des ländlichen Raumes zu kompensieren, sollte die *Ressource mit Defiziten* (Gängler 1990) ihren Nachholbedarf decken. Dieser Ansatz wurde monofunktional industrialisierungstheoretisch grundgelegt - Strukturwandel bezog sich überwiegend auf wirtschaftliche Gesichtspunkte. Entwicklungsachsen und -orte sollten, gemäß dieser regionalökonomischen Planungsdirektive, weiter gefördert werden mit der möglichen negativen Begleiterscheinung, bestehende Disparitäten im Untersuchungsgebiet zu verstärken. Im Gutachten B (1968) wurde beispielsweise konstatiert: „Die Wirtschaftsstruktur des neuen Kreises ist ... vielseitig, da dem Steinkohleabbau in Hückelhoven und der Textil- und Chemieindustrie in Heinsberg-Oberbruch der Süden und Westen des Kreises mit vorherrschender Bedeutung der Landwirtschaft gegenübersteht.“ (Schramm 1983, S. 57) Und weiter heißt es dort: „Als wichtigste Entwicklungsziele nennt das Gutachten den Ausbau des Straßen- und Verkehrsnetzes, die Verbesserung der Agrar-

struktur, den Ausbau zentraler Orte, die Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und weitere Industrieansiedlung.“ Noch deutlicher fiel die Beurteilung des Innenministers NW (1971) aus: „Der vorgeschlagene Kreis Heinsberg verfügt auch über ein ausgewogenes System von Entwicklungsschwerpunkten und Entwicklungsachsen. Sein Gebietszuschnitt ermöglicht nicht nur eine gute schwerpunktmäßige Ausnutzung der Entwicklungsmöglichkeiten, die von den verschiedenen Achsen ausgehen, sondern bietet auch alle Voraussetzungen für die Aufstellung, Weiterführung und Verwirklichung eines Kreisentwicklungsplans.“ (Vorschlag des Innenministers NW 1971, S. 279) Neben dem Ziel, die Binnenstruktur des Raumes durch die Neugliederung zu verbessern, hofften Regionalpolitiker gleichzeitig mittels einer konsequent innerregionalen Entwicklungsplanung und einer gewerbeorientierten Strukturpolitik (vgl. Kreis Heinsberg, 1975), eine Minimierung der Verflechtungen mit den angrenzenden Ballungsräumen zu erreichen. Ritzerfeld (1995, S. 19) kommt jedoch in seiner Untersuchung zu dem Schluß: „Die Hoffnungen auf eine Lockerung der innerregionalen Verflechtungen durch eine Stärkung der regionalen Wirtschaftsstruktur erfüllten sich allerdings auch nach der Zusammenlegung beider Kreise nicht. Die Pendelintensität der Bevölkerung des Heinsberger Raumes in die benachbarten Agglomerationen, ein wesentliches Indiz für das Ausmaß interregionaler Verflechtung, verblieb weiterhin auf hohem Niveau.“

Ein weiterer Aspekt einer näheren Betrachtung bezieht sich auf die Tatsache, daß in nur einem Gutachten die Freiwilligkeit des Zusammenschlusses der Landkreise besondere Beachtung fand. Im Stern-Püttner-Gutachten (1969, S. 133) hieß es, unter Betonung der Reformmethode: „Freiwilligen Zusammenschlüssen gebührt, wenn sie sich in das Gesamtkonzept einfügen lassen, der Vorrang.“ Diese Freiwilligkeit war durch Beschlüsse der beiden Kreistage manifestiert worden. Thematisiert wurde damit das Demokratieverständnis der Entscheidungsträger im Neugliederungsverfahren. Zwar gab es ‘monatelange Debatten, Bereisungen und Anhörungen’ (Pietsch 1972) der Mitglieder der Neugliederungskommission in der Region, doch letztlich bestimmten Objektivierungen der vorgefundenen regionalen Struktur den Planungsverlauf. Richt-

linien und Sachzwängen wurden ergo die Argumente der Regionalpolitiker untergeordnet. Entscheidungsfindungsprozesse verliefen elitär, waren für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerungen beider Kreise nicht nachvollziehbar. Pietsch (1972, S. 25) leitet seinen Aufsatz ein mit genau diesen subjektiv als diffus erlebten Eindrücken während der Bildung des neuen Kreises: „Heute wissen wir wie der neue Kreis aussieht, die Kreisstadt heißt. Doch es ist noch gar nicht lange her, da waren die inzwischen beantworteten Fragen von einem dichten Nebelschleier eingehüllt. Selbst bis kurz vor ‘Toresschluß’ ... war das Wort ‘Ungewißheit’ die gebräuchlichste Vokabel bei den Debatten über die kommunale Neugliederung im hiesigen Raum.“ Das Demokratiegebot des Grundgesetzes (Artikel 5) stieß offenbar - einmal mehr - auf das eigenmächtige Informationsmonopol des exekutiven Verwaltungsapparats. Planungsvorgänge sind an Gesetze und richtunggebende Vorentscheidungen gebunden. Naturgemäß schränken diese Partizipationsmöglichkeiten der betroffenen Bevölkerung ein. Aber Partizipation ist grundlegend für demokratische Prozesse. Meinungsbildung setzt deshalb voraus, über wirklich relevante Informationen verfügen zu können. Angemessen wäre es deshalb in der damaligen Planungsphase gewesen, den verbliebenen Ermessensspielraum publik zu machen, darzulegen welcher Teil der Entscheidungen schon vorentschieden war und welcher ‘Restraum’ zur Debatte stand. Derart verstandene „Demokratisierung hätte sich, und darin liegt ihr selbstreflexiver Charakter, an der Balancierung von Teilhabe- und Kompetenzansprüchen zu orientieren und die Frage, wer in welcher Weise an der Bearbeitung und Entscheidung welcher Themen zu beteiligen wäre auch auf unvermeidliche Kompetenzanforderungen und die Verbesserung der Meinungserwerbs- und -artikulationschancen hin auszulegen.“²²⁰ (Schmals-Bruns 1994, S. 170)

Die Problematik der Verschleierung von Bedingungsbeziehungen bei Entscheidungsfindungen griff Prodosh Aich (1977, S. 169) nahezu zeitgleich auf, wenn er in seiner Veröffentlichung fragt: „Wie demokratisch ist Kommunalpolitik?“ Obwohl er sich explizit in seiner Untersuchung auf die kommunale

²²⁰ Vgl. auch March/Olsen (1989).

Ebene bezieht, gelangt er doch zu verallgemeinerbaren Schlußfolgerungen. Politische Entscheidungsträger neigen dazu, die Vorgaben der Behörden politisch zu legitimieren, ohne die Vorschläge einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Artikuliert wird ein Phänomen, „das man als *Wahrnehmungsschwäche* staatlicher Politik beschreiben kann - hierbei geht es um einen durch den bürokratisch-administrativen Routinemodus staatlicher Politik verursachten Sensibilitätsverlust gegenüber neuen Themen und Problemen, deren Bearbeitung und Lösung Strategien erfordert, die zum konkurrenzdemokratischen Schematismus einer klientelistischen Interessenpolitik querliegen.“²²¹ ... Zum (anderen) zwingt die ‘Vertaktung’ der Politik über relativ kurze Legislaturperioden und die schnelle Aufeinanderfolge von Wahlen auf den unterschiedlichen Ebenen die politische Bearbeitung von Themen in Zeithorizonte, die der Langfristigkeit und Schwierigkeit der Probleme nicht angemessen sind. ... Schließlich führen diese Strukturvorgaben auch zu einer spezifischen *Ressourcenschwäche*, weil Sachwissen und Sachverständnis wie reflexive Fähigkeiten gerade nicht zu den prämierten Kompetenzen eines auf Machterhalt spezialisierten politischen Akteurs gehören.“ (Schmals-Bruns 1994, S. 170) Auch Aich (1977) verweist auf alternative Verfahrensweisen, indem er eine positive Korrelation zwischen der Qualität der tatsächlichen Bürgerbeteiligung und der Akzeptanz der getroffenen Entscheidungen hervorhebt.

Übertragen auf die Heinsberger Situation bleibt festzustellen, daß die Berücksichtigung der Resolutionen der Kreistage Geilenkirchen-Heinsberg und Erkelenz zu den verschiedenen Gutachten (Kreis Erkelenz: 24.6.1968; 24.3.1871 und Geilenkirchen-Heinsberg: 19.6.1968; 5.4.1971) bei der Entscheidungsfindung als gering eingeschätzt werden müssen. Damit offenbarte sich im Entscheidungsfindungsprozeß eine Kontroverse zwischen internen (betroffenen) und externen (entscheidungsbefugten) Sichtweisen.

Die Zusammenlegung der beiden ländlichen Kreise zu einem Großlandkreis ergab die Vereinigung folgender Städte und Gemeinden:²²²

²²¹ Vgl. auch Peters (1993).

²²² Vgl. Schmitz (1973); Stichtag 1.08. 1972.

Orte	Einwohnerzahl
Heinsberg	36.617
Hückelhoven	34.334
Erkelenz	34.305
Wegberg	23.752
Übach-Palenberg	22.645
Geilenkirchen	19.915
Wassenberg	12.724
Niederkrüchten	10.004
Gangelt	9.331
Selfkant	8.080
Waldfeucht	6.798

Am 2.12.1971 wurde der Vorschlag des Innenministers NW vom Landtag in dritter Lesung verabschiedet und am 1.1.1972 in Kraft gesetzt. Die bis zum 31.12.1971 in den beiden bisherigen Kreisen vorhandenen Ämter, vom Ursprung her Bürgermeistereien genannt, sind mit der Neugliederung aufgelöst worden. Der neue Kreis Heinsberg umfaßte zu Beginn ein Gebiet von 692,71 km² und zählte 218.505 Einwohner.

Die Gemeinden Baesweiler, Oidtweiler, Setterich und Puffendorf ordneten sich dem Kreis Aachen zu. Niederkrüchten wurde ab 1975 dem Kreis Viersen zugerechnet.

3.2.1.1.2.3. Das Kreissitzgerangel

Die bislang unterstellte Einheit der Regionalpolitik im Neugliederungsverfahren erfuhr einen deutlichen Bruch bei der Bestimmung des neuen Kreissitzes. „Neben den bisherigen Kreisstädten Geilenkirchen und Erkelenz hatten sich noch die zwei Städte Hückelhoven und Heinsberg um den Sitz der Kreisverwaltung beworben.“ (Schramm 1983, S. 73) Laut den gesetzlichen Ausführungen (Gesetzentwurf 1971, S. 354 ff.) sollten für die Entscheidung über den Standort der Kreisverwaltung planerische, organisatorische, wirtschaftliche und strukturpolitische Faktoren ausschlaggebend sein. Anhand dieser Kriterien mußte der Landtag NW letztlich eine Entscheidung herbeiführen. Diesmal kam

keine freiwillige Verständigung unter den Kontrahenten zustande. Zunächst meldeten die beiden bisherigen Kreisstädte ihre Ansprüche an. Beide verfügten bereits über entsprechende Verwaltungsgebäude, hoben wirtschaftliche Aspekte in den Vordergrund und konnten zudem darauf verweisen, seit über 150 Jahren Kreissitz zu sein. Dennoch fiel die Wahl schließlich auf Heinsberg. Für diese Entscheidung war einmal der Status Heinsbergs als Entwicklungsort erster Ordnung und zum anderen der hohe Zentralitätsgrad ausschlaggebend. „Die Bedeutung der Stadt Heinsberg als kultureller, schulischer und wirtschaftlicher Mittelpunkt des neuen Kreises, der sich zugleich mit dem geographischen Mittelpunkt sowie dem Bevölkerungs- und Arbeitsstättenschwerpunkt deckt, hat schließlich der Landtag auch ... anerkannt.“ (Schramm 1983, S. 81)

Nach dem ersten Bekanntwerden, daß Heinsberg als Kreisstadt vorgeschlagen werden sollte - während der Landtagsausschußsitzung am 25.1.1971 - kam es zu heftigen Reaktionen in der Kreisbevölkerung. „Diese Vorentscheidung rief Politiker aller Couleur auf den Plan. Und selbst die Vertreter der Wirtschaft im hiesigen Raum protestierten gegen diesen Beschluß, da er hohe Investitionen nach sich ziehen wird. Aber alle Proteste nutzten nichts.“ (Pietsch 1972, S. 27)

Und auch der amtierende Landrat Karl Gruber erinnert sich retrospektiv an die damaligen Turbulenzen: „Die Bildung des Kreises Heinsberg liegt inzwischen 23 Jahre zurück. Das zunächst heftig umstrittene Kind der kommunalen Neugliederung ist längst erwachsen und allseits anerkannt. Die Probleme der Anfangsjahre sind vergessen, dafür haben wir jetzt aber andere.“ (Super Mittwoch, 14.06.1995) Beide Quellen beschreiben exemplarisch den damalig krisenhaft verlaufenen Konstitutionsprozeß. Die Voraussetzungen waren in der Kreisgründungsphase ungünstig für die Bevölkerung zu nennen, sich mit dem neu geschaffenen Verwaltungsbezirk zu identifizieren - so könnte ein plausibler Erklärungsansatz lauten. Ergänzt werden muß diese Interpretation durch die Einbeziehung von Partikulationsbestrebungen diverser Städte und Gemeinden, um nachvollziehen zu können, daß viele sich mit dem übergestülpten Gebietskonstrukt damals nur schwer anfreunden konnten.

3.2.1.1.2.4. Resümee

Schramm gelangt ca. 10 Jahre nach der Kreisbildung zu einer anderen Einschätzung: „Das dichte Netz von Vereinigungen, Vereinen und Verbänden, die als Grenze ihrer Unterorganisationen oder Einflußbereiche die Grenze des Kreises gewählt haben, beweist, wie sehr der Kreis Heinsberg in das Bewußtsein der Bevölkerung gedrungen ist, so daß er heute mehr ist als nur ein kommunaler Verwaltungsbereich. Er ist für große Teile der Bevölkerung zum ‘Lebensraum’ geworden.“ (Schramm 1983, S. 110) Eine Meinung, die im Verlauf dieser Ausarbeitung zu verifizieren sein wird. Insbesondere ist das Augenmerk darauf zu richten, ob die Region in ihrer funktionalen, sozio-ökonomischen, räumlichen und kulturellen Differenzierung als zusammengehöriges Gemeinwesen lesbar und lebbar geworden ist (Sieverts 1998) oder ist lediglich ein *Raum ohne Eigenschaften* geschaffen worden? Denn die vollzogene administrative Integration des Raumes ist auf dem Hintergrund der Modernisierung des Ländlichen - im Sinne der Einbindung des ländlichen Raumes in fordistische Regulationsprinzipien (Fuchs 1996) - einzuordnen. Die Leitbildvorstellungen der Moderne, übertragen durch ‘innere Landnahme’ (Lutz 1984) etablierten sich von den Städten auf das Land - als Form räumlicher Vergesellschaftung. Auf diesem Weg bildete die administrative Modernisierung eine wichtige Voraussetzung, um insbesondere traditionelle Widerstände und geschichtliche und kulturelle Charakteristiken eines Raumes zu brechen.

3.2.1.2. Gewordenes und Gewordensein

Die bisherigen Einblicke in das Untersuchungsgebiet bleiben weitgehend in der Perspektive des Behälter-Raumes verhaftet. „Das Behälter-Raum-Konzept impliziert ... eine Entkopplung des ‘Raumes’ von dem Funktions- und Entwicklungszusammenhang seines gesellschaftlichen ‘Inhalts’ und führt damit zu einer Externalisierung des ‘Raumproblems’ aus dem gesellschaftswissenschaftli-

chen Zusammenhang.“ (Läpple 1993, S. 42) Um diesem Effekt zu begegnen, rät Läpple zur umfassenden Analyse historisch gewachsener Raumstrukturen. „Der vielschichtige Prozeß der zyklischen und diskontinuierlichen Destrukturierung und Restrukturierung von gesellschaftlichen Räumen läßt sich in seiner jeweiligen Besonderheit nur erfassen, wenn in einem entsprechend vielschichtigen Forschungsansatz seine historische Bestimmtheit, seine soziale und ökonomische Entwicklungsdynamik und Widerspruchskonstellation, seine politischen und kulturellen Vermittlungsformen und seine ökologische Einbindung rekonstruiert werden.“ (S. 49) Auch Ipsen (1997) fordert den Entwurf historischer Raumbilder, als Spiegel gewordener Bedingungen regionaler Entwicklung ein, wenn er ausführt: „Die vorfindbaren Strukturen eines Raumes sind ... das Ergebnis der Resultate aller zeitwirksamen Kräfte. ... Ausdrucksformen vergangener Zeitformen spiegeln sich dabei als persistente Strukturen wieder, oder sie werden überformt und vernichtet. Diese Sichtweise läßt es auch zu, daß man Bestandteile konkurrierender, letztendlich aber unterlegener Vorstellungen in der realen Raumform wiederfindet. Die Raumanalyse wird so zu einer Hermeneutik: Zur Kunst, den Raum in seinen jeweiligen Übergangsformen zu lesen. Das Konzept des Raumbildes erleichtert den Zugang des Lesens, da es zwischen der theoretisch abstrakten Ebene der Werte und Entwicklungskonzepte und der Ebene der Erscheinungsformen des Raumes angesiedelt ist.“ (S. 100) An anderer Stelle reklamiert er: „Ich vertrete die These, daß Blockierungen von Entwicklungen oder Öffnung und Aufbruch in einem Zusammenhang mit tiefliegenden Bindungen an historisch geprägte Entwicklungskonzepte stehen, die sich auf Orte und Regionen beziehen.“ (S. 31)

Annäherungen an den gegebenen Raum erscheinen deshalb aus historischer Perspektive sinnvoll. Nach Peter Laslett (1991, S. 332) hat historisches Wissen immer zwei Komponenten: „ein Wissen um die Gegenwart und ein Wissen um die Vergangenheit“ und reicht als Projektion in die Zukunft hinein, könnte man hinzufügen. Denn „jede unserer Handlungen hat ihr Ziel in einer nicht wirklichen Zukunft und ihre Wurzel in der Vergangenheit. ... Der Realität gehört sie nur als Bestandteil unserer Erfahrung an - der eigenen oder der, die wir aus un-

serem vermittelten historischen Wissen ableiten. Die Erfahrung - unser Wissen um Vergangenes - hat die Richtung unseres Handelns bestimmt. Jenes Wissen um unser kulturelles Erbe ist damit ein Schlüssel zu unserem Verhalten. Wer Zugang zu ihm hat, hat Einfluß auf unser Handeln. Durch das Verlöschen einer Kultur, das Absterben des Wissens um früheres Geschehen, ohne 'Geschichte', wird der Mensch leitbar, er verliert seine Individualität.“ (Zitscher 1981, S. 49)²²³ Eine Vermittlungsfigur, ein verbindendes Element für die Ausbildung von regionaler Identität mag deshalb im Bewußtsein einer gemeinsamen Geschichte gegeben sein. Möckl unterstreicht diesen Aspekt von Regionalität: „Die historische Region kennzeichnet im Vergleich zum Raum, dessen Grenzen vielfach willkürlich sind, Zusammengehörigkeit und Homogenität.“ (1979, S. 18) Diese Bezugnahme hat einen binären Charakter. Erstens signalisieren kulturelle Varietäten kollektive Konkordanz. Regionale Identität kann in diesem Sinne als Facette des Heimatbegriffs interpretiert werden. Zum anderen ist eine Abgrenzung intendiert. Außerhalb der Region findet sich das andere - das nicht Dazugehörige.

In einem ersten Schritt ist folglich das historische Feld der Betrachtung zu definieren. „Es geht darum, daß, aus der Fülle der Details, aus den quantitativ oft überwältigenden 'sinnlichen' Vorkommnissen und Ereignissen, Folgerungen und Reflexionen 'entbunden', die Anschauung von Geschichte in ein Nachdenken über sie und in ein vorausschauendes Bedenken der Zukunft verwandelt wird. Der 'Steinbruch' der Geschichte, das heißt die schier unerschöpfliche Ereignisfülle, wie sie Vergangenheit jeweils darstellt, sollte Bausteine für die 'Errichtung' kollektiver Identität abgeben: Wer sich seiner selbst und des Volkes, dem er angehört, 'sicher' sein will ... kann geschichtliche Besinnung nicht aus-

²²³ „Auch wenn die Geschichte zu zwei Dritteln aus Einbildung besteht, so besitzt sie doch die Patina von etwas Wirklichem, etwas Feststehendem und Gewichtigem - so, wie Dinge, die in der Vergangenheit geschehen sind, ganz von allein den Anschein großer Bedeutung annehmen. Geschichte verleiht Schwere, knotet ein Ereignis an das andere, bürgt für Verbindung, Erklärbarkeit, Vernünftigkeit. Das Geflecht der Geschichte bildet den Kern eines jeden Gegenstandes. Es erzählt ihn, und in gewisser Weise formt es das Gerüst für seine Identität: Man fahre mit der Hand über das bucklige Rückgrat der Zeit, und man wird das Wesen des Gegenstands ertasten.“ (Cohen 1997, S. 96f.) „Geschichte streicht Geschichte durch. Fakten ersetzen Fiktion, und indem sie das tun, stellen sie ihre eigene Gewißheit in Frage.“ (Cohen 1997, S. 123)

sparen. Dies bedeutet, um zwei Leitbegriffe historischen Bewußtseins aufzugreifen: Trauerarbeit und Stolzarbeit.“ (Glaser 1994, S. 251)²²⁴

Unter gegebenem Blickwinkel soll die histographische Entwicklung der Zivilisations- und Kulturgeschichte in der Region nachgezeichnet werden. Skizzenhaft und chronologisch nicht akribisch geordnet wird eine Querschnittsdarstellung gewählt, die sich am „Nicht-Ereignishaften“ (Veyne 1990, S. 25) orientiert. Präziser ausgedrückt wird auf die Mehrheit der Bevölkerung abgehoben: „Man denke an die ausgeprägte Körperlichkeit der Arbeit bei kleinen Handwerkern und Bauern, bei Tagelöhnern und Wäscherinnen, bei Gesinde und Dienstboten; oder an die nichtliteraten, mündlichen Formen der Überlieferung und der Wissensvermittlung, an die Zeichen- und Symbolhaftigkeit der Alltags- und Gruppenkulturen, an gemeinsame Werthorizonte der Ehre und der Sozialmoral oder an magisch-religiöse Vorstellungen. Und man denke vor allem auch an das Prinzip der sozialen Selbstreproduktion, also des Hineingeborenwerdens in die Unterschichten und des Sich-Verheiratens in Milieu.“ (van Dülmen, 1992, S. 244) Wenn also nicht explizit auf die Herrschaftsgefüge der Dynastien und Potentaten, bzw. auf das Entstehen demokratischer Gesellschaftsformen, sowie auf historische, ökonomische und soziale Makrostrukturen eingegangen wird, dann nicht um die Bedeutung dieser „objektivistischen oder elitär herrschaftlichen Weltordnung“ (van Dülmen, 1984, S. 8) zu negieren. Vielmehr genügt es m. E. zu konstatieren, daß „Vorstellungen, Erfahrungen und Handlungen“ (S. 10) der ‘einfachen’ Landbevölkerung nicht „außerhalb objektiver Prozesse und struktureller Vorgegebenheiten“ zu denken sind, „sondern als ihre spezifische Aneignung und Verarbeitung durch die betroffenen Gruppen thematisiert werden“ (S. 10) müssen. „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind“ (Niethammer 1985, S. 7) lautet demgemäß die Programmatik einer demokratischen Geschichtsauffas-

²²⁴ Paul Veyne (1990, S. 38) postuliert dabei die Selektivität jedweder historischer Betrachtungsweisen: „Der Untersuchungsgegenstand ist niemals die Totalität aller zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort beobachtbaren Phänomene, sondern besteht immer nur in bestimmten, ausgewählten Aspekten,“ eine allgemein gültige Einschränkung, die also auch für diesen geschichtlichen Exkurs relevant ist: Die Auswahl eines „geschichtlichen Gegenstandes ist frei und prinzipiell gelten alle Gegenstände gleich viel.“ (S. 39)

sung. Zum anderen gebietet die Notwendigkeit der Konzeptualisierung des Gewesenen die Wahl forcierter zeitlicher Rhythmen, während das vorgefundene Dokumentenmaterial die zweite Klammer setzt.²²⁵ Als mitunter schwierig erweist sich für die Darstellung der Themen die aus Platzgründen erforderliche komprimierte Form. So findet sich im vorliegenden Essay weniger das Definitive und Abgeschlossene, als vielmehr ein Suchen, ein Versuch, eine Hypothese: „In keinem Fall wird das Ergebnis, mit dem es Historiker zu tun haben, unmittelbar und ganz erfaßt, sondern nur unvollständig und indirekt: über Dokumente und Zeugnisse, sagen wir über *tekmeria*, Spuren.“ (Veyne 1990, S. 14) Die Analyse dieser vielgestaltigen Spuren ergänzt sich mit dem, was Maurice Halbwachs (1985)²²⁶ in einem psychologisch orientierten Ansatz des Sich-Erinnerns mit dem Begriff des *kollektiven Gedächtnisses* umschrieben hat. Hier nach ist der materiell-räumlichen Struktur des Raumes der Charakter 'kristallisierter' Geschichte eigen, d.h. Gebäude, Straßen, Orte, Infrastruktureinrichtungen als Zeugen verschiedener Epochen repräsentieren spezifische Qualitäten einer Kulturlandschaft. Das Vorzeitige und Gegenwärtige umgibt den Menschen „wie eine stumme und unbewegliche Gesellschaft.“ (S. 128) Seither ge-

²²⁵ Diese objektiven Erkenntnisstrahlen bergen, laut Niethammer (1985, S. 7f.) die Gefahr in sich, „diejenigen, die von frühen gesellschaftlichen Machtverhältnissen als Objekte definiert wurden, in ihrem Objektstatus zu belassen, anstatt ihre Subjektivität zu rekonstruieren. In einem tieferen und in die Zukunft weisenden Sinn würde dadurch die Geschichte der Herrschenden verlängert.“

²²⁶ Burckhardt (1994, S. 228) plädiert in seinen „Metamorphosen von Raum und Zeit“ für eine besondere Bedeutung der *Historizität des Raums*: „Ist dieser Grund (der Raum) in der *mathesis* zu einer eigentlich raum- und zeitlosen Weiße ausgeleert, zum bloßen Koordinatensystem, über dem das Denken wie ein absoluter Souverän hatte thronen können, so tritt nun die geschichtliche Beschaffenheit des Raumes hervor; wird sichtbar, daß sich hier mehrere Zeitschichten übereinander gelagert haben; ja mehr noch, daß diese Zeitschichten, wie die Jahresringe eines Baumes, einen Entwicklungsprozeß beschreiben. Damit aber dehnt sich das Land der möglichen Erfahrungen nicht nur im Jetzt aus, sondern wächst ihm auch eine zeitliche Dimension zu. Um den Grund, auf dem man steht, zu erfassen, langt es folglich nicht mehr, ihn lediglich in seiner Momenthaftigkeit zu kartographieren, sondern es gilt, ihn zu stratifizieren, die Ablagerungen, Sedimente, die Versandungen, aber auch die Trümmer der Vorgeschichte in Augenschein zu nehmen. Genau hier, im geschichtlichen Verfahren (das sich an der Vertikale der Zeit, am Übereinandergeschichteten des Grundes entlangdenkt) liegt das wesentlich Neue: wird der vom Absolutismus der reinen Vernunft zum Absoluten Raum und zur Absoluten Zeit versiegelte Grund aufgebrochen. Damit tritt hervor, was die sich in die Ewigkeit hinausprojizierende Vernunft hatte tabuisieren wollen: ihr eigenes Gewordensein. Das Instrumentarium, mit dem man von nun an dem Denken beikommt, nimmt nicht mehr bloß die jeweilige Ordnung der Dinge in Augenschein, sondern es stratifiziert, vergleicht die Ordnungen miteinander. Es ist ein archäologischer, präziser noch: ein genealogischer Blick - geht es doch darum, das eigene Selbstverständnis zu ergründen.“

hen vornehmlich Historiker davon aus, daß es ein langsam gewachsenes, oft unbewußtes 'Erbe der Vormoderne' (Münch 1992) gibt, mithin „ein Weiterwirken vergangener Lebensformen in den Gewohnheiten, Mentalitätsfiguren und Erfahrungsprofilen der Gegenwart.“ (Selle 1996, S. 206) Über den Mechanismus ist wenig bekannt. Zwei Hypothesen lassen sich indes als bedeutend herausstellen: 1.) Räume, bzw. die soziale Struktur des Konstruktes *Raum* unterstützt Erinnerungsvorgänge und 2.) individuelle Erinnerung verbindet sich im Rekonstruktionsprozeß mit dem kollektiven Gedächtnis. „So gibt es kein kollektives Gedächtnis, das sich nicht innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt. Der Raum indessen ist eine Realität, die andauert. ... Dem Raum, unserem Raum, in dem wir leben, den wir oft durchmessen, zu dem wir stets Zugang haben und den unsere Einbildungskraft oder unser Denken auf jeden Fall jederzeit zu rekonstruieren fähig ist, müssen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden; auf ihn muß unser Denken sich heften, wenn eine bestimmte Kategorie von Erinnerungen wiederauftauchen soll.“ (Halbwachs 1985, S. 142) Jeder weiß aus eigener Anschauung, daß es dem individuellen Gedächtnis möglich ist, Raumsituationen, Orte und sogar Landschaften zu rekonstruieren und zu vergegenwärtigen. Dabei symbolisiert „jedes individuelle Gedächtnis ... ein Ausblickspunkt auf das kollektive Gedächtnis.“ (S. 31) Die Prämisse des Konzepts beruft sich wesentlich auf diese Reproduzierbarkeit räumlicher Elementarerfahrung. Nachgefragt, wie und auf welchem Weg ein 'Wieder-Holen' für derlei Erfahrungen überhaupt zu denken ist, mutmaßt Selle (1996, S. 207): „Was wir Gewohnheit nennen, kann Produkt des kollektiven Gedächtnisses sein, sofern dieser Inhalt nicht nur subjektiv und für kurze Dauer und nicht nur von uns allein wahrgenommen wird. ... Wahrscheinlich spielt hier weniger das bewußte Wiedererkennen, sondern eine Art 'autogene' Re-Identifikation mit Räumen, Objekten, Situationen und Ritualen eine Rolle.“ Die Unschärfen einer solchen Erinnerungsstruktur sind evident. Insofern ist das *kollektive Gedächtnis* nicht eindeutig zu definieren, gehört es doch zu seiner Natur, eher vage Konturen als präzise Formen zu offenbaren. „In der Tat können wir nur höchst grob abschätzen, welche Reaktionen die unbewußt bleibenden Einflüsse un-

überschaubarer Gebäudeansammlungen auf die Stimmungen und Verstimmungen der Menschen ausüben, die hier wohnen, hier lieben, sich fortzeugen und hier sterben.“ (Mitscherlich 1965, S. 116) Deshalb werden einige binnenperspektivische Anschauungen, z.B. philanthropische Beschreibungen (zum Teil aus Heimatkalendern entnommen) mithelfen, das Untersuchungsgebiet nahe zu bringen.²²⁷

Eine Befangenheit der jeweiligen Darstellung unter dem Blickwinkel einer *Mikro-Geschichtsperspektive* solcherart aufgearbeiteter Quellen ist in Kauf zu nehmen. Man muß sich darüber im klaren sein, daß die Interpretation geschichtlicher Quellen mit zahlreichen Implikationen verbunden ist und auch vom jeweiligen Vorverständnis des Verfassers abhängt. Reflexionen über das eigene Lebensfeld erzeugen - bewußt und unbewußt - Brüche und Unschärfen auf den Ebenen (a) *lokaldiagnostische Darlegung der Lebensraumgeschichte* im Kontext der (b) *individuellen Biographie* zu einem spezifischen Erkenntnisprozeß. Diese Subjektivität²²⁸ sei jedoch erstrebenswert, so erkannte bereits Nietzsche (1878): Der Forschende müssen es verstehen, den eigenen Erfahrungshorizont zum Werkzeug und Mittel der Erkenntnis zu gestalten.

²²⁷ Als besondere Kondition historischer Profession bezeichnet Niethammer (1985) kleine lokale *Geschichtswerkstätten*, die auf oft unorthodoxen Wegen - als engagierte Laien - die Geschichte ihres Ortes erkunden (vgl. z.B. Hansen 1997). „Man denkt sich nicht mehr so leicht in die Perspektive Gottes oder des Weltgeistes hinein; es fällt schwerer, sich in die Position der Mächtigen zu versetzen und die gesellschaftlichen Probleme von oben als Ordnungs-, Herrschafts- oder Integrationsfragen zu analysieren. Wir beginnen uns vielmehr für uns selbst und für die Herkunft der eigenen Lebensbedingungen, Verhaltensweisen, Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten zu interessieren: Wie etwa haben sich Leistungsnormen in unseren Körper eingeschrieben? Welche Arbeits- und Besitzverhältnisse haben welche Familienkonstellationen herbeigeführt? Welche Verhaltens- und Denkveränderungen hat der Übergang vom Land zur Stadt erzwungen?“ (Niethammer 1985, S. 10)

²²⁸ Vgl. ausführlich bei Erdheim (1989).

3.2.1.2.1. Vorindustrielle Gesellschaft²²⁹

3.2.1.2.1.1. Besiedelung und frühe Gesellschaftsordnung

„Auf die früheste Besiedlung des Kreises Heinsberg in nachrömischer Zeit verweisen Grabbeigaben des 6./7. Jahrhunderts, wie sie für eine Reihe von Fundplätzen archäologisch gesichert sind.“ (Gillesen 1993, S. 33) Die Dörfer lagen relativ weit verstreut zwischen großen Waldflächen. Raum galt als Grundeinheit des Lebens. Aus diesem Merkmal der Flächenabhängigkeit und Dezentralität folgte die den Agrargesellschaften innewohnende Tendenz, einen stationären Zustand zu wahren. In diesem Bestreben gerieten die Menschen in eine starke Abhängigkeit²³⁰ von ihrer Umwelt. „Die konkreten, ortsspezifischen Umweltbedingungen stellten den Bauern Probleme, die sie immer wieder aufs neue lösen mußten, ohne daß der Lösungsweg vollständig von den Umweltbedingungen determiniert wurde. Es existierten vielmehr weite Räume für das freie Spiel der kulturellen Musterbildung.“ (Sieferle 1997, S. 121)

Die Gesellschaft bildete bald eine hierarchische Struktur aus. Angehörige des Adels fungierten als Grundherren. Je größer eine Gesellschaft wird, desto stärker wird die Tendenz zur Delegation und zur Hierarchiebildung. Die politischen Verhältnisse waren durch territoriale Aufspaltungen geprägt.²³¹ Die über-

²²⁹ Die folgenden Daten und Interpretationen des ersten Teils stammen überwiegend von Leo Gillesen (1992, 1988, 1986, 1993), der als historisch denkender Heimatforscher eine Auswertung lokaler geschichtlicher Quellen vorgenommen hat.

²³⁰ „Ausdruck dieses zentralen Motivs der Agrargesellschaft war das Nachhaltigkeitsprinzip: Es war der Inbegriff des wohlgeordneten, störungsfreien und dauerhaften Gleichgewichts zwischen einer gegebenen Ressourcenmenge und ihrer stabilen Nutzung.“ (Sieferle 1997, S. 97)

²³¹ „Im 12./13. Jahrhundert waren die Grafen von Geldern von Norden her in den Bereich des heutigen Kreises Heinsberg vorgedrungen. Sie wurden um Wegberg sowie um Erkelenz Landesherren. Dieser Gebietsteil gehörte später (nach 1300) zum sogenannten geldrischen Oberquartier, dessen Zentrum Roermond war. Die limburgische Sekundogenitur Wassenberg kam nach der Schlacht von Worringen (1288) an Brabant, wurde im 14./15. Jahrhundert mehrfach verpfändet und gelangte 1494 an Jülich. Ein ähnliches Schicksal war den kleinen Herrschaften Gangelt, Millen und Waldfeucht beschieden; sie kamen 1420 - zunächst als brabantisches Lehen - an die Herrschaft Heinsberg und mit dieser schließlich ebenfalls an das Herzogtum Jülich-Berg. Bereits 1392 war die Herrschaft Randerath durch Kauf Jülicher Besitz geworden. Um 1500 gehörte der größte Teil des heutigen Kreisgebietes zum Jülicher Territorium. Ausgeschlossen waren der geldrische Teil Erkelenz-Wegberg sowie im Süden als Besitz der Reichsabtei Thorn der Bereich Übach.“ (Gillesen 1993, S. 34f.)

wiegende Mehrheit der Landbevölkerung bestand aus unfreien Bauern und Gesinde. „Die Dörfer des Mittelalters sind als landwirtschaftliche Siedlungen entstanden und spiegeln durch ihre Struktur in gewisser Weise auch ihre von der Grundherrschaft bestimmte Funktion wieder. Zweck der mittelalterlichen Grundherrschaft war die Versorgung des adligen Herrn mit allem Notwendigen, mit Nahrungs- und Genußmitteln, Kleidung, Werkzeug, Waffen und Gerät. Grund und Boden waren die Produktionsmittel.“ (Gillessen 1992, S. 16) Umgekehrt erfüllte die herrschende Klasse offenbar ein Bedürfnis der ortsgebundenen Bauern, den Wunsch nach Schutz und Sicherheit. „Was den Hörigen kennzeichnete, war der Umstand, daß er buchstäblich an ‘seinen’ Grund und Boden gekettet war. Mit dem Status des Hörigen waren überdies eine Reihe von Verpflichtungen verknüpft, die den Kern der damaligen Wirtschaftsorganisation bildeten.“ (van der Loo/van Reijen 1997, S. 50) Insbesondere waren Tribute zu leisten. Die symbiotische Beziehung zwischen den ausgebeuteten Bauern und den ‘parasitären’ Beschützern spezifizierte sich im Laufe der Zeit, die ‘Schutzgeldzahlungen’ gerieten zu Steuern und Renten.

Die Monopolisierung der agrarischen Überschüsse erlaubte es den Herrschern, auf eine Eigenbewirtschaftung zu verzichten, erleichtert durch die Zunahme der Geldwirtschaft. „Für Geld konnten sie benötigte und verfeinerte Erzeugnisse bequemer beschaffen, nicht zuletzt solche, die sie mit Hilfe ihrer Hintersassen nicht herzustellen in der Lage waren.“ (Gillessen 1992, S. 46) Land wurde deshalb nicht selten an ortsansässige Bauern verpachtet, die dann einen Pachtzins zu entrichten hatten. Dadurch institutionalisierten sich die grundherrschaftli-

Die frühen Dynasten von Wassenberg und Heinsberg dominierten als Teile größerer Machtbalancen - die Herrschaft Wassenberg war dem Herzogtum Brabant zugehörig, während Heinsberg dem Jülicher Territorium und damit später dem weltlichen Einflußbereich der Kölner Erzbischöfe angehörte - die heutige Region. „Die territoriale Zersplitterung unseres Gebietes machte eine eigenständige Politik der Territorialherren unmöglich. Sie konnten sich nur behaupten, wenn sie sich an einen der großen Nachbarn anlehnten.“ (Corsten 1973, S. 8) Die Orte im Kreisgebiet bildeten ein Konglomerat verschiedener Einflußbereiche. Da sich die Herren von Heinsberg einer geschickteren Bündnispolitik befleißigten, entwickelte sich dort das frühe Machtzentrum. „Als erster Ort erhielt 1255 der Dynastensitz Heinsberg städtische Privilegien. Es folgten im 13./14. Jahrhundert Wassenberg, Waldfeucht, Gangelt, Erkelenz, Randerath und Geilenkirchen. Diese Siedlungen konnten sich, eingeschnürt durch Mauern, Wälle und Gräben, seither und bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts (räumlich A.F.) nicht mehr weiterentwickeln.“ (Gillessen 1993, S. 35)

chen Abhängigkeitsverhältnisse. Trotzdem erfolgte durch die Praxis der Realteilung (seit dem 15. Jahrhundert) allmählich eine Zerstückelung der landwirtschaftlichen Parzellen mit der Folge, daß das Hauptproduktionsmittel (Grundbesitz) stark an Effektivität verlor. Die ökonomische Situation wurde für die Bauern allmählich prekär. Eine ausreichende Subsistenzsicherung war in vielen Fällen nicht mehr gegeben. Die negative Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt im 17./18. Jahrhundert. Die Kleinbauern sahen sich gezwungen, einen Ausgleich anzustreben. Eine Neulandgewinnung war jedoch nicht mehr möglich, ergo versuchten sich die Betroffenen als Handwerker. Gewerbliche Existenzen entstanden. Andere weniger Erfolgreiche verdingten sich als Tagelöhner. „Nur mit minimalem Eigentum ausgestattet und gegen kleines Entgelt (Tagelohn) in fremdem Auftrag tätig, können Tagelöhner als ein vorindustrielles Proletariat angesehen werden.“ (S. 110) Die bislang relativ statische und wenig differenzierte Dorfgesellschaft erfuhr einen dynamischen Impuls. Aus der Tatsache, daß eine breite Schicht von Kleinbauern an den Rand ihrer Existenzmöglichkeit geriet und auf diese neue Situation reagieren mußte, bekam der primär ökonomische Vorgang eine soziale Komponente. Die extreme Besitzaufsplitterung, die sich in zeitlicher Hinsicht als eine fließende Entwicklung beschreiben läßt, bietet sich als Ausgangspunkt für ein Modell sozialer Schichtung an. Soziale Schicht meint die „Kennzeichnung der gesellschaftlichen Position bestimmter Gruppen der Bevölkerung innerhalb des sozio-ökonomischen Systems. (Gillessen, 1986, S. 177) Aufgeschlüsselt nach sogenannten objektiven Merkmalen (Hartfiel 1976), ergab sich eine vertikale gesellschaftliche Differenzierung: „Für die heimische Gesellschaftsstruktur des 17./18. Jh. lassen sich grob vier Schichten konstruieren. Die unterste bestand aus den Ortsarmen und Tagelöhnern. Darüber lag als breiteste soziale Schicht die der Kleinbauern und kleinen bäuerlichen Handwerker. Ihr folgte nach oben eine kleine Schicht, die aus vermögenden Bauern und Gewerbetreibenden sowie Vertretern gesellschaftlich relevanter Berufe und Ämter bestand.“ (Gillessen 1986, S. 114) Die Basis dieser einfachen gesellschaftlichen Struktur war vorrangig durch den Grundbesitz bestimmt, daneben sind Indikatoren wie

soziale Herkunft, öffentliche Funktion und Amt (bäuerliche Vasallen, Gerichtsschöffen, Geistliche), aber auch die Konfessionszugehörigkeit maßgeblich. „Eine relativ primitive materielle Kultur, niedrige Lebenserwartungen, eine naive Geisteshaltung, stark affektgebundenes Verhalten und ein ausgeprägtes Eigengruppenbewußtsein können neben einer geringen Mobilität, die durch die enge Bindung an Grund und Boden bedingt war, als typisch für diese bäuerliche Dorfgesellschaft des hohen und späten Mittelalters angesehen werden.“ (Gillesen 1992, S. 52)

Bäuerliche und handwerkliche Produktionen unterlagen mithin restriktiven Bedingungen. Neben beschränkten Distributionsmöglichkeiten, aufgrund der Ausrichtung auf den kleinräumlichen Bedarf, sind weiterhin schwierige arbeitsorganisatorische und technische Bedingungen zu erwähnen, mit der Konsequenz des Angewiesenseins auf familiäre Zusammenhänge. „In der Analyse erweist sich die Familie auf Grund ihrer Struktur in hohem Maße als Arbeits- und Produktionsgemeinschaft.“ (S. 177) Großfamilien (Eltern, Kinder, Verwandte), die vor allem bei der bäuerlichen Bevölkerung vorherrschten, erhöhten die Chance des Weiterbestehens. Indem der Grundbesitz gemeinsam bewirtschaftet wurde, konnten die Auswirkungen der Realteilung in gewissem Umfang abgeschwächt werden. Neben dem Mann waren Frau und Kinder in den Produktionsprozeß integriert. In der patriarchalischen Gesellschaftsordnung der frühen Neuzeit basierte deshalb die Stellung der Frau auf ökonomischen Faktoren und jener Rolle, die ihr im Kanonischen Recht (religiös-sittlichen Normen der Kirche) zugesprochen wurde. Dadurch eröffneten sich den Frauen wenig Chancen, ihren sozialen Status unabhängig von Herkunft, Geburt und Ehe zu verbessern. Das Individuum war den Traditionselementen untergeordnet. Aus heutiger Sicht muß es immer wieder erstaunen, „wie stark das Leben der Menschen früher von Vorgaben und Traditionen bestimmt war, ja, wie auf vielen Ebenen der Radius des Handelns schon qua Geburt vorgezeichnet war, gewissermaßen ‘in die Wiege gelegt’. Vor allem Stand und Geschlechtszugehörigkeit, aber auch Religion und Region regelten den Alltag, minutiös bis in viele Details hinein.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 125) In der bäuerlichen Bevölkerung diente

die Ehe der Stabilisierung und Vermehrung der Habe. Je nachdem wie dies gelang, artikulierte sich das Selbstbewußtsein des einzelnen (Mitscherlich 1965). Die Gattenwahl erfolgte aufgrund der bäuerlichen und halb-bäuerlichen Bevölkerungsmajorität in der Regel schichtspezifisch und regional verhaftet. Gillessen (1986, S. 171) spricht aus diesem Grunde von einer „Gattenwahl unter isolatähnlichen Bedingungen“. Zur Normalbiographie gehörte eine Familiengründung, die durch Eheschließung legitimiert wurde. „Zugespitzt formuliert: Die Ehe ist eine Art verinnerlichtes ‘Naturgesetz’, das - abgesegnet durch Gott und die Autorität der Kirche, gesichert durch die materiellen Interessen der darin Zusammengebundenen - von den Beteiligten sozusagen ‘exekutiert’ wird.“ (Beck 1995, S. 72)

Die Sozialisation bzw. Enkulturation der Kinder fand für das Gros der Bevölkerung insofern im engen lokalen Rahmen statt. Unter diesen Bedingungen gewannen ortsspezifische Traditionen eine generationsübergreifende Geltung, die sie gegenüber Einflüssen von außen weitgehend immunisierte. „Die traditionelle bäuerliche Kultur bildete einen Reigen unverwechselbarer kleiner Welten. Niemals war die Wirklichkeit der Landschaft ästhetisch so reich, so voller Besonderheit und Abwechslung wie in der Zeit agrarischer Kulturen. Allerdings war dies ein Reichtum, der sich nur im Vergleich von Ort zu Ort erschloß. Der bäuerliche Mikrokosmos als solcher war von der Enge und Borniertheit, deren Beharrlichkeit eben die Voraussetzung dafür bot, daß der schweifende Blick von außerhalb so viele Unterschiede sah.“ (Sieferle 1997, S. 121)

3.2.1.2.1.2. Randständigkeit

„Spätestens seit dem Dreißigjährigen Krieg hat die westliche Grenzlage den heutigen Kreis Heinsberg wirtschaftlich zu einem Randgebiet werden lassen.“ (Gillessen, 1992, S. 113) Von 1794 - 1815 stand das heutige Kreisgebiet unter französischer Verwaltung. In dieser Zeit wurde eine Neuordnung der Verwaltungsorganisation durchgeführt. Bewußt mißachtete die Besatzungsmacht be-

stehende Zusammengehörigkeiten. „Die neuen Bezirke und Distrikte sollten das Ergebnis rationaler Überlegungen und nicht der historischen Entwicklung sein. Aber an den alten Verwaltungsmittelpunkten konnte man in der Regel doch nicht vorübergehen. So wurden Erkelenz, Heinsberg und Geilenkirchen zu Hauptorten der neugebildeten Kantone.“ (Corsten 1973, S. 10)

Tiefgreifende Veränderungen betrafen die lokalen Gefüge durch die Neuordnung des territorialen Bereichs zwischen Maas und Rhein: Der Wiener Kongreß (1815/1816) teilte das Rheinland und damit auch das heutige Kreisgebiet Heinsberg dem Lande Preußen zu. 1816 wurden im Rahmen der Schaffung staatlicher Verwaltungsbezirke Kreise eingerichtet (Schmitz 1973). Die Folge dieser Gebietsaufteilung war, „daß der neue Grenzverlauf den preußischen Heinsberger Raum von dem nun niederländischen Herzogtum Limburg trennte.“ (Ritzerfeld 1995, S. 22) Damit wurde die gewachsene soziokulturelle und wirtschaftliche Verbundenheit der Region willkürlich durchbrochen. Die so geschaffene Randständigkeit des Untersuchungsbereiches verstärkte entwicklungsverzögernde Tendenzen.²³²

Obwohl sich ab dem 16. Jh. eine größere Gewerbevielfalt vor allem in den Städten abzeichnete, waren die ökonomischen Bedingungen, aufgrund der weiterhin bestehenden Orientierung auf eine Nahmarktversorgung, nur mangelhaft zu nennen. Bis dahin war Produktion zum überwiegenden Teil räumlich gebunden - entweder an den Grund oder an lokale Zunftbestimmungen. Handelsbeziehungen bestanden nur in marginalem Ausmaß. Auf wirtschaftlichem Gebiet blieb der Raum deshalb weiterhin agrarisch dominiert. Eine Fixierung, die unabhängig von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Verände-

²³² „Abgesehen davon, daß Erkelenz nach dem Spanischen Erbfolgekrieg 1719 an den Herzog von Jülich abgetreten wurde, kam es in der frühen Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr zu territorialen Änderungen in diesem Raum. Die einzelnen Gebietsteile waren nach dem Übergang an Jülich-Berg in die landesherrliche Verwaltungsorganisation integriert und in Ämter eingeteilt bzw. solchen zugeordnet worden. Das heutige Kreisgebiet entfiel auf die Ämter Heinsberg, Wassenberg, Randerath, Millen (-Born) und Geilenkirchen (ab ca. 1530 Amt), Kaster, Grevenbroich und Boslar. Innerhalb des Amtes Wassenberg lag die Unterherrschaft Tüschbroich. Das Amt Erkelenz im geldrischen Oberquartier umfaßte auch den Wegberger Gebietsteil, wo jedoch Kirchspiel und Bank Beeck zum Jülicher Amt Wassenberg gehörten. Diese Verwaltungsgrenzen haben auch in jüngster Zeit die kommunale Gebietsstruktur noch bis zur Neuregelung von 1969/72 nicht unwesentlich mitbestimmt.“ (Gillissen 1993, S. 35)

rungen der historischen Makrostruktur weiterhin Bestand hatte. Generell ist die Aussage zulässig, daß die Bewohner des heutigen Kreises politische Umwälzungen, Kriege, Seuchen und Mangellagen hinnehmen mußten, ohne aktiv ihr Schicksal bestimmen zu können. Gillessen (1992, S. 105) resümiert: „Der heutige Kreis Heinsberg gehörte nicht zu den Brennpunkten neuerer Entwicklungen, und so haben ihn manche erst spät oder nur oberflächlich erreicht.“

3.2.1.2.1.3. Dominanz bäuerlicher Traditionen

Die Enge kleinräumiger und sozialer Gefüge prägte die Situation der Bevölkerung. Bäuerliche Lebensweisen - das Verhaftetsein an Grund und Boden, das Dorf als abgeschlossene Umwelt - lassen sich als dominierende Einstellungen im Handeln und Denken der Bevölkerung bis ins 17. Jh. hinein nachweisen. „Sie zeigen, daß das Denken der Dorfgemeinschaft sehr stark dem Gegenständlichen verhaftet war, eben jener bäuerlichen Umwelt. Als besonders ausgeprägt erwies sich die aus mangelnder Einübung erklärbare Unlust zur Abstraktion. Man kann also von einer relativen geistigen Immobilität sprechen. Psychologisch bewirkte sie eine weitgehende Orientierung des Handelns an Muster, die keine neuen Denkmodelle voraussetzten, sondern mit den vorhandenen auskamen - eine traditionale Verhaltensweise. Das traditionsverhaftete soziale Handeln beruhte auf einer ebenso traditionsverhafteten Geisteshaltung, beides ist nicht voneinander zu trennen.“ (Gillessen 1986, S. 222) Das Dorf als soziale Einheit bildete für die Landbevölkerung einerseits den begrenzenden Horizont und andererseits entwickelte sich ein spezifisches lokales Selbstbewußtsein heraus, das schichtübergreifend, bäuerlichen Normen verpflichtet blieb. Zwischen den Orten entstanden Konkurrenzen, die lange Bestand hatten. Die jeweilige Dorfbevölkerung definierte sich mittels lokaler Sitten, Gebräuche und der Lokalsprache (Mundart). „Die Kulturlandschaft war nicht stabil, aber stationär. Sie wandelte sich, aber sie war nicht in der Lage, ihre räumliche Gebundenheit abzustreifen. ... Die wichtigsten Merkmale dieser Landschaft waren ihre Immobilität, ihre Unfähigkeit zur Verallgemeinerung und ihr

naturwüchsiger Charakter. Es sind diese Eigenschaften, in denen sie sich von der Landschaft unterscheidet, die sie schließlich ablösen sollte.“ (Sieferle 1997, S. 124)

Bis ins 20. Jh. hinein signalisieren dorftypische Traditionsstränge und Wertvorstellungen (Brauchtumspflege, Heimatvereine, Schützenbruderschaften) weiterbestehende historische Bezüge, „deren spezifische soziale Qualitäten gerade in ihrer ‘Insiderhaftigkeit’, in dem hohen Maß an wechselseitiger Vertrautheit, aber auch an Kontrolle liegen.“ (Schindler 1987, S. 25) Traditionale Sozialmuster bilden auch in heutiger Zeit nicht selten den *kollektiven Bewußtseinshintergrund* auf dem *moderne soziale Gefüge* aufbauen. Trotz Strukturwandel im ländlichen Raum wird Althergebrachtes in Teilen der Bevölkerung weiter hochgehalten und stilisiert, vermittelt sich das Bekannte, Dörfliche und sozial Vertraute. So betont Kaschuba (1992, S. 256) die Bedeutung der volkstümlichen Festkultur als Forum gesellschaftlicher Begegnungen und sozialer Dialoge: „Hier mischen sich Volkskultur und Elitenkultur, hier treffen Ordnungs- und Freiheitsgedanke aufeinander, hier finden Ideen von sozialer ‘Gemeinschaft’ wie von sozialer ‘Gegnerschaft’ ihren öffentlich inszenierten, symbolischen Ausdruck.“ Mitzscherlich (1997, S. 73) führt zur Thematik folkloristischer Symbole ergänzend aus: „Symbole sind verdichtete und verschobene Ausdrucksformen menschlicher Bedürfnisse; sie wirken weitgehend unbewußt und sind dabei auch Ausdruck ebenfalls unbewußt bleibender kollektiver Zusammenhänge. Über Heimat-Symbole, so distanziert man sich ihnen gegenüber auch immer verhalten mag und kann, gelingt also eine unbewußte Kommunikation über Heimat als Umgebung der eigenen Bedürfnisse, die daraus ihre Anziehungskraft, aber auch ihre Gefahr bezieht. Die Abwehr dieser Symbole mag oftmals auch mit der Abwehr darauf anspringender eigener Gefühle und Bedürfnisse zu tun haben.“²³³ Mentalitäten werden sichtbar, die sich - anachronistisch anmutend - von der dominanten Schriften- und Medienkultur abheben, ihre Wurzeln ins kollektive Unbewußte eintauchen. „Aber was ist das

²³³ Auch heute dokumentieren im Kreisgebiet diverse örtliche Dorffeste (Vereins-, Pfarr-, Kirmesfeiern mit Vogelschuß, Karnevalsumzüge, Maibräuche, Maibaum setzen, Wahl einer Maikönigin, usw.), die teilweise mit großem Aufwand zelebriert werden, andauerndes Lokalkolorit.

kollektive Unbewußte? Man müßte besser sagen: das kollektive Nichtbewußte. Kollektiv, weil es zu einem bestimmten Zeitpunkt Gemeingut der gesamten (Gemeinschaft, A.F.) ist. Nichtbewußt, weil es selbstverständlich scheint, so wie die Gemeinplätze, die Codes der Moral, die Konformismen oder die Verbote, die auferlegten oder verpönten Ausdrucksformen von Gefühlen oder Phantasmen.“ (Ariés 1994, S. 162) Aus der Perspektive der Mentalitätshistoriker schält sich heraus, daß zwischen zwei Mentalitäten zu differenzieren ist, „einer, die man für bekannt hält, die als ‘Zeuge’ dient und auf die man sich bezieht, und eine andere, geheimnisvolle, die eine *terra incognita* ist, die man entdecken will.“ (S. 161f.)

3.2.1.2.1.4. Zusammenfassung

Zusammenfassend bleibt zu konstatieren, daß die Bezüge der Menschen zum umgebenden Raum fest verankert waren. Durch Arbeit und regelmäßige Bearbeitung wurde Raum geschaffen und kultiviert. In dieser Modellierung der Landschaft und in der Arbeitskultur der Bevölkerung materialisierten sich Geschichtstendenzen. Der unmittelbare Lebenshorizont bildete klar umrissene Handlungsanforderungen heraus, die durch Traditionen vorgegeben waren. Tradition erforderte deshalb die aktive Rekonstruktion des Vergangenen.²³⁴ Eingeschliffene Rituale separierten die ländliche Gesellschaft in vertikaler, wie in horizontaler Dimension. „Während die Masse der Bevölkerung regional borniert blieb, ihre Mundarten sprach und lokalen Sitten folgte, verfügten die Eliten über einen Bildungskanon, der ihnen eine rasche Verständigung unter-

²³⁴ Sieferle (1997, S. 101ff.) erläutert die Mechanismen der Gesellschaftsbildung: „Die Selbsthaftigkeit und das damit verbundene Größenwachstum der Gesellschaft hat weiterreichende Konsequenzen für die kulturelle Evolution. Je größer eine Gruppe ist, desto größer kann auch die Menge der Informationen sein, die in ihrem kollektiven Gedächtnis gespeichert sind. ... Wenn sich Gespräche, Erzählungen und Deutungen über Generationen hinweg wiederholen, schaukeln sie sich zu festen Traditionen auf, gewinnen schließlich Selbständigkeit und gerinnen zu einer Objektivität, die den Mitgliedern der Gruppe als schiere Selbstverständlichkeit erscheint. Erfahrungen und Interpretationen durchlaufen in stabilen Gruppen dauerhafte Rekursionen und verfestigen sich schließlich zu Weltbildern, die mit der ‘realen’ Welt verschmelzen. ... Die Mitgliedschaft in einer Gesellschaft wird exklusiv und bindend, mit der Doppelfunktion, daß eine neuartige Kombination von Solidarität und Verpflichtung, von Schutz und Gehorsam auftritt.“

einander ermöglichte.“ (Sieferle 1997, S. 115) Das Raumbild einer ländlich sozialen Struktur wurde nachgezeichnet, die sich als ein Konglomerat verschiedener lokaler Gruppen beschreiben läßt, deren ausgeprägtes Eigenbewußtsein zu eher abgrenzenden Tendenzen führte.

Lediglich insuffizient beschreibbar bleibt, was Huizinga²³⁵ als früher Vertreter der Mentalitätenhistorie im „Herbst des Mittelalters“ aussagte: „Die Kulturgeschichte muß sich genauso mit den Träumen von der Schönheit und mit der Illusion des Romans beschäftigen wie mit den Zahlen der Bevölkerung und der Steuern, ... schon die Illusion, in der die Zeitgenossen gelebt haben, besitzt einen Wahrheitswert.“ Für Huizinga ist die „Dimension des Imaginären, des Gefühls, des Spiels, des Unmotivierten ebenso bedeutsam wie die Ökonomie.“ (Ariés 1994, S. 140) Denn „die Differenzen aller Zeitalter belagern uns, und doch bleibt unsere naive, unmittelbare Wahrnehmung die unserer Gegenwart, unseres einzigen Fixpunktes in der Zeit“ (S. 161) Die Erkenntnis einbeziehend, kann ein ‘interpoliertes’ und damit vorläufiges Fazit gezogen werden: Nach diesen Maßstäben bleibt der geschichtliche Raum des Untersuchungsgebietes - bezogen auf die vorindustrielle Epoche - überwiegend eine *terra incognita*, die noch entdeckt werden muß.

²³⁵ Zitiert nach Ariés (1994, S. 140).



Historischer Stadtkern Wassenbergs mit Rathausplatz. „Die Wassenberger Stadtmauer von 1420 hatte eine Länge von 1,2 km. Die Stadt besaß einen Flächeninhalt von 12 ha, was soviel wie ein Mansus ist. Zinnen krönten Wassenbergs Mauern nur an einigen Stellen. Wohl waren sechs Wehrtürme da, die die Mauer so flankierten, daß der Mauerfuß jeweils von oben beobachtet werden konnte, um im Verteidigungsfall Überraschungen auszuschließen. ... Ich stelle mir manchmal vor, wie prächtig und mächtig die Stadtkulisse vom Wingertsberg ausgesehen haben muß: der Kirchturm, der bedachte Bergfried, drei Tortürme, der Turm des Amtshauses (Rathausplatz), sechs Wehrtürme mit spitzkegeligen Dächern, der Palasturm. Ein kleines Goslar an der Rur.“ (Heinrichs 1987, S. 152f.)

Anmerkungen:

Diese Entwicklung hinterließ 'Spuren', historische Stätten, die als Burgen, Gutshöfe und Stadtbefestigungen einen wesentlichen Bestandteil des kulturellen Potentials im Kreisgebiet darstellen und als solche eine Erwähnung anhand beispielhafter Objekte angemessen erscheinen lassen.²³⁶

- Die Burg Erkelenz: Nach der Verleihung der Stadtrechte entstand im 14. und 15. Jahrhundert die Burganlage. Heute sind Teile der Umfassungsmauern, sowie ein 23 Meter hoher Burgturm erhalten.
- Das Haus Pesch (Erkelenz - Immerath): Der Rittersitz 'werenconrode' wurde im Jahre 1265 erstmalig erwähnt und bildete später den Entstehungskern der Siedlung Pesch.
- Das Haus Keyenberg (Erkelenz - Keyenberg): Der Herrenhof Keyenberg wurde bereits im Jahre 893 befestigt angelegt. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert fungierte das Anwesen als Sitz der Edelleute von Keyenbruch. In jüngster Zeit wurde die später erbaute Wasserburganlage aufwendig restauriert.
- Der Roitzerhof (Erkelenz - Kückhoven). Der Hof wurde im Jahre 1341 erstmalig urkundlich erwähnt. Der heutige Gebäudekomplex erfuhr im 18. Jahrhundert eine Erweiterung und Sanierung.
- Der Junkershof (Erkelenz - Lützerath): Dieser frühe fränkische Hof entstand als Ritterlehen der Edelleute von Wevelingshoven im 12. Jahrhundert.

²³⁶ Genannt wird eine Auswahl derjenigen Objekte, in Anlehnung an die Studie 'Fremdenverkehrs- und Freizeitmöglichkeiten' der Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr (1993), die vornehmlich aus der Zeit der Stadtgründungen (13. - 15. Jahrhundert) stammen.

- Der Wachtmeisterhof (Erkelenz - Lützerath): Die Gründung dieses Hofes, auch Duissener- oder Mönchshof genannt, läßt sich auf das Jahr 1234 datieren. Die Anlage in ihrer heutigen Ausprägung entstand um 1763 nach Erweiterungs- und Umgestaltungsarbeiten.
- Der Zourshof (Erkelenz - Unterwestrich): Der Zourshof wurde als Rittersitz im 13. Jahrhundert angelegt. Das ursprüngliche Grabensystem mit Insel, Haupt- und Vorburg, sowie die Hofanlage sind erhalten geblieben.
- Die Altenburg (Gangelt - Breberen): Die primäre Anlage wurde als 'ten berghe' erstmals 1461 aufgeführt. Der heutige Baukomplex geht auf das Jahr 1461 zurück. Erhalten ist das Herrschaftshaus und die dreiflügelige Vorburg. Das Wassergrabensystem ist nicht mehr in Funktion.
- Die Burganlage Gangelt: Überreste der Befestigungsanlage mit Burgturm aus dem 13. Jahrhundert sind erhalten, ferner bestehen einige Teile der Stadtbefestigung aus dem 17. Jahrhundert.
- Das Schloß Leerodt (Geilenkirchen): Erbaut im 14. Jahrhundert, zeigt das heutige Erscheinungsbild eine zweiteilige Anlage, die im wesentlichen während des 17. Jahrhunderts entstanden ist.
- Die Burg Randerath (Geilenkirchen - Randerath): Nachdem die Burg, als Sitz des Edelgeschlechts Randerath bereits im 11. Jahrhundert Erwähnung fand, berichtete man ebenso über die zweimalige Zerstörung der Burg im 12. und 13. Jahrhundert durch brabantische Heere. Deshalb ist die heutige Burganlage verschiedenen Epochen zuzuordnen.
- Das Schloß Trips (Geilenkirchen): Wahrscheinlich wurde das Gebäude im 14. Jahrhundert errichtet. Der Backsteinbau gilt als eines der ältesten Wasserschlösser am Niederrhein.
- Das Haus Beek (Geilenkirchen): Entstanden im 14. Jahrhundert, ehemals unterteilt in Herrenhaus und Wirtschaftshof, stammt das heutige Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert.
- Die Burgruine Heinsberg: Die Burg Heinsberg, erbaut auf einem Hügel, wurde 1144 erwähnt, als sie vollständig geschliffen wurde. Die heute vorfindbaren Mauerreste auf dem Burgberg stammen von einem Neubau der Anlage.
- Das Haus Hülshoven (Heinsberg - Dremmen): Die zweiteilige Anlage mit Herrenhaus und dreiflügeliger Vorburg befand sich schon im 13. Jahrhundert im Besitz derer von Hülshoven. Letzte Umbauarbeiten erfolgten 1891.
- Das Haus Kempen (Heinsberg - Kempen): Das Haus fand um 1400 erstmalig Erwähnung, wobei die ältesten Gebäudeteile der heutigen Anlage aus dem 16. Jahrhundert stammen. Als langgestrecktes Rechteck war das Haus früher von Wassergräben umgeben.
- Die Burg Hückelhoven: Die ehemalige Wasserburg aus dem 13. Jahrhundert wird heute als Altersheim genutzt. Überdauert hat das zweigeschossige Herrenhaus mit einem Renaissance-Doppelgiebel aus dem 15. Jahrhundert.
- Das Schloß Rurich (Hückelhoven - Rurich): Das Schloß wurde 1248 erstmals erwähnt. Auf den Kellergewölben aus dem 16. Jahrhundert wurde der heutige Rokokobau um 1780 errichtet.
- Das Haus Schaesberg (Selfkant - Havert): Unter dem Namen Isenbruch wurde die rechteckige Hofanlage vermutlich im 13. Jahrhundert erbaut. Anteile des heutigen Wohnhauses sind spätgotisch (15. Jh.), während der Umbau im 18. Jahrhundert den Komplex dominiert.
- Das Schloß Rimburg (Übach-Palenberg): Erbaut vor 1253 (erste Erwähnung), liegt das Schloß direkt an der Wurm in unmittelbarer Nähe zur niederländischen Grenze.
- Das Schloß Elsum (Wassenberg): Das Herrschaftsgebäude war, so ist zu vermuten, ein Allodialgut der Edelherren von Wassenberg. 1288 fiel das Schloß nach der Schlacht von Worringen an Brabant. Im Laufe der Geschichte wechselten die Besitzer der Anlage einige Male. Das Schloß, als zweiteilige, von breiten Wassergräben umgebene Anlage, birgt eine spätgotische Hauptburg mit Vorburg.
- Das Haus Effeld (Wassenberg): Als frühest dokumentierter Eigentümer wird Phillip von Effeld 1256 aufgeführt. Die Basis der heutigen Wasserburg stammt jedoch aus dem 15. Jahrhundert. Umbau- und Erweiterungsarbeiten vervollständigten 1606 das heutige Erscheinungsbild.
- Die Burg Wassenberg: Das Grafengeschlecht der Wassenberger (als Begründer gilt Gerhard von Antoing aus Flandern) siedelte sich ungefähr im Jahre 1000 im Ort an. Die Burganlage geriet als wichtige Befestigungsanlage in den Trubel territorialer Auseinandersetzungen. Die Burganlage wurde mit nahezu quadratischem Grundriß auf einem steil abfallenden Hügel errichtet. Auf der Spitze des Hügels erhebt sich der mächtige Burgfried (erbaut im 15. Jahrhundert).

- Das Schloß Tüschbroich (Wegberg): Das Geschlecht Tüschbroich, dessen Stammsitz das Schloß bildete, wurde im 12. Jahrhundert erwähnt. Das heutige Bauwerk ist halbkreisförmig von einem Schloßweiher umgeben. Die älteste Bausubstanz datiert aus der Zeit um 1500.

Abgesehen von der zentralen Bedeutung der Mittelpunktorte als Dynastensitze, manifestierte sich bald die Bedeutung der Kirche durch frühe Gründungen von regional bedeutenden Stiften. Die älteren Kirchen des heutigen Kreises Heinsberg sind zu einem Drittel in der Zeit des hohen bis späten Mittelalters entstanden, davon nicht wenige zwischen 1000 und dem Jahre 1200 (vgl. Gillessen 1992) und damit in der Ära der Verfestigung des klerikalen Machtgefüges.

Die folgende Auflistung berücksichtigt Kirchen, Kapellen und Klöster, die als kunstgeschichtlich relativ bedeutend eingestuft werden können:

- St. Lambertus (Erkelenz): Erbaut wurde die spätgotische Kirche im 14. Jahrhundert. Die imposante Erscheinung des Kirchturms im Einklang mit ästhetischen Komponenten (Wechsel von Kalk- und Ziegelsteinbändern im Mauerwerk) markiert die exponierte Stellung des Gebäudes in der Diözese Aachen.

- Das ehemalige Kloster Hohenbusch (Erkelenz). Von der ursprünglichen Klosteranlage mit Kirche und umgebender rechteckiger Mauer ist nur ein Flügel geblieben, der in wesentlichen Teilen aus dem 16. Jahrhundert stammt. Die heutige Nutzung des Gebäudes besteht u.a. in der Durchführung von kulturellen Veranstaltungen.

- St. Nikolaus (Gangelt): Die große dreischiffige Backsteinkirche wurde im 15. Jahrhundert erbaut, wobei die Errichtung des Turms bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht.

- Mariä Himmelfahrt (Geilenkirchen): Der klassizistische Bau wurde erst im Jahre 1822 errichtet.

- Die Pfarrkirche Süggerath (Geilenkirchen - Süggerath): Es handelt sich um einen dreischiffigen Hallenbau mit einem spätgotischen Chor aus dem 15. Jahrhundert. Hervorzuheben ist der flandrische Schnitzaltar, wahrscheinlich eine Antwerpener Arbeit, entstanden um 1530.

- St. Lambertus (Heinsberg - Dremmen): Die heutige Kirche läßt sich zwei verschiedenen Epochen zuordnen. Während der Westturm der Kirche aus der Zeit um 1500 datiert, erbaute man die dreischiffige Backsteinbasilika erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

- St. Gangolfus (Heinsberg): Als 'Selfkantdom' bekannt, ist die mächtige dreischiffige Hallenkirche, ein Bauwerk des 15. Jahrhunderts, auf einem Hügel gelegen weithin sichtbar und bildet somit das markante Wahrzeichen der Stadt Heinsberg.

- Die Kirche Uetterath (Heinsberg - Uetterath): Erbaut wurde die Kirche im 14. Jahrhundert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gliederte man der Kirche den Westturm an.

- St. Johannes der Täufer (Hückelhoven - Ratheim): Der zweischiffige spätgotische Backsteinbau wurde im 15. Jahrhundert errichtet.

- Die Saalkirche Millen (Selfkant - Millen): Im Volksmund als 'tausendjährige Kirche' bezeichnet, stammt das Chorhaus tatsächlich aus der Zeit um die Jahrtausendwende. Überwiegende Anteile der heutigen Kirche sind romanischen Ursprungs mit einem Turm aus dem 17. Jahrhundert.

- Die Karlskapelle (Übach-Palenberg): Es handelt sich um eines der ältesten kirchlichen Bau- und Denkmäler des Untersuchungsgebietes. Erbaut wurde die steinerne Saalkirche im 11. Jahrhundert. Die Namensgebung rührt daher, daß sich an gleicher Stelle eine Jagdkapelle von Karl dem Großen befunden haben soll.

- Die Wallfahrtskapelle Klus (Waldfeucht - Haaren): Bereits im Jahre 1328 erhielt die Kapelle als alter Wallfahrtsort einen Ablassbrief. Wesentliche Anteile der heutigen Kapelle wurden im Jahre 1790 gebaut.

- Die Wallfahrtskirche Ophoven (Wassenberg - Ophoven): Die dreischiffige romanische Pfeilerbasilika entstand in der Zeit um 1200.

- Die Saalkirche Orsbeck (Wassenberg - Orsbeck): Überwiegende Anteile des Kirchturms stammen aus romanischer Zeit.

- Die Kapelle Birgelener Pützchen (Wassenberg - Birgelen): Im Wald zwischen Wassenberg und Birgelen gelegen ist die Kapelle mit ihrer Willibrodus-Quelle Ziel zahlreicher Pilger.²³⁷

²³⁷ Vgl. Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr (1993).

3.2.1.2.2. Modernisierung als Methapher einer totalen Entwicklung

3.2.1.2.2.1. Verstädterung

Bevor auf die Phase der Industrialisierung eingegangen wird, soll einleitend die Stadt-Land-Dichotomie der historischen Gesellschaftsstruktur rekapituliert werden. Denn gesellschaftliche Differenzierungen akkumulierten außerhalb der geschlossenen Dorfgesellschaften in den Städten.²³⁸ Diese entstammten alle ursprünglichen Dorfansiedlungen (gewachsene Städte). Eine weitere Gemeinsamkeit der mittelalterlichen Städte Erkelenz, Gangelt, Geilenkirchen, Heinsberg, Randerath, Waldfeucht und Wassenberg war, daß sich jeweils in ihrem Kern eine Burganlage als Herrschaftssitz befand. Die heutigen Kleinstädte bildeten Kristallisationspunkte der damaligen gesellschaftlichen und politischen Macht. Hier war Herrschaftssitz und hier begann die Ausdifferenzierung sozialer Gefüge. Aufgrund des höheren Bedarfs an diversen beruflichen Fertigkeiten ließen sich Handwerker in den Städten nieder. Die Städte wurden zu Handwerkersiedlungen. Im Gegenzug wurde von der Herrschaft Schutz durch eine Ummauerung gewährt, ferner Marktrechte verliehen und den Bürgern der Stadt eine gewisse Selbstverwaltung zugestanden. Diese Funktion wurde durch Bürgermeister, Schöffen und den Rat wahrgenommen. Die Stadtummauerung hatte deshalb nicht nur „militärische, sondern auch symbolische Bedeutung: Damit betonten die Bürger den Gegensatz zum Land außerhalb, wo die feudalen Ver-

²³⁸ "Die typisch vorindustrielle Stadt erfüllt eine Reihe von Funktionen, die eng mit dem Herrschaftssystem verbunden sind. Fast immer besitzt sie eine militärische Befestigung, bildet also eine Großburg, die zur Verteidigung fähig ist. Zu diesem Zweck werden spezielle Bauten errichtet, vor allem eine Stadtmauer.

Als Verwaltungszentrum bietet die Residenzstadt schließlich Beschäftigung für eine Vielzahl von Menschen. Vom Land fließen Nahrungsmittel und Rohstoffe aller Art in die Metropole, die dort weiterverarbeitet und schließlich konsumiert werden. Zur Versorgung des Herrschaftsapparats siedeln sich zahlreiche Dienstleistungsberufe an. ... Die vorindustrielle Stadt gehört untrennbar zu den agrarischen Zivilisationen und bildet ein wichtiges Element der Agri-Kulturlandschaft. Als Handels- und Gewerbezentrum scheint sie auf den ersten Blick das agrarische Prinzip zu transzendieren, doch bleibt sie letztlich unlösbar mit der landwirtschaftlichen Basis verbunden. Die Stadtbewohner können niemals mehr als 20 % der Gesamtbevölkerung ausmachen. Aus der bäuerlichen Perspektive ist die Stadt jedoch ein parasitärer Anhang, wo Überschüsse als Luxus konsumiert werden, die der Landbevölkerung zuvor als Rente abgepreßt worden sind." (Sieferle 1997, S. 109f.)

hältnisse vorläufig noch intakt waren.“ (van der Loo/van Reijen 1997, S. 52) Die traditionellen Städte definierten sich durch diese Ummauerung: „Die Stadt ... war früher eine ummauerte Insel der Zivilisation im Meer der Natur.“ (Häußermann/Seibel 1987, S. 7) Der umgebende Raum hatte lediglich eine versorgende, alimentierende Funktion: ländliches Gebiet war Kolonie. Dieses hierarchische Gefälle erzeugte eine zentripetale Sogwirkung. „Städte bildeten sich von außen und ernährten sich von außen. Einwanderung ist eine Lebensbedingung der Stadt. ... Einwanderung, als Stadtwanderung, heißt von den Anfängen an, daß zuvor andere Siedlungsformen, das archaische Dorf, gesprengt wurden.“ (Hoffmann-Axthelm 1993, S. 36f.) Damit vollzog sich die Zersplitterung des Raums: „Das Gebäude emanzipierte sich von seiner Umgebung, und die Bauteile emanzipierten sich von dem Gebäude. Die naive Einheit der Tradition war zerbrochen.“ (Sieferle 1998, S. 162)

Insbesondere wanderten jene Bevölkerungsschichten in nahegelegene Städte, die nicht mehr oder nur noch teilweise in landwirtschaftliche Produktionszusammenhänge eingebunden waren. Aber „auch in den Städten lebten Tagelöhner und Bauern mit unterschiedlich großem Grundbesitz, die sogenannten Ackerbürger. Der Anteil der Gewerbetreibenden war hier höher als im Dorf. ... Die wohlhabenden Bürger der Städte waren überwiegend Kaufleute oder verbanden Handel mit Handwerk, oft auch mit Landwirtschaft.“ (Gillessen 1992, S. 115)

Im ländlichen Raum vollzog sich parallel dazu ein Prozeß der fortschreitenden Proletarisierung von Kleinbauern. Es konstituierte sich eine „neue gesellschaftlich relevante Unterschicht, die ... an der Wende zum 19. Jahrhundert ein Viertel der Gesamtbevölkerung umfaßte.“²³⁹ (Gillessen 1986, S. 20) Das Absinken ehemals gesicherter Bevölkerungskreise und die damit sich einstellenden existentiellen Notlagen führten zu einem ‘Überdruck’ und damit zu Abwanderungen. Die lokalen Kleinstädte vermochten nicht alle freigesetzten Landbewohner aufzunehmen und zu integrieren. Deshalb boten sich als weitere

²³⁹ Diese Angaben beziehen sich nicht auf das gesamte heutige Kreisgebiet, sondern nur auf einen Teilbereich, auf die Bank Dremmen.

Wanderungsziele zentralere Orte an, die eine stärkere ökonomische Entwicklung vollzogen. Erstmals wurden in größerem Maßstab Gebiete und Orte ‘außerhalb’ des engen Lebensraums attraktiv. Kleinräumliche Verwurzelungen lockerten auf. In diesem Zusammenhang weist Reulecke (1985) auf die benachbarte prosperierende Pionierregion Mönchengladbach hin, die seit der Gewerbereform um 1810 ihre expansiven Freiheiten zu nutzen wußte und im Bereich Textilgewerbe zahlreiche Manufakturen entstehen ließ. Die zuziehenden „pauperisierten Arbeitskräfte und die Überschußbevölkerung des Umlandes“ (S. 28) sorgten für einen deutlichen Bevölkerungszuwachs in der Stadt. Die Menschen, die dem Ruf der Städte folgten und sich damit in „wirtschaftliche Abhängigkeit begaben, waren noch keine ‘Arbeiter’, das wurden sie erst in den Industriebetrieben. Vorher hatten sie zumeist auf dem Lande gelebt, als Tagelöhner oder als Handwerker. Sie gingen auf eigenen Entschluß in die Fabriken, weil sie dort mehr Geld bekamen und trotz harter Zwölfstundentage ihren Lebensunterhalt leichter verdienten als zuvor.“ (Ogger 1995, S. 234)²⁴⁰

Verbesserte Lebensbedingungen in der ländlichen Region (Fortschritte in der medizinischen Versorgung, eine effizientere Hygiene, Expansion landwirtschaftlicher Produktivität, u.a.) hatten ein starkes Anwachsen der Landbevölkerung zur Folge. Diese Entwicklung verstärkte umfassende Landfluchtbewegungen zu den Städten hin. „Wanderungen wurden durch Pull- und/oder Pusch-Impulse ausgelöst.“ (Reulecke 1985, S. 71) Mechanisierung und deren örtliche Manifestation wurden den ‘Wagemutigen’ zum Schicksal. „Das bedeutet, daß der dingliche Bereich eine wesentliche Rolle spielt; vor allem aber sind wichtig die Wechselbeziehungen zwischen Dingen und Bewußtsein, Empfinden und

²⁴⁰ Ferdinand Tönnis (1887) beschreibt in seinem Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ aus zeitgenössischer Sicht den Übergang von der traditionellen zu einer modernen Gesellschaft als Entwicklung eines neuen Gesellschaftstyps. Während die alte Gemeinschaft sich auf Beziehungen gründet, fordert die Moderne eine Gesellschaft, die ihre Beziehungen versachlicht regelt. „Der Besitz und die Bearbeitung von Grund und Boden sowie das Bewußtsein, einem bestimmten Volk anzugehören, ist für Tönnis ein wesentliches Kriterium für die ‘Gemeinschaft’. Die Vergangenheit, die Tradition spielt in ihr eine zentrale Rolle, und im allgemeinen ist die soziale wie die geographische Mobilität gering: Man wird innerhalb eines bestimmten Standes und an einem bestimmten Ort geboren und kann sich im allgemeinen nicht mehr daraus lösen. In der ‘Gesellschaft’ befindet man sich nicht seit Geburt, sondern man tritt ihr bei. Nicht die Tradition, sondern gerade die Zukunft ist allesbestimmend: Die ‘Gesellschaft’ ist denn auch ein Typ des ruhelosen Zusammenlebens.“ (van der Loo/Reijen 1998, S. 15)

Handeln, Denken und Umwelt, die Einwirkung der Dinge aufs Bewußtsein und die umweltprägende Kraft des Bewußtseins. Zu fragen ist, wie Bewußtsein dinglich in Erscheinung tritt, und wie Bedingtheiten Bewußtsein formen.“ (Glaser 1994, S. 7) In diesem Umbruch kann der Terminus der *Verstädterung* eingeführt werden. Gemeint ist ein qualitativer Prozeß, der primär dadurch zu charakterisieren ist, daß die Zielorte der Binnenwanderung in erster Linie vom Arbeitsplatzangebot in den urbanen Wachstumszentren bestimmt wurden. Der Kernbegriff dieser Zeiterscheinung ist der der *Mobilisierung* auf sozialer, politischer, technischer und ökonomischer Ebene. Zwei basale Voraussetzungen hatten diese Entwicklung vorbereitet. Zum einen waren rechtlich-politische Weichenstellungen erfolgt, die eine sozioökonomische Wende stimulierten. Als Stichworte sind zu nennen: Aufhebung der Feudalrechte (um 1798), Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit (um 1810), Gründung des deutschen Bundes (1815), das preußische Zollgesetz von 1818 und schließlich die Reichsgründung (1871). Zum anderen vollzogen sich gleichzeitig in großem Maße technische und ökonomische Reformen, die als *Industrielle Revolution* oder *Industrialisierung* die Epoche des 19. Jahrhunderts entscheidend mitprägten.²⁴¹ „Unter den Voraussetzungen der Industriegesellschaft erwies sich damals der Nationalstaat als das geeignete Instrument. Deshalb wurde der Nationalstaat zum politischen Leitbild in der klassischen Phase der Industriegesellschaft. In diesem Denken war für Regionen kein Raum.“ (Kruse 1990, S. 121f.)²⁴²

²⁴¹ „Als dieser Begriff (Industrielle Revolution, A.F.) in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufkam, wurde er in bewußter Analogie zur Französischen Revolution gewählt: Ein Ancien Régime, in diesem Fall der ‘Feudalismus’ der Agrargesellschaft, wird von einer neuartigen Formation abgelöst, dem ‘Kapitalismus’, der auch ‘Industriegesellschaft’ genannt wurde. Die Heraufkunft einer neuen Gesellschaft schien evident, sie war von zwingendem Charakter und vollzog sich mit solch einer rasenden Beschleunigung, daß der Übergang zu ihr den Namen einer Revolution verdiente.“ (Sieferle 1997, S. 151)

²⁴² „Der Partikularität des bäuerlichen Archipels gegenüber repräsentierte die Nation die Mächte der Nivellierung und Homogenisierung. Es war aber ebendiese Nation, welche die unhintergehbare Besonderheit der heimatlichen Landschaft, die Symbiose von Volk und Raum beschwor und in ihren Bildern und Erzählungen zu fixieren bestrebt war.“ (S. 169)

3.2.1.2.2.2. Industrialisierung

Unter dem Phänomen der *Modernisierung* läßt sich ein Komplex miteinander zusammenhängender struktureller, psychischer und physischer Veränderungen subsumieren, der sich jedweder monokausalen Erklärung entzieht. Kiesewetter (1989, S. 15) bietet folgerichtig eine umfassende Definition an: „Industrielle Revolution oder Industrialisierung wird nicht eingeeengt auf Erfindungen, technische Innovationen oder die kapitalintensive Fabrikproduktion, sondern umfaßt den durch agrarischen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Wandel ausgelösten Umbruch ganzer Gesellschaften.“ Hoffmann-Axthelm (1993, S. 101) betont insbesondere den *Umbruch zur Moderne*: „Zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg umfaßt (das 19. Jahrhundert) einen Umbruch der Produktions- und Lebensverhältnisse, der erstmals in der Geschichte der Menschen alles und jeden erreichte, alle vorhandenen sozialen, zeitlichen und räumlichen Bedingungen aufbrach und in einen nicht endenden Prozeß der ständigen Neubewertung und Neuzusammensetzung hineinzwang. Das ist es, was man Moderne nennt: Übergang von der traditionellen Ordnung, wo die einzelnen ihren festen Platz in einem Fachwerk der Herrschaft hatten, das Ort, Funktion und Erscheinung zusammenband, zu einer Organisation entlang den ständig sich selbst überholenden Bedürfnissen der industriellen Arbeitsteilung, Übergang als Dauerzustand. Innerhalb der Umwälzungen der gesamten Verhältnisse hat es wenig Sinn, nach Ursache und Wirkung zu fahnden.“ Wenn hier der Bereich der *Industrialisierung* behandelt wird, richtet sich der Blick auf *einen* Aspekt des umfassenden Wandels. „Die Maschinenzeit war voller Widersprüche, Gegensätze, sozialer Probleme. Ihr Fortschrittsglaube war vielfach fatal, da er des Denkhorizonts entbehrte. Auf der anderen Seite zeigt aber gerade diese Zeit, was es heißt, Modernität erfahren und erleiden, gestalten und auch an ihr scheitern zu müssen.“ (Glaser 1994, S. 8)

Thematisch relevant sind generierende gesellschaftliche Ausprägungen im regionalen Stadt-Land-Kontext. Nicht nur phänomenologisch überwand die Stadt ihre traditionelle Ummauerung. Industrielle Sektoren benötigten Expansions-

raum. Wachstum erfolgte in zentrifugalen Bewegungen - mittels Eingemeindungen - in das umgebende Land hinein.²⁴³ Industrialisierung und Verstädterung als Entstehungsfaktoren der Modernisierung erfaßten ländliche Räume mehr oder minder unmittelbar. Das Entwicklungsspektrum reichte von aktiven Regionen bis hin zu ausgesprochenen „Nachzüglerregionen.“ (Reulecke 1985, S. 36)

Das Gebiet der damaligen Kreise Geilenkirchen, Heinsberg und Erkelenz wurde nicht gleichmäßig von den Umwälzungen des Fortschritts erfaßt, weder in räumlicher Hinsicht, noch unter quantitativen Gesichtspunkten. Die Landschaft - die wirkliche wie die geistig-seelische - wandelt sich in der Region. „Die Industrie unterwarf den Menschen einem neuen Lebensrhythmus, zwang ihm bisher unbekannte Formen der Arbeit auf, gab der Arbeit einen neuen Stellenwert. Gleichzeitig hob das neue Produktionssystem die Versorgung mit materiellen Gütern auf ein Niveau, wie es zuvor keiner Generation beschieden war. Das Maschinenzeitalter brachte völlig neue Produkte hervor und realisierte uralte Menschheitsträume. ... Die Wucht und die Geschwindigkeit der industriellen Revolution waren groß genug, das Denken der Menschen in neue Bahnen zu lenken. Eine ganze Generation begriff plötzlich, daß die Welt ‘machbar’ ist. ‘Fortschritt’ hieß ihr Glaubensbekenntnis, und Fabriken waren ihre Kathedralen.“ (Ogger 1995, S. 12)

²⁴³ „So wie die Agri-Kulturlandschaft schon seit langem Städte kannte, die im Stadium der agrarischen Zivilisation zu ihren wichtigsten Merkmalen gehörten, so kamen jetzt eben noch Industriereviere hinzu. ... Dennoch wurde die Landwirtschaft und mit ihr der größere Teil der Kulturlandschaft erst relativ spät von der industriellen Transformation erfaßt. Es bildete sich im späten 19. Jahrhundert eine bemerkenswerte Dualität aus: Neben den neuen, wachsenden Industrierevieren gab es nach wie vor das ‘flache Land’, auf dem sich nicht allzu viel verändert hatte.“ (Sieferle 1997, S. 163f.)

3.2.2. Raumbild II: Industrielle Perspektive

„Die Industrialisierung unseres heimatlichen Raumes vollzog sich etwa in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Es zeigt sich hier, zeitlich etwas nachhinkend, die gleiche Entwicklung, die Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchmachte. ... Gleichzeitig stieg die allgemeine Lebenshaltung, die noch bis zur Jahrhundertwende als durchweg ärmlich bezeichnet werden konnte. Auch die massenpsychologisch verständliche Erscheinung der Landflucht, die unserer Heimat Jahrzehnte hindurch zahlreiche Arbeitskräfte entzogen hatte, erlosch nun allmählich.“ (Bast 1952, S. 122) Die althergebrachte Sozial- und Wirtschaftsstruktur modifizierte sich. „Traditionelle Handwerkszweige verschwanden mit dem Aufkommen substitutiver Produkte und Werkstoffe aus der Gewerbelandschaft oder wandelten sich.“ (Ritzerfeld 1995, S. 130) Industrielle Produktionsstätten mit standardisierten Arbeitsabläufen dominierten bald auch regionale Wirtschaftsbereiche.

Eine Phase der Transformation der gewohnten Raumbilder war eingetreten. „Die Frage nach den Raumbildern ... gewinnt in den Übergangsperioden eine besondere Bedeutung. In diesen Zeiträumen werden alte Bilder zerstört und neue gewonnen. Es entstehen Überlagerungen, Anleihen und Widersprüche.“ (Ipsen 1997, S. 82)

Als Symbole der neuen Zeit sind zwei Großbetriebe als wichtige *Bausteine des neuen Raumbildes* hervorzuheben, die bis in die heutige Zeit hinein die wirtschaftliche Entwicklung der Region bestimmen. Einmal instituierte sich im September 1899 die „Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG“ mit einer Hauptproduktionsstätte in Oberbruch und zum anderen nahm 1914 die Zeche „Sophia-Jacoba“ in Hückelhoven die Kohleförderung auf. Beide Unternehmen sollen in ihrer Funktion als Manifestationen der Zeit des Aufbruchs mit ihren überformenden Ausprägungen der Industrialisierung im Untersuchungsgebiet vorgestellt werden.

3.2.2.1. Die „Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG“

3.2.2.1.1. Eine Erfolgsgeschichte

Aus der seit 1887 betriebenen kleinen Versuchsanlage zur Herstellung von Kunstseide erwuchs bald nach Entstehung des Oberbrucher Glanzstoffwerkes eine großtechnische Anlage mit internationalen Verflechtungen. Startete die Produktion 1899 noch mit 250 Belegschaftsmitgliedern, so erhöhte sich die Beschäftigtenzahl bereits 1917 auf 3950 (Gillessen 1992). Dieser rapide Arbeitnehmerzuwachs und die raumgreifende Expansion des Werkes - in baulicher und soziokultureller Hinsicht - überforderte das Dorf Oberbruch vielfältig. „Die Entwicklung des Werkes brachte es mit sich, die Arbeitskräfte immer mehr aus weiteren Entfernungen heranzuholen, was auch durch Einlegung von Arbeiterzügen zwischen Heinsberg-Lindern mit guten Anschlüssen in den Richtungen Lindern-Aachen (Kohlenrevier) und Lindern-Erkelenz gelang. Zur Zeit benutzen 1500 Werksangehörige täglich die Eisenbahn, davon etwa 500 bis in das Wurmkohlerevier (Herzogenrath, Alsdorf, Kohlscheid, Streiffeld).“ (‘25 Jahre Glanzstoff’ 1924, S. 101) Doch nicht alle Beschäftigten waren Berufspendler. Im Ort selber stockte man die Wohnkapazitäten auf. So wurden unmittelbar nach der Unternehmensgründung 128 „eigene Arbeiter- und Beamtenwohnungen errichtet“ (S. 96). Bis zum Jahr 1924 entstanden weitere 128 werksgeförderte Häuser. Die Bedeutung dieser enormen wirtschaftlichen Expansion unterstreicht folgende Erhebung für das Jahr 1924: „Das Werk Oberbruch beschäftigt annähernd 6000 Beamte und Arbeiter. Rechnet man auf den Werksangehörigen 2-3 Familienmitglieder ... so gibt das Werk Oberbruch etwa 20.000 Menschen Lebensunterhalt. Die Gemeinde Oberbruch zählte zu Anfang 1899 1.450 Seelen, heute 3.300.“ (S. 101)

Das Werk wurde klotzig und großflächig in dem kleinen Dorf Oberbruch errichtet. „So wie die Industrialisierung ohne Kapitalakkumulation nicht auskam, brauchten die Maschinenhallen, topographisch gesprochen, freies Gelände zur Expansion. Dafür kamen vor allem Gebiete außerhalb der Stadtmauern in Frage

(Dörfer, Vororte, die im Laufe der Zeit meist eingemeindet wurden). Die Industrie erwies sich als Städtegründer.“ (Glaser 1994, S. 55) Die Akzeptanz dieses ‘Fremdkörpers’ fiel zunächst höchst zwiespältig aus. Während die Tagelöhner aus der näheren und weiteren Umgegend willens waren, in die Fabrik zu gehen, zeigten Kleinbauern, Handwerker und Gewerbetreibende hierzu nur eine zögerliche Bereitschaft. „Die Menschen, die in Fabrikhallen (‘Maschinenhallen’) arbeiteten, sahen sich völlig neuen Verhältnissen gegenüber, Zeittakt - Zeitnot bestimmten die mechanisierte Produktion, Disziplin war die wichtigste Tugend. Die Fabrik- bzw. Werkstattordnung kodifizierte die erwartete Arbeitsmoral: Es waren die Regeln der Repression.“ (Glaser 1994, S. 58)

Adam Smith (1776) hatte in seinem grundlegenden Werk („Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichtums“) das Ideologiegebäude des industriellen Wandels errichtet. Er ging darin von zwei wesentlichen Produktionsfaktoren aus: erstens Arbeit und zweitens Boden und Klima. Arbeitskräfte waren in ausreichender Zahl vorhanden und Expansionsraum war im Dorf Oberbruch reichlich gegeben. Aber diese Ressourcen waren auch anderswo disponibel. So ist zu fragen, welche spezifischen Standortfaktoren waren für die Betriebsgründung an diesem Ort überdies von Bedeutung? Die Grundvorstellungen des Ökonomen Smith legen nahe, unter Produktionsgesichtspunkten der Verbindung von Mensch und Boden Bedeutung beizumessen. In dem durch landwirtschaftliche Traditionen geprägten Raum entwickelten sich *spezifische Einstellungen* und Arbeitstugenden, die bislang den Erfordernissen der natürlichen Jahreszyklen unterworfen waren. Landwirtschaft - als Oberbegriff affirmativer Umweltfaktoren - erforderte saisonal beschwerliche körperliche Anstrengung. Die Kulturlandschaft formte die Menschen. Auf dergleichen Wertsetzungen (Steinbach 1985) konnte der Betrieb im Gefüge der industriellen Hierarchie aufbauen, wobei ein Transfer in der Arbeitsorganisation - weg von unregelmäßiger, sinnvoller Tätigkeit und hin zu regelmäßiger, fremdbestimmter Arbeit - bei den Beschäftigten zu realisieren war. „In den Maschinenhallen vollzog sich die Einschmelzung des Individuums ins funktionierende Kollektiv.“ (Glaser 1994, S. 61) Unter diesen Bedingungen be-

kommt das nachfolgende Zitat 'schönfärberische Züge': „Die Menschen dieses Landes²⁴⁴ zeichnet ja vieles aus, und eines davon ist sicher ein wacher Sinn für's Praktische, für die Realitäten des Lebens. Diese so begrüßenswerte Eigenart lehrte sie in kurzer Zeit, mit der Fabrik, mit deren Ordnung und mit deren Kunstseide zu leben. Vermutlich war dieser Anpassungsprozeß ein gegenseitiger: Es war nicht nur so, daß sich die Menschen an das Leben in der Fabrik gewöhnten, sondern sie sorgten wohl auch dafür, daß so manche Vorstellungen, die Zugereiste von außerhalb mitbrachten, der Wesensart des Selfkânters ihren Tribut zollten und entweder verschwanden oder sich anpaßten.“ (Zempelin 1974, S. 8)

Im Gegensatz zu anderen industrialisierten Distrikten schien hier der großindustrielle Betrieb keine proletarische Schicht zu schaffen, sondern nahm die bereits vorhandene pauperisierte Landbevölkerung auf. „Der Überschuß an Arbeitskräften auf dem Lande, der der Landflucht zugrunde lag, war andererseits eine wesentliche Standortvoraussetzung für das große Glanzstoffwerk“ (Bast 1952, S. 123). Der industrielle Umstrukturierungsprozeß vollzog sich demnach zunächst nicht in Konfrontation zur Landwirtschaft, gleichwohl auf dem „Rohstoff Arbeit“ (S. 124) basierend. Capell (1974, S. 16) beschreibt: „Die ersten Glanzstoff-Arbeiter meines Heimatortes waren in den Augen mancher Mitbürger sogenannte 'Fabrikspöngele'. Sie standen im Ansehen unter dem allgemeinen Niveau.“ Die Ablehnung der Industriearbeit war an schichtspezifische Interessenlagen gekoppelt: „Sie resultiert nicht generell aus einer Konfliktentscheidung, sondern muß als Verharren in der traditionellen Arbeitswelt angesehen werden, solange sich darin noch ein Minimum an selbständiger beruflicher Existenz realisieren ließ.“ (Gillessen 1986, S. 241)²⁴⁵ Folglich mußte

²⁴⁴ Gemeint ist die Bevölkerung des Selfkants.

²⁴⁵ So oder so ähnlich mögen auch die Betroffenen im Untersuchungsgebiet gedacht haben, wenn man eine grundsätzliche Parallelität industrieller Entwicklung unterstellt: „Dennoch sträubten sich die Kleinmeister mit Händen und Füßen gegen den Eintritt in die Fabrik! Das muß seinen Grund haben. Solange der Meister selbständig ist, dünkt er sich sein eigener Herr, er hungert, aber er hungert innerhalb seiner vier Pfähle, er ist ein Bettler auf eigene Faust; in der Fabrik wird ihm auch nichts geschenkt, und er verliert die Freiheit seiner Bewegung. Er mag sich nicht durch ein Glockenzeichen an die Arbeit kommandieren und von ihr wieder abbefehlen lassen, er will seine Kartoffeln essen, wenn er Hunger hat und nicht, wenn es die Hausordnung gestattet. Auch hält er noch auf äußere Geltung, und da spielt doch der 'Meister'“

das Unterordnen dieser Eigenbestimmtheit unter die Prinzipien industrieller Produktionsprozesse als sozialer Abstieg interpretiert werden. „Außer durch (das) rein physische Element ist der Wert der Arbeit in jedem Land bestimmt durch einen *traditionellen Lebensstandard*. Er betrifft nicht das rein physische Leben, sondern die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse, entspringend aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, in die die Menschen gestellt sind und unter denen sie aufwachsen.“ (Kuczynski 1981, S. 361, Bd. 4) Diese traditionsverhaftete Betrachtungsweise relativierte sich angesichts der wachsenden Zahl von Industriebeschäftigten erwartungsgemäß recht bald. „Viele auswärtige Arbeitnehmer ließen sich in Oberbruch nieder, so daß die Gemeinde einerseits durch die Erweiterung des Betriebskomplexes, andererseits durch den Wohnungsbau eine beachtliche räumliche Ausdehnung erfuhr.“ (Ritzerfeld 1995, S. 122) Doch diese Arbeitnehmer führten zunächst eine geteilte Existenz: Auf der einen Seite sozialisierte der Betrieb durch das Diktat fremdbestimmter Produktionsbedingungen, während es gleichzeitig galt, das Sozialprestige innerhalb der Dorfgemeinschaft aufzuwerten. Für diejenigen, die in einer Werkswohnung lebten, ergab sich eine doppelte Abhängigkeit in den Arbeits- und Wohnbedingungen. Denn „unternehmerische Wohlfahrtseinrichtungen verlangten ihren Zoll. Arbeiter unterlagen in ihrem innerbetrieblichen Verhalten nicht nur den Maßregeln der Arbeitsordnung, sondern auch in ihrem Wohnbereich einer strengen Wohnordnung.“ (Steinbach 1985, S. 425) Die Wohnbedingungen der Fabrikarbeiter sind nach heutigen Maßstäben kaum nachvollziehbar. Kuczynski (1981, S. 440, Bd. 4) versucht den Typus einer besseren Arbeiterwohnung (mit unspezifischem Verallgemeinerungsgrad) zu illustrieren:

„2 - 3 meist kleine Zimmer, ... schlechter Treppenaufgang, dunkel und eng und schlecht riechend, weil der Eingang im Haus klein ist; ... Gaslichtbeleuchtung, die, weil kostspielig, meist nicht benutzt wird. Im Innern grassiert die 'gute Stube': unbeheizt, mit der Ungemütlichkeit des meist unbenutzten Zimmers, vollgestellt mit Dingen, die weder nützlich noch schön sind, bildete sie das Noli me tangere des besseren Arbeiterhaushalts. Lieber, als dieses Heiligtum durch

oder 'Fabrikant' eine andere Rolle in der Schützengesellschaft und in der Kneipe als wie der 'Fabrikarbeiter'.“ (Ogger 1995, S. 254)

Bewohnen zu entweihen, ißt der Arbeiter in der Küche oder im Schlafzimmer. Ist die Küche hell, so ist sie der Wohnraum der Familie.“²⁴⁶

Erst allmählich etablierte sich eine Annäherung betrieblicher und dörflicher Hierarchien, d.h. die gegebene innerbetriebliche Schichtung diffundierte in die dörfliche Gemeinschaft hinein. In einem Verdrängungsprozeß übernahm „die Industrie die sozioökonomische Rolle der Landwirtschaft.“ (Gillesen 1986, S. 248) Innerhalb des örtlichen Gemeinwesens gelang es signifikant häufig Beschäftigten des Werkes, wichtige öffentliche Ämter (z.B. Ratsmitgliedschaften) zu belegen. Wirtschaftliche und kommunale Interessen begannen sich nach uniformen Mustern zu gestalten. Eine nachhaltige Aufwertung der „Glanzstoff-Fabrik“ und deren Belegschaft war die Folge. Zumal das Werk wirtschaftlichen Wohlstand für die Industriegemeinde Oberbruch bedeutete. Diese exponierte Stellung des Ortes innerhalb des Untersuchungsgebietes verstärkte Konkurrenzdenken und partikuläre Bestrebungen. In den Nachkriegsjahren erwirtschaftete der Betrieb wieder erhebliche Gewinne:

²⁴⁶ Herzfeld (1905, S. 55f.) beschreibt die Lebenssituation eines mecklenburgischen Landarbeiters, die an dieser Stelle -in Ermangelung regionaler Beschreibungen exemplarisch nachzeichnen soll, weshalb es für diese Bevölkerungsschicht sehr wohl erstrebenswert war Fabrikarbeiter zu werden: „Täglich, stündlich, werktäglich, sonntäglich jederzeit, ist der Mann zur Arbeit verpflichtet als Pferdeknecht oder zu jeder anderen Arbeit, welche der Herr befiehlt. Der Herr bestimmt die Arbeitszeit. Ohnehin dauert dieselbe im Sommer regelmäßig von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, 17 Stunden, wie vorher dargelegt. Aber trotz der 17stündigen Arbeitszeit, die noch nach Belieben des Gutpächters (oder Bauern, A.F.) verlängert werden kann, ist der Pächter berechtigt, am Lohn des Pferdeknechtes nach seinem Befinden Abzüge zu machen, wenn derselbe nach seiner Ansicht ‘zu langsam’ arbeitet. ... Verantwortet sich der Mann und ist er dabei nach Ansicht des Pächters ‘unhöflich oder ungebührlich’, so verfällt er, der 54 Pf. Geldlohn pro Tag verdient, für jeden einzelnen Fall in eine Strafe bis zu drei Mark, die der Pächter festsetzt und durch Abzug vom Lohn für seine Tasche vollstreckt. Kommt die Ungebührlichkeit wiederholt vor, oder verweigert er die Arbeit, vielleicht sonntags, oder werktags, weil er müde und hungrig zu weiterer Arbeit unfähig ist, oder bleibt er ‘einfach ohne Erlaubnis’ aus der Arbeit fort, vielleicht weil seine kranke Frau oder sein Kind seiner Pflege dringend bedürfen, oder weil er sich eine andere Stelle sucht, so kann der Pächter ihn sofort aus der Arbeit entlassen. ‘Der Deputatist muß in diesem Fall binnen 24 Stunden nach erfolgter Kündigung die Wohnung geräumt haben, widrigenfalls dem Herrn das Recht zusteht, ihn und seine Familie mit Gewalt aus der Wohnung zu entfernen. Jede weitere Lohnzahlung und Naturalleistung hört mit erfolgter Kündigung sofort auf.’ Aber auch nach seinem Belieben ohne das geringste Verschulden des Deputatisten kann der Pächter denselben jederzeit sofort entlassen und samt Frau und Kindern, Hausgerät und Vieh, nötigenfalls mit Gewalt, auf die Landstraße setzen. Die reifenden Kartoffeln des Deputatisten, die Erzeugnisse seines Gartenlandes, das Deputat an Milch und Getreide, den rückständigen Lohn, alles behält der Pächter. Denn ‘auch wenn der Deputatist ‘zu Unrecht’ sofort entlassen sein sollte, ist er dennoch verpflichtet, die Wohnung mit seiner Familie und sonstigem Anhalt sofort zu räumen und auf Schadenersatzansprüche beschränkt’.“

Nach der erfolgreichen Viskoseproduktion schloß sich ab 1950 der Perlonbau an. Später wurde dann der Diolenherstellung eine höhere Priorität eingeräumt. Die Werksleitung versuchte mit gewissem Erfolg, die Nachteile einer allzu einseitigen Produktpalette zu verhindern. Die Notwendigkeit von Neuentwicklungen bestimmten die Gesetze des sich etablierenden Weltmarktes (Beispiel: der erste 'Ölpreisschock' in den siebziger Jahren). „Lag das Schwergewicht bisher auf der Herstellung textiler Fäden, so wurden jetzt auch technische Garne interessant. Die Stahlkordproduktion wurde erhöht und neue zukunftsweisende Typen entwickelt. 1978 erfolgte der Aufbau des 'Enka tecnica', mit dem ein neuer Markt für Spinndüsen und spezielle Hilfsaggregate der Präzisionstechnik erschlossen wurden.“ (Schwab 1988, S. 237) Der Vollständigkeit halber seien noch die innovativen Bereiche Kohlenstoffaserproduktion und Polyesterkondensation (ab 1988) erwähnt.

Ähnlich differenzierte Betrachtungen sind bezüglich der Werksbelegschaft vorzunehmen. Plausibel erscheint die Annahme, daß sich früh ein Zusammengehörigkeitsgefühl herausbildete. Innerhalb der sozialen Gruppe der Glanzstoffbeschäftigten etablierten sich Insidermerkmale. Wenn beispielsweise jemand äußerte: „Esch jonk no de Fabrik“, dann war damit eine allgemein verständliche Aussage getroffen. Diese dichten Bezüge in der betrieblichen Binnenstruktur ermöglichten es ferner, sogenannte 'Gastarbeiter', die ab den sechziger Jahren angeworben wurden relativ schnell zu integrieren. „In den Sechziger Jahren wurde Oberbruch so etwas wie ein 'Schmelztiegel Europas'. Das Glanzstoff-Werk warb immer mehr Gastarbeiter an. ... Im Jahre 1966, einem Jahr der Hochkonjunktur, waren von den 11.604 Einwohnern der Amtsgemeinde etwa 1.100 ausländische Mitbürger.“ (Esser 1993, S. 67)

In Gesprächen mit Pensionären des Glanzstoffwerks, wie das Unternehmen auch heute noch im Volksmund genannt wird, bestätigte sich die starke Selbstbezogenheit der Belegschaft. In erster Linie hätten sich alle als Werksbeschäftigte definiert. Dieser Standpunkt habe unterschiedliche Herkunftsorte und Nationalitäten eingeebnet und geschlechtsspezifische Diskriminierungen nicht aufkommen lassen. Beinahe - so wird erinnert - habe man sich einer großen *Familie* zugehörig empfunden.

3.2.2.1.2. Bedeutungswandel

Ein soziales Phänomen wurde beschrieben, das irreversibel der Vergangenheit zugerechnet werden muß. Denn der Prozeß der betriebswirtschaftlichen Umstrukturierung ließ das Bewußtsein, einer besonderen sozialen Gruppe anzugehören, verblassen. Als äußeres Zeichen begleiteten Umfirmierungen des Werkes den Wandlungsprozeß: Aus der ursprünglichen „Glanzstoff AG“ wurde das „Enka-Werk“, das sich in jüngster Zeit zum „Akzo Nobel-Indusriepark“ entwickelte.



Die schlanken Doppelessen des industriellen Areals überragen den Ort Oberbruch weithin sichtbar und bildeten im Laufe der Zeit den Charakter eines Wahrzeichens aus. Als Monumente des industriellen Strebens nach Macht und Größe verlieren sie in heutiger Zeit ihre raumbeherrschende Dominanz, stehen mit den Augen der Jungen betrachtet nur noch nutzlos,

deplaciert und alleingelassen da. Die stolze Größe des Werkes symbolisiert lange nicht mehr die wagemutige Aufbruchstimmung der 'Gründerzeit'. Ein verzeichnetes, unstimmiges *Raumbild* technischer Provenienz konturiert sich. „Der kompakte Materialismus, Positivismus und Kapitalismus, die nach wie vor das Gefühl des Wohlbefindens suggerieren, atomisieren sich; sie werden durchlässig für neue Erlebnisformen.“ (Glaser 1994, S. 9)

Das einstige Chemie-Monopol-Unternehmen mit mehr als 7.000 Beschäftigten hat als regional potenter Arbeitgeber an Bedeutung verloren. Nach dem Überstehen der letzten großen wirtschaftlichen Krise in den achtziger Jahren und ihren Nachwirkungen, verbunden mit einer deutlichen Belegschaftsreduktion (1993: 1.940 Beschäftigte; 1994: 1.770 B.; 1995: 1.750 B.),²⁴⁷ verspricht das Modell des Industrieparks einmal den Verbleib des Werkes in Oberbruch und zweitens ca. 1.800 Arbeitsplätze zu sichern. Projektiert wird die Segmentierung der Großfirma in diverse kleine autonome Betriebe (Akzo Nobel Faser AG, Enka-Viskose, Kuagtextil GmbH u.a.). Diese sollen die leergeräumten Hallen wiederbeleben und haben die Möglichkeit, Gebäude und Infrastruktur des niedergehenden Akzo-Werkes zu nutzen.

Parallel zum konjunkturbedingten Stellenabbau bzw. der Zergliederung des Werkes in verschiedene autonome Bereiche vollzog sich auch ein Orientierungswechsel im Bewußtsein der Beschäftigten: Der Mythos der großen, gemeinsamen Basis schwand. Statt dessen trat der individuelle Arbeitnehmerstatus, bestenfalls der soziale Rahmen der näheren Kollegenschaft, in den Vordergrund der Aufmerksamkeit. Deshalb sind die überregionalen Werksbezüge durch abnehmende Bedeutungen geprägt, gelten offenbar als anachronistisches Erbe einer vergangenen Betriebskultur.

²⁴⁷ Vgl. 'Aachener Volkszeitung' vom 27. Mai 1995.

3.2.2.2. Die Gewerkschaft²⁴⁸ „Sophia-Jacoba“

3.2.2.2.1. Zechenschließung - ein Ereignis und die Folgen

Eine kommunale Imagebroschüre der Stadt Hückelhoven von 1990 „Vorteil Hückelhoven“ hebt besonders hervor: „Weithin bekannt ist das Steinkohle-Bergwerk Sophia Jacoba, das größte Industrie-Unternehmen im Kreis Heinsberg.“ Diese stolze Feststellung weist auf ein kommunales Selbstverständnis hin, das Zeche und Stadt als fest verankerte Vorstellungseinheit wahrnimmt. Noch deutlicher formuliert ein Prospekt der Betreibergesellschaft optimistische Zukunftsaussichten: „Gerade der Fachmann erkennt, daß eine Zeche, die so modern und nach rationellsten Erkenntnissen arbeitet, beruhigt in die Zukunft blicken kann. Die hervorragenden Anthrazite von Sophia-Jacoba reichen noch für über 100 Jahre. Sie sollen stets mit den jeweils modernsten technischen Mitteln gehoben und veredelt werden.“ (herausgegeben von der Sophia-Jacoba Handelsgesellschaft mbH, 1973)

Doch bereits in den achtziger Jahren überschatteten Gerüchte über Stilllegungsabsichten das vitale Prosperitätsbekenntnis. Schließlich entstand - durch die Beschlüsse der Kohlerunde aus dem Jahre 1991 - Gewißheit: Im Juni 1997 werden ca. 3.000 Arbeitsplätze weniger in der Region zur Verfügung stehen. Während der Übergangszeit regte sich erheblicher Protest seitens der Belegschaft gegen die drohende Zechenschließung. „Die überregional beachteten, in der Geschichte des deutschen Steinkohlebergbaus einzigartigen Protestaktionen zeugen von der persönlichen Betroffenheit der an dem Schicksal der Zeche beteiligten.“ (Ritzerfeld 1995, S. 3)

Die nüchterne Feststellung birgt das Ausmaß einer Tragödie in sich, für betroffene Mitarbeiter, für Familien, für die Region insgesamt.

„So weit wären wir also: Das Uhrwerk ist aufgezogen. Jetzt schnurrt es von allein ab. Das ist das Praktische bei einer Tragödie. Ein kleiner Stups mit dem Finger, und die Sache läuft. ... Mehr braucht es meist gar nicht. Dann kann man beruhigt sein, die Geschichte läuft von al-

²⁴⁸ Gewerkschaft wird im Bergbau die spezifische Gesellschaftsform genannt, bei der ein oder mehrere Personen (Gewerke) als Eigentümer fungieren.

leine ab. ... Da gibt es keinen Ausweg. Außerdem befindet man sich in bester Gesellschaft, denn im Grunde sind alle gleich unschuldig. ... Es gibt von vornherein keine trügerischen Hoffnungen mehr. Man weiß, daß man wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Man braucht nur mehr zu schreien - aber bitte nicht seufzen und jammern -, man muß nur noch schnell brüllen, was bisher noch nicht gesagt wurde, weil man es vielleicht selbst noch nicht gewußt hatte.“ (Anouilh 1942, S. 28f.)

Protest und Widerstand konnte die schicksalhafte Entscheidung - parallel zum klassischen Aufbau der literarischen Tragödie - nicht abwenden. Dem lauten ‘Brüllen’ folgte vielleicht auch hier die *verspätete Erkenntnis*, daß nunmehr eine neue Zeit angebrochen ist, die keine der gewohnten und liebgewonnenen Sicherheiten mehr zuläßt. Die Regeln der industriegesellschaftlichen Moderne modifizieren das gesellschafts- und rechtspolitische Konstrukt, „welches die moderne Industriegesellschaft und ihren Staatsbegriff bislang prägte, nämlich die Teilung der gesellschaftlichen Steuerung in eine private und eine staatliche Sphäre“ (Marten 1997, S. 265) grundlegend. Ein Paradigmenwechsel war eingetreten und virulent geworden: „Es geht um den Abschied von einem auch per Verfassung dokumentierten Modell gesellschaftlicher Steuerung: Der Staat setzte den demokratisch gewollten, sozial gerechten und sachlich vernünftigen Rahmen, innerhalb dessen sich technischer Fortschritt, wirtschaftliches Wachstum und private Freiheit entfalten.“ (S. 266) Jedoch, das Modell erweist sich - auch im regionalen Kontext - als ‘Auslaufmodell’.

Der Eindruck der allseitigen Ohnmacht bleibt. Kreis und indirekt involvierte Kommunen hatten augenscheinlich in der Vergangenheit nur unzureichend die Dynamik des regionalen Großunternehmens wahrgenommen. Nunmehr rasch verfaßte Resolutionen des Kreises Heinsberg und der Städte Erkelenz und Geilenkirchen²⁴⁹ aus dem Jahre 1988, die sich für den Erhalt der Zechenanlage aussprachen, vermochten die eingeleitete Entwicklung nicht mehr grundlegend zu beeinflussen. Die strukturelle Defizienz der regionalen Gremien das außerplanmäßige Ereignis *Zechenschließung* zu bewerten, rief professionelle Pla-

²⁴⁹ Beispielhaft sei die Grundsatzerklärung des Rates der Stadt Geilenkirchen (Beschluß aus 6/1988) „Vorrang für die heimische Kohle“ erwähnt.

nungssshilfen von außen auf den Plan.²⁵⁰ In Auftrag gegebene Gutachten (I;II) wurden jedoch verspätet vorgelegt, um noch ausschlaggebend sein zu können. Sinnvolle Alternativen zur Zechenschließung konnten deshalb nicht mehr angedacht und verfolgt werden. Die „Prognos AG“ (Europäisches Zentrum für angewandte Wirtschaftsforschung) schloß im März 1990 ein entsprechendes Gutachten (II) zur Standortbestimmung ab. Zu diesem Zeitpunkt stand die Zechenschließung noch nicht definitiv fest. Zusammenfassend wird der Zeche eine dominierende Bedeutung für die wirtschaftliche Binnenstruktur des Untersuchungsgebietes zuerkannt.²⁵¹ Ritzerfeld (1995, S. 149) kommt demgegenüber - in seiner späteren Untersuchung - zu optimistischeren Schlußfolgerungen: „Die Ergebnisse der quantitativen Analyse geben Anlaß zu der Vermutung, daß die in der öffentlichen Diskussion anfänglich prognostizierten wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Zechenschließung - auch mit Blick auf die

²⁵⁰ Ergebnisse und Empfehlungen der Studie (I) - ermittelt durch die „E & S Energie und Stadtplanung“ (1990, S. 16) - ergaben u.a. für nahezu alle Gemeinden die sinnvolle Option, mittels Anthrazit-Zentralheizungen/Heizzentralen und Kohle-Heizkraftwerke die regionalen Ressourcen (Produkte der Zeche) zu nutzen. Dies allerdings zu einem Nutzwärmepreis, der beispielsweise für Heinsberg „weit über dem maximalen (Wärmepreis) der in der Bundesrepublik üblichen Fernwärmepreise liegt.“

²⁵¹ Einige Auszüge sollen diese Bewertung verdeutlichen: „Das im Aachener Revier ansässige Steinkohlebergwerk Gewerkschaft Sophia-Jacoba in Hückelhoven, das rd. 4.100 Mitarbeiter - davon allein 500 Auszubildende - sowie 575 Personen von Bergbau-Spezialgesellschaften beschäftigt, steht vor dem Problem einer dauerhaften Sicherung des Fortbestandes des Unternehmens. ... (Die erheblichen Absatzprobleme gefährden) den Fortbestand der Grube und damit eine Vielzahl von Arbeitsplätzen, die für den strukturschwachen Kreis Heinsberg in seiner ausgeprägten Grenzlage zu den Niederlanden unentbehrlich sind. Die Zeche Sophia-Jacoba ist der größte Arbeitgeber im Kreis Heinsberg. Sie ist außerdem der größte Ausbildungsbetrieb in diesem Raum. Etwa 95 % der Gesamtbelegschaft der Zeche haben ihren Wohnsitz im Kreis Heinsberg; 60 % aller Belegschaftsmitglieder wohnen am Firmensitz in Hückelhoven. Die Ausbildungsgänge bei Sophia-Jacoba umfassen neben der klassischen Ausbildung des bergmännischen Nachwuchses auch andere gefragte Berufe, z.B. Elektroanlageninstallateur und Betriebsschlosser. Hierzu unterhält die Zeche eine eigene Bergberufsschule in Hückelhoven, in der auch die Möglichkeit des Besuchs des Berufsgrundschuljahres geboten wird. ... Die Gewerkschaft Sophia-Jacoba zahlt jährlich 205 Mio. DM an Löhnen und Gehältern an ihre Mitarbeiter. Das ist ein Viertel der Lohnsumme der Industrie im Kreis Heinsberg (1986: 800 Mio. DM). Sophia-Jacoba ist außerdem ein wichtiger Auftraggeber für Lieferanten und Leistungen des im Kreis Heinsberg ansässigen gewerblichen Mittelstandes. Fast 600 Firmen im Kreis Heinsberg stehen in regelmäßigen Geschäftsbeziehungen zu Sophia-Jacoba. ... Unter diesen Umständen ist die Sicherung des Fortbestandes von Sophia-Jacoba für den Kreis Heinsberg von existentieller Bedeutung.“ (Prognos Studie 1990, Teil I, S. 34-36) An anderer Stelle bekräftigten die Autoren des Gutachtens ihre Gesamteinschätzung, indem sie auf negative regional bedeutsame Sekundäreffekte hinwiesen. Neben fiskalischen Einbußen wären demnach Konkurse von Zulieferbetrieben - Prognos (1990, Teil II, S. 97) gibt die Zahl der indirekt abhängigen Arbeitsplätze mit maximal 1.000 an - zu erwarten.

jüngste Entscheidung hinsichtlich des Weiterbestehens des Unternehmens²⁵² - zu relativieren sind.“

Von alledem unbeeinflusst nahm das nahezu Unvorstellbare seinen Lauf: Die Betreibergesellschaft N.V. ROBECO (Rotterdamsche Beleggings Consortium) äußerte schon 1987 die Absicht, das Bergwerk abzustoßen. Langwierige Sondierungsgespräche und Verhandlungen mit dem Wirtschaftsministerium und der Ruhrkohle AG führten schließlich zu Ergebnissen. „Nach der Entscheidung, das Bergbauunternehmen nach dem sogenannten ‘Buy-Out-Konzept’ an die Ruhrkohle AG zu verkaufen, erlangte die Übertragung des Unternehmens durch die Genehmigung der Europäischen Gemeinschaft im Januar 1991 Rechtswirksamkeit.“ (Ritzerfeld 1995, S. 137) Im Kontext der Umstrukturierungspläne der Bundesregierung²⁵³ wurde in der Folge eine Variante diskutiert, die die Schließung der Zeche Sophia-Jacoba aus Rentabilitätsgründen beinhaltete. Eine Idee war geboren und nahm schnell Gestalt an, denn schon bald wurde das Stilllegungsdatum auf das Jahr 1997 festgelegt. Mit diesem Datum hatte ein nahezu zehn Jahre andauernder Schließungs- und Diversifizierungsprozeß seinen Abschluß gefunden.

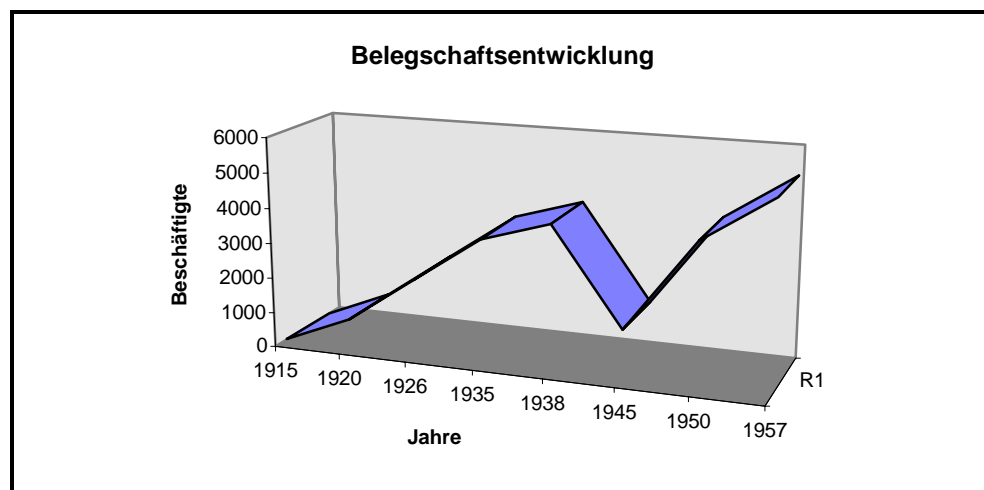
Die bei vielen feststellbare Überraschung, die Ratlosigkeit der Regionalpolitiker und die Wut der Bergleute sind nicht allein durch die drohende Betriebschließung oder den Arbeitsplatzverlust erklärbar; es ging und geht noch um mehr: *Der regionale Charakter steht zur Disposition*. Relevante Facetten der durch den Bergbau induzierten wirtschaftlichen, räumlichen und sozialen Veränderungen treten erst dann in Erscheinung, wenn die vollzogene sozioökonomische Entwicklung des Gemeinwesens in eine Betrachtung einbezogen wird.

²⁵² Die Tatsache der Zechenschließung bleibt bestehen. Derzeit versucht die Sophia-Jacoba GmbH durch eine frühzeitige Diversifikation und eine unternehmerische Verselbständigung erfolgversprechender Unternehmensbereiche, den Weiterbestand von Teilbereichen des Unternehmens nach 1997 zu sichern (vgl. Ritzerfeld 1995).

²⁵³ Gemeint ist die sogenannte ‘Kohlerunde’.

3.2.2.2.2. Rückblick - die Anfänge

Im Jahre 1909 begann Hückelhovens Geschichte als Bergbaugemeinde mit dem Abteufen des Schachtes I auf dem Hansberg. Hückelhoven war damals ein Dorf (1905: 646 Einwohner), wie bei den meisten Dörfern am Rande der Rurniederung war Ackerbau der Haupterwerbszweig (Krings 1974). Während vor dem ersten Weltkrieg die Kohlegewinnung sich in einem engen Rahmen bewegte, erfolgte seit den Nachkriegsjahren ein rasches Wachstum. Die Belegschaftsentwicklung der Jahre 1915-1957 vermag einen entsprechenden Eindruck zu vermitteln:



Quelle: Schmidt 1958, S. 112.²⁵⁴

Die Tautologie findet erneut Bestätigung, wonach Steinkohlevorkommen beinahe zwangsläufig Industrialisierungsimpulse induzierten. Dennoch ist einschränkend anzumerken, daß u.a. die relativ ungünstige verkehrsmäßige Erschließung der Zechenanlage in Hückelhoven - des Aachener Reviers insgesamt - überregionale Impulse, wie sie beispielsweise das Ruhrgebiet erfahren hat, nicht entwickeln konnte (Kiesewetter 1989, S. 228 ff.).

Die für den Abbau nötigen Bergleute waren in der Umgebung des Werkes nicht verfügbar. „Vermutlich brachte Honigmann²⁵⁵ die Bohrmannschaft und die ersten Bergleute von seiner Grube ‘Oranje-Nassau’ mit nach Hückelhoven.“

²⁵⁴ Graphische Gestaltung A.F.

²⁵⁵ Entdecker des Kohlevorkommens und erster Grubeneigner.

(Kranefuss 1975, S. 39) Doch bald schon zeigte sich die Notwendigkeit, Arbeitskräfte in großem Maßstab zu akquirieren. Neubergleute wurden deshalb angeworben, die „aus der Rhön, Bayern, Niedersachsen und den deutschen Ostgebieten“ (Schmidt 1958, S. 112) stammten. Menschen waren gekommen, hatten ihre Wohnorte verlassen, um sich eine neue, bessere Lebensperspektive zu erschließen. Die Motivation der Zuwanderer mag gerichtet gewesen sein auf die „Einlösung vorhandener Hoffnungen auf Emanzipation, auf mehr Glück, besseres Leben, im gleichen Atemzuge also auch willentliche Abwendung von bestehenden Verhältnissen und Zwängen, die man ertragen, aber nicht geliebt hatte.“ (Hoffmann-Axthelm 1993, S. 101) Zunächst schienen diese Hoffnungen auf eine glücklichere Zukunft frustriert zu werden. Denn die Lebenssituation dieser Bergwerkspioniere war strapaziös: „Zu den harten Bedingungen der Natur, den Schwierigkeiten des Gebirges, kamen für sie noch andere Erschwernisse: ein immer noch ‘dürftiger Lebensstandard’ bei schwerster und oft gefährlicher körperlicher Arbeit, häufig unzureichende Wohnverhältnisse, ein Arbeitstag, der zu jener Zeit noch immer über acht Stunden lag, und so gut wie keine Mitsprache in den Belangen des Betriebs.“ (Kranefuss 1975, S. 39) Die Zeche bot einen Arbeitsplatz und darüber hinaus jedoch so gut wie nichts.

Da die Mehrzahl der Bergleute keine Berufspendler waren, bekam die defizitäre Wohnungslage eine hohe Priorität. „Innerhalb der vielfältigen Probleme, die im 19. Jahrhundert mit dem Begriff der ‘sozialen Frage’ zusammengefaßt und diskutiert wurden, nahm die Stellung der Untermieter und Bettgeher breiten Raum ein.“ (Ehmer 1979, S. 132) Das Wohnen ohne Wohnung wurde unter den Bedingungen des Übergangs von der agrarischen zur industriekapitalistischen Produktionsweise für die zugewanderten Bergleute zur Regel.²⁵⁶

²⁵⁶ Brüggemeier (1985, S. 277) beschreibt die Zustände im Ruhrgebiet: „Die wenigen Plätze in den Ledigenheimen waren derart unbeliebt, daß um die Jahrhundertwende die meisten Heime leerstanden. Wohnungen für Einzelstehende gab es nicht; die Zechen konnten sie allenfalls auf die Kolonien verweisen und ihnen empfehlen, dort als Schlafgänger eine Bleibe zu suchen. Zwar wurde bei der Vergabe von Wohnungen die Aufnahme von Schlafgängern nicht zur Bedingung gemacht, doch es wurden wohl diejenigen bevorzugt, die dazu bereit waren. Angesichts unzureichender staatlicher Interventionen, versagender Marktmechanismen und Zechenverwaltungen, die wenig Initiative zeigten, waren die Zuwanderer auf familiäre bzw. halböffentliche Strukturen verwiesen, und fast ausschließlich hier wurden Leistungen erbracht. Hier

Die ländlichen Dorfgemeinden waren auf den Zustrom der Arbeiter nicht vorbereitet. Sie konnten aus eigener Kraft keine Antwort auf die Wohnraumfrage finden. Kommune und Betreibergesellschaft errichteten deshalb gemeinsam auf der Grundlage einer 'großzügig betriebenen Siedlungspolitik' (Schmidt 1958) mehrere Bergmannssiedlungen (Kolonien) in Hückelhoven, Ratheim, Dovern und Hilfarth. Brüggemeier/Niethammer (1978, S. 167)²⁵⁷ merken an: „Der ökonomische Zwang bestand darin, unter den Bedingungen standortgebundener Produktion ... eine betriebsnah verfügbare, qualifizierte Stammebelegschaft rekrutieren und darüber hinaus für die Zechen gewinnen zu müssen.“ Für die Bergleute brachte das Wohnen in einer Kolonie zunächst wirtschaftliche und soziale Vorteile: die Miete war moderat, der Arbeitsweg kurz und der eigene Garten konnte bewirtschaftet werden. „Auf der anderen Seite waren diese Privilegien aber auch eine Fessel: da der Mietvertrag an den Arbeitsvertrag gebunden war, wirkten die Frauen und Familien auf die Arbeiter ein, auf die Ausnutzung der Konkurrenz der Zechen um Arbeitskräfte durch Firmenwechsel und auf Streikrisiken zu verzichten.“ (S. 170)

Gleichzeitig fanden landschaftsplanerische Gesichtspunkte Berücksichtigung, Subsistenzgärten wurden den Wohneinheiten zugebilligt. „Den Zeitverhältnissen entsprechend, die sparsames Wirtschaften erforderten, sollte für jeden Baubewerber soviel Land bereitgestellt werden, wie er zur teilweisen Selbstversorgung, zumindest für die Kleinviehhaltung, brauchte. Hier ist eine Tendenz zu spüren, die der Ent-Agrarisierung entgegenwirken möchte.“ (Bliersbach 1962, S. 56) Auch Tenfelde (1977)²⁵⁸ betont die Bedeutung des bäuerlichen Nebenerwerbs: „Nicht allein in der materiellen Absicherung liegt jedoch die Bedeutung der ... ländlich-agrarischen Haushaltsführung des Bergmanns. ... Vielmehr drückt das bergmännische Haus eine Grundform des Lebens, Denkens und Verhaltens in den traditionellen Bahnen der vorindustriellen Gesell-

gab es eine Unterkunft, hier fanden sich Anschluß und Kontakte, und hier konnte - unterschiedlich groß - Teil der Freizeit verbracht werden.“

²⁵⁷ Brüggemeier/Niethammer beziehen ihre Untersuchung auf die Entwicklung des Bergbaus im Ruhrgebiet. Die Relevanz ihrer Ergebnisse bleibt deshalb für das Untersuchungsgebiet auf Analogien verwiesen.

²⁵⁸ Für Tenfelde gilt diese Einschränkung ebenso.

schaft aus.“ (S. 119) „Die ersten Siedlungen wurden 1919 errichtet und zwar durch den holländischen Architekten Strasser. Seine Siedlungsbauten sind nach holländischem Vorbild konzipiert und getragen von der Idee einer Gartenstadt im Howard'schen Sinne. Die Gebäude wurden als Ziegelrohbauten errichtet und erhielten durch die übersteilen Dächer einen leicht expressionistischen Zug. Sie sind damit nicht nur Zeugen für die Industrialisierung des Raumes, sondern besitzen darüber hinaus noch baukünstlerischen Wert“ (Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr 1993, Teil I, S. 100):

- *‘Auf dem Hansberg’* wurde 1920 erbaut und umschließt die Straßenzüge Mokwa- und Sophienstraße, sowie den Komplex Friedrichplatz/Friedrichstraße. Ein zentral gelegener Platz öffnet die Siedlung und kontrastiert zur Geschlossenheit der Häuserzeilen.
- *‘Schaufenberg’* (1925) bildet als Siedlung einen nahezu kompakten Block.
- *‘In der Schlee’* (1925 - 1927) erstreckt sich entlang den Straßenzügen der Graf-Beust-Straße und der von-Dechen-Straße. Die Kolonie erfährt durch ihre Lage im Ort - auf einem Hügel gelegen - eine optische Auflockerung, die durch den Traufenwechsel der Häuser unterstrichen wird.
- *‘Auf dem Wadenberg’* wurde 1926 in Hanglage erbaut. Eingeschlossen wurde eine Platzanlage am Wasserturm, um die Schwere des Komplexes zu durchbrechen.

Das Leben in den Kolonien trug durch die bauliche Anlage - die Häuser waren typisiert und meist zeilenmäßig aufgereiht, jedoch mit eigenen Hauseingängen ausgestattet - zu einer guten kommunikations- und gemeinschaftsoffenen Sozialstruktur bei: „gemeinsame Gartenarbeit, der halb-öffentliche, halb-private Weg zwischen Haus und Stall bzw. Abort, der Schutz eines Eigenbereichs im Rahmen einer dichten Nachbarschaft. Auf lange Sicht bewirkten diese Kolonien das Gegenteil industriepatriarchalischer Absichten: ihre Bewohner haben sie sich angeeignet, anstatt sich ihr Bewußtsein enteignen zu lassen.“ (Brüggemeier/Niethammer 1978, S. 174) Wohnen in homogenen Nachbarschaften ermöglichte die Bildung und Vertiefung informeller Solidarstrukturen, die im formellen Arbeitsbereich nicht selten ihre Fortsetzung fanden.

Das konzertierte Reagieren auf den raschen Bevölkerungszuwachs manifestierte sich auf strukturaler Ebene mit dem Zusammenschluß „der vier vom Bergbau erfaßten Nachbargemeinden Hückelhoven, Ratheim (5.282 Einwoh-

ner), Hilfarth (1.866 Einwohner) und teilweise Kleingladbach (1.132 Einwohner) zur Gemeinde Hückelhoven. Die neue Bergbaugemeinde, die sich bald gerne ‘Großgemeinde’ nannte, zählte 13.307 Einwohner.“ (Krings 1974, S. 148) Hückelhoven wuchs in der Folgezeit durch die Akkumulation der Funktionen Verwaltung, Wirtschaft, Bildung, Gesundheitswesen, Konsum und Kultur zu einem regionalen Mittelzentrum heran. Deutlich erhalten blieb der Typus einer Bergbaugemeinde. Die eilig vorangetriebenen Bauprojekte ließen den Umbau oder Ausbau des alten Baubestandes in den bäuerlichen Ortskernen nicht zu, so daß die Bergmannssiedlungen peripher platziert wurden, sich um den verstädterten Kern gruppierten. Die Umwandlung agrarisch genutzter Flächen in Wohn- und Betriebsflächen, sowie infrastrukturelle Erschließungen, ließen die Gemeinden zusammenwachsen.

Die Parallelität von Bevölkerungswachstum in Hückelhoven und der angestiegene Arbeitskräftebedarf der Zeche Sophia-Jacoba dokumentierte früh eine *symbiotische Beziehung* von Kommune und Bergbauunternehmen. Der wirtschaftliche Aufschwung der Grube brachte gleichzeitig positive Resonanzen für die kommunale Entwicklung der Gemeinde Hückelhoven, die 1969 Stadtrechte verliehen bekam und sich vom Selbstverständnis her als gewachsene Bergbaustadt begriff.

3.2.2.2.3. Neudefinitionen

3.2.2.2.3.1. Rückbau

Das großindustrielle Raumbild Zeche besaß plötzlich keine Gültigkeit mehr. Als Reaktion versuchen Vertreter der Stadt Hückelhoven vehement dem drohenden Image einer ‘sterbenden Zechenstadt’ zu begegnen, indem intensiv die Ansiedlung neuer Industrien betrieben wird. Ein Arbeitskreis ‘Stadtmarketing Hückelhoven’ bildete sich mit der Zielvorgabe, den Wirtschaftsstandort

Hückelhoven zu erhalten und zu entwickeln. Offenbar soll das Kapitel 'Bergbau' (zu) schnell geschlossen werden.

Die Beschäftigten der Zeche hatten im Kampf um ihre Arbeitsplätze noch einmal die Solidarität ihres Berufsstandes beschworen. Diese Zugehörigkeit hatte sich entwickelt aus den frühen Kameradschaften *unter Tage*. „Der handwerkliche Charakter der Kohlegewinnung erlaubte es, die Verantwortung nach unten zu delegieren und sowohl die Kohlegewinnung als auch die Ausbildung und die Organisation des Arbeitsablaufes weitgehend den Gedingen zu überlassen, die selbständige Produktionseinheiten bildeten.“ (Brüggemeier 1985, S. 275) Die formellen Gegebenheiten förderten Kameradschaften, die gleichwohl fest eingebunden waren in die strenge Hierarchie des Unternehmens. Tenfelde (1977) macht in der damaligen betrieblichen Struktur Ansätze patriarchalischer Menschenführung aus. Innerhalb dieser frühen Erfahrungen der Gemeinsamkeit mag grundgelegt sein, was spezifisches Standesbewußtsein entstehen ließ. Denn Paradekittel und Bergmannskapelle können nur oberflächlich dieser Gemeinschaftspflege Ausdruck verleihen. „Das hohe Niveau ältester bergmännischer Sakralkultur, der Reichtum der überlieferten Formenwelt in Sage und Gesang, die vielfältigen, auch literarischen Traditionen dieses alten Berufs - kurz, das gesamte bergbauliche Kulturgut Mitteleuropas ... drückt diese Tendenz zur Verinnerlichung und Mythisierung des Arbeitsplatzes mit seinen Gefahren aus.“ (S. 127) Deshalb, *Kumpel* halten zusammen, betrachten sich mit Stolz als Teil des bedeutenden regionalen Unternehmens „Sophia Jacoba“. Obwohl die Zeche seit ihrer Gründung nach technokratischen Gesichtspunkten sachlich-rationale Ziele anstrebte (Effizienzorientierung, lineare hierarchische Strukturen),²⁵⁹ entwickelte sich bald ein Konglomerat von formellen und informellen Anteilen zu einer Organisationskultur, die eine Integration von Beschäftigten von außerhalb - später ab den sechziger Jahren der 'Gastarbeiter' (zumeist türkische Mitbürger) - relativ unkompliziert ermöglichte.

Dieser Prozeß konnte im kommunalen Zusammenleben keine Entsprechung finden. Hückelhoven bildet insofern keine Ausnahme. Die Lebenssituation

²⁵⁹ Vgl. u.a. Gomez/Zimmermann 1993, S. 40 ff.

türkischer Familien ist noch immer durch Separationsphänomene gekennzeichnet. Gerade diese Arbeitnehmergruppe trifft das schicksalhafte Ende der Zeche besonders hart. Viele sind zielgerichtet auf die Bedürfnisse der Grube hin ausgebildet worden (1990: 60 % der Belegschaft sind gelernte Bergleute). Diese berufliche Spezialisierung greift jedoch nicht in das Anforderungsprofil des regionalen Arbeitsmarktes. Die Prognose der Arbeitsverwaltung Aachen fällt entsprechend negativ aus: „Die Schließung der Zeche Sophia-Jacoba in 1997 wird ein Großereignis sein, das sich auf den Arbeitsmarkt gravierend auswirken wird.“ (HS-Woche, 31.05.95)

Am Freitag (28.11.1997) ging die letzte Seilfahrt zu Ende. Um 11.20 Uhr verließen die Bergleute den Förderkorb im Schacht IV. Hohe Abraumhalden dominieren weiterhin das Weichbild der Bergbaustätte. Die raumbestimmenden Merkmale der Zechenanlage mit ihren gewaltigen Ausmaßen überdauern die Beendigung der aktiven Zeitspanne. Noch vermag man angesichts der modernen und intakten industriellen Infrastruktur des Komplexes nicht wirklich nachzuvollziehen, daß die Bergbauepoche unwiderbringlich ein Ende gefunden hat. Die unmittelbare Wahrnehmung hält an den gewohnten Eindrücken fest. Eine Schüttung von 90.000 Kubikmetern Beton und Sand wird die Schächte für immer versiegeln und unspektakulär irreversible Tatsachen schaffen. Für Betroffene beginnen sich bereits Erinnerungsstrukturen herauszubilden. Die Zechenanlage wandelt sich sukzessive zu einem ‘omnipräsenten Ort’ der Erinnerung. „Es ist ein Unterschied, ob man sich an etwas (jemand) oder an einen Ort erinnert. Man findet den Ort nicht *im* Anderen selbst, sondern *bei* ihm. Man muß *aufgenommen* werden von diesem Anderen, das gleichsam auseinander- oder beiseite rückt, um einem Platz zu geben.“ (Otto 1992, S. 22)

3.2.2.2.3.2. Zukunftsprojektionen

Dieses Szenario des Abschieds soll schon bald eine *Umdeutung* erfahren. Die Zerstörung des alten Raumbildes „erscheint wie eine Reinigung, hinter der ein neues Leben winkt.“ (Ipsen 1997, S. 57) Das Areal der Zechenanlage wird sich in naher Zukunft - so ist Meldungen der Lokalpresse zu entnehmen - in ein großes Handelszentrum verwandeln. Die Botschaft lautet: Der Alptraum ist ausgeträumt, neue Hoffnung ist berechtigt! Als Restaurierungsmaßnahme zielt das Konzept auf eine zukunftsgerichtete Revitalisierung der Kommune. „Zunächst 60 bis 70 Läden, 15.000 Quadratmeter Verkaufsfläche, Arbeitsplätze für 300 Menschen und 60 bis 70 Millionen Mark Investitionsvolumen. Das sind einige der Stichworte für ein Projekt, das Hückelhoven in eine neue Welt führen soll.“ (AZ, 8.11.97) Tristesse oblige - ein fragiler Hauch von Aufbruch und Aufschwung liegt über Hückelhoven. Die märchenhafte Zukunftsvision einer schönen, neuen Welt ist so alt wie die Menschheit, die sich aus den Trümmern der Vergangenheit erheben und das Überwundene an Glanz und Schönheit weit übertreffen soll. Hier heißt der Vogel Phönix ‘Factory-Outlet-Center’, das täglich bis zu 5.000 Menschen in seinen Bann ziehen soll. Aber nicht alle Märchen haben freilich ein ‘Happy-end’. Und schon mehren sich Stimmen, die dem gigantischen Projekt kritisch gegenüber stehen und wirtschaftswunderliche Abwege erahnen.

Exkurs I: Es ist wohl der Strukturwandel, der überall verwandte Entwicklungsmuster protegirt. Analoge Landschaften entstehen nicht zufällig.

Ein Blick über den Kanal in das britische Kohlrevier Birmingham, Manchester und Sheffield vermag - so weithergeholt es zunächst klingt - womöglich die Entwicklungsbestrebungen in Hückelhoven ein wenig aufzuhellen. Dort nämlich nahm sich der Architekt Edwin D. Haley den entstandenen Industriebrachen an. Gemäß seinem Grundsatz, daß endlich ein Ende gesetzt werden müsse mit der Herrschaft der Geographie über den Menschen, wandelte er die industrielle Topographie gründlich um. 1990 ließ er auf dem Areal "aus red bricks, Marmor, Chrom und Glas ein Einkaufszentrum bauen, wie es die Stadt noch nicht gesehen hatte: 'Meadowhall'."²⁶⁰ (Smolczyk 1998, S. 82) Das Konzept konnte die Stadtplaner von Oberhausen überzeugen, die

²⁶⁰Siehe hierzu nach Möglichkeit Peter Cattaneos Film: „The Full Monty“.

den Engländer bewogen, das CentrO - bei Fertigstellung größtes Einkaufs- und Erlebniszentrum Europas - zu realisieren. Die "polyvalente Fertiglandschaft" (S. 86) definiert Oberhausen neu. "Alles ist möglich in dieser Landschaft. ... Das CentrO liefert Bilder wie im Fernsehen, Doubletten von Doubletten von Erfahrungen. ... Nur begehbar. Es macht müde, aber nicht satt." (S. 86) Oberhausen hat einen neuen Identifikationskern. Doch dürfte es für die Ortsansässigen keine leichte Aufgabe sein zu akzeptieren, daß ihre Industriestadt zu einer Tourismusattraktion umfunktioniert wurde.

Diese Idee des vollkommen anderen Landschaftsentwurfs leitet - so meine Schlußfolgerung - ebenso die geplante 'Transplantation' eines riesigen Einkaufszentrums nach Hückelhoven. Parallel zur Umdefinition des Ortes projiziert dieses gestylte, fertiglandschaftliche Raumbild die Kulisse für eine realisierbare Utopie des Neuen. Das überdimensionierte und regionalübergreifende Projekt versinnbildlicht den Abschied von den Beschränkungen der Provinz. Ein Monument ist in der Planung, das den Platz des überkommenen, großindustriellen Komplexes umfunktionalisieren soll. Zur Verwirklichung ist es allerdings geboten, genau diese Faktizität des alten Zechenstandortes zu zerstören. Während bisherige Aktivitäten das Wegräumen, Ausräumen und Verfüllen heimlich, schnell und gleichsam über Nacht geschahen, gilt es nun ein deutliches für alle wahrnehmbares Zeichen zu setzen. Es wird dinglich.

Mit der Sprengung der beiden Fördertürme gehören die letzten großen Wahrzeichen des Bergbaus im Aachener Revier der Vergangenheit an. Ipsen (1997, S. 58) vermutet neben den oftmals vorgeschobenen Kostengründen häufig weitergehende Motive, wenn Symbole alter Raumbilder zerstört werden. „Die Anhänger eines neuen Entwicklungskonzeptes werden also den Versuch unternehmen, möglichst an einem zentralen Ort das alte Raumbild zu zerstören, um 'ihr' neues Raumbild aufzubauen, da die Wirkung einer gelungenen Zerstörung dann unvergleichlich größer ist, als wäre es 'irgendwo' geschehen.“ Eine kulturelle Umdefinition fordert Widerstände ein, so auch in diesem Falle. Von verschiedenen Seiten wird die besondere Bedeutung des Bauwerkes hervorgehoben. Doch genau diese symbolische Wirkmächtigkeit der Türme drückt und hemmt speziell die Einsichtsfähigkeit derjenigen, die ein Interesse haben, alte Bilder zu zerstören und neue Bilder durchzusetzen.



Die Türme, die weithin im Rurtal sichtbar waren, gehörten zu den herausragenden Wahrzeichen industrieller Architektur im Kreis Heinsberg. Architektonisch bedeutsam ist die moderne Zentralschachanlage mit den 1959 fertiggestellten 67m hohen Zwillingstürmen IV und VI/HK auch im internationalen Maßstab. Eine Stahlummantelung umschließt jeweils hufeisenförmig Förderrad und Stahlgerüst, ein für diese Zeit aufsehenerregendes Konzept. Obwohl der Entwurf sich an der Formensprache und den funktionalen Purismus der klassischen Moderne orientiert, erfüllt er gleichbedeutend eine Imagefunktion. Auf semantischer Ebene signalisiert das gestaltete Objektdesign Raumdominanz und damit technisches Empowerment.

Ihr Erbauer (Professor Fritz Schüpp) war bestrebt, neben dem funktionalen Aspekt, das ästhetische Zeitempfinden der 60er Jahre in diesem Bauprojekt nachzuempfinden. „Ich bin glücklich über diesen Bau, weil ich glaube, daß etwas ganz besonders von ihr (der Zechenanlage, A.F.) ausgeht“ (Schüpp zitiert aus EN, 10.07.98). Erstmals in der Förderturm-Architektur wurde der Betonbau zum ästhetischen Gegenspieler des Stahlbaus. In der Tat wurde damals die modernste Zentralschachanlage Europas verwirklicht.

Exkurs II: Der historische Augenblick dauerte buchstäblich nur einen Paukenschlag lang. Am 9.07.1998 wurde die Schachanlage IV gesprengt. Denkmalpfleger hatten sich zuvor vergeblich für den Erhalt des *hochrangigen Industriedenkmals* - durch Gutachten attestiert - ausgesprochen. Die vorbereitenden Arbeiten zur Sprengung hatten bereits im Mai 1998 begonnen. Eine kurze Pressenotiz machte damals die Abrißpläne publik: „Sie sind ein weithin sichtbares Zeichen von Ratheim. Doch keiner weiß mit ihnen etwas anzufangen nach Zechenschließung. Deshalb sollen sie aus Kostengründen weichen.“ (HS-Woche, 6.05.1998)

Nur wenige Wochen vergingen und damit viel zu wenig Zeit, um sich das angekündigte Ereignis zu vergegenwärtigen und zu diskutieren und 80 Kilogramm Sprengstoff wandelten den Turm zu Schutt und Staub. Das Ereignis wurde als *Volksfest* in Szene gesetzt, der nahe öffentliche Raum in eine Bühne verwandelt. Neben einigen hundert Zuschauern verfolgte eine Schar

geladener Gäste das Schauspiel. Die mediengerechte Choreographie der Darbietung sollte kreisweit und via televisionärer Berichterstattung sogar landesweit ein deutliches Zeichen setzen für eine befreite Zukunft Hückelhovens - ohne die Altlast der 'gestorbenen' Zeche. Die Idee des kontinuierlichen Fortschritts proklamiert der SJ-Geschäftsführer eindringlich in seiner Festtagsrede, anknüpfend an immerwährende Wahrheiten, die vermeintlich alle Mittel heiligen: "Alles hat seine Zeit unter dem Himmel, eine Zeit zum Pflanzen, eine Zeit zum Ernten, eine Zeit zum Niederreißen und eine Zeit zum Bauen, eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz. ... Ich meine, die 'Zeit für die Klage' ist vorbei. Wir müssen den Blick nach vorne richten." (EN, 10.07.98) Mit seiner ans schicksalhafte anlehenden Wortwahl markiert er die Zäsur. Wie alle rhetorischen Bilder ist auch dieses ungenau. Die überspannte Metapher, die Beschwörung des gemeinsamen Schicksals in Predigermanier kann das historisch Gewachsene nicht einfach tilgen und übertünchen. Unter dem Vorwand, dies entspreche den Erwartungen der sogenannten 'einfachen Menschen' werden auch in diesem Fall genau jene vereinfachenden Denkweisen aufgetischt, die man den Zuhörern unterstellt. Das Bestreben, alles immer ganz einfach zu machen und die Mehrdeutigkeit einer historischen Wirklichkeit auf die beruhigenden Dichotomien des manichäischen Denkens zu reduzieren, war schon immer und überall typisch für eine reaktionäre Weltsicht. Auch hier konstituiert sich offensichtlich das Gegensatzpaar zwischen der weitsichtigen Perspektive einer aufgeklärten Elite und den kurzsichtigen Beweggründen der Bevölkerung. "40 Jahre Geschichte dahin in kaum 40 Sekunden." (RP, 10.07.98) Die Prognose - "bald werde kaum noch etwas an den Bergbau und an Sophia-Jakoba erinnern. Ein interkommunaler Industriepark werde entstehen" (EN, 10.07.98) erweist sich da als doppelbödige Tautologie.

Unterschiedliche Wahrnehmungen der Zechenschließung spiegeln sich entsprechend in den Schlagzeilen der lokalen Tagespresse: "Der Schmerz hielt sich in Grenzen: Das Alte muß dem Neuen weichen" (RP, 10.07.98); "Ein 'Leuchtturm' weicht dem Industriepark" (Super Sonntag, 12.07.98) und "Wir haben ein Stück Heimat verloren." (EN, 10.07.98) Die Sprengung manifestiert - unter welchem Betrachtungswinkel auch immer - die radikalste Form der Veränderung. Unter der Wucht der Detonation ist das Gefüge des Realen ins Wanken geraten.

Wieder ist das Brüllen der Vielen da draußen zu vernehmen, während drinnen im Festzelt die Geladenen sich nach der Zeremonie beglückwünschen und die Mission des Neuen feiern. Die Parole der Zukunft lautet *Veränderung* - Entwertung des Gestern und Heute inbegriffen. In diesem unerschütterlichen Optimismus, der am Gleichheitszeichen festhält, das zwischen Fortschrittsgläubigkeit und gesundem Menschenverstand gestellt wird, drückt sich die Kraft des Determinismus aus. Entschlossen gestalten, nicht vom Absoluten ins Relative zurückfallen, nur nicht die Zukunft an eine Haltung der Übereinkommen und Kompromisse verraten, lautet das Credo der Radikalität des Machens. Bedenken werden mit nachlässiger Geste unter Verweis auf die Trumpfkarte der Rentabilität hinweggefeht. Für das Machbare und Notwendige gibt es für die Repräsentanten der betroffenen Bevölkerung keine objektiven Beschränkungen, sondern

nur subjektive und damit aufhebbare Widerstände. Die ersatzlose Streichung und Negierung der ehemals deutlich spürbaren Identifikationskraft ist evident: die demoralisierende Wirkung der Zerstörung der markanten Architektur, die Schaffung und Herstellung eines topographischen Zustandes als sei überhaupt nichts gewesen, kein alle Blicke fesselndes industrielles Objekt. Die Headline der AZ mit Aufmacherqualität vom 10.07.98 - „Bergbausymbol in die Knie gezwungen“ - gibt dieser Dynamik lakonisch Ausdruck.

Der Rückbau des Zechengeländes zu einem *imaginären Territorium* vollzieht sich mit forciertem Tempo, viel zu schnell für die Trauerarbeit der *freigesetzten Kumpel*. Ihnen wird ein naives Akzeptieren des nunmehr neuen Sichtbaren zugemutet. Es bleibt nur die Sicherung durch Erinnerung. Viele sprachen sich für eine Sanierung des Zeckenkomplexes aus. Sie hatten nicht mitreden dürfen. So auch die Mitglieder des Vereins der Bergbau- und Mineralienfreunde Hückelhoven, die sich auf ihre Fahnen geschrieben haben, wenigstens den Zwillingsturm VI als artifizielle Marke zu retten. Im Verbund mit Denkmalschützern und der Bevölkerung, deren Mandat mittels Unterschriftensammlungen eingeholt wurde, formierte sich Widerstand.²⁶¹ Dem Begehren gegenüber stehen die Sachargumente der kommunalen Verwaltung, die in einer Nutzungsbilanz die Kosten zur Unterhaltung des Industriedenkmals auf ca. 250.000 DM jährlich veranschlagte.

Vor der symbolisch aufgeladenen Wendemarke des 21. Jahrhunderts sollte sich ein Stadtpanorama darbieten, das freigeräumt und gesprengt ist vom Ballast der nahezu hundertjährigen Zechendominanz. Seinerzeit war die Förderanlage errichtet worden im Rahmen des Projektes „Sophia - Jacoba 2002“. Für das neue Projekt des ‘interkommunalen Industrieparks’ - was immer sich hinter dem Wortgetüm verbirgt - und dessen Entstehungskosten auf 25 bis 30 Millionen DM geschätzt werden, wagt heute anscheinend niemand ein Verfallsdatum zu benennen.

²⁶¹ Nachtrag: Am Donnerstag (3.12.1998) wurde auch der zweite Förderturm gesprengt. „Anders als bei der Sprengung des Förderturms an Schacht IV waren die Reaktionen der Zuschauer eher verhalten - keine Tränen, keine ohnmächtigen Aufschreie. Alle wußten: Trotz zahlreicher Unterschriften, die der Arbeitskreis ‘Pro Schacht VI’ noch im Sommer gesammelt hatte, war das Aus nicht mehr aufzuhalten.“ (Super Sonntag, 6.12.1998)

3.2.2.3. Deindustrialisierung als Faktor der Regionalentwicklung?

3.2.2.3.1. Deindustrialisierung

Ein Gefühl, daß etwas vorbei ist und ein Danach gerade beginnt dominiert das gegenwärtige Empfinden. „Die Industriemoderne zerfällt. Aber etwas anderes entsteht.“ (Beck 1993, S. 13) Der Niedergang der Großbetriebe im Kreisgebiet, beginnend mit der Schließung der Zeche „Carolus Magnus“ (1962) in Übach-Palenberg,²⁶² sich fortsetzend mit der Zerstückelung des Akzo Unternehmens und die Schließung der Zeche „Sophia-Jacoba“ markieren den umfassenden Strukturwandel in der Region. Eine träge Zeitlosigkeit scheint der Region jede Dynamik genommen zu haben - und damit auch jede Entwicklung. Dennoch: Die Phase der ‘Deindustrialisierung’ (Grabher 1988) war voraussehbar, traf unerklärlicherweise das Gros der Kreisbevölkerung und der Politiker gleichermaßen unvorbereitet. Politischer Attentismus lag über der Region. Wartezeit. Dann ein abruptes Aufwachen, Alarmstimmung. Das Szenario des industriellen ‘roll-back’ als Kontinuitätsbruch mit bislang gültigen großtechnischen Gewißheiten, droht die wirtschaftliche Potenz im Raum Heinsberg existentiell zu gefährden. Vieles bleibt nicht so, wie man es gewohnt ist und im Grunde für gut befunden hat und keiner weiß so recht, warum das geschieht. „Das neue Schema von globaler Geltung konnte sich unbemerkt in unser Leben einschleichen. Wir leben in einer neuen Welt, die von diesen Kräften nach unbekannten

²⁶² Die 1911 gegründete Zeche „Carolus Magnus“ wurde bereits 1962 geschlossen. Nach zwischenzeitlich über dreißig Jahren kommunaler Stadtplanung, dem Abriß von damaligen Zechengebäuden, der Errichtung neuer Verkehrsachsen - teilweise mitten durch ehemalige Bergmannssiedlungen - im Zusammenwirken mit individuellen Sanierungsmaßnahmen haben den Charakter geschlossener Siedlungskomplexe aufgeweicht. Auf dem ursprünglichen Zechengelände sind noch das ehemalige Verwaltungsgebäude, die Waschkaue und der Wasserturm vorhanden. Derzeitige Nutzungsüberlegungen der Landesentwicklungsgesellschaft gehen in Richtung Gewerbepark. Bürgerinitiativen setzten sich in der Vergangenheit massiv für den Erhalt der zechentypischen Bauwerke ein. Während erste Planungsentwürfe eine ungebundene Nutzung des Areals favorisierten, ist mittlerweile allen Varianten gemeinsam, daß der *schwarze Wasserturm* erhalten werden soll, daß die Waschkaue umfunktionalisiert wird und im Gelände Grünanlagen großzügig Platz eingeräumt werden soll. Dieser Planungsstand wurde nicht zuletzt von Bürgern durchgesetzt, die trotz aller Umstrukturierungsmaßnahmen in ihrer Stadt die Wurzeln ihres unmittelbaren Lebensraumes, nämlich Zechenort gewesen zu sein, nicht abstreifen wollten.

Regeln regiert wird, agieren und reagieren aber, als ob nichts wäre, und träumen noch immer nach den Regeln einer längst nicht mehr gültigen Ordnung und Wirtschaftsstruktur vor uns hin.“ (Forrester 1998, S. 60)

3.2.2.3.2. Aufgabenstellung: Requalifizierung der Region

„Damit ist jedoch nicht zwangsläufig ein Abschied aus der Industriegesellschaft verbunden. Die wirtschaftliche Anpassungsdynamik spricht dafür, daß wir auch künftig in einer Industriegesellschaft leben werden. Allerdings wird sich diese Gesellschaft grundlegend neu formieren. Deshalb kann auch die gegenwärtige Entwicklung nicht als technologisches Phänomen interpretiert werden, sondern sie ist ein komplexer Umbruch, der alle Lebensbereiche der Industriegesellschaft betrifft. (Kruse 1990, S. 7ff.) Die alte Weltordnung nach industriellem Gusto ist passé, ihre strukturierende Kraft aufgebraucht. „Wir leben zwar *noch* in einer nationalistisch organisierten Industriegesellschaft, aber wir leben auch *schon* nicht mehr in ihr.“ (Beck 1994, S. 22) Die *Modernisierung der Moderne* vollzieht sich nach eigenen Regeln und Maßstäben. Die Tradition der Industriegesellschaft, verstanden als „Linearitätsmodell ... fortschrittsgläubiger Immer-weiter-Modernisierung“ (S. 38) verläßt die Bahn ökonomischer Berechenbarkeit. „Das Tabu, das damit gebrochen wird, ist die stillschweigende Gleichsetzung von Latenz und Immanenz sozialen Wandels. Daß der Übergang von einer Gesellschaftsepoche in eine andere sich unpolitisch und ungewollt, vorbei an allen politischen Entscheidungsforen, Konfliktlinien und parteipolitischen Kontroversen vollzieht, widerspricht dem demokratischen Selbstverständnis dieser Gesellschaft.“ (S. 23)

Änderungen erscheinen immer bedrohlich und für viele sind sie es auch wirklich. Dem Bedrohlichen einen Namen zu geben, ist ein probates Mittel, diffuse Ängste zu bannen. Dazu eignet sich das Schlagwort der *Globalisierung* besonders gut. Jeder macht sich eine eigene Vorstellung darüber, welche Indikatoren dem Phänomen der Globalisierung zugeordnet werden können. Trotzdem oder gerade deshalb, der Konstitutionierungsprozeß - genannt reflexive Modernisie-

rung - umspannt bereits den Globus. Logischerweise wäre nun der Begriff der *Globalisierung* zu erläutern, und so fortzufahren ergibt sicherlich Sinn. Aber diese Ausführungen führen thematisch zu weit ins Unwägbare, denn eine Diagnose könnte schließlich nur lauten, alles ist im Fluß, alles ist im Wandel begriffen!

Klar zu sein scheint nur soviel, die *Globalisierung* ist selbst nur eine Folge dieser Entwicklung und nicht die Ursache.²⁶³ Deshalb soll die Perspektive wieder auf den ländlichen Kreis gerichtet werden, geschaut werden, was dort geschieht oder eben nicht geschieht. Denn die weitere Folgerung lautet, „daß die Zuordnung von Räumen, Nutzungen und Entwicklungsgeschwindigkeiten in Bewegung geraten ist. Es kommt zu einer stärkeren Entfaltung der Konkurrenz von Räumen und damit entsteht das Bedürfnis, den ‘eigenen’ Raum von anderen abzugrenzen.“ (Ipsen 1997, S. 75) Hier rücken nicht Global- sondern Partikularstrukturen ins Blickfeld.

Festzementiert geglaubte Fundamente wanken. Einen Weg zurück in die alten Sicherheiten gibt es nicht mehr.²⁶⁴ Die Erwartungen der Menschen „sind zum einen gekennzeichnet durch die Hoffnungen, daß, wenn auch erst nach einer

²⁶³ Pierre Bourdieu (1998, S. 43) definiert den Charakter der Globalisierung folgendermaßen: „Sie ist ein Mythos im starken Wortsinne, ein Machtdiskurs, eine ‘Ideenmacht’, eine Vorstellung, die gesellschaftliche Macht besitzt, die Glauben auf sich zieht.“

²⁶⁴ „In unseren Augen ist die Arbeit nämlich noch immer an das Industriezeitalter geknüpft, an den von Immobilien und konkret faßbaren Gegenwerten geprägten Kapitalismus. An jene Zeit, in der das Kapital mit offenkundigen Garantien verbunden war wie solide angesiedelte Fabriken, leicht auffindbare Orte: Fabrikanlagen, Bergwerke, Banken, Gebäude, die in unserer Landschaft verwurzelt, in die Kataster eingetragen waren. Wir glauben, noch immer in dem Zeitalter zu leben, als man deren Fläche schätzen, ihre Lage festmachen, ihre Kosten ermitteln konnte. Handel und Geldverkehr folgten nachvollziehbaren Kreisläufen. ... All das erfolgte mitten unter uns, in der uns vertrauten Geographie, in vertrauten Rhythmen - auch wenn sie bisweilen überzogen waren. Und es äußerte sich in unserer Sprache, in unserer Ausdrucksweise. Wir erlebten zwar eine häufig desaströse Verteilung der Rollen, aber wir erlebten sie alle als Figuren desselben Romans. Nun ist diese Welt, in der die Orte der Arbeit und die der Wirtschaft zusammenfielen, wo die Arbeit vieler Akteure für die Entscheidungsträger unersetzlich war, aber wie weggezaubert. Noch immer glauben wir, in dieser Welt zu leben, in ihr zu atmen, ihr zu gehorchen oder sie zu beherrschen - aber sie existiert nicht mehr, oder nur noch scheinbar, und das unter Kontrolle der wahren Kräfte, die sie auf diskrete Weise lenken und ihr Scheitern betreiben. Mit ihr sind auch die Modelle der Übergangszeit wie weggezaubert, die ihr nach und nach auf dem Weg zur Welt von heute gefolgt sind, zur Welt des Multinationalen, des Transnationalen, des absoluten Liberalismus, der Globalisierung, des Virtuellen. ... Die völlig neue Welt, die im Zeichen der Kybernetik, der Automatisierung, der revolutionären Technologien entsteht und die nun die Macht ausübt, scheint sich versteckt zu halten, sich in abgeschotteten, ja esoterischen Zonen zu verschanzen. Sie stimmt nicht mehr mit uns überein.“ (Forrester 1998, S. 31ff.)

(längeren) Krise, sich der frühere Zustand wiederherstellen werde, zum anderen durch das diffuse und latente Gefühl, daß genau dies nicht mehr möglich sein werde.“ (Dettling 1995, S. 43)

3.2.2.3.2.1. Fragestellung: Neue Regionalpolitik?

Die Vertreter und ‘Macher’ der Politik sehen dem Geschehen mehr oder weniger hilflos zu. Sie driften, wie sie konsterniert registrieren, von zentraler Position an die Peripherie. Diese Entwicklung wurde am Beispiel der Zechenschließung umrissen, aber die Entmachtung des politischen Systems herkömmlicher Machart hat tieferliegende Strukturen. Es sind insbesondere die *sichtbaren Probleme*, die den Glanz und die Wirkmächtigkeit der Raumbilder der Moderne abblättern und stumpf werden lassen. Die Politik ist entzaubert, sie ist nicht mehr Hoffnungsträger und verliert somit ihre hegemoniale Stellung. „Modern zu sein, war (und ist zum überwiegenden Teil heute noch) das politische Ziel. Gerade die fordistische Moderne ist jedoch in die Krise geraten, und diese Krise läßt die Räume, die sich dem Modell der Moderne zugewandt haben, nicht los, sie bindet die Kräfte und vor allem die Phantasie.“ (Ipsen 1997, S. 34) Dabei steht die Qualifizierung der Region als wichtige post-fordistische Aufgabe an, die gerade viel politische Phantasie, Verfahrenskreativität und Gestaltungsfähigkeit erfordert. „Die kommunalen Gebietskörperschaften müssen ... nach neuen Wegen und Feldern suchen, um gleichzeitig mit dem Kampf um internationale Wettbewerbsfähigkeit den sozialen Frieden und die kulturelle Identität zu erhalten. (Sieverts 1998, S. 160)

Beinahe zwangsläufig kommt in diesem Spannungsbogen der moralische Aspekt als Bewertung der exekutiven Tätigkeiten ins Spiel. „Der Fortschritt der Vernunft nimmt selbst unvernünftige Züge an: Die ökonomische und soziale Entwicklung gerät in Schwierigkeiten, die krisenartig die Stabilität des sozialen Bandes bedrohen; das politische Handeln erweist sich angesichts zunehmender Bürokratisierung den drohenden Krisen als kaum mehr gewachsen. Der Mensch fühlt sich diesen fatalen Entwicklungen hilflos ausgeliefert.“

(Schönherr-Mann 1996, S. 11f.) Dessen ungeachtet setzt Politik beharrlich und mit fatalem Trotz nahezu ausschließlich auf veraltete wirtschaftspolitische Instrumente, propagiert eingefahrene Muster und zieht die 'alten Register'. Flankierende Fördermaßnahmen seien notwendig, heißt es, um die Umweltbedingungen für Betriebe - soweit dies im Rahmen steuerungspolitischer Vorgaben möglich erscheint - positiver zu gestalten. Die Lehrbuchweisheit lautet schließlich: „Eine Volkswirtschaft funktioniert nur, wenn der Staat den 'Wirtschafts- und Lebensraum' sichert.“ (Afhelt 1997, S. 68) Dann sorgt die Wirtschaft schon für den erstrebten allgemeinen Wohlstand, so das Kalkül der Anhänger der klassischen Marktwirtschaft. Doch die 'Marktwirtschaft entläßt ihre Kinder' (Afhelt 1997), der unterstellte Kausalzusammenhang ist zerbrochen. Es reicht nicht mehr aus, wenn Politik vertrauensvoll abwartet bis der Aufschwung im Marktgeschehen die Probleme löst. Irritiert beginnt man allmählich, über die Grenzen der Regionen hinweg zu schauen.²⁶⁵

Obwohl ein schlüssiges Konzept nicht zur Verfügung steht ist doch irgendwie erahnbar, daß die Grenzen aller Maßnahmen im Bereich der regionalen Wirtschaftspolitik eng mit der überregionalen Entwicklung der Märkte korrelieren. Und es ist auch irgendwie richtig, gemäß der Devise zu planen, daß „die beste regionale Wirtschaftspolitik ... immer noch eine globale Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik“ (Gatzweiler 1986, S. 41) ist. *Regionalpolitik* ist dabei das entscheidende Stichwort. Der Regionalbegriff indessen verdeutlicht ein duales Prinzip, in dem „sowohl die infrastrukturellen Gegebenheiten einer Region, wie die Einstellungen und Bedeutungsmuster der Bevölkerung ... relevante Einflußgrößen darstellen.“ (Gängler 1990, S. 167)²⁶⁶ Stiens kritisiert berechtigterweise die einseitige Fixierung staatlicher Förderstrategien auf wirtschaftliche

²⁶⁵ Das Verhältnis zu den Niederlanden, insbesondere zur Provinz Limburg (Euregio, Arbeitsgemeinschaft Grenzland Kreis Heinsberg - Limburg, Zweckverband 'Naturpark Schwalm-Nette' u.a.) erfährt in diesem Rahmen eine Renaissance.

²⁶⁶ Gängler (1990, S. 167) erläutert sein Konzept von Regionalität: „Es läßt sich verdeutlichen an seinen beiden Polen: als Frage nach der Angebots- und Infrastruktur (sozialer Bereich), die im Kontext einer 'Regionaltopographie' erschlossen werden und als Frage nach den Umgangsweisen mit und Einstellungen zu sozialen Problemen, ... die im Kontext der vorherrschenden 'Regionalmentalität' deutlich werden. Erst über die Kenntnis der Regionaltopographie und der Regionalmentalität eröffnet sich ein Zugang zur regionalen Bewältigung sozialer Probleme“.

Aspekte. Regionalisierung von 'oben' - betrieben von zentralstaatlichen Fachpolitikern - vernachlässigt außerökonomische Entwicklungsgrundsätze und gelangt deshalb nicht selten zu unangemessenen Beurteilungen. Vielmehr gilt es diese Schieflage abzutragen, ersatzweise regionseigenes Entscheidungspotential, regionale Selbständigkeit und lokale Initiativen zu berücksichtigen und zu fördern (Stiens 1984). *Regionalisierung* lediglich als wirtschaftliches Projekt definiert, „wendet sich nicht nur gegen die Stadt, sondern auch gegen das Dorf und gegen die wirkliche Region. Der gleich- und glattmachende Hobel der Regionalisierung läuft auf eine Flächenurbanisierung ... hinaus. Jedes Dorf wird Stadt, alles wird gleich.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 49)²⁶⁷ Unter dieser Perspektive bedeutet Dezentralisierung als Voraussetzung für Regionalisierungstendenzen nur eine entwicklungsreduzierende Variante, bedeutet Blockierung statt förderlicher Kulisse²⁶⁸.

Verfolgen wir zunächst diese Linie und erkennen, daß es unter den gegenwärtigen Krisenlagen Sinn macht, wenn staatliche Verantwortung wirkungsrelevant und mit dem notwendigen ordnungspolitischen Ermessensspielraum ausgestattet in die einzelnen Regionen zurückgegeben wird. Dezentralisierung von Kompetenzen ist die Grundlage für eine Regionalpolitik, die notwendige Koordinations- und Bündelfunktionen übernimmt, um im regionalen Diskurs fördernde Bedingungen setzen zu können. Als Grundlage von Regionalpolitik ist eine enge Kooperation mit örtlichen Behörden, Betrieben, Bürgern und anderen Einrichtungen zu konstatieren. „Für die regionale Politik ist die Partizipation sowohl aus politisch emanzipatorischen Aspekten wie auch aus sachlichen Gründen wichtig.“ (Kruse 1990, S. 174) Um raumordnungspolitischen Ansätzen Effizienz zusprechen zu können, sind allerdings noch grundlegende Koordinationsprobleme im Rahmen einer Funktionalreform zu bewältigen. Die

²⁶⁷ „Aus dieser Perspektive sind neue Flächeninanspruchnahmen grundsätzlich kritisch einzuschätzen. Denn sie sind verbunden mit der Abnahme der potentiellen ökologischen Ausgleichsflächen für den Klima- und Wasserhaushalt, einem weiteren Rückgang der naturnahen Flächen und der Artenvielfalt, einer zunehmenden Bodenversiegelung mit der Folge eingeschränkter Grundwasserneubildung. Die anhaltende Zersiedelung zerstört zusammenhängende natürliche Lebensräume und führt zu längeren Wegen für Versorgungs-, Arbeits- und Freizeitfahrten.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 48)

²⁶⁸ Über Ansätze einer Politik für den ländlichen Raum siehe ausführlich Maier (1996).

übergeordneten Fachressorts (vertikale Zuständigkeit) müssen den regionalen Planungsträgern (horizontale Ebene) Kompetenzen abtreten. „Dabei ist festzustellen, daß mehr als Einzelelemente einer Arbeitsdefinition dessen, was eigentlich eigenständige regionale Entwicklung sein soll, derzeit nicht vorliegt.“ (Richter/Schmals 1986, S. 218) Von einer solchen notwendigen politischen und administrativen Reform der Regionen ist die Wirklichkeit noch weit entfernt. „Regionalplanung in Deutschland stagniert, intellektuell-wissenschaftlich, verwaltungsmäßig und vor allem politisch.“ (Sieverts 1998, S. 143) Dieser Weg ist deshalb einstweilen als utopisch oder doch als zu langfristig zu bewerten. Wenn dem so ist, dann stehen in der Region die Träger Öffentlicher Belange (TÖBs) nach wie vor in maßgeblicher Verantwortung, staatliche Politik effizient und praktikabel umzusetzen. Denn Problemwahrnehmung allein ändert zunächst kaum etwas. Was fehlt sind wirkungsvolle, politische Programme und Steuerungsinstanzen. Bürokratien ändern sich nur sehr langsam. Zu fragen ist insbesondere, können verwaltungskonforme Institutionen (Apparate) diese Aufgabe bewältigen? Denn ein grundsätzliches Dilemma besteht weiterhin in der Diskrepanz zwischen den Steuerungs- und Organisationsmodellen der Verwaltungen (traditionelle Denkstrukturen, hierarchische, regelgebundene Entscheidungsstrukturen, wenig Flexibilität)²⁶⁹ und den flexiblen Systemen moderner Marktwirtschaft. „Eine arbeitsteilige Großbürokratie ist aufgrund ihrer inneren Struktur auf Konstanz gesellschaftlicher (und wirtschaftlicher) Verhältnisse angelegt. Nur unter diesen Bedingungen ist eine Vorhersehbarkeit gegeben, die eine umfassende Regulierung möglich macht.“ (Kruse 1990, S. 87) Diese Prämisse ist genau nicht gegeben. Staatliche Dienste verlieren buchstäblich dann ihre Leistungsfähigkeit, wenn die Grundvoraussetzungen ihrer originären funktionalen Bestimmung obsolet werden. Starre Bürokratien stehen den Wandlungsprozessen des ‘flexiblen Kapitalismus’ (Sennett 1998) deshalb weitgehend hilflos gegenüber.

²⁶⁹ Vgl. Mayntz (1985).

3.2.2.3.2.1.1. Förderpolitik

Innerhalb dieses begrenzten und begrenzenden Feldes möglicher struktureller Politikgestaltung, ist dennoch für das Untersuchungsgebiet des Kreises Heinsberg festzustellen, daß mittlerweile Anzeichen vernehmbar sind, die als Reaktion auf den sich vollziehenden Umstrukturierungsprozeß verstanden werden können. Beispielsweise wurde 1978 eine Wirtschaftsförderungsgesellschaft konstituiert, die als eigene Rechtsperson - organisiert als flexible GmbH - öffentlich wirken soll mit der Aufgabenstellung, Entwicklungspotentiale zu erschließen. Intermediär angelegt, zwischen staatlichen Vorgaben und regionalen wirtschaftlichen Bestrebungen koordinierend, nimmt die Wirtschaftsförderungsgesellschaft eine Schnittstellenposition ein. Ihre konkreten Aufgaben erschöpfen sich nicht nur darin, über Förderprogramme zu informieren und Projekte zu unterstützen, sondern Ziel soll es sein, quasi ein regionales 'Standortmarketing' (Kruse 1990) in enger Zusammenarbeit mit den Kommunen und Betrieben zu konzipieren. Die durch Landesförderung ermöglichte 'Technologie-Initiative Kreis Heinsberg' konnte 1996 - erstmals in NRW - als freiwilliger Kooperationsverbund der Technologie-Transferstellen und Institutionen in einem Kreisgebiet realisiert werden. „Grundlage ist alle Förderung des Landes für die Transferaußenstellen der RWTH Aachen in Geilenkirchen und der Fachhochschule Aachen in Hückelhoven sowie der Technischen Entwicklungsgesellschaft in Geilenkirchen. Vierter Partner der Technologieinitiative ist die Wirtschaftsförderungsgesellschaft für den Kreis.“ (AZ, 20.01.1998) Daneben ist ein Austausch mit bereits vorhandenen Gründer- und Technologiezentren (GSZH), Beratungszentren (z.B. ESC), diversen Industrie- und Gewerbeparks, sowie dem zentralen Touristikbüro (HTS) obligat. „Beim Wettbewerb der Kommunen ... um ansiedlungswillige Betriebe warb der WFG-Chef für einen 'fairen Umgang miteinander'. Dabei gehe der Kreis nach folgenden Kriterien vor: faire Einbeziehung aller geeigneter Standorte im Kreis. Städte und Gemeinden genießen bei eigenen Projekten Wettbewerbsschutz. Bleiben Städte und Gemeinden bei eigenen Bemühungen erfolglos, wird die WFG des Kreises

eingeschaltet, um eine entsprechende Ansiedlung beziehungsweise eine drohende Verlagerung zu erhalten.“ (HS-Woche, 3.05.1995)²⁷⁰

Aber diese Entwicklungsvorstellung hat eine deutlich ausgeprägte Kehrseite: „Hier greifen symbolische Strategien, welche die reale Ohnmacht der Politik angesichts grenzenloser Dominanz des Ökonomischen kaschieren und zur allgemeinen Beschwichtigung eingesetzt werden.“ (Lindner/Breyvogel 1998, S. 277) So kritisiert Marten (1997.) die universelle Austauschbarkeit dieser ‘runderneuten’, aus Raum- und Stadtplanerperspektive längst nicht mehr innovativen Ideen (Technologiezentren, Industrieparks u.a), denen seit langem schon der Ruch modischer Instrumentarien anhängt.²⁷¹ Als Planer weiß er um die allzu leichtfertige Akzeptanz dieses formalen und scheinbar universellen Konzeptes, dessen Wirkungen allzu oft überschätzt werden. Ähnliche Projekt stellen sich immer dar als ‘Zentrum für Innovationen’, dem gewöhnlich allseits wohlklingend strategische Beiträge zum Aufbau einer wirtschaftsnahen Infrastruktur wolkig zuerkannt werden. Der Typus Lokalpolitiker skizziert dann schließlich und endlich - immer und überall - Zukunftsperspektiven, äußert Hoffnungen auf eine ‘Trittbretchance’ (hier vom Technologiestandort Aachen) und beschwört eigene Initiativen und die Realisierung endogener Potentiale der Region. „Der Zwang, schnelle Lösungen präsentieren zu müssen, lenkt von den eigentlichen Problemen ab, beugt jeder Klarschicht vor und lähmt die Kritik. ... Das Hauptaugenmerk richtet sich darauf, die Dinge zu verfälschen, zu umge-

²⁷⁰ Zwischen den Zeilen des Artikels ist herauszulesen, daß vermutlich eine kooperative Zusammenarbeit der Kommunen nicht reibungslos funktioniert. Zu verlockend dürfte es sein, den eigenen Industriepark zu füllen und die Interessen anderer Orte als zweitrangig einzustufen. „Den Entwicklungen liegt ... der Sachverhalt zugrunde, daß die Kommunen je ihren eigenen Vorteil suchen müssen. In ihrer Konkurrenz ist die Neigung begründet, die Vorteile ihrer peripheren Lage gegenüber den Siedlungszentren auszunutzen und Wohn- und Gewerbegebiete auszuweisen, die den Prozeß der Siedlungserweiterung samt seinen Folgen nur vorantreiben können.“ (Sieverts 1998, S. 19)

²⁷¹ „Technologiepark, Region und Grünzug sind einerseits globale Glattmacher, berufen sich andererseits auf Arbeitsplatzmangel vor Ort, Lokalität als Widerstand gegen die großen Zentren, auf die säkulare Wachablösung des Industriezeitalters durch postindustriellen Naturbezug. Die Kurzschließung von globalen und lokalen Interessen ist sowohl eine intellektuell eingängige Botschaft als auch ein unerbittliches Erfordernis der Vermarktung von Flächen in Konkurrenz- und Krisensituationen. Das Bündnis hat für beide Seiten Vorteile: Die lokalen Interessen erhalten gegen die übliche kommunale und betriebliche Ignoranz Beistand in ihrem Drängen auf Erhaltung, Naturschutz, Identität. Die regionale Neuverwertung braucht die geretteten Werte.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 49)

hen und zu vermeiden, doch das Entscheidende wird dabei nicht angesprochen. Aber was noch schlimmer ist: Man hält die Probleme für gelöst.“ (Forrester 1998, S. 76f.)

Ein Schema wird deutlich, das sich ständig wiederholt und somit den mutmaßlichen Wettbewerbsvorteil konkurrierender Räume wieder nivelliert.²⁷² So auch im Kreis Heinsberg. Tatsächlich fußen die bescheidenen Erfolgsmeldungen der regionalen Wirtschaft (Stoll Com AG in Erkelenz, TA Telearbeit in Geilenkirchen, das Siemens Bahnprüfzentrum in Wegberg u.a.) wesentlich auf Förderprogrammen. „Der Kreis Heinsberg war im Jahr 1997 der deutliche Schwerpunkt des regionalen Wirtschaftsförderprogramms Nordrhein-Westfalen im Regierungsbezirk Köln. So wurden im Kreis Heinsberg im vergangenen Jahr zur wirtschaftlichen Stärkung von kleinen und mittleren Unternehmen 29.152.400 DM aus Fördermitteln zur Verfügung gestellt.“ (AV, 12.02.1998)²⁷³ Damit ist deutlich die Gefahr einer kontraproduktiven Tendenz zur Abhängigkeit von staatlichen Alimentierungen aufgezeigt. Die eigenen Kräfte werden falsch eingeschätzt. Auf diesen ‘Geldregen’ sich stützende Entwicklungskonzepte implizieren Blockierungsmomente spätestens dann, wenn morgen entsprechende Förderungen nicht mehr zur Verfügung stehen. Erforderliche Flexibilität in den Strategien zur Raumentwicklung darf nicht mit schlichter Mobilität verwechselt werden. Aber exakt diese Gleichsetzung wird betrieben.

²⁷² „Räumliche Polarisierungen (sind) nicht mehr in erster Linie zwischen, sondern innerhalb gleicher siedlungsstruktureller Raumkategorien festzustellen: zwischen ländlichen Räumen, zwischen Städten und Stadtregionen und zwischen Stadt und Umland. Der internationale Wettbewerb spielt sich als Konkurrenzkampf zwischen Standorten und Regionen ab, die um die gleichen Arten von Funktionen konkurrieren. Konkurrenz und Kooperation finden sich insofern in einem vielseitigen Spannungsfeld.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 38)

²⁷³ Dettling (1995, S. 102) bemerkt zur ‘Magie der großen Zahl’: „Aufgabe von Programmen ist es, die Schnittmengen zwischen dem Aktivitätspotential der von Arbeitslosigkeit Betroffenen und dem gesellschaftlichen, ökonomisch darstellbaren Bedarf an Arbeit zu ermitteln. Dabei kommt es vor allem auf die richtigen Anreizstrukturen an - und nicht nur auf die Höhe der für die Arbeitsmarkt-Integration zur Verfügung stehenden Mittel.“ Richtig ist gleichzeitig auch die Tendenz der Kapitalintensivierung von Arbeitsstellen. Afhelt (1997, S. 50f.) folgert: „Mit der Modernisierung steigt zwangsläufig die Kapitalintensität, der Anlagewert je Arbeitsplatz. Die steigende Kapitalintensität gefährdet ... auf Dauer die Schaffung ausreichend vieler neuer Arbeitsplätze, weil die Investition in Arbeitsplätze zu teuer wird. ... Denn 200 Mio. DM Investitionen für 200 Arbeitsplätze, also 1 Million je Arbeitsplatz, sind nicht einmal ein Spitzensatz.“

3.2.2.3.2.1.2. Verkehrspolitik

Demgemäß bildet die Verkehrserschließung die wichtigste Vorgabe einer flächendeckenden Modernisierung. Flankierend und den Trend stützend, wird insbesondere der Ausbau der A 46 in Ost-West-Richtung vorangetrieben. Verkehrswegen²⁷⁴ wohnt offenbar eine besondere Symbolkraft inne. „Heute betrachten wir die Straße als grundlegendes Element der nationalen oder regionalen Infrastruktur. ... Sie repräsentiert eine Ordnung, die sowohl die politische als auch die wirtschaftliche Ordnung transzendiert.“ (Jackson 1998, S. 103f.) 1963 begannen die Planungen für die *Selfkantautobahn*. 1979 konnte die A 46 bis Hückelhoven fertiggestellt werden, um schließlich nach weiteren 17 Jahren an die westlichen Gebiete des Kreises anzuknüpfen. Anlässlich der Eröffnung dieses 10,5 km langen Teilstückes (26.02.1996) gaben politische Repräsentanten ihren Erwartungen und Hoffnungen Ausdruck: „Die Redner von Bund und Land unterstrichen die Bedeutung der ‘Selfkantstraße’ angesichts der auslaufenden Kohleförderung der Zeche Sophia-Jacoba im kommenden Jahr. Die Autobahn sei nun das ‘belebende Element’ für den Strukturwandel in der Region. Sie soll dazu beitragen, daß ‘neue Arbeitsplätze dort entstehen, wo die Menschen ihre Heimat haben’. Damit die ‘Selfkantautobahn’ eine echte Europastraße wird, werden zur Zeit intensive Gespräche mit den Niederlanden über einen Anschluß an das dortige Fernstraßennetz geführt.“ (Super Mittwoch, 28.02.1996)

Das Argument nachhaltiger beschäftigungspolitischer Effekte legitimiert ein Verkehrsprojekt, dessen Sinn und Nutzen allerdings konträr diskutiert wird. Die klassische Verkehrsplanerformel *Verkehrsweg = Verkehr = Wohlstand* (Marten 1997) geht nicht immer auf. Allzu oft stellen sich unerwünschte Rückkopplungseffekte ein, die in ihrer Summation nur als dysfunktionale Infrastrukturplanung charakterisiert werden können.²⁷⁵ Entsprechend kritische Kommentierungen sind auch der Lokalpresse zu entnehmen.

²⁷⁴ Vgl. u.a. Lay (1994).

²⁷⁵ Für das Kreisgebiet, interpretiert als Teilgebiet wirtschaftlicher Verflechtungen gilt: „Alles, was außerhalb des jeweils aktivierten Systemzusammenhangs steht, wird im Prinzip nicht



Die A 46 als Anbindung an das Fernstraßennetz.

„Wirtschaftliche Impulse oder Ärger - was bringt die Fortführung der Autobahn? Entwickelt sie sich zur vierspurigen Lebensader des Kreises Heinsberg oder wird sie zur Transitstrecke von den Niederlanden ins Ruhrgebiet? Trägt sie zur Entlastung vielbefahrener Straßen bei oder wird sie neue Verkehrsprobleme heraufbeschwören?“ (Super Mittwoch, 21.02.1996)²⁷⁶

wahrgenommen. ... Das bedeutet auch, daß diese Sicht (der Region; A.F.) als eines großen Produktions- und Konsumationssystems zum ‘Ausblenden’ aller nicht unmittelbar zum technischen und wirtschaftlichen Funktionieren beitragenden Qualitäten führt. Hierzu gehört z.B. auch die Erlebnisqualität der Wege, die nur als technisches, zeit- und raumüberwindendes Instrument gesehen und nicht als Stück Einheit von Lebensraum und Lebenszeit begriffen werden. Dies gilt im Prinzip für den gesamten öffentlichen Raum, soweit er nicht für Zwecke des Marktes instrumentalisiert wird.“ (Sieverts 1998, S. 88)

²⁷⁶ Tatsächlich tragen die Berufspendlerströme - zunehmend auch der Freizeitverkehr - am stärksten zu den Verkehrsbelastungen bei. „Die verbesserte Verkehrsinfrastruktur und die hö-

3.2.2.3.2.2. Region als Gemeinwesen?

Zu wenig Aufmerksamkeit wird den individuellen Lebenslagen der Bevölkerung geschuldet. Individuelle Lebensplanungen kreuzen sich in dieser Umbruchphase mit wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Entwicklungen im definierten Raum. Als basale Prämisse fehlt noch die Entdeckung des sozialen Faktors für den *Erfolg einer Region*. „Die Institutionen und ihre starren Regeln sind noch widerspenstig. Politikverdrossenheit drückt demnach nicht Verdrossenheit gegenüber dem Politischen aus, sondern Unmut gegenüber Institutionen, die über keine Synapsen verfügen, an denen sich die gleiche Urteilskraft zum Austausch andocken könnte.“ (Sieren 1994, S. 118)

Im bisherigen Modell des „ordnungspolitischen Dualismus war die Gesellschaft nicht vorgesehen. Sie war ein leerer Raum, genauer: sie begegnete den Menschen vorzugsweise als Wirtschaft oder als Staat. Die Gesellschaft wurde konzeptionell betrachtet als ein Ort, an dem Probleme entstehen, von dem für die Wirtschaft oder für den Staat gefährliche Entwicklungen ausgehen können, die die Wettbewerbsfähigkeit, die innere Sicherheit, die gemeinsamen Wertgrundlagen bedrohen. Sie wurde nicht gesehen als Ort und als Chance, soziale Lösungen zu produzieren, Initiative und Engagement zu wecken und die Menschen zu kooperativem Handeln zusammenzubringen.“ (Dettling 1995, S. 62f.) Herausbilden muß sich daher ein *neues Mischungsverhältnis* zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Verantwortung. Die Alternativen des more or less staatlicher Reglementierungen stellen sich ernsthaft nicht mehr.²⁷⁷ Die Gestal-

here PKW-Besitzquote (werden) von vielen Erwerbstätigen offensichtlich dazu genutzt, die Wahl des Wohnstandortes vom Arbeitsort weiter abzukoppeln - bei akzeptabler Erreichbarkeit - weitere Distanzen in Kauf zu nehmen.“ (Gatzweiler/Irmen 1997, S. 54) Obwohl diese Beschreibung nicht explizit auf das Untersuchungsgebiet bezogen ist, gilt sie jedoch für vergleichbare Räume, womit ähnliche Entwicklungstendenzen auch hier prognostizierbar werden.

²⁷⁷ „Aus diesen gegensätzlichen Merkmalen ergibt sich eine Grundspannung der Transformationsgesellschaft, die unauflöslich ist: Sie ist komplex strukturiert, von Sachzwängen geprägt und übt einen gewaltigen Konformationsdruck auf ihre Mitglieder aus, dem kaum jemand entkommen kann; zugleich ist sie davon überzeugt, sich aus freien und gleichen Individuen zusammenzusetzen, die autonome Diskurse pflegen und über die ‘Werte’ und ‘Ziele’ ihres Lebens selbst bestimmen können. Dieser innere Gegensatz macht sich dadurch geltend, daß das eine gegen das andere Motiv gestellt wird, woraus sich politisch-ideologische Gegensätze formieren können, in denen jeweils eine Seite von gegnerischen Gruppen besetzt wird. So kann jederzeit das

tungsspielräume sind mit dem Vertrauensverlust in den Staat und seine Institutionen dahingeschmolzen. Im Überwinden des Aspektes der bevormundenden Betreuung bildet sich eine neue Chance ab, eine kompetitative und sozial produktive Gesellschaft zu fördern. Diese Zielperspektive ist noch wenig ausdifferenziert und bislang in nur wenigen Köpfen präsent. Gleichwohl lohnt es, diesen Gesichtspunkt aufzunehmen: „Gesellschaften beschreiben sich als Einheit im Horizont kulturell erzeugter, normativ bestimmter kollektiver Identitäten; und die Funktion von Institutionen ist es dann, diese normativen Bezugspunkte in den andererseits eigensinnigen Handlungslogiken gesellschaftlicher Subsysteme präsent zu halten oder mit individuellen Handlungsplänen und -vollzügen zu vermitteln.“ (Schmalz-Bruns 1994, S. 159) Institutionen gewinnen unter dieser Perspektive ihre Legitimation als ‘Vermittlungsinstanzen kultureller Sinnproduktion’ (Parsons 1990). Welcher Sinn ist aber dem einzelnen vermittelbar, wenn gleichzeitig die Feststellung getroffen werden muß: „Das System strahlt Gleichgültigkeit aus. Es tut dies bei den Ergebnissen menschlichen Strebens ebenso wie auf den Märkten des Alles oder Nichts, wo es kaum eine Verbindung zwischen Risiko und Belohnung gibt. ... Solche Praktiken vermindern für alle sichtbar und brutal das Gefühl persönlicher Bedeutung, das Gefühl für andere notwendig zu sein.“ (Sennett 1998, S. 201) Unterhalb der Firnis neuer Schlagworte hat weiterhin Bestand, daß die kompromißlose Marktwirtschaft keine nicht-ökonomischen Kriterien in ihrer Logik zuläßt.²⁷⁸ Wie anders kann eine Bewertung lauten, ‘wenn aus Arbeit Abfall wird’? (Bardmann 1994) Etwas provokativ formuliert ist deshalb zu vermitteln, daß das Ende der Illusion ‘Arbeit für alle’ gekommen ist. „Darum kann Politik nicht weiter Schleier, sie muß in Zukunft Spiegel sein.“ (Ulrich 1997, S. 100) Denn die Zuspitzung der Berufslaufbahnen erfaßt immer häufiger auch die

normative Programm individueller Freiheit und Gleichheit gegen die reale Komplexität und Strukturiertheit ausgespielt werden.“ (Sieferle 1997, S. 201f.)

²⁷⁸ „Tatsächlich stützt sich die Macht der neoliberalen Ideologie auf eine Art neuen Sozialdarwinismus. ... Max Weber hat einmal gesagt, daß es die Herrschenden immer nach einer ‘Theodizee ihrer Privilegien’ verlange, oder besser, nach einer Soziodizee, einer gedanklichen Rechtfertigung ihrer gesellschaftlichen Sonderrechte. Kompetenz bildet heute das Herzstück dieser Soziodizee, die nicht nur, und ganz naheliegend, von den Herrschenden anerkannt wird, sondern auch von allen anderen.“ (Bourdieu 1998, S. 51f.)

Mittelschicht.²⁷⁹ „Die schrumpfende Größe der Elite macht die Lebensleistung immer schwieriger. Der Markt, auf dem der Gewinner alles bekommt, wird von einer Konkurrenz beherrscht, die eine große Zahl von Verlierern erzwingt. Betriebsverschlankungen und Umstrukturierungen setzen die Mittelschicht plötzlichen Katastrophen aus, die im frühen Kapitalismus sehr viel stärker auf die Arbeiterklasse begrenzt waren.“ (Sennett 1998, S. 159f.) Es gilt zu realisieren, daß unsere Wachstumserwartungen bezähmt werden müssen. Wenn diese Tatsache so offensichtlich ist, dann müßte es doch möglich sein, über diese Selbstbeschränkungen den Diskurs zu eröffnen. „Die Perspektive rückläufigen Wohlstands indessen wird ... dämonisiert und in die Sphäre des Unaussprechbaren verbannt. Eben das aber ist die Perspektive, auf die es ankommt, wenn die Wende zum Weniger politisch bewältigt werden soll.“ (Ulrich 1997, S. 52) Wenn das ökonomische System sich im Wandlungsprozeß aus seiner gesellschaftlichen Verantwortung verabschiedet, kann der Auftrag der Sozialpolitik nicht ausschließlich in der sozialen Flankierung dieser Entwicklung bestehen. Es macht keinen Sinn ein *Socialdumping*, das der Wiederkehr des Sozialchauvinismus Tür und Tor öffnet zu unterstützen. Auch unter dieser Warte wird ersichtlich, daß eine Reduzierung des Strukturwandels auf wirtschaftliche Themen zu kurz greift. Soziale Politik wird deshalb nicht überflüssig, „sondern ihr Gestaltungsauftrag wird umfassender. ... (Sie) muß sich an der Konstruktion neuer, tragfähiger Organisationsformen beteiligen und Menschen befähigen, ihre Lebenszusammenhänge neu zu konstruieren. ... Die Einlösung dieser Rechte und die Organisation der Lebensgrundlagen sind weder vom Markt noch vom Staat zu erwarten.“ (Elsen 1998, S. 284)

Menschen bleiben weiterhin einer sozialen Wirklichkeit in Gemeinschaft mit anderen verbunden. „Wenn Solidarität Basis neuer, lebensgerechter Lösungen ... sein soll, ist sie Gegenentwurf zur Konkurrenzdominanz des Systems. Sie muß emanzipatorischen Charakter im Sinne der Befreiung aus entwürdigenden Abhängigkeiten und Funktionalisierungen haben und ist so auch immer Widerstandsmoment. Eine erneuernde Kraft von Solidarität in Relation zu Markt

²⁷⁹ Vgl. auch Ehrenreich (1994).

und Staat kann nur von einem starken eigenständigen lebensweltlichen Bereich ausgehen.“ (Elsen 1998, S. 98f.) Orientierung ist nötig, um den Menschen für diesen Nahbereich zu aktivieren, um einer Verarmung der unmittelbaren Umwelt begegnen zu können. Entsprechend groß ist die Enttäuschung. „Diese Situation äußert sich in einem verstärkten Rückzug ins Private, in die kleine, sichere Welt im Neubaugebiet am Rande eines Dorfes oder in die Idylle eines renovierten Fachwerkhauses. Gerade der Rückzug in den Terror der Intimität, wie Sennett das nennt, wirkt als ironisches Spiegelbild der Modernisierung, die unter dem Banner der Offenheit und des Fortschritts angetreten ist. Konflikt und Rückzug blockieren die Phantasie für neue Entwicklungspfade, lähmen Menschen und Politik.“ (Ipsen 1997, S. 49)

Gegenwärtig tragen Politik, Kommunen, Institutionen und Wirtschaft eher dazu bei, die Menschen in der Region zu desorientieren. Gerade die Institutionen (auch die Kirchen), die für Verbindlichkeit und Verpflichtungen sorgen könnten werden schwächer. „Um die sich ergänzenden Vorteile einer raumfunktionalen Arbeitsteilung in der Region voll nutzen zu können, bedarf es der Verknüpfung der gesondert entfalteten Standortbegabungen der verschiedenen Teile der (ländlichen, A.F.) Region zu einem sich ergänzenden Ganzen. Noch versucht jede Gemeinde in der Region, mehr oder weniger das Gleiche anzubieten. Der Vorteil, Bestandteil einer raumfunktional arbeitsteiligen (ländlichen, A.F.) Region zu sein, in der örtliche Identitäten als Stärke ins Spiel gebracht werden, werden noch kaum wahrgenommen, weil man kein inneres Bild der (ländlichen, A.F.) Region hat.“ (Sieverts 1998, S. 74) Das Unbekannte ist das Bildlose, das weder wahrnehmbar noch bewertbar scheint. „Nur das, was sich zu erkennen gibt, ermöglicht Prozesse der Identifikation.“ (Ipsen 1997, S. 108) Die neue Gestalt ist noch nicht faßbar, die materielle und symbolische Umgestaltung des Raumes steckt in der Auseinandersetzung um alte und neue Konzepte fest. Das „Raumbild der ‘Nachmoderne’ wirkt ... (deshalb, A.F.) brüchig: Ein rationalisierter Alltag wird von einem nicht selten seriell erstellten ‘traditionellen’ Gefühlsmantel umgeben.“ (S. 66)

3.2.2.3.3. Region kann nur werden

Was längst offensichtlich geworden ist: „Das modernistische Programm einer ‘Anpassung des Landes’ an den ‘Fortschritt der urbanen Metropolen’ ist deutlich an seine Grenzen gestoßen, ebenso offenkundig ist auch die Fragwürdigkeit des zivilisationskritischen Postulats der ‘Bewahrung’ ländlicher Kultur und Werte.“ (Gängler 1990, S. 168)

Bogner (S. 289) bemerkt 1984 - aus heutiger Perspektive etwas naiv: „Unzufriedenheit darf nicht zum Resignieren oder gar Weggehen führen, sondern soll Kräfte, Mut und Optimismus auslösen. Das ist erreichbar, je größer die Hilfe der öffentlichen Hand zur Selbsthilfe wird.“ Nur weiß dieselbe Hand heute längst nicht mehr, in welche Richtung sie weisen soll. Das ist auch nicht mehr nötig. Zwar soll unter dem Schlagwort der *Kommunitaristischen Idee* der nahe Lebensbereich der Menschen gesunden. Aber ein fächendeckender und damit wieder normierender Kommunitarismus mit seinen moralisierenden Attributen (Vertrauen, Verantwortung, Verpflichtung auf ein kollektives Streben) ist keine sinnvolle Alternative zur Pluralisierung der Lebenswelten.²⁸⁰ Denn Pluralisierung fordert eine Hinwendung zur lokalen, kleinräumlichen Dimension: „Je mehr Menschen an der Gestaltung ihres Nahbereichs ... mitwirken können, ... desto zugehöriger werden sie sich auch der Nachbarschaft, der Gemeinde, dem Gemeinwesen (der Region, A.F.) fühlen und sie positiv beurteilen: Geistige Orientierung beschreibt somit einen aktiven Vorgang.“ (Dettling 1995, S. 17) Damit würde sich das Maß an Freiheit für den einzelnen in der Gemeinschaft erhöhen. Denn je größer der Freiheitsgrad ist, desto reichhaltiger sind die Wahlmöglichkeiten und desto eher ist auch die Chance gegeben, für die eigenen Handlungen Verantwortung zu übernehmen (von Foerster/Pörksen 1998). Frei nach Hoffmann-Axthelm (1996) gilt auch für den Regionalgedanken: *Region kann nur werden*. Worauf es bei der Initiative einer Aktivierung ankommt,

²⁸⁰ „Der Kommunitarismus kritisiert, daß es für den Erhalt der demokratischen Institutionen nötig ist, um die Grausamkeit als das Schlimmste zu empfinden, daß sich die Menschen seelenverwandt fühlen, daß sie einen metaphysischen Glauben an etwas allen Menschen Gemeinsames besitzen, daß man also auf eine gemeinschaftsorientierte Sprache nicht verzichten dürfe.“ (Schönherr-Mann 1996, S. 90)

ist dies, *das Werden möglich zu machen*. Also nicht die Region planen, sondern die Freiräume ihrer Entstehung. Konsequenz: Der Regionalpolitiker gibt die unrealistischen Position des 'Regionalschöpfers' auf. Ermöglicht werden soll vielmehr durch offenen Diskurs, daß viele eine Chance haben sich zu beteiligen. Regionalisierung darf deshalb nicht ausschließlich als Integrationskriterium mißverstanden werden,²⁸¹ sondern soll Individualisierung und Gemeinschaftssinn gleichermaßen fördern. „Ein Leitbild ist wie eine Landkarte, mit der wir versuchen, uns in der Welt zurechtzufinden. Orientierungsschwierigkeiten treten immer dann auf, wenn wir versuchen, uns mit veralteten Karten in einem 'Gelände' zu orientieren, das sich verändert hat.“ (Dettling 1995, S. 65)

Die Wahrnehmung des Lebensraumes bzw. die räumliche und soziale Umgestaltung desselben setzt Interesse und ein kritisches Potential bei den verschiedenen Soziosphären²⁸² voraus. „Es muß deswegen ein Zusammengehörigkeitsgefühl gefördert werden, damit ein lebendiges Bewußtsein davon entsteht, daß die (ländliche, A.F.) Region mehr ist als die Summe technischer Zweckverbände und eifersüchtig konkurrierender (Gemeinden, A.F.). Ein solches Bewußtsein kann nicht theoretisch erzeugt werden, sondern es kann nur mit dem

²⁸¹ „Und doch heißt De-Lokalisierung und Re-Lokalisierung nicht automatisch Renaissance des Lokalen. ... Denn in der Wiederbelebung des Lokalkolorits wird die De-Lokalisierung unterschlagen. Re-Lokalisierung, die sozusagen durch das Unendliche der De-Lokalisierung gegangen ist, kann nicht mit *linearem Weiter-So-Traditionalismus* gleichgesetzt werden und als bornierter Provinzialismus praktiziert werden. Denn der Bezugsrahmen, in dem sich die Bedeutung des Lokalen erweisen muß, ändert sich. De-Lokalisierung und Re-Lokalisierung zusammengekommen haben sicherlich vielfältige Konsequenzen, schließen aber vor allem ein, daß sich lokale Kulturen nicht mehr direkt im Einigeln gegen die Welt rechtfertigen, bestimmen und erneuern können. An die Stelle dieser kurzschlüssigen - wie Anthony Giddens sagt - Begründung von Tradition mit traditionellen Mitteln (die er 'fundamentalistisch' nennt) tritt der Zwang, de-traditionalisierte Tradition *im globalen Kontext*, im translokalen Austausch, Dialog, Konflikt zu re-lokalisieren. Kurz gesagt, findet eine nicht-traditionalistische Renaissance des Lokalen statt, wenn es gelingt, lokale Besonderheiten global zu verorten und in diesem Rahmen konfliktvoll zu erneuern.“ (Beck 1997a, S. 87)

²⁸² Albrow (1997, S. 311) bezeichnet soziale Beziehungsnetze, die Orte durchkreuzen und interagieren als *Soziosphären*. „Die neue soziale Landschaft wird aus Soziosphären gebildet, die sehr unterschiedliche Ausdehnungen in Zeit und Raum haben. Entwurzelung und Zeit-Raum-Verdichtung wirken sich auf verschiedene Gruppen sehr unterschiedlich aus. Eine der wichtigsten Folgen der Globalisierung für den Ort ist, daß Menschen an einem Ort wohnen und ihre wichtigsten sozialen Beziehungen sich fast ganz nach außen und über die ganze Welt erstrecken. Dies bedeutet, daß Menschen den Ort als Sitz und Ressource sozialer Aktivitäten in sehr unterschiedlicher Form entsprechend der Ausdehnung ihrer Soziosphäre nutzen.“ Er folgert weiter, daß „sich die örtliche Kultur fast spurlos in die allgemein zugänglichen Einrichtungen eines bequemen Platzes zum Leben auflöst.“ (S. 313)

Bedürfnis nach Stolz auf die Region als eigene Heimat und der damit verbundenen Neugier auf eine langfristige 'Erforschung' der Region wachsen: Es muß Interesse an eigenem Lebensraum, es müssen Anreize für einen innerregionalen 'Tourismus' entwickelt werden.“ (Sieverts 1998, S. 77)

Relativierend wirken sich sicherlich Individualisierungstendenzen aus, die wie beispielsweise Rosenmayr/Kolland (1997, S. 258) darlegen, dennoch Platz lassen für paradoxe Prozesse indem sie zur „Homogenisierung der Ausgangsbasen für Lebenslagen *und* der Individualisierung der Lebensführung“ führen. Beck (1993, S. 161) verdeutlicht den Mechanismus des Meinungspluralismus, der nicht als geschlossen kollektivistisch, sondern als zeitlich und thematisch begrenzter Zusammenschluß *atomisierter Individuen* zu denken sei: „Die Individualisierung politischer Konflikte und Interessen heißt also: nicht Desengagement, nicht 'Stimmungsdemokratie', nicht Politikmüdigkeit. Aber es entsteht ein widerspruchsvolles Vielengagement, das die klassischen Pole des politischen Spektrums mischt, kombiniert, so daß *jede(r)* - zu Ende gedacht - zugleich rechts *und* links, radikal *und* konservativ, demokratisch *und* undemokratisch, ökologisch *und* antiökologisch, politisch *und* unpolitisch denkt und handelt. Jede(r) ist Pessimist, Passivist, Idealist, Aktivist mit Teilaspekten seines existentiellen Selbst. Was aber nur bedeutet: Die gängigen Politikkoordinaten - rechts und links, konservativ und sozialistisch, Rückzug und Teilhabe - stimmen und greifen nicht mehr.“ Was bleibt und weiterhin wichtig bleiben wird sind die sozialen und politischen lokalen Gemeinschaften für die Selbstachtung der Menschen der Region, die neue Bedeutung gewinnen können.

Von den 'befestigten Gestaden lokaler Lebenswelten' (Münch 1998) aus, ist diese Verortung zu denken. „Ohne daß dies für die politischen Akteure selbst zunächst erkennbar ist, prallt das Gewöhnliche, das Flüchtige, das Gewirr von Wahrheiten und Gerüchten anders zusammen. In unterschiedlichen sozialen Kontexten, aufgeladen von unzähligen Interessenlagen, bilden sich noch labile, aber schon eigensinnige Koalitionen, verstreute Nester neuer Haltungen, Erfindungen“ (Sieren 1994, S. 120), die sich optional vernetzen könnten. Aber Solidarität ist ein knappes Gut. Der Begriff Solidarität „verweist auf das, was eine

Gruppe oder Gesellschaft zusammenhält, was sie solide macht. Ohne Solidarität kann eine Gesellschaft nicht existieren: Ihr fehlt dann das Bindemittel, der 'Zement'." (van der Loo/van Reijen 1997, S. 93)²⁸³

Die Erfahrungen des mißglückten Widerstandes gegen die Zechenschließung liegen vor. Fast gleichzeitig vollzieht sich der Konflikt um *Garzweiler II* von dem die Region ebenfalls betroffen ist. Beide Beispiele ließen und lassen ein *Wir-Gefühl* in der Opposition entstehen. Enthalten ist in diesen Reaktionen die Artikulation einer alternativen Vorstellung - die Verpflichtung auf ein gemeinsames Ziel, statt sich auf einen oberflächlichen Frieden einzulassen. Denn „eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung dünn besiedelter ländlicher Regionen sind ... nicht nur genaue Kenntnisse über die gegebenen Ressourcen und ihre Nutzung sowie über Entwicklungschancen und -risiken in der Zukunft, sondern auch ein entsprechender politischer Wille und gesellschaftliches Engagement der Bürger. Dies setzt wiederum ein 'gesundes' Regionalbewußtsein voraus, d.h. den Abbau der zur Zeit noch vielfach herrschenden 'Restraum-Mentalität'." (Gatzweiler 1986, S. 42f.) „Lokales Wissen und lokales Handeln sind nicht mehr, wie in vormodernen Zeiten, umfassend und nur den Erfordernissen des lokalen Milieus angepaßt. Sie vermitteln dem Individuum längst nicht mehr das Gefühl der sicheren Kontrolle über die Umstände des täglichen Lebens, denn das Ineinander von Lokalem und Globalem wird täglich erfahrbar. Die örtliche Umgestaltung gehört nicht weniger zur Globalisierung als die laterale Verbreitung sozialer Verbindungen über Raum und Zeit hinweg.“ (Elsen 1998, S. 140) Partikularismus ist die Parteinahme für das Besondere, für Heimat und die kleine Gemeinschaft. Die andere Seite be-

²⁸³ „Die These, daß Menschen voneinander abhängig sind, bildete den Ansatzpunkt des französischen Denkers Emile Durkheim (1858 - 1917). ... Menschen, so behauptet Durkheim, sind wertende und normierende Wesen. Wenn sie in einen gemeinsamen Gesellschaftsverband aufgenommen sind, verfügen sie über eine *conscience collective* (Kollektivbewußtsein): Das ist das Bewußtsein - so gering, vage oder unreflektiert es auch sein mag -, daß man zusammen mit anderen eine Gemeinschaft bildet. ... Der Mensch ist für Durkheim also in erster Linie ein soziales Wesen. Zusammenleben mit anderen bedeutet, daß man aufgenommen ist in eine überindividuelle Gemeinschaft. Es bedeutet auch, daß man aufgenommen ist in ein überindividuelles, kollektives Bewußtsein: die Summe der mit der Gruppe geteilten Werte und Normen. Das Kollektivbewußtsein bestand bereits vor dem Individuum, und es wird weiterbestehen, wenn das Individuum wieder von der Erde verschwunden ist. Aus dem Kollektivbewußtsein bezieht das Individuum seine Identität.“ (van der Loo/van Reijen 1997, S. 93)

schreibt den Universalismus und beide Ebenen der Betrachtung beziehen sich heute mehr denn je aufeinander. Insofern ist Region kein neutraler Begriff mehr. „Daß heute eher von Region als Raum gesprochen wird, hat zuallererst damit zu tun, daß der Globalanspruch der Raumordnung als politisches Projekt gescheitert und als intellektuelle Haltung nicht mehr opportun ist. Das heißt nicht, daß dort, wo von Region geredet wird, auch Region ist. Wird wirtschaftspolitisch von Region geredet, dann liegt vielmehr der Verdacht nahe, daß die Region bloß eine Behauptung ist, die dazu dient, Politiken wirtschaftlicher Ertüchtigung durchzusetzen oder ein übergestülptes planerisches Raumkonzept nachträglich zu legitimieren.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 43) Das Diktat der *Standortsicherung* entlarvt sich als leere Hülle. Politische Akzente müssen endlich aus dem Schatten wirtschaftlicher Interessen heraustreten. Der Logik des Profits und des Mehr-haben-Wollens müssen andere Werte gleichrangig gegenübergestellt werden. Gelingen kann das nur, wenn Politik ihre fatalistische Haltung aufgibt und die Initiative ergreift. Entsprechende Schritte sind nur als Gemeinschaftsprojekt - mit den Bewohnern der Region gemeinsam - erfolgversprechend. Ein solcher Schulterschluß soll nicht signalisieren, sich ‘rotbackig in die Globalisierungsfluten zu stürzen’ (Lepenies 1997) und sich damit von den ‘kleinen Inselchen des Gewohnten’, die längst schon an Geborgenheit verloren haben endgültig zu verabschieden.

Hier fügt sich die Kategorie des ‘ideologischen Regionalismus’ (Meier-Dallach 1985) ein, womit die Tendenz umschrieben wird, ein öffentliches Regionalgefühl zu propagieren, um neue ökonomische und politische Einflußsphären zu besetzen und für diese bei der Bevölkerung Akzeptanz zu erzeugen²⁸⁴. “Im Kontext des neuen ‘ideologischen Regionalismus’, der regional extensivierten

²⁸⁴ „Die Herausbildung regionaler Netzwerke ist als eine Voraussetzung für die räumliche Entwicklung zu betrachten. Die Aktivierung endogener Potentiale oder die Verbesserung regionaler Wettbewerbsvorteile werden damit an einen sozialpsychologischen und kulturellen Faktor gebunden. Die regionale Identität ist dabei nicht nur mögliche Ursache, sondern auch Folge von räumlichen Entwicklungen und ist somit instrumentalisierbar, also zum Wohl der Region z.B. durch Imagekampagnen umsetzbar. Damit kommt es zur Stärkung des regionalen Selbstbewußtseins, das wiederum zu einer Mobilisierung bzw. zu einer Aktivierung der in der Region ansässigen Personen führt, im Sinne der Erzeugung einer Aufbruchstimmung.“ (Maier 1996, S. 54)

Konsum-, Kultur- und Mobilitätsmärkte, die sich nivellierend über den ländlichen Raum gelegt haben, ist ein Pluralismus der 'Erreichbarkeiten' entstanden. ... (Diese haben sich, A.F.) - ohne die traditionell konfliktvermeidenden Strukturen des ländlichen Raumes in Frage zu stellen - gleichsam als 'postmoderne Folie' über den ländlichen Raum gelegt. Dagegen kommt ein Konzept, wie das der 'eigenständigen Regionalentwicklung', das auf Behelligung, auf Konflikt und Konfliktaustragung aufbaut, ideologisch nicht an.“ (Böhnisch/Funk 1989, S. 269) Die Verfasser bringen es auf den Punkt: Entweder gelingt es dem beschriebenen integrativen Ansatz folgend, auch und insbesondere bei der betroffenen Bevölkerung Bewußtsein für ihren Lebensraum zu stärken bzw. zu wecken, zumindest den allgemeinen Diskurs zu fördern²⁸⁵ oder Strukturwandel und -krise wirken paralysierend. Entwicklungen benötigen Zeit, lassen sich nicht in einen Rahmen pressen. „Grenzen der Veränderbarkeit haben auch etwas mit der Zeit zu tun. Wirkungen der ländlichen Entwicklungen werden sich meines Erachtens aber erst nach 10 bis 15 Jahren einstellen, und dies auch nur, wenn sie wirklich komprimiert, engagiert und zielorientiert betrieben wird. Dazu bedarf es aber vordringlich der Beweglichkeit in den Köpfen, der Bereitschaft, bisherige Einstellungen, die mehr auf Warten und Aufnehmen ausgerichtet waren, zu verändern in Richtung Handeln und Selbstverantwortung.“ (Pfeiffer 1996, S. 262) Und schließlich: Letzlich aber spiegelt sich die *neue Welt* im Alltäglichen, nicht in den großen Gesten sondern in den Dingen des Alltags.

²⁸⁵ Siehe zur Diskussion entsprechender Ansätze ausführlich Jarre (1996).

3.2.3. Raumbild III: Naturräumliche Perspektive

3.2.3.1. Die Ressource Natur

„Wer die Landschaft und die Ortschaften um die Schwalm und die Nette bereist ... sollte schon ein Herz und vielleicht eine intensive Beziehung zu Natur und Landschaft haben, um die vielen Eigenarten und die verborgenen Schönheiten dieses Gebietes zu entdecken und für sich zu erschließen.

So wie Theodor Fontane sich in seiner Reisebeschreibung durch die Mark Brandenburg wünscht, daß der Reisende doch Liebe zu Land und Leuten mitbringen solle, so sollten wir dieses Land hinsichtlich seiner Art und Geschichte kennen und lieben. Eine Landschaft von einer derartigen Ruhe und Stille, kleine Ortschaften mit einem reizenden Ortsbild, schöne alte Kirchen, ab und an ein Schloß oder eine Wasserburg. Ihr besonderer Reiz zeigt sich jedoch erst richtig an ihren Gewässern, denn das Wasser hat diese Landschaft geprägt. (Purpar 1990, S. 5)²⁸⁶

3.2.3.1.1. Facetten des Naturbegriffs

In Gesprächen mit hier lebenden Menschen wird in vielerlei Zusammenhängen - mit einem gewissen Stolz - auf den naturräumlichen Charakter des Gebietes Bezug genommen. Natur sei reichlich vorhanden und biete, quasi als Ausgleich für andere *Benachteiligungen des Ländlichen*, Gelegenheiten zu natürlicher Lebensführung. Man nutze die schöne Landschaft für Spaziergänge, erfreue sich an der guten Luft und verfolge mittels natürlicher Vorboten den Wechsel der Jahreszeiten. In der Mündlichkeit dieser alltäglichen Naturbezüge wird abgehoben auf das Umgebende, das im Unterschied zu dem verstanden zu werden scheint, was Kultur und Technik bewirken. Beachtenswert ist, daß der Terminus *Natur* augenscheinlich und wie selbstverständlich auf ursprüngliche Bedeutungsinhalte zurückgeführt wird.²⁸⁷ „Der Begriff hat ganz offenbar seinen kom-

²⁸⁶ Die Beschreibung bezieht sich auf den nördlichen Teil des Kreisgebietes.

²⁸⁷ „Im Anschluß an Aristoteles läßt sich die Natur als die vom Menschen unabhängig bestehende, nicht auf seine Eingriffe angewiesene Welt begreifen. In seinen natürlichen Lebensvollzügen gehört der Mensch zu dieser Welt, durch seine Handlungen schafft er eine Gegenwelt. Obwohl heute kein Ort der Erde mehr uneingeschränkt als ‘unberührte Natur’ bezeichnet werden kann, behält dieser Naturbegriff auch in unserer Gegenwart einige Plausibilität. Je weniger die technische Zivilisation an einem Ort Spuren hinterlassen hat, desto eher sind wir geneigt, ihn natürlich zu nennen. Auch wenn man diese Bedeutung des Begriffes dahingehend verschärft, daß man unter Natur das vom Menschen in seinem Wesen nicht Veränderbare versteht,

unikativen Wert, er wird immer wieder verstanden, er scheint geradezu unentbehrlich zu sein. Von daher gibt es plausible Gründe für die Hypothese, daß 'Natur' auf eine tiefverwurzelte Struktur im menschlichen Denken und Empfinden verweist.“ (Radkau 1993, S. 246) Das *Raumbild Natur* ist präsent und dennoch interpretationsbedürftig, was ist eigentlich unter Natur zu verstehen? „Offenbar haben diejenigen, die von Natur sprechen, nicht alle das gleiche im Sinn, sondern mit diesem Wort kann dieses und jenes gemeint sein, je nachdem, wer von ihr redet und was er damit bezweckt. Und doch verweist die Popularität von 'Natur' darauf, daß es eine dem Begriff zugrundeliegende Evidenz gibt, die mit der Nennung dieses Wortes heraufbeschworen wird.“ (Sieferle 1997, S. 17f.) Eine Annäherung an diese Evidenz kann einmal erfolgen über den *immanenten Gegensatz*, der im Naturbegriff enthalten ist: Natur grenzt sich immer ab und bezieht sich regelmäßig auf das, was nicht Natur ist. Zum anderen ergibt sich ein Zugang, der aus sich heraus existiert und als das *Naturschöne* bezeichnet werden kann. Dem steht das Schöne der menschlichen Kunst gegenüber. Über diese Anschauung gelangt man unmittelbar zum Verständnis des eigenen Bedürfnisses nach Natur, denn man hält sich an die Anblicke von Natur. „Natur wird zum Dekor. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß das ästhetische Bedürfnis des Menschen ein Bedürfnis eigener Art ist und keinesfalls nur auf Ersatzbefriedigung anstelle von tieferen Bedürfnissen zielt, die entweder schwerer zu artikulieren oder schwerer zu befriedigen sind.“ (Böhme 1992, S. 146)

In der Wahrnehmung von Natur findet häufig eine Überblendung tieferliegender Strukturen statt: „Spricht man in der Alltagssprache von Natur, denkt man wohl zuerst an schöne Landschaft, an geschützte Pflanzen oder die Beobachtung seltener Wildtiere. Unter dem ökologischen Druck unserer technischen Zivilisation wird Natur als Reservat, als heile Natur gedacht, und sie ist als solche immer gesehene Natur. Der Alltagsbegriff von Natur beruht auf ästhetisie-

bewegt man sich noch ganz in der Reichweite einer aristotelisch geprägten Naturvorstellung. Für Aristoteles ist die gesamte Natur per Definition unverfügbar. Technik kann Natur nur nachahmen oder vollenden. Nicht in dieser starren Gegenüberstellung von Technik und Natur, sondern in der Kennzeichnung der Technik als ein spezifisch menschliches Produkt liegt die Aktualität der aristotelischen Naturvorstellung.“ (Schiemann 1996, S. 20)

render, visueller Erfahrung.“ (Janisch 1996, S. 225) Eine Sichtweise, die auch etymologisch verankert ist: „Natur f. Gesamtheit des Gewachsenen, Gewordenen, Landschaft mit Tier- und Pflanzenwelt.“ (Etymologisches Wörterbuch 1997, S. 913) In dieser Beschreibung überwiegt die subjektive Komponente mit ihren symbolischen Bedeutungen.²⁸⁸ Dieser Naturbegriff des Alltagsverständnisses wandelt sich zur „Zauberformel“: Natur als Imagination, die mit positiven Assoziationen verschränkt wird. Sie dient in dieser Bewandnis als ‘Inszenierung’ (Beck 1993) oder im weiten Sinne als mytologische Intention - vom individuellen Trost weiter bis hin zur Generierung sozialer Identität (Schama 1996). Menschliches Selbstverständnis ist insofern eng mit seinem Naturverständnis zusammengehörig. Natur und Landschaft sind insofern als *kulturelle Erfindung* zu denken. Denn Landschaft setzt sich ebenso aus Schichten von Mythen und Ideen zusammen, wie aus Gesteinsschichten. Der Mensch kreiert die Natur dahingehend in einem doppelten Sinne: Er macht sich ein Bild von der Natur und gestaltet sie zugleich nach diesem Bild. Daher sind Naturerfahrungen stets auch Kulturerfahrungen. Boesch (1980, S. 10) bringt diese Relationen auf die Formel: „Kultur ist das Biotop des Menschen.“ Diese kurze Einführung in einige Aspekte des Naturbegriffs illustriert, daß die Vielfalt der Naturbeziehungen und -begriffe irritierend ist und daß der vermeintlich so selbstverständliche und klare Begriff *Natur* in diesem Rahmen kaum mit eindeutigem Inhalt gefüllt werden kann.²⁸⁹ Insofern gilt es einige, im wesentlichen zwei relevante Sichtweisen von Natur zu skizzieren, die menschliche Vorstellungen determinieren.

²⁸⁸ „Fazit: Unter Natur ist (in einer Befragung von 98 Erwachsenen, A.F.) vorwiegend außermenschliche Natur assoziiert worden. Positiv-gefühlsbetonte Aspekte überwogen. Dies verweist auf die in unserem Kulturkreis herrschende Konvention, daß mit Natur vorwiegend etwas verbunden wird, das draußen vorkommt - das mit Lebewesen und/oder - das mit Landschaft in Verbindung gebracht wird, - das vor allem außermenschlich existiert und - das angenehm ist.“ (Trommer 1990, S. 25); zu ähnlichen Befunden gelangt auch Hard (1983).

²⁸⁹ Zur weitergehenden Vertiefung siehe ausführlicher z.B. Böhme (1992); Grossklaus/Oldemeyer (1983); Mittelstrass; Schäfer (1993); Schama (1996); Schönherr (1989); Seel (1991); Zimmermann (1982).

3.2.3.1.1.1. Das Naturschöne

Zunächst einmal ist markant, daß der Begriff Natur häufig in symbolischen Zusammenhängen verwandt wird. „‘Natur’ wird zum Symbol für paradiesische, auch utopische Zustände, kennzeichnet eine Sehnsucht nach Unentfremdetheit, nach Ganzheit und Glück. ‘Natur’ in diesem Sinne meint insofern mehr das ‘Naturschöne’, ein Begriff, der bei Kant eine große Rolle spielt. Z.B. meint Kant, daß durch Versenkung in die ‘Natur’ die moralische Entwicklung des Menschen gefördert werde.“ (Gebhard 1994, S. 60) Sehnsucht nach der Schönheit in der Natur und Kontemplation wurde jedoch erst möglich, nachdem eine Entfremdung oder Emanzipation - je nach Sichtweise - von der Natur mit dem Aufkommen von Naturwissenschaft²⁹⁰ und Technik eingetreten war. „Die lebensweltliche Distanz desjenigen, der nicht mehr direkt in der Natur und von der Natur lebt, scheint notwendig zu sein, um ein Organ für den ästhetischen Reiz der Natur als Landschaft zu entwickeln.“ (Groh/Groh 1991, S. 93)²⁹¹ In Poesie und Landschaftsmalerei stilisierte sich diese Sehnsucht nach Arkaden, nach einer *versöhnenden Natur*, die einem englischen Park eher ähnelt als einem Urwald. „Das ‘landschaftliche Auge’, das als neues Organ der Naturbetrachtung auf dem Boden des überlieferten metaphysischen Naturbegriffs entstand, war ein sinnlich-übersinnliches, das im Betrachten den Sprung von der

²⁹⁰ Vgl. u.a. Peirce (1991).

²⁹¹ „‘Landschaft’ ist primär eine ästhetische Kategorie, deren Gebrauch jedoch in der Regel mit der Annahme verbunden ist, daß ihr ein reales Substrat als ‘wirkliche’ Landschaft zugrunde liegt. In der älteren Landschaftsästhetik wie auch im naiven zeitgenössischen Begriffsgebrauch wird ‘Landschaft’ gewöhnlich mit ‘Natur’ identifiziert, sofern sie sich dem Betrachter als ausgedehnte Umgebung präsentiert. Gegen diese naive Sicht sind seit längerem zwei Einwände geltend gemacht worden:

Der erste Einwand lautet, daß die Landschaft nicht selbstverständlich als eine erscheinende Natur auftaucht, die sich ‘als solche’ dem Blick öffnet, sondern daß ihre ästhetische Erfahrung selbst ein historisches Phänomen und somit an bestimmte kulturelle Voraussetzungen gebunden ist. Entstehung und Verschwinden der ästhetischen Kategorie ‘Landschaft’ können so im wesentlichen als geistes- und mentalitätsgeschichtliche Vorgänge entschlüsselt werden. Jede Landschaft ist also im Grunde ein Konstrukt, und zwar in dem prinzipiellen Sinne, daß die Vorstellung von der Existenz einer ‘Landschaft’ überhaupt nur aufgrund eines mentalen Aktes entstehen kann, in welchem disparate Elemente der Wirklichkeit zu einem einheitlichen Konzept verschmolzen werden. Ohne ein erkennendes bzw. Erkenntnis konstituierendes ‘Subjekt’ bleiben die Gegenstände der Landschaft im Dunkel eines bloßen An-sich-Seins.“ (Sieferle 1997, S. 24f.)

Physik in die Metaphysik immer neu vollzog. Es verband angesichts erhabener Berge oder des Firmaments die Vorstellung der physikalischen Unendlichkeit mit der der Unendlichkeit Gottes. Solche Formen religiösen Naturerlebens sind noch heute anzutreffen.“²⁹² (Groth/Groh 1991, S. 8f.)

Doch „das vorgeblich geschichtslose Naturschöne hat seinen geschichtlichen Kern.“ (Adorno 1970, S. 102) Die Symbolik von der schönen Natur verdichtet sich in einer regressiven „Tendenz hin zu einer harmonisch phantasierten Vergangenheit, aber auch (in einem, A.F.) utopische(n) Entwurf für eine bessere Zukunft, wobei die auch bedrohenden Aspekte der Natur eher ausgeblendet sind. So ist zumindest eine Bedingung der Romantisierung (oder auch Verklärung) von Natur, daß man keine Angst mehr vor ihr hat. ... Vor allem die gezähmte Natur ist schön. In diesem Kontext ist ‘Natur’ meistens ‘gut’.“ (Gebhard 1994, S. 60f.) Prozeßhaft vollzogen hat sich ein Wandel von einer negativen zu einer positiven Sicht der Natur. Das Unkultivierbare war infolge der Gattungsgeschichte des Menschen negativ besetzt. „Dieses Phänomen einer normativen Konstruktion der Natur läßt sich an ... der Formel des ‘Kampfes mit der Natur’ illustrieren. ... Diese Kampfmetapher ist in der europäischen Industrialisierung zum zentralen Topos der Reproduktion des modernen Naturverhältnisses geworden. ... Daß die Natur die Gesellschaft bedroht, das ist eine Erfahrung, die alle Gesellschaften kennen. Daß man auf diese Bedrohung mit Kampf reagiert, ist charakteristisch für die moderne Gesellschaft.“ (Eder 1988, S. 53)²⁹³

²⁹² Vgl. u.a. Ritter (1974).

²⁹³ „Das eigene Gesicht der modernen Gesellschaft auf kulturellem Gebiet läßt sich anhand des berühmten Artikels des Historikers Jan Romein (1893 - 1962) ‘Die europäische Geschichte als Abweichung vom allgemeinen menschlichen Muster’ aus dem Jahr 1952 verdeutlichen. Das ‘Eigene’ der modernen Gesellschaft, so Romein, liegt in einer deutlichen Abweichung von dem, was alle anderen Kulturen in all ihrer Verschiedenheit doch miteinander teilen. Er sprach in diesem Zusammenhang von einer Abweichung vom Allgemeinen Menschlichen Muster (AMM). Nach Romein manifestiert sie sich in unseren veränderten Auffassungen über das Leben, über die Natur, über die Machbarkeit natürlicher und sozialer Prozesse sowie in unserer veränderten Einstellung gegenüber der Autorität, der Arbeit und des Denkens. Ins Allgemeine Menschliche Muster - ein Muster also, das uns in allen Gesellschaften außer in der modernen begegnet - paßt, daß der Mensch sich als Teil der Natur fühlt. Er steht ihr nicht gegenüber, sondern ist darin aufgenommen.“ (van der Loo/van Reijen 1997, S. 58)

3.2.3.1.1.2. Natur und Kultur

Mit diesem Impuls irrte allerdings der frühneuzeitliche Fortschrittsoptimismus, bezogen auf die Machbarkeit irdischen Heils (Groh/Groh 1991, S. 9) mit technischen Mitteln, wie uns heute schmerzhaft bewußt wird: „Der Mythos von Eigendynamik und Sachzwang verkennt, daß der Mensch gerade auch im Prozeß des technisch-industriellen Fortschritts und seiner Ausbreitung über die gesamte Welt mittels Marktmechanismen zum Schöpfer von Geschichte geworden und bis heute geblieben ist.“ Gadamer (1989) hebt folglich hervor, daß der Mensch als kulturschaffendes Wesen darauf verwiesen ist, Natur zu gestalten. In dieser Perspektive löst sich das Gegensatzpaar *Natur* - *Kultur* auf, indem deutlich wird, daß Natur nicht ohne anthropogene Eingriffe zu denken ist. Ein Naturbegriff, der diese kulturelle Dimension nicht nachempfindet, greift zu kurz.²⁹⁴ „Man kann die menschliche Geschichte seit Beginn des Ackerbaus und insbesondere seit der Entstehung der Hochkulturen auch als fortschreitende Zerstörung der physischen Umwelt betrachten. Die Entstehung der Umweltökologie in unserer Zeit ist vor allem eine Antwort auf die bewußt gewordene Destruktivität des Menschen.“ (Beck/Giddens/Lash 1996, S. 145f.) In dieser Empfindung wird die Natur in den westlichen Kulturen gemeinhin als Objekt der Ausbeutung gesehen - mit der Konsequenz ihrer Zerstörung. Diese Entwicklung manifestierte sich im Ausmaß der *ökologischen Krise*,²⁹⁵ wie sie sich heute darstellt und wahrgenommen wird.

²⁹⁴ „Unsinnig deshalb, weil es jedenfalls heute von der Tiefsee bis zur Hochstratosphäre und vom Nordpol bis zum Südpol keinen Lebensraum auf dieser Erde gibt, in dem nicht die direkten oder indirekten Auswirkungen menschlichen Tuns und (Sichgehen) Lassens unübersehbar verunstaltend nachweisbar wären. Da außerdem niemand davon ausgehen wird, daß fünf Milliarden Menschen wieder spurlos aus der Natur verschwinden können, ... wäre ein solcher Naturbegriff ein rein abstrakt-historisches Traumgespinnst.“ (Markl 1989, S. 74)

²⁹⁵ „Vor dem Hintergrund der Umweltkrise hatte sich eine erneute, manchmal enthusiastische Aufmerksamkeit für alles verbreitet, was da so in der Natur kreucht und fleucht: für Dotterblumen und Eichen, für Frösche und Fischreiher, für Regenwälder und Eiswüsten, mitsamt ihren Geheimnissen, Dramen, Überraschungen und schier unendlichen Verwicklungen. Das scheint vorbei. Mit dem Aufstieg des ökosystemischen Denkens findet man sich statt dessen mit Meßreihen, Koeffizienten, Graphiken und Flußdiagrammen umgeben. Die Natur tritt uns als Tummelplatz von CO₂, NOX, kcal und CFC's entgegen. Konkrete Lebensgemeinschaften an einem konkreten Ort tauchen wenig mehr in der öffentlichen Vorstellung auf; die Natur ist zu einem Gespinnst von Kreisläufen geworden, artelos und ortlos. Damit wird eine Erblast der klassi-

Moscovici (1982) befaßt sich mit diesem Dualismus von Gesellschaft und Natur. Er unternimmt eine Historisierung der Natur, indem er den Menschen mit seinem Wirken als einen wesentlichen Faktor naturproduzierender Kräfte versteht. In der grundlegenden These dieser Betrachtung erzeugt der Mensch mittels seiner (technischen) Werkzeuge seine Naturzustände, „die sich nicht durch Entfernung von oder Annäherung an eine Natur ohne den Menschen beurteilen lassen. Natur ist dann weder das, aus dem heraustretend sich die Gesellschaft konstituiert, noch das, in das sie sich - wissenschaftlich und technologisch - hineinarbeiten könnte, um es dann vollends zu entdecken.“ (Scharping/Görg 1994, S. 186) Es gilt demzufolge: „Der Mensch ist nicht ‘Besitzer’ oder ‘Entdecker’, sondern Schöpfer und Subjekt seines Naturzustandes.“ (Moscovici 1982, S. 27) In der Konsequenz dieser Sichtweise²⁹⁶ ist impliziert, daß Technik ein Element der Natur ist: „Menschliche Kunst drängt nicht die Natur zurück: vielmehr wird ein Zustand dieser Natur durch das Erscheinen eines anderen Zustandes umgestürzt. Das bedeutet jedoch nicht, die Umwandlung der natürlichen in eine technische Welt, sondern die Evolution der natürlichen Welt als solcher.“ (S. 42) Böhme (1992) prägt in diesem Zusammenhang den Terminus von der *technischen Reproduzierbarkeit der Natur*: „Was jenseits jeder Romantik und Naturfreundschaft uns angesichts solcher Möglichkeiten erschrecken läßt, ist das wiedergewonnene Bewußtsein, daß wir von uns selbst reden, wenn wir ‘Natur’ sagen: die Natur, die wir selbst sind. Die technische Reproduzierbarkeit stellt uns in unserem Selbstverständnis in Frage.“ (Böhme zit. bei Beck 1993, S. 140) Ökologische Krisen und gesellschaftliches Naturverständnis überwinden in diesem Verständnis gängige naturalistische oder

schen naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsvorstellung weitergetragen: das Wesen der Natur hat wenig mit dem zu tun, was man sehen, hören und fühlen kann; die relevante Wirklichkeit verbirgt sich weit hinter unseren Sinnen. Verbannt bleiben damit aus der öffentlichen Verständigung andere Wahrnehmungsformen, etwa die, daß die Natur lebendig ist, oder die, daß sie zu uns spricht, oder die, daß sie in einem Verwandtschaftsverhältnis zu uns steht.“ (Sachs 1993, S. 228f.)

²⁹⁶ „Es liegt in der Konsequenz des Systemdenkens, daß die Bilder, die sich die Menschen von sich und der Welt machen, zunehmend von technischen Metaphern durchzogen werden. Damit hat die Natur vollends ihre mythenbildende Kraft an die Technik abgetreten. Die Imagination wird technomorph. Die Mythen von ‘Natur’ und ‘Leben’ haben jedoch für Jahrhunderte als Widerlager gedient, um dem Eroberungsdruck der Technik gegenzuhalten. Je mehr die Ma-

technokratische Verkürzungen der Kausalzusammenhänge.²⁹⁷ Denn „krisenhaft gestört sind nicht *die* Natur oder *die* Umwelt, sondern die *gesellschaftlichen* Formen, in denen die kulturelle Symbolisierung unseres Verhältnisses zur Natur in je verschiedenen Bereichen mit der materiellen und sozialen Reproduktion dieses Verhältnisses verknüpft wird.“ (Becker et al. 1993, S. 171)

Beck/Giddens/Lash (1996) plausibilisieren auf diesem Hintergrund ihren gesellschaftszentrierten Standpunkt, indem sie *Natur* und *Umwelt* in Beziehung setzen. „‘Umwelt’ scheint lediglich einen von der menschlichen Existenz unabhängigen Parameter zu bezeichnen, tatsächlich aber bedeutet der Begriff das genaue Gegenteil: Natur als durch menschliche Eingriffe von Grund aus umgestaltete. Wir sprechen erst dann von ‘Umwelt’, wenn die Natur -wie die Tradition- verschwunden ist. Gegenwärtig kann man neben alldem, was an sein Ende gelangt, auch in einem realen Sinn vom Ende der Natur reden - und damit ihre durchgehende Vergesellschaftung bezeichnen.“ (S. 146) Becks (1986, S. 107ff.) suggestive Diagnose vom Ende der Gegenüberstellung von Gesellschaft und Natur zeigt auf, „daß für die gesellschaftliche Entwicklung Natur mehr und mehr zu einer problematischen Größe wird, die gerade als solche nicht in einem abstrakten Gegensatz zur Gesellschaft steht, sondern hochgradig vermittelt ist.“ (Scharping/Görg 1994, S. 181)

Am Beispiel der Erfindung der Landwirtschaft läßt sich vorderhand dokumentieren, wie menschliches Handeln die physische Umwelt prägt. Das kritische Argument lautet: Landwirtschaftliche Tätigkeit „führte zur Störung natürlicher

schinenmetapher das Bewußtsein besetzt, desto schwieriger wird es, der Technik in den Arm zu fallen. Aus welchen Mythen soll der Protest sich aber dann nähren?“ (S. 230)

²⁹⁷ „Die elementare Unterscheidung zwischen Natur und Kultur spielt heute vor allem im Zusammenhang mit dem Umweltproblem eine Rolle, wo es explizit um den Schutz der Natur vor Zugriffen der Kultur gehen soll. Auch hier finden wir eine Entgegensetzung von Ursprung und Entwicklung: Die ruhige, harmonische, gleichgewichtige und ursprüngliche Natur wird Störungen ausgesetzt, welche von einer bewegten, expansiven und bedrohlichen Kultur ausgehen. In Begriffen wie Naturschutz, Umweltschutz oder Landschaftsschutz wird dieser Gegensatz am deutlichsten: Es soll etwas geschützt werden, da es bedroht, aber erhaltenswert ist. Hierbei wird aber rasch ein Problem erkennbar: Es ist ja die menschliche Kultur selbst, welche die Natur gefährdet, und von ebendieser Kultur wird ein Schutz der Natur verlangt. Wenn aber Natur als Gegensatz zur Kultur definiert ist, wird dann eine von der Kultur geschützte Natur nicht eben dadurch selbst in Kultur verwandelt? In der Forderung nach Naturschutz kündigt sich daher ein vollständiger Sieg der Kultur an, welcher die Vernichtung der Natur zum Abschluß bringt.“ (Sieferle 1997, S. 24)

Ökosysteme um der Schaffung eines Lebensraumes willen, in dem Menschen nach ihrem Willen Pflanzen anbauen und Tiere züchten konnten.“ (Beck/Giddens/Lash 1996, S. 146) In einer Entgegnung „läßt sich eine direkte, sehr wichtige Parallele zwischen Natur und Tradition aufzeigen. ... Tradition als Natur, Natur als Tradition: diese Gleichsetzung ist weniger abwegig, als es zunächst klingen mag. ... Die ‘Äußerlichkeit’ von Natur in vormodernen Zeiten meinte nicht nur die physische Umwelt, sondern auch den Körper - in enger Verknüpfung mit Tradition - alles, was zur ‘menschlichen Natur’ gezählt wurde.“ (S. 144ff.) Und mit der Vergeblichkeit, die *Natur wiederzubeleben* muß auch der Versuch scheitern, Traditionen zu rekonstruieren.

3.2.3.1.1.2.1. Tradition und Naturverständnis

„Wenn heute real existierende Landschaft immer noch als Kulturlandschaft bezeichnet wird, geht gerade der fundamentale Unterschied verloren, der die zeitgenössische Landschaft von ihrer Vorgängerin trennt. Um dies zu verdeutlichen, scheint es sinnvoll, nicht nur zwei, sondern drei Stadien der Landschaftsentwicklung zu unterscheiden. Wir sprechen daher von einer ursprünglichen Landschaft, die von der agrargesellschaftlichen Kulturgesellschaft abgelöst wurde, die ihrerseits seit etwa zweihundert Jahren einer Transformation ausgesetzt ist, die völlig neuartige Landschaftstypen erzeugt hat und weiterhin erzeugt.“ (Sieferle 1997, S. 26) Diese elementare Spannung der Transformation läßt sich in eine zeitliche Ordnung bringen und soll nachfolgend für das Untersuchungsgebiet - als Entwicklungsskizze - nachgezeichnet werden: Der Prozeß des Transfers von Natur- in Kultorraum und darüber hinaus in den modernen Raum entwickelte sich, gemäß den gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, verschieden intensiv.²⁹⁸ Immer war das Ziel die Gewinnung und Intensivierung von landwirtschaftlichem Nutzraum.²⁹⁹

²⁹⁸ Siehe das Kapitel ‘Historische Entwicklung’.

²⁹⁹ Die Epoche der römischen Niederlassungen in der Region soll lediglich erwähnt, jedoch nicht explizit erörtert werden, da sie episodenhaften Charakter hatte und letztlich als Kontinuitätsbruch für den hiesigen Kultorraum eingestuft werden kann. Die Gewichtung der Bedeutung des ‘römischen Erbes’ (Siedlungsgründungen, Straßenbau u.a.) überschreitet m. E. den Rahmen

In Ermangelung der Qualifikation, weniger ertragreiche Böden durch effektive Düngung urbar zu machen, beschränkten sich bäuerliche Tätigkeiten zunächst auf fruchtbare Böden (z.B. die Lösböden der Erkelenzer Börde). Die Bestellung erfolgte gemäß der *Mehrfelderwirtschaft*, indem im jährlichen Wechsel bestimmte Parzellen zur Regeneration des Bodens brach belassen wurden. Erst die Umsetzung von Meliorationstechniken erschloß weitere Gebiete einer landwirtschaftlichen Nutzung. „Ermöglicht wurde die Aufhebung der Brache durch den nun allgemein zu verzeichnenden reichlichen Anfall von Düngemitteln, der dadurch zustande kam, daß man das gerodete Land nicht mehr nur in Ackerland, sondern überwiegend in Weideland umwandelte, und daß der Futtergewächsanbau zunahm.“ (Neukirch 1975, S.111) Seit ca. 1850 erfolgte der Import von Bodenverbesserern (Phosphate, Guano, Mineraldünger, Pottasche, Kali und Thomasschlacken). Gegen Ende des Jahrhunderts gelang es zudem, Düngemittel (z.B. 1896 ‘Stickstoff’) synthetisch herzustellen. Der Kunstdünger erhöhte die landwirtschaftliche Produktion innerhalb weniger Jahre wesentlich. Verbesserte Anbaumethoden - wie der Zwischenfruchtanbau insbesondere mit Leguminosen - sorgten für weitere Ertragssteigerungen. Das neue Bewirtschaf-

dieser Ausarbeitung. Zu besichtigen ist beispielsweise der Fund eines römischen Badegebäudes in Übach Palenberg als Relikt dieser Zeitepoche. Die mittlerweile ausgegrabenen Gebäudereste waren Bestandteil eines römischen Hofes, der im 2.-3. Jahrhundert Parzellen der Wurmaue bewirtschaftete.

Anfängliche Aktivitäten menschlicher Raumgestaltung manifestierten sich in den Rodungen der großen Eichen-Hainbuchenwälder der Region. Während der karolingischen Siedlungsperiode (ca. 9. Jahrhundert) entwaldeten frühe Besiedler fruchtbare Böden und wandelten sie in Ackerland um. Die entstandenen Dörfer lagen noch weit verstreut, bildeten sogenannte Siedlungskammern (Gillesen 1992), die vornehmlich an den Bachtälern und Terrassenrändern gelegen waren. Die Ortsnamen dieser Zeit tragen häufig die Endsilben ‘hoven und ‘hausen’.

„Im 11.-14. Jahrhundert, der Zeit des hochmittelalterlichen Landausbaus, entwickelten sich die meisten Siedlungen. Von den 184 Orten des (ehemaligen) Kreises Erkelenz zeugen 27 mit den Endsilben rath und rode, 38 mit busch, heide, holt, heeg, hag, ven und broich davon, daß hier Wälder gerodet wurden.“ (Hubatsch 1970, S.62)

Gemäß der sich konstituierenden Territorialordnung wurden für die Erschließung des Landes die großen Grundherrschaften zuständig. „Ungerodete Teile der Flur wurden als Allmende von den Bauern gemeinsam genutzt und dienten als Holzreservoir und Waldheide.“ (Gillesen 1992, S.17) Die weitere Reduzierung des Waldbestandes brachte doppelte Vorteile: Einmal konnte das nutzbare Land vergrößert werden und zum anderen vermochte man, durch den Verkauf des Holzes erhebliche Gewinne zu erzielen. So weist Hubatsch (1970) auf Quellen des 19. Jahrhunderts hin, wonach - laut mündlicher Überlieferungen - die halbe Stadt Amsterdam auf Eichen aus dem Elmpter Wald stehe.

tungssystem entkoppelte sich gleichsam von der Fläche, deren Nutzung zuvor den Ertragsspielraum definiert hatte.

Der Grad der Domestizierung als Strukturprinzip der Moderne bezieht sich auf das Gelingen, biologische und natürliche Begrenzungen zu überwinden. Mit geeigneten Maßnahmen³⁰⁰ - der Zonierung und Standardisierung des Gebietes - wurden in der Folge die beiden wichtigsten Raumprinzipien des Fordismus realisiert. „Flurbereinigungsmaßnahmen haben ... die Komplexität des Landschaftsbildes erheblich verringert. Die Ausräumung von Gehölzen, die Vergrößerung der Bearbeitungsflächen, Einebnungen und die Anlage eines Wegenetzes verringern Vielfältigkeit und Überlagerungen. ... Formal gesprochen verbindet sich mit der Komplexreduktion eine Geometrisierung, Linearisierung und Maßstabsvergrößerung des Raumes.“ (Ipsen 1997, S. 69)³⁰¹

³⁰⁰ „Bis ins 19. Jahrhundert hinein blieb die wirtschaftliche Struktur unseres Raumes einseitig agrarisch.“ (Corsten 1973, S. 10) Noch um die Jahrhundertwende waren 60 % der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt. Dieser Anteil verminderte sich rapide, für das Jahr 1989 beispielsweise auf ca. 5 %. Gleichzeitig stieg der Nutzungsgrad der Bewirtschaftung (Masseneinsatz von Pestiziden und Kunstdünger). Eine weitere wesentliche qualitative Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität war durch Innovationen auf technischem Gebiet gegeben. Gemäß der Maxime 'Land muß bewirtschaftet werden' erlebte die Feldflur in den Jahren von ca. 1950 - 1960 radikale Veränderungen durch eine intensive Rationalisierung und Technisierung der bäuerlichen Betriebe. Funktionale Orientierungen führten ferner zu einer kompromißlosen Ökonomisierung des Raumes: die verbliebenen Tümpel, Raine, Böschungen, mancher Bungert (dialekt. für Obstwiese) und Feldgehölze - diese letzten Blickfänge einer schwindenden Agrarromantik - wurden ausgeräumt und in maschinell leicht bebaubares Land umgestaltet. Flankierende Entwässerungen und Befestigungen der Feldwege vervollständigten schnell das Konzept einer profitablen Nutzung des Produktionsfaktors Boden. Doch Bock/Specht (1958) forderten noch weitergehende Modernisierungen, denn „die Hälfte der Zeit der Landarbeit wird unproduktiv und sinnlos vertan.“ (S. 159) Und Hermann Priebe kritisiert in seiner zeitgenössischen Schrift „Wer wird die Scheunen füllen?“ (1954) die Antiquiertheit des bäuerlichen Denkens und fordert den konsequenten Einsatz wissenschaftlicher Methoden in der modernen Landbestellung, um so die agrarische Produktivität optimal zu steigern. „Es könne nicht angehen, daß es in der zunehmend technischen Welt der 50er Jahre einen Wirtschaftszweig gebe, der noch entscheidend von äußeren Einflüssen wie Wetter, Wachstumsrhythmen und Fruchtbarkeitsgesetzen abhängig sei.“ (Andersen 1997, S. 81)

³⁰¹ Heute werden 62 % der Gesamtfläche des Kreisgebietes genutzt. Der Ackerbau ist vorherrschend, wobei wiederum eine starke Konzentration auf Getreide zu verzeichnen ist. Weiterhin gewann der Anbau der Zuckerrübe an Bedeutung.

Die Verteilung dieser landwirtschaftlichen Nutzgebiete folgt einem disparitätischen Schema: Während die relativ dünn besiedelten Bereiche des westlichen Kreises (Gangelt, Selfkant und Waldfeucht) über einen relativ hohen Grad von Beschäftigten in der Landwirtschaft verfügen, reduziert sich der Anteil dieser Bevölkerungsgruppe um die Mittelzentren (insbesondere Hückelhoven und Übach-Palenberg) deutlich. Ausnahmen bilden die zentralen Orte Erkelenz und Geilenkirchen, die aufgrund der dort vorfindbaren fruchtbaren Böden ebenfalls über einen proportional hohen agrarisch ausgerichteten Bevölkerungsanteil verfügen (vgl. Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle Heinsberg 1983).

Strukturelle Anpassungsprozesse führten im Verlauf dieses Jahrhunderts zur Herausbildung von optimierten Betriebsgrößen der landwirtschaftlichen Gehöfte. Neben den bereits erwähnten Faktoren Mechanisierung und Meliorationsfortschritte, ist die Relevanz der neugelierten Flurordnung und damit auch der landwirtschaftlichen Flächen hervorzuheben. Im Rahmen dieser Umstrukturierung - bei gleichzeitiger marktwirtschaftlicher Anpassung der regionalen Landwirtschaft - verminderte sich die Gesamtzahl der bäuerlichen Betriebe kontinuierlich von etwa 5.400 Betrieben im Jahre 1960 auf nur noch 2.123 im Jahre 1987. Gleichzeitig ist ein Trend zu Betrieben mittlerer Größe evident. „Der Kreis Heinsberg hat einen hohen Anteil an Mittelbetrieben (10 bis 50 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche), während die Bedeutung von Klein- und Großbetrieben ... relativ gering ist.“ (Prognos 1990, Teil II, S. 5) Heute bestimmen sogenannte Aussiedlerhöfe³⁰² das Bild des modernen landwirtschaftlichen Betriebes im Kreisgebiet.³⁰³ Ausgelagert aus dem Dorfkern,

³⁰² Traditionell waren die Höfe aufgrund des vorherrschenden Ackerbaus eng innerhalb des dörflichen Verbandes eingebunden. „Oftmals sind die Gebäude als solche gar nicht als Bauernhöfe zu identifizieren, da sie mit ihrem Wohnhaus traufseitig zur Straße stehen und sich lediglich durch die große Einfahrt zu erkennen geben. Durch die dichte Bebauung sind die Höfe häufig nicht als vollwertige Vierseithöfe ausgebildet, sondern grenzen mit zwei Seiten an den Hof des Nachbarn.“ (Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr 1993, Teil I, S. 82)

Als kulturgeschichtliches Erbe sind nur wenige altbäuerliche Objekte aufzuführen, da Modernisierungsmaßnahmen die ursprüngliche Bausubstanz gemäß der jeweils zeitgemäßen Standards umfunktionierten. Zu nennen sind insbesondere folgende „Bauernhäuser als Zeugen der landwirtschaftlichen Nutzung:“ (S. 82) das Haus Segschneider in Lövenich (aus dem Jahr 1781, zweigeschossig mit dem Trauf parallel zur Dorfstraße), Bauernhäuser im Zentrum Gangelts, Backsteinhäuser aus dem 17. Und 18. Jahrhundert in Immendorf, mehrere Häuser mit Barockgiebel in Millich, das Schwebegiebelhaus aus Kleingladbach, desweiteren ein Schwebegiebelhaus in Bocket (als Fachwerkhaus, im 17. Jahrhundert gebaut) und schließlich das Rietdachhaus in Wegberg - Schwaam. (bedeckt mit einem Strohdach, mit gut erhaltenem Fachwerk; als Erbauungsjahr wurde im Gefache das Entstehungsjahr 1616 eingelassen).

³⁰³ Korrigierend ist gleichwohl anzumerken, daß der Stellenwert der Landwirtschaft im Bewußtsein der Bevölkerung mehr und mehr in den Hintergrund gerückt war. Bauern stellen in den Dörfern längst schon eine Minderheit dar und nicht wenige der neuen Dörfler beschwerten sich über den Geruch der frisch gedüngten Felder, den Lärm der Landmaschinen oder das morgendliche Krähen der letzten Hähne. „Bauern sehen sich in vielen deutschen Dörfern als lästige Exoten an den Rand gedrängt. Beamte und Angestellte machen ihnen das Leben schwer. Wer Felder düngt oder Kühe melkt, wird oft als Dreckfink, Tierquäler oder Umweltsünder verfolgt.“ (Der Spiegel, 30.09.96)

„Erst in den 80er Jahren erinnerte man sich wieder an die Landwirtschaft, als die Folgen ihrer Industrialisierung im Alltag unmittelbar spürbar wurden. Die periodisch wiederkehrenden und in den Medien präsentierten Lebensmittelskandale - von nitratverseuchtem Trinkwasser, Salmonellenbefall der Legebatterien-Hühner, Antibiotika-Rückständen im Schweinefleisch bis hin zum Rinderwahn - führten zu einer veränderten Wahrnehmung, und die Einstellung zu bestimmten Nahrungsmitteln änderte sich - allerdings jeweils nur sehr kurzfristig. Nachdem die

umgeben von den betriebseigenen Nutzflächen dokumentiert sich die rationale, betriebswirtschaftliche Orientierung der modernen Produktionsstätten. „Auf dem Land stehen ... Aussiedlerhöfe, ausgeräumte Feldfluren, verrohrte Bäche, von Bäumen befreite Dorfstraßen und Plätze für das Konzept der fordistischen Moderne. Insgesamt und einzeln konfigurieren sie zu einem Bild der Entwicklung, das Entwicklung mit Effizienz gleichsetzt.“ (Ipsen 1997, S. 42)

3.2.3.1.1.2.2. Resümee

Zusammenfassend und wiederum eine Verbindung herstellend zu einer individuellen Raumwahrnehmung, bleibt festzuhalten: „Die Brücke zur ästhetischen Bewertung ergibt sich aus der Wahrnehmungsqualität der Raumprinzipien. Sowohl Zonierung wie Standardisierung bewirken auf einer Wahrnehmungsebene eine Komplexitätsreduktion. Der Widerspruch, die Mehrdeutigkeit, die Überlagerung wird aufgelöst.“ (Ipsen 1997, 69) Diese für die moderne Produktion hergerichtete Landschaft wird auf der einen Seite ästhetisch positiv bewertet. Andererseits bleibt die Präferenz für das Natürliche - die Natur als Symbol der Versöhnung - manifest dahingehend, daß „bis heute die ästhetischen Bedürfnisse des Menschen noch immer weitgehend durch Natur befriedigt werden.“ (Böhme 1992, S. 21) Das Dilemma wird wahrgenommen oder verdrängt - je nach Gusto, aber aufgelöst werden kann es nicht. „Die mit grünen Hügeln überbaute Autobahn, der begrünte Parkplatz ist der typische Konflikt einer Gesellschaft, die den Widerspruch zwischen dem Verschleiß, den sie betreibt, und den ökologischen Katastrophensignalen verstanden hat, aber keine Lust hat, ihn zu lösen - wohl aber genug Geld, um den Schein von Natur zu inszenieren. Was andererseits der Naturschutz schützt, wenn er Areale bildet, ist nicht Land - das Reich primärer Produktion -, sondern das Ideal einer Landschaft, bevor der Mensch kam.“ (Hoffmann-Axthelm 1996, S. 15f.)

Landwirtschaft in den Wirtschaftswunderjahren fast völlig aus dem Blickfeld geraten war, wird ihr heute wieder verstärkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zuteil. Nun betrachtet man ihren Umgang mit der Natur kritisch wie bei kaum einem anderen Wirtschaftszweig.“ (Andersen 1997, S. 88)

3.2.3.1.2. Eine „traditionsnaturnahe“ Position

3.2.3.1.2.1. Der Traditionsnaturbegriff

Anknüpfend an eben diese ambivalente Mensch-Natur-Beziehung, bzw. an die Mehrdeutigkeit der Wahrnehmungen, wird eine Thematisierung von Natur möglich, die in der Geschichte der Moderne als romantisch, exotisch und prämodern ausgeklammert worden ist (Eder 1988). Im Rahmen heutiger postmodernen Diskurse wird darauf verwiesen, daß Natur eine *symbolische Funktion* besitzt. „In der symbolischen Repräsentation der Natur zeigen sich Erfahrungs- und Wahrnehmungsschemata der Welt, die das Schema einer bloßen Gegenständlichkeit sprengen. Die Freilegung solcher symbolischer Bedeutungen erweitert die ... Analyse der Natur um eine genuin kulturelle Dimension.“ (S. 59) Wobei Umweltelemente in dieser Beziehung nur Bedeutung unter der Bedingung des Wahrgenommenwerdens erlangen können. Sie existieren ergo nicht autonom. „Die symbolische Bedeutung ist damit keine Eigenschaft des Umweltobjektes, sondern sie ist Merkmal der Beziehung eines Individuums zu diesem.“ (Miller 1986, S. 200) Aus diesem Spektrum schöpfend, eine überwiegend subjektbezogene Betrachtungsweise einnehmend, scheint eine Wiedernäherung an einen *Traditionsnaturbegriff* des menschlichen Verhältnisses zur Natur durchaus denkbar.³⁰⁴ Auf dieser quasi konstruktivistischen Ebene bilden sich individuell unterschiedliche und subjektiv geprägte Mensch-Natur-Beziehungen ab. Allen gemeinsam ist eine Anerkennung der Natur, die nicht nur unterscheidende und nutzende Aspekte aufweist, sondern sich vielmehr auf ein

³⁰⁴ „Vernünftig ist das traditionsbezogene Naturverständnis, weil es erstens direkt am affektiven Bezug zu dem festzumachen ist, was den meisten Menschen bei uns nun einmal als Natur gilt, was sie aus ihrer Kindheit, den Erzählungen von Eltern und Großeltern und aus den Naturbeschreibungen und Bildern der Bücher, die sie lesen, der Filme, die sie sehen, wiedererkennen. ... Zweitens zielt solcher Naturbegriff, wenngleich er nur Naturähnlichkeit, nicht wirklich unberührte Natur im Blick hat, auf etwas Wesentliches: auf einen Zustand recht großen Artenreichtums, recht annehmbarer Biotop- und Landschaftsvielfalt und recht guter Beständigkeit dieses Zustands über die Dauer vieler Menschengenerationen hinweg.“ (Markl 1989, S. 75)
Diese Perspektive berücksichtigt, daß vor dem wissenschaftlichen Erklären noch das Verstehen liegt, das umgangssprachliche Sich-verstehen-auf, das Können mit der ‘Wirklichkeit’ des Natürlichen. Diese unterschiedlichen, sozusagen *vortheoretischen Erfahrungen* der Menschen in ihren konkreten Lebensbezügen verdienen Akzeptanz.

moralisches Verhältnis gründet. „Die Form dieser Anerkennung liegt in der Zuschreibung eines besonderen Werts der Natur innerhalb einer besonderen Art der menschlichen Begegnung mit ihr.“ (Seel 1993, S. 208) Ein solcher Naturbegriff, der am Alltagsbewußtsein der Menschen ansetzt, ist im gegebenen Kontext durchaus nützlich, weil er auf das abstellt, was mit *lebendiger Natur* gemeinhin umschrieben wird (Gewässer, Pflanzen, Wald, Tiere, Wiesen, Felder, Brachflächen u.ä.). Implizit ist in dieser Auffassung allerdings enthalten: „Natur ist traditionell dasjenige, was wir nicht sind.“ (Böhme 1992, S. 80)

Heute motiviert das ökologische Bewußtsein zum Überdenken und macht den Menschen zunehmend bewußt, daß sie unausweichlich *selbst* Natur sind und in und mit dieser Natur leben müssen. „Es geht im Grunde um das ‘Sichbefinden des Menschen in Umwelten’. Die durch den Menschen veränderte natürliche Umwelt wird für ihn nur deshalb zum Problem, weil er das Destruktive dieser Veränderungen nun am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Das bringt ihm, dem Menschen zu Bewußtsein, daß er selbst als leiblich sinnliches Wesen in Umwelten existiert, und zwingt ihn, diese seine eigene Natürlichkeit wieder in sein Selbstbewußtsein zu integrieren.“ (Böhme 1989, S. 9)

Im Einsammeln von Naturerfahrungen artikulieren sich durchgängig regionale Beschreibungen, deren Verfasser individuelle, funktionale, ästhetische und phänomenologische Merkmale des Raumes darstellen. Das sich abbildende Spektrum multipler Auffassungen von Natur reflektiert - ohne Anspruch auf Repräsentativität - verschiedenartige Deutungen, die bewußt kontradiktisch das Städtische ausklammern. Das Kaleidoskop naturräumlicher Begrifflichkeit umspannt sowohl die Funktion des Menschen als Erzeuger seiner Natur als auch deren technische Manipulation, bishin zum Nachempfinden einer existenziellen Bedrohung natürlicher - sprich menschlicher Daseinsbezüge. In einer Gegenüberstellung werden Bruchlinien des Naturbegriffs sichtbar, wie sie einführend beschrieben worden sind. Das *Raumbild Natur* als das von vielen angeeignete Leitbild verinnerlichter Vorstellungen verändert sich mit einer Wahrnehmung, die die Zeichen des Wandels zu realisieren beginnt.

Dabei ist die Dimension der Zeit relevant für die Entwicklung einer kontemporalen Kulturlandschaft (Neukirch 1975). Gegenwärtig wahrnehmbare naturnahe Raumstrukturen unterlagen und unterliegen diversen Funktionsgefügen. „In jeder Kultur gibt es Festeres und Flüssigeres - das, was der Tag hervorbringt und wieder verzehrt, und das, was über Generationen hinweg als gemeinsamer Besitz bewahrt wird.“ (Assmann/Harth 1991, S. 11)

3.2.3.1.2.2. Regionale naturräumliche Beschreibungen

Die topographische Karte des Kreisgebietes offenbart eine überwiegend grün eingefärbte Fläche, die sich darstellt als Zwischenraum inmitten zweier - im Norden und Süden - gelegener Ballungszonen. Neben Waldflächen bilden landwirtschaftlich genutzte Anteile prägende geographische Elemente. Das Kreisgebiet³⁰⁵ ist zum überwiegenden Teil als klassische Kulturlandschaft zu bewerten.

„Jedoch können in dieser Kulturlandschaft einzelne Landschaftseinheiten ausgeschieden werden, die letztlich auf naturräumliche Faktoren zurückzuführen sind. Insofern läßt die Verteilung der Nutzungsarten schon eine grobe Ausweisung von naturräumlichen Grundlagen zu. Denn das Verteilungsmuster von unterschiedlichen Wald- und Forstarten sowie des Ackerbaus und der Grünlandwirtschaft unterliegt keiner Zufälligkeit, sondern es besteht eine enge Beziehung zur Morphologie, der Bodenverteilung und darüber grundlegend zur Geologie.“ (Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr 1993, Teil I, S. 33)

Es lassen sich diverse naturnahe Räume bezogen auf physiognomische und naturräumliche Ausstattungsmerkmale unterscheiden. Die als Folgemaßnahme

³⁰⁵ Die Gesamtfläche beträgt 62.787 Hektar. Das Klima des Heinsberger Raums ist, da atlantisch bestimmt mild und feucht. Besonderes Merkmal dieses Klimas sind die relativ gemäßigten Jahreszeiten und die Dominanz westlicher Winde. „Die Temperaturunterschiede zwischen Sommer und Winter sind mit ca. 15° C gering. Die mittlere Jahrestemperatur liegt bei 9 bis 9,5° C.“ (Hoens 1969, S. 97) An Niederschlägen fallen etwa 750 mm jährlich (Bast 1952). Ein Durchschnittswert, der eine normale Entwicklung der hiesigen Vegetation möglich macht. Die landwirtschaftlich genutzte Fläche im Kreis Heinsberg betrug 1987 über 39.000 ha, was etwa 62 % der gesamten Kreisfläche ergab. Während das Dauergrünland nur einen relativ geringen Anteil (15,5 %) ausmacht, dominiert der Ackerbau, wobei sich die Nutzung des Ackerlandes auf den Getreideanbau (55 %) konzentriert (vgl. Prognos 1990, Teil II). Waldflächen und Erholungsgebiete beanspruchen lediglich ca. 11 % des Untersuchungsgebietes (Ritzerfeld 1995).

der Umsetzung des Gesetzes zur Sicherung des Naturhaushaltes und zur Entwicklung der Landschaft (Landschaftsgesetz vom 1.04.1975) vorgenommene landschaftliche und naturräumliche Gliederung umfaßt für das Kreisgebiet - laut Gebietsentwicklungsplan aus dem Jahr 1985 - acht Planungsräume:

I/1 Erkelenzer Börde, I/2 Teverner Heide, I/3 Geilenkirchener Wurmthal, II/4 Wassenberger Riedelland und untere Rurniederung, II/5 Selfkant, III/6 Schwalmplatte, III/7 Geilenkirchener Lehmplatte und III/8 Baaler Riedelland und obere Rurniederung. Diese Teilräume wurden jeweils den Festlegungen des Landesentwicklungsplans entsprechend zugeordnet (Kategorien: I/II Raum- und Siedlungsstruktur; III Gebiete mit besonderer Bedeutung für Freiraum-, Erholungsfunktionen und die Wasserwirtschaft, u.a.) (vgl. Kreis Heinsberg 1987, S. 54).

Während die südlichen und östlichen Bereiche des Kreisgebietes als Ausläufer der Jülicher Börde, nördlich davon die *Geilenkirchener Lehmplatte* und im Westen der *Selfkant* intensiv landwirtschaftlich genutzt werden,³⁰⁶ weist der Norden stärker sandhaltige Böden auf. Das Fruchtbarkeitsgefälle ist entsprechend. Die nördliche *Schwalmplatte* ist beispielsweise durch dominante Waldflächen geprägt.

Diese die landwirtschaftliche Kulturlandschaft durchbrechenden und strukturierenden Kleinlandschaften weisen rudimentär naturbelassene Anteile auf.³⁰⁷ Sie erlauben es, spezifische physio-biogeographische Merkmale eines Raumes herauszuarbeiten und dessen Singularität zu belegen. „Diese Landschaftstypen, die dem Kreis Heinsberg bis heute unverkennbare Merkmale erhalten haben, wechseln häufig miteinander, so daß die Region einen reizvollen und abwechslungsreichen Charakter zeigt.“ (Ritzerfeld 1995, S. 14) Zu nennen sind einmal die Auenlandschaften und Flußniederungen der kleinen Flüsse und Bäche. Die wichtigsten sind: das Gangelter Bruch, die Wurm-Niederung, die Heinsberger Ruraue, die untere Rurebene und das Elmpeter Bruch.³⁰⁸

³⁰⁶ Vorzufinden sind offene Terrassenlandschaften mit Lößbedeckung, Börden und Lehmebenen.

³⁰⁷ Die naturräumliche Gliederung wird in Anlehnung an Paffen u.a. (1963) in modifizierter Form wiedergegeben.

³⁰⁸ „Die Rur und ihr Nebenfluß, die Wurm, sind die bedeutendsten fließenden Gewässer des Selfkantgebietes. Die im Hohen Venn entspringende Rur nimmt bei Kempen die dem Aachener Wald entspringende Wurm auf und vereint sich ihrerseits hinter der deutsch-niederländischen

Während die Wurm³⁰⁹ überwiegend ein nur schmales Niederungsgebiet ausbildet und aufgrund der belasteten Wasserqualität einen minderen ökologischen Stellenwert zugemessen bekommt, schaffen Rodebach, Schalbruch und Saeffelter Bach einen inhärent gewachsenen Naturraum.³¹⁰

Obwohl das Rodebachtal 1941 kultiviert wurde, man den Bach kanalisierte, das Auenprofil einengte und dadurch die natürliche Bachbettentwicklung unterband, das Rinnsal statt dessen in ein künstliches Bachbett zwängte und damit ein nahezu unberührtes Ökotope der Gewinnung von Nutzflächen opferte, sind dennoch ökologisch relevante Bereiche vorhanden. Der Talgrund ist durch Auenböden bestimmt, in die anmoorige Böden und Niedermoore eingelagert sind. „Größere Torfbildungen finden sich ... bei Isenbruch und im Gangelter Bruch. Alte Karten bezeichnen das nördlich von Isenbruch gelegene Bruch als ‘Torf-Bruch’. Die heutige Flurbezeichnung ‘In den alten Kaulen’ bei Schalbruch deutet auf ehemaliges Torfstechen zum Hausbedarf hin.“ (Hoens 1970, S. 87) Durch Melioration ist das Gangelter Bruch aus einer Moor- und Bruchwaldgegend in eine von Wiesen und Pappelkulturen gezeichneten Landschaft verwandelt worden. Tertiäre Sande, die sich oberhalb der Talhänge ausbreiten, sind mit Kiefernwäldern bewachsen und bilden im erdnahen Bereich eine heidetypische Vegetation aus. Anknüpfend an diese naturräumlichen Potentiale wird neuerdings eine Renaturierung der Landschaft projektiert. Als wesentliche Ziele entsprechender Planungen werden genannt: die Wiederherstellung der ursprünglichen Feuchtbiootope, die

Grenze bei Roermond mit der Maas. Beide Flüsse entwässern über die Hälfte des Kreisgebietes.“ (Hoens 1970, S. 84) Schon bei Brachelen bildet die weiträumige Niederungslandschaft der Rur ein ein Kilometer breites Tal, das sich zur niederländischen Grenze hin trichterförmig öffnet. Das Flußtal der Rur wird von Geologen als Rurgraben, geschaffen durch Erosion mit gleichzeitiger tektonischer Bewegung, bezeichnet. Alluvionen (Lehm- und Schlickflächen) decken untergelagerte Kiesvorkommen ab. Die vorherrschenden Lehm Böden und der hohe Grundwasserspiegel, die Vernässung der Auen, erschweren die landwirtschaftliche Bearbeitung des Gebietes. Anzutreffen sind im Auenbereich deshalb Feuchtwiesen, die vorwiegend als Grünland genutzt werden. Pappeln, in Gruppen formiert oder in langen Reihen angepflanzt, bilden den typischen Baumbestand. „Charakteristisch für das besonders bei Heinsberg zersiedelte Rurtal sind die vielen, mit alten Bäumen bestückten Altwasserarme des holozänen Flußbettes, sowie die Seen entlang des Rurlaufes, die anthropogenen Ursprungs sind (Baggerseen) und z.T. noch in Nutzung zur Kiesgewinnung stehen. Die einzigen kleineren Waldflächen in der Ruraue sind der Kapbusch und die Doverheide.“ (Forschungsgruppe Freizeit und Fremdenverkehr 1993, Teil I, S. 39)

³⁰⁹ Die Namensgebung des Flusses leitet sich von der mundartlichen Bezeichnung *worm* ab; verwiesen wird dabei auf die relativ warme Wassertemperatur des Gewässers.

³¹⁰ „Nächst bei Gangelt ist ein tieffes Broich ad meridiem, voller kleiner bächlein, darunter die bekanntste die Robeck (= Rodebach) und das Riol voller fischlein. Die Robeck fanget an zu Gillrath, bei Stahe treibt sie eine Müllen, wie noch 4 andere gleich bei Gangelt. Ist ein sehr nützliche Bach, aber wie viele Weltkarten irren, lauffet sie nit gurch Gangelt, sonder wohl 300 oder 400 schritt davon, ist noch eine lange Heide zwischen beiden.“ (Kritzraedt 1644, S. 307)

Rückführung des Rodebaches in den angestammten, mäandrierenden Lauf sowie die Aufhebung der landwirtschaftlichen Nutzung.

Ferner sind Seen und stehende Gewässer aufzuführen, insbesondere die Baggerseen von denen einige noch wirtschaftlich genutzt werden (Ophovener See, Baggersee Dovern), andere primär eine Naherholungsfunktion aufweisen (Effelder Waldsee, Adolfsee, Baggerseen um Heinsberg). Baggerlöcher, die zunächst 'schwere Wunden' für die Landschaft darstellen, bieten dennoch vielversprechende Möglichkeiten in sich durch geeignete Renaturierungsmaßnahmen, ein Stück 'Natur aus zweiter Hand' zu werden. Selbstverständlich sind Kiesgruben und andere Ausgrabungen nicht schon durch ihr Vorhandensein zur Wiederbesiedlung prädestiniert, jedoch bietet die gute Wasserqualität entscheidende Standortvorteile.

Soll dieser Prozeß (z.B. die Ansiedlung hochspezialisierter Vogelarten) funktionieren, sind flankierende Vorkehrungen zur Bereitstellung hinreichender Lebens-, Ernährungs- und Brutbedingungen notwendig: wird der Abbau beendet, sind die Wasserflächen zu erhalten, eine geeignete Ufergestaltung und eine Optimierung des Untergrundhöhenprofils zu gestalten. Ferner gilt es, Störungen durch Menschen einzuschränken. Aktiver Naturschutz beruht in diesem Sinne nicht ausschließlich auf Erhaltungsmaßnahmen ökologisch wertvoller Areale, sondern ebenso auf Gestaltungen von *Rettungsinseln* - nicht nur für die niederrheinische Fauna und Flora. Diesem Leitgedanken folgend, wurde der Kapbusch bereits als Naturschutzgebiet ausgewiesen.

Die überwiegend wenig reliefierte, manchmal einförmig wirkende Landschaft erfährt aus westlicher Perspektive betrachtet, einen abrupten Wechsel durch das kulissenhafte Auftauchen der bewaldeten Hauptterrassenränder (bis 95 m über NN)³¹¹ des Wassenberger Riedellandes.³¹² Riedelländer sind am westlichen Rurtalhang vorzufinden. Unterschieden wird das *Wassenberger* und das *Baaler Riedelland*. Pedologische Unterschiede der beiden Bereiche bedingen unterschiedliche Vegetationen. Bewaldungen und Zergliederungen der Hauptterrassenfläche des Wassenberger Riedellandes durch Talrinnen und mehrere Bäche (Floßbach, Marienbrucher-, Myhler-, Birgelener Bach, Schaagbach, Helpenstei-

³¹¹ Zum Vergleich: Orsbeck liegt im Rurgraben nur 46 m über NN.

³¹² Riedel (geographischer Begriff) bezeichnet Geländevorsprünge.

ner- und Rothenbach) förderten die Entstehung vielfältiger Feuchtstandorte, ließen ein kleinstrukturiertes, abwechslungsreiches Landschaftsbild entstehen.³¹³ Als morphologisch monoton läßt sich demgegenüber das Baaler Riedelland charakterisieren, auf der gleichförmigeren, lößbedeckten Geländeoberfläche sind nur vereinzelte kleine Waldflecken verstreut.

Unter der Überschrift *Heiden und Heidewälder* subsumieren sich spezifische Landschaftsausprägungen. Der größte derartige auf Flugsanden entstandene Naturraum bildet - grenzüberschreitend - gleichzeitig das weiträumigste Waldgebiet in der Region aus. Gemeint sind die *Effeld-Ophovener* und *Birgelen-Empter Heidewälder*. Auf niederländischer Seite setzt sich das Waldgebiet in der *Niederländischen Grenzheide* fort. Die Heidewälder sind durchzogen von ausgedehnten Dünenfeldern. Diese markieren im Zusammenwirken mit vorhandenen Heidemooren das Typische dieser Landschaften. Ebenfalls unter die Kategorie der naturräumlichen Heiden fallen die Gebiete um Teveren-Gangelt und das niederländische Brunssum. „Die geringe Bodenqualität ließ hier die sogenannte Teverener Heide entstehen. Langgestreckte Dünen wurden durch ständigen Westwind im Diluvium aufgebaut und bilden mit den in jüngster Zeit angelegten Kieferaufforstungen eine reizvolle Landschaft.“ (Hoens 1969, S. 91)³¹⁴

³¹³ „Kernstück des Wassenberger Erholungsgebietes ist das etwa 200 Morgen umfassende, in einem Teilbereich parkwaldartig gestaltete ‘Marienbruch’. Idyllische, kanalartig miteinander verbundene Weiher ... und botanische Seltenheiten deuten noch auf die sorgsam ‘ordnende’ Hand eines Oskar v. Forckenbeck, der sich als damaliger Besitzer des heute stadteigenen ‘Marienbruches’ schon lange vor der Jahrhundertwende bemühte, den urwüchsigen Charakter des ‘Bruchwaldes’ nicht unnötig zu stören. Unmittelbar an das ‘Marienbruch’ schließt sich nach Osten und Südosten das Quellmuldengebiet des Myhler Baches mit seinen teils bewaldeten, teils als Weide- und Ackerland genutzten Hängen an. ‘Myhler Schweiz’ nennt man das reizvolle Wandergebiet mit den schilfrohrumsäumten Fischteichen.“ (Klimmek 1974, S. 155)

³¹⁴ Die Teverner Heide unterscheidet sich von den umliegenden geographischen Räumen durch das Vorherrschen von Tertiärsanden mit verarmten Podsolböden, die als dominante Vegetationsformen Kiefern und eine *heidespezifische Flora* (z.B. seltene, geschützte Pflanzen: Sumpfbärlapp, Sonnentau, Gabelstrauch) aufweisen. Auch diese morphologisch andere Heidelandschaft besitzt ökologisch wertvolle Heidemoore. „Dieses etwa zehn Quadratkilometer große geschlossene Wald- und Heidegebiet bietet Natur pur. Nicht nur das so selten gewordene, unter Naturschutz stehende Wollgras, das in der äußerst reizvollen Moorlandschaft in phantastischer Blüte steht, fasziniert den Betrachter.“ (Stadtverwaltung Geilenkirchen 1993, o. S.) Kleinflächige Moore und Heideweiher entfalten eine Vielzahl von Besonderheiten aus der Tier- und Pflanzenwelt. Diese nährstoffarmen Biotope sind gleichsam die ‘Raritätenkabinette’ in der Kulturlandschaft der Region. Die Anpassung der spezifischen Fauna und Flora an die extremen Standortverhältnisse der Heidemoore und -weiher bedingt eine stark ausgeprägte Sensibilität

Nicht wenige dieser Kleinlandschaften sind mittlerweile als Naturschutzgebiete und Naturwaldzellen ausgewiesen. Entsprechende Landschaftspläne registrieren für das Jahr 1987 (vgl. Kreis Heinsberg 1987) insgesamt 235,34 km² Naturschutzgebiete, geschützte Landschaftsbestandteile und Landschaftsschutzgebiete (ca. 1/3 des Kreisgebietes). Grob gerastert ergibt sich folgende Auflistung: die Teverner Heide, die Bereiche Rodebach, Schalbruch und Saeffeler Bach, das 'Eiländchen', das Baaler Riedelland, Scherresbruch und Habberger Wald, die Riedelwälder des Schaagbachtals, der Naturraum Forsthaus Ritzrode (Heidewald), das Lüttelforster Bruch (Bruchwälder mit Niedermooren), der Kapbusch (Flußniederung und Auen), der Bereich Helpensteiner Bach (Heiden und Heidewälder) und schließlich das Gebiet an den Schwalmquellen (Schwalmbruch, Mühlen- und Knippertzachtal).

Eine systematische Betrachtung ergibt, daß die genannten NSG's mit Ausnahme des Forsthauses Ritzrode in und um Feuchtgebiete liegen. Ferner sind räumliche Schwerpunkte feststellbar. Die Gebiete erstrecken sich im Bereich des Selfkants oder in den Wäldern nördlich von Wassenberg. Insbesondere die NSG's bei Baal und Kapbusch weichen als *Isolate* von dieser Regel ab. „Die Schutzausweisungen erfolgten zur Erhaltung und Wiederherstellung eines ausgewogenen Naturhaushalts, zur Absicherung der Artenvielfalt und zur Bewahrung der Lebensstätten von Pflanzen und Tieren. In den Naturschutzgebieten hat also der Schutz der Natur gegenüber der wirtschaftlichen Nutzung Vorrang.“ (Kreis Heinsberg 1987, S. 56)

Von besonderer naturräumlicher Bedeutung ist der 'Naturpark Schwalm-Nette' mit einer Flächenausdehnung von 435 km², wovon die Hälfte des Areals aus Landschaftsschutzgebieten und ca. 7 % aus Naturschutzgebieten besteht.³¹⁵

gegenüber äußeren Einflüssen. Beispielsweise bedeuten in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene landwirtschaftliche Flächen eine Gefährdung des ökologischen Gleichgewichtes. Durch starke Düngung und den Zusatz von Vernichtungsmitteln (Biozide) können Nährstoffanreicherungen eingeleitet werden, die die hochmoorartige Vegetation verdrängen und damit andere, konkurrenzfähigere Pflanzen begünstigen.

³¹⁵ Das Gebiet, durchzogen von zahlreichen Flüssen (Schwalm, Nette, Niers und Rur) erstreckt sich zwischen Wachtendonk und Heinsberg. Der Name des Gebietes wurde hergeleitet durch die für den Bereich ökologisch bedeutsamen Gewässer Schwalm und Nette. Die Flüsse sind Rudimente alter Stromarme im ehemaligen Rhein-Maas-Delta.

Mit seiner typischen Parklandschaft ist es damit Teil des Niederrheinischen Tieflandes zwischen Rhein und Maas. „Der Naturpark hat ... viele Landschaften, in denen sich Kultur und Natur harmonisch vereinen. Die Silhouetten der Dörfer und Landstädte, die Straßen, Gehöfte und Häuserzeilen gehen mit der Natur, mit Seen, Röhrichtern, Wäldern, Wiesen und Ackerbreiten eine anmutige Verbindung ein. (Man) fühlt sich hier wohl, weil diese Kulturlandschaft der eigentliche Lebensraum des Menschen geworden ist.“ (Hubatsch 1970, S. 7)

Der Kreis Heinsberg ist seit 1965 Mitglied des Zweckverbandes 'Naturpark Schwalm-Nette'. Im Kreisgebiet Heinsberg sind die Städte Erkelenz, Hückelhoven und Heinsberg mit nur kleinen Flächenanteilen zugehörig, während Wassenberg und Wegberg zu großen Teilen dem Naturpark zugerechnet werden können. „Durch ein Abkommen zwischen der Regierung des Lan-

Diese lokalen ökologischen Systeme in ihrer Bedeutung anschaulich zu machen und für naturschützende Maßnahmen zu sensibilisieren, hat sich der Zweckverband 'Naturpark Schwalm-Nette' zur Aufgabe gemacht. Im Konfliktfeld zwischen Naturschutz und dem Erholungsanspruch der Menschen gewinnt Öffentlichkeitsarbeit einen wichtigen Stellenwert. Diese Erkenntnis war Anlaß, einen Lehrpfad bei Haus Wildenrath anzulegen. „Eine Besonderheit ist der Naturlehrpark 'Haus Wildenrath' im Quellgebiet des Schaagbaches. Der Naturlehrpark stellt einen für die weitere Umgebung typischen, naturnahen Ausschnitt der niederrheinischen Landschaft mit ihrer artenreichen Pflanzen- und Tierwelt dar. Er ist durch Wanderwege und Knüppeldämme weitläufig erschlossen, ohne die natürliche Eigenart der Landschaft zu stören.“ (Stadt Wegberg 1992, S. 5)

Der alte Hof als Fachwerkbau auf einer Flachmotte im Quellgebiet des Schaagbaches gelegen, wurde 1964 mit 100 Morgen Land von der Gemeinde aufgekauft. Von 1975 bis 1977 wurden im Rahmen der Renovierung des Gehöfts boden-, gewässer- und pflanzenkundliche Lehrpfade angelegt, ebenso eine kleine Forschungsstation eingerichtet. Man begründete damit ein adäquates Anschauungsobjekt für die Landschaftsgeschichte. In der Zusammenschau der Elemente des Schaagbachquellgebietes wird deutlich, daß die „Lebensgemeinschaften nicht als isolierte Bestandteile der Landschaft betrachtet werden können, sondern in enger Verbindung mit den umgebenden Lebensräumen stehen.“ (Naturpark Schwalm-Nette Zweckverband 1994, S. 37) Dieses Gleichgewicht wird zunehmend durch externe Faktoren gefährdet. Konkret droht eine in

des Nordrhein-Westfalen und der Regierung des Königreichs der Niederlande wurde am 30.3.1976 der Naturpark Maas-Schwalm-Nette gegründet.“ (Landesvermessungsamt NW, Naturparkkarte 1987, o.S.) Durch diese räumlich grenzüberschreitende Erweiterung des Terrains auf 725 km² manifestiert sich der internationale Stellenwert der Landschaft. Heribert Heinrichs beschreibt die Erfolge des grenzüberschreitenden Projektes aus eigener Anschauung: „Wo die Natur wie hier die Oberhand behalten darf, treten Staatsgrenzen in den Hintergrund. Immer wenn ich von Effeld kommend, an der Landwehr vorbei, die Grenze des Rothenbachs passierend, 'de Kievit' erreichte, um von hier aus Wanderungen um den Honingsberg, den Klifsberg, den Scherpenseelschen Weiher, den Wolfshoeve, das Elfenmeer, die Blanke Water bis zum alten Genhof des Schöffengerichts an der Rur bei Melick zu machen, verlieren alle nationalen Betrachtungsweisen ihren chauvinistischen Beigeschmack. Zoll und Grenzschutz tragen meines Erachtens hier schon anachronistische Züge. Denn die Region partizipiert an der landschaftlichen Ganzheit, an der 'grenzüberschreitenden Natur' von nun schon 700 Quadratkilometern Ausdehnung. Ein Integrationsmodell ökologischer Prägung!“ (Heinrichs 1987, S. 246)

Erwägung gezogene Erweiterung des Braunkohletagebaues (Garzweiler II), die Feuchtgebiete des Naturparks zu vernichten.



„Inmitten des Schloßweiher Tüschbroich liegt, einem Schildbuckel gleich, ein runder, stattlicher Erdhügel, welcher sich bei einem Durchmesser von fünfundsechzig Metern nahezu zehn Meter aus dem Wasser hebt. Er ist von prächtigen, zu allen Jahreszeiten herrlich anzusehenden Buchen bewachsen. Man bezeichnet ihn als Motte. Die Herrn von Tüschbroich, im Jahre 1172 erstmals genannt, errichteten diese frühmittelalterliche Wehr- und Verteidigungsanlage. Sie gruben den Sumpf aus, der See entstand. Die Erde wurde zu einer künstlichen Aufschüttung inmitten des Sees aufgetragen. Hölzerne Aufbauten und Palisaden bildeten die Burganlage, denn Holz war zu dieser Zeit der wichtigste Baustoff.“ (Purpar 1990, S. 8) Das Beispiel veranschaulicht plastisch die Problematik, zwischen Natur- und Kulturräum zu unterscheiden. Was sich als idyllisches Naturbild präsentiert, wurde im wahren Sinnes des Wortes von Menschenhand geschaffen.

3.2.3.2. Projekt: „Garzweiler II“

3.2.3.2.1. Der Stand der Dinge

Die Dimensionen des europaweit größten Tagebauprojektes - auf einer Fläche von 48 Quadratkilometern - werden deutlich, wenn man sich vor Augen führt, daß ab 2006 über vier Jahrzehnte lang pro Jahr zwischen 35 und 45 Millionen Braunkohle-Tonnen abgebaut werden sollen. Entstehen würde das gewaltigste 'Loch' Europas mit einem Volumen von 2.300 Hektar Umfang und 180 m Tiefe. Laut Planungsvorgaben ist abschließend dort die Entstehung eines künstlichen Sees vorgesehen, wozu etwa 2 Milliarden Kubikmeter Wasser über ein Pipelinesystem aus dem Rhein zugeführt werden müßten (Wirdeier/Nitschmann 1995).

Der Tagebau macht es zunächst erforderlich, das Grundwasser bis unter die Grubensohle zu 'sümpfen'. Mittels einer Brunnengalerie wird die Grundwasserabsenkung - in Form einer Trichterbildung - bewerkstelligt. In Abhängigkeit von den jeweiligen hydrogeologischen Verhältnissen variiert die Fernwirkung der Sümpfung. Die sich hierbei ergebenden ökologischen Probleme wurden bei der Planung offenbar nicht annähernd erkannt, so der Vorwurf der Planungsgegner. Denn kein vorliegendes Gutachten habe bislang schlüssig die Beherrschbarkeit des Großprojektes Garzweiler II belegen können. „Die bestehenden Tagebaue Frimmersdorf; Inden und Hambach haben ... bereits heute weitreichende und negative Auswirkungen auf den Kreis Heinsberg, die sich überlagern und dadurch teilweise verstärken. ... Die Schäden im Bereich Natur und Landschaft sind besonders deutlich im östlichen und nördlichen Kreisgebiet erkennbar.“ (Kreis Heinsberg 1987, S. 59) Im sogenannten „MURL-Rahmenkonzept“³¹⁶ wurden Maßnahmen zum Schutz der im Einflußbereich des Tagebaues Frimmersdorf befindlichen 22 Feuchtgebiete zusammengefaßt. Über 50 % dieser schützenswerten Gebiete befinden sich im Kreisgebiet Heinsberg. Der von der Landesregierung im März 1995 genehmigte Braunkohleplan Garzweiler II betrifft wiederum Teile des Kreises Heinsberg unmittelbar. Von Osten

³¹⁶ Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft.

die Autobahn A 44 überschreitend, umfaßt der erste Rahmenbetriebsplan zunächst den Bereich zwischen dem bestehenden Tagebau Garzweiler I und der Autobahntrasse A 61. Später soll sich das Gelände bis hin zur Weichbildgrenze der zu Erkelenz gehörenden Dörfer Katzem, Kückhoven und Kaulhausen nach Westen ausdehnen. Bärbel Höhn³¹⁷ malt das zukünftige Szenario aus: „Dabei sollen ab 2005 und über die folgenden Jahre und Jahrzehnte hinweg mehr als ein Dutzend niederrheinischer Dörfer dem Bagger zum Opfer fallen, rund achttausend Menschen ihre Heimat aufgeben und umgesiedelt werden. Neben den sozialen Folgen der Verwüstungen sind vor allem ökologische Zerstörungen zu befürchten. ... Ende des kommenden Jahrhunderts könnten dann möglicherweise die Ur-UrenkelInnen der durch den Tagebau vertriebenen AnwohnerInnen an einem 30 Quadratkilometer großen Restloch mit See in der Mitte spazierengehen.“ (Höhn 1995, S. 11)

Nach der Landtagswahl (14. Mai 1995) wurden Vereinbarungen zwischen der SPD und Bündnis '90/Die Grünen' getroffen, die das Genehmigungsverfahren des Braunkohleplans Garzweiler II verlangsamten und neue Rahmenbedingungen setzten. Gleichwohl bestätigte die neue Landesregierung den Erlass für den Braunkohleplan Garzweiler II. Spätestens seit den Landtagswahlen ist Garzweiler II zu einem Politikum geworden: Es geht nunmehr auch um die Bewältigung einer politischen Herausforderung mit Vorbildcharakter für die rot-grüne Koalition. In den beiden Parteien etablierten sich bald, wie nicht anders zu erwarten, unterschiedliche Interpretationen für die Umsetzung der nachfolgenden Verfahren. Ökologische Gesichtspunkte bekamen ein größeres Gewicht. Ferner sollten die Erfordernisse einer langfristigen Energieversorgung unter Berücksichtigung klimatischer Auswirkungen, sowie die Sozialverträglichkeit des Projekts, genauer in Augenschein genommen werden. Beispielsweise wäre „eine wesentliche Änderung der Grundannahmen des Braunkohleplans Garzweiler II ... dann anzunehmen, wenn sich die Ziele zum Erhalt der grundwasserabhängigen schützenswerten Feuchtgebiete objektiv als nicht realisierbar erweisen.“ (AVZ, 30.06.1995) Zwischenzeitlich waren es die was-

³¹⁷ Nordrhein-westfälische Umweltministerin.

serwirtschaftlichen und ökologischen Fragestellungen, die die öffentliche Diskussion dominierten.

Gleichzeitig streben die Städte Mönchengladbach und Erkelenz, die Gemeinde Jüchen, der Kreis Heinsberg, unterstützt durch den Kreis Viersen, sowie einige Naturschutzverbände (NABU, Stichting Milieufederatie Limburg) und 'Die Grünen' auf diversen Rechtswegen an, die Expansion des Braunkohleabbaues zu stoppen. Neben inhaltlichen Erwägungen bestimmen Zweifel an der demokratischen Legitimation des praktizierten Verfahrens, den Entschluß zu klagen. Insbesondere die Verbände monieren, daß der 'betroffene' Bürger nur eine begrenzte Chance habe, seine Meinung adäquat zu äußern, über das Verfahren zu diskutieren und Einfluß zu nehmen. Was nicht gelang, sei „den Betroffenen die Notwendigkeit des Braunkohletagebaus so verständlich zu machen, daß eine Akzeptanz ... erreicht werden konnte. (Das, A.F.) liegt sicher auch daran, daß wir alle inzwischen Zweifel hegen, ob diese Art der Energiegewinnung, mit dem damit verbundenen Raubbau an Ökologie, Landschaft und Kultur, sinnvoll ist und demnach folgenden Generationen überhaupt zugemutet werden kann.“ (Ulrich 1996, S. 164)

Das Spektrum divergierender Zielhierarchien verläuft quer durch die Parteienlandschaft und läßt sich letztlich auf das Gegensatzpaar Ökologie versus Ökonomie reduzieren. Leid und Hoffnung sind unterschiedlich verteilt. Alle Argumentationsstränge bewerten das Großprojekt Garzweiler II - gemäß den jeweils inhärenten Exklusivwahrheiten - diametral unterschiedlich. Zu den leidenschaftlichen Befürwortern zählen z.B. viele *Kumpel*, die um ihren Arbeitsplatz bangen bzw. sich ein neues Betätigungsfeld erhoffen. Eine Perspektive, die an Bedingungen geknüpft ist, „denn Rheinbraun³¹⁸ hat unmißverständlich klar gemacht: Ohne Garzweiler II gibt es keine weitere Übernahme von Kumpeln der Zeche. Aber nicht nur das: Hunderte Mitarbeiter könnten im Fall eines Neins für Garzweiler II die Kündigung bekommen.“ (HS-Woche, 14.06.1995)³¹⁹

³¹⁸ Betreibergesellschaft des Garzweiler II Projektes.

³¹⁹ Die Chronologie der vielgestaltigen Auseinandersetzung um Garzweiler II kann aus pragmatischen Gründen nicht den aktuellen Stand wiedergeben. Der Konflikt schwelt weiter, eine Auflösung oder eine tragfähige Übereinkunft zwischen den Beteiligten und Interessengruppen zeichnet sich zum Zeitpunkt der Erstellung dieser Ausarbeitung nicht ab.

Demgegenüber wenden sich ideologische Gegner und Betroffene gegen den drohenden Verlust von Haus, Hof und Heimat. *Garzweiler II* etabliert somit nicht zuletzt zum Synonym für Interessenspolitiken. Verdeutlicht in den Koalitionsvereinbarungen der Landesregierung wurde ein Kompromiß geschlossen, der für SPD und die „Grünen“ Interpretationsspielräume offen läßt. Die aktuelle Diskussion verschiebt sich dabei zunehmend auf strategische politische Themen.³²⁰ Im politischen Raum war eine ideologische ‚Meta-Debatte‘ angebrochen, die originäre Fragestellungen mehr und mehr ausklammert.

Aber „RWE und Rheinbraun halten an Garzweiler II fest“ (Super Sonntag, 1.11.1998) und das mittlerweile mit guten Erfolgsaussichten. Die Erteilung der wasserrechtlichen Genehmigung inbegriffen, die in der zweiten Fassung weitgehend Bedingungen und Auflagen wie die ursprünglich vorgesehene Widerspruchsmöglichkeit ausschließt, ist die letzte große Hürde auf dem Weg zur Abbaugenehmigung genommen. Am 28. April 1998 wurde die entscheidende Wende eingeleitet. Nach ca. einjähriger Prüfung kam der Petitionsausschuß des Europäischen Parlaments zu einem richtungsweisenden Beratungsergebnis. Demnach befindet sich das Projekt Garzweiler II im Einklang mit europäischem Recht. Die Klage der Kommunen und Kreise bezog sich im wesentlichen auf folgende Punkte: Die Auswirkungen des Tagebaues auf die schutzwürdige Flora und Fauna des Naturparks Schwalm-Nette seien nicht angemessen berücksichtigt worden. Weiterhin steige, infolge der zu erwartenden erhöhten Luftbelastung durch Schwefeldioxyd und Schwebstaub, das Lungenkrebs-

³²⁰ „Schriller könnten die Töne nicht sein, die die Bonner Koalitionsverhandlungen begleiten. Wieder einmal kracht es bei Rot-Grün in Düsseldorf wegen Garzweiler II. Das Braunkohleprojekt war stets der Pfahl im Fleische der nordrhein-westfälischen Allianz. Jetzt treibt ihn die zuständige Behörde mit ihrem ‚Entwurf für die wasserrechtliche Erlaubnis‘ tief an die Schmerzgrenze. ... Einen solchen Konflikt wollten die Regierungspartner tunlichst vermeiden. Deshalb sollte strikt nach Recht und Gesetz über Garzweiler entschieden werden. Doch es zeigt sich, daß auch der Rechtsweg Raum läßt für politische Interpretationen. Grün entdeckt noch viele offene Umweltfragen, die SPD hält alles für geregelt. Ein unüberbrückbarer Dissens? ... Pragmatik steht gegen Parteiprogramm, Ökonomie gegen Ökologie - und das alles zum Schaden einer verlässlichen Industriepolitik, die das Bundesland mit seinen Strukturproblemen dringend braucht. ... Und Bärbel Höhn wird die Braunkohlepille schlucken. Ihre Parteifreunde werden dabei helfen. Ihnen bedeutet die Zäsur in Bonn mehr als ein Sieg im Düsseldorfer Streit um die ‚Sümpfungserlaubnis‘.“ (Die Zeit, 8.10. 1998)

risiko für die ansässige Bevölkerung. Nun haben sich diese Argumente als nicht stichhaltig erwiesen.

Die Strategie Bärbel Höhns, über das wasserrechtliche Genehmigungsverfahren Einfluß auszuüben, ist ebenfalls im Sande verlaufen. Folgerichtig verkündet Dr. Dietrich Böcker (Vorstandsmitglied von Rheinbraun) siegesgewiß: „Der Tagebau von Garzweiler II wird planmäßig im Jahre 2006 beginnen.“ (Super Sonntag, 1.11.1998) Eine solche Erfolgsmeldung hat der Braunkohlekonzern dringend nötig: „Im Geschäftsjahr 1997/98 ... lag die Braunkohleförderung im Rheinischen Revier mit 96,6 Millionen Tonnen knapp unter der geplanten Menge von 100 Millionen Tonnen. Der Rückgang der Förderung ist sowohl auf eine reduzierte Abnahme der Braunkohle-Kraftwerke von RWE Energie AG als auch auf einen verringerten Absatz von Veredlungsprodukten zurückzuführen.“ (Super Sonntag, 27.09.1998) Die Konzernstrategie setzt auf den Wert der „heimischen Braunkohle im Verstromungssektor trotz des gestiegenen Konkurrenzdrucks.“ Eine Argumentation die auf fatale Weise Analogien zum Steinkohlebergbau aufweist - mit den allgemein bekannten Folgen. Noch soll über Rationalisierungsmaßnahmen (Abbau von Arbeitskräften) die Wettbewerbsfähigkeit des Produktes Braunkohle erhalten und gefestigt werden. Vieles zeigt sich im Laufe der Zeit in einem anderen Licht. Heute offenbaren sich Ansätze zur Gestaltung des Strukturwandels deutlicher.³²¹ „Selbst ohne maßgebliche Änderung der Energiepolitik werden nämlich die Arbeitsplätze im Sektor Braunkohle (Tagebau, Kraftwerke und Veredlungsbetriebe) erheblich zurückgehen, da umfangreiche Rationalisierungsmaßnahmen im Bergbau, aber auch im Kraftwerkssektor zu erwarten sind.“ (Berlo et al. 1996, S. 80) Trotz der Internalisierung eines Anteils der Umweltbelastungskosten wird das Gros dieser Belastung als externalisierbare Schadensbegrenzung politisch abgefangen, so das sich abzeichnende politische Regulationsschema. Die *Mega-Technik* wird als imponantes landschaftsdominierendes Raumbild - entgegen dem wirt-

³²¹ „RWE und Rheinbraun weisen aus, daß im rheinischen Revier 1993 etwa 40.000 Arbeitsplätze von der Nutzung der Braunkohle abhingen, sie gehen außerdem davon aus, daß ein Nichtaufschluß von Garzweiler II den Erhalt von etwa 9.000 Arbeitsplätzen gefährden würde.“ (Berlo et al. 1996, S. 79)

schaftspolitischen Trend - künstlich am Leben erhalten; ja ihr wird sogar als Akt politischer Gestaltungsmacht Gesundheit und Vitalität zugesprochen. Die Entwicklungsutopie zu einem Symbol mit landesweiter Tragweite hochstilisiert zeigt dennoch deutliche Risse, die sich - allen Bemühungen zum Trotz - nicht kitten lassen.

Eine andere Impression. Eusebius Wirdeier beschreibt: „Die Landschaft wird zum Betriebsgelände. Unbefugten ist das Betreten verboten. Grundwasserpumpen werden installiert, Quellen in der Umgebung versiegen oder ‘wandern aus’. Die Gruben sind so groß, daß gegenüberliegende Böschungen tagsüber oft unsichtbar hinter Dunst und Staub liegen. Absetzer, so groß wie Bagger, verkippen aufgehobene Erdschichten an anderen Stellen. Nachts, wenn die Maschinen beleuchtet sind, werden die gigantischen Ausmaße der Löcher offensichtlicher. Förderbänder und Bahnstrecken verbinden die Gruben und Kraftwerke, dienen dem Transport von ‘Abraum’ und Braunkohle. Wenn die Landschaft erschöpft ist, die Kohle ausgeräumt, werden die Tagebaue mit künstlichen Bergen, künstlichen Wäldern, künstlichen Seen und künstlichen Siedlungen verdeckt. Und mit der Wortschöpfung ‘Folgelandschaft’.“ (Wirdeier 1995, S. 71)

Dahingehend gestaltet menschliches Wirken die gegebene Landschaft nicht lediglich um, sondern betreibt, nach Moscovici (1982, S. 42), „die Evolution der natürlichen Welt als solcher.“

3.2.3.2.2. Umsiedlung

Gegen das Projekt sprach in der frühen Phase insbesondere die soziale Problematik der Umsiedlung. Zunächst hatte das Argument der Betroffenheit der Menschen das größere Gewicht in der öffentlichen Auseinandersetzung. Doch diese Perspektive wich bald anderen Fragestellungen in der medialen Darstellung: politische Auseinandersetzungen, Belange des Gemeinwohls, Debatten um ökologische Szenarien, energiepolitische Erfordernisse und arbeitsmarktpolitische Notwendigkeiten.

Der Brockhaus definiert Umsiedlung als ein Herausreißen der betroffenen Menschen aus ihrer Lebenswelt und nennt entsprechendes Tätigwerden einen Eingriff in die Menschenrechte (Brockhaus Enzyklopädie 1967). Nicht allein aus den Ausführungen (Kapitels 2) dieser Ausarbeitung ist zu schließen, „daß

ein 'normaler' Wohnungswechsel von Menschen mit zu den höchsten emotionalen und damit psychischen, individuellen Belastungen zählt, die neben Scheidung d.h. Trennung von einem geliebten Partner bzw. Verarbeitung von Todesfällen im nahen Familienbereich auf den einzelnen zukommen kann. Zu einem solchen normalen Umzug entscheidet sich der Mensch in der Regel freiwillig aus eigenen Stücken. Wie viel mehr muß dann ein von außen verordneter Umzug, wie er eine Umsiedlung darstellt, die Menschen belasten. Sie haben in diesem Fall sehr wenig Entscheidungsspielraum. sie können sogar legal zum Verlassen ihrer alten Heimat gezwungen werden (Enteignung).“ (Sevenich 1996, S. 105)

Wenn das Großprojekt mit einiger Sicherheit Gestalt bekommen wird, ist mit Sevenich et. al. (1993; 1996) in diesem Zusammenhang zu fragen: Ist der Braunkohleplan Garzweiler II *sozial verträglich*? In zwei materialreichen Bänden betrachten die Verfasser diese Fragestellung von verschiedener Seite. Es geht auf einer sichtbaren Ebene um den „Verlust von 48 Km² Heimat und die Umsiedlung von 7.600 Menschen.“ (Sevenich et al. 1996, S. 11) Allerdings, Sozialverträglichkeit ist ein diffuser und vieldeutiger Begriff, der in Gesetzen und Richtlinien nur unzureichend kodifiziert werden kann. „Im Gegensatz zu einer Umweltverträglichkeitsanalyse, bei der sich möglicherweise die Beurteilungskriterien immerhin dem Ideal einer unberührten Natur mehr oder weniger nähern und daran die Eingriffe gemessen werden könnten, ist eine Beurteilung bei der Sozialverträglichkeitsanalyse nur schwer möglich, da niemand behaupten kann, daß die gegenwärtige gesellschaftliche Situation - oder irgendeine vergangene - als Maßstab dienen muß. Das heißt, Werte für eine gesellschaftliche Situation, für eine Lebenssituation, für eine Wohnsituation, können nicht allein am alten Ort, am Status Quo gemessen werden, sondern müssen immer wieder neu definiert werden. Es muß aber ein Beurteilungsmaßstab gefunden werden, es muß im Vergleich mit der alten Situation gefragt werden, ob das, was bei einer Umsiedlung herauskommt, für die Dorfgemeinschaft gut ist, das heißt, von allen Bewohnern angenommen werden kann bzw. möglicherweise sogar mehr Wert ist als die Situation am alten Ort. Es sollte sogar die Forde-

rung aufgestellt werden, daß in vielen Lebensbereichen die Situation für die Betroffenen am neuen Ort in jedem Fall besser sein muß.“ (Ulrich 1996, S. 146) Eine berechtigte Forderung. Zur Erinnerung, sich wohl fühlen in der Wohnung und im Wohnumfeld korreliert positiv mit der Möglichkeit, eigene Gestaltungsspielräume wahrzunehmen. Im Aneignungsprozeß sind insofern Partizipationsgelegenheiten grundgelegt - das Gefühl, räumliche Zugehörigkeit zu entwickeln. Übertragen auf das Umsiedlungsgeschehen ist folglich die Bürgerbeteiligung „das tragende Element, um sowohl die Chance des einzelnen wie auch die einer Dorfgemeinschaft, ihre Zukunft zu sichern, wahrnehmen zu können.“ (Sevenich 1996, S. 106) Eine mangelnde Bürgerbeteiligung scheint die „Betroffenen aus ihrer subjektiven Sicht zwangsläufig in eine Opfersituation der öffentlichen Energieversorgung und staatlicher Planung zu drängen, bei der sie glauben, nichts mehr ändern zu können, ‘weil die da oben ja doch machen, was sie wollen’.“ (S. 106)

Im Gutachten der Landesregierung zur Frage der Sozialverträglichkeit (1990), verfaßt von Prof. Zlonicky, heißt es: „Als Ergebnis grundsätzlicher Erwägungen, wie auch praktischer Erfahrungen von Beteiligten und Betroffenen, (wurde, A.F.) festgestellt, daß Sozialverträglichkeit ... eine Frage konkret zu entwickelnder Handlungsorientierungen (ist), die nicht nur die Vermeidung von wirtschaftlichen und persönlichen Notlagen, sondern auch die Überprüfung des Eingriffs sowie der Ausgleichsmaßnahmen am Maßstab gewünschter gesellschaftlicher Entwicklungen ermöglichen.“ (Gutachten 1990, S. 97) In der praktischen Umsetzung zeigt sich jedoch, daß diese Programmatik, trotz aller Sinnhaftigkeit nur unverbindlichen Charakter besitzt. Und es fehlt auch nicht an weiteren Vorschlägen zur Verbesserung der Situation der betroffenen Menschen, aber jede Umsiedlungsplanung unterscheidet sich im Prinzip nur unwesentlich vom städteplanerischen Procedere, dem jede Neugestaltung eines Baugebietes unterliegt. Und alle gutgemeinten und professionellen Vorschläge können das grundsätzliche Problem nicht auflösen: Menschen werden zwangsweise von Umsiedlung bedroht! Diese Tragik kann bestenfalls abgemildert werden.

Das Planungsverfahren ist nach den gesetzlichen Bestimmungen des Bundesbaugesetzes geregelt.³²² Den dortigen Vorgaben gemäß ist im Sommer 1993 die Offenlegung der Planungen erfolgt, ferner fand im März 1994 eine Anhörung der Einwender in Erkelenz statt, im Frühjahr 1995 wurde weiterhin eine Ombudstelle (Beauftragter für Tagebauangelegenheiten) durch Beschluß der Landesregierung eingerichtet, gleichfalls wurden die 19.000 Einwendungen gesichtet und beraten. Kritisch einzuwenden ist nach Hachen (1996, S. 49) dagegen die Art und Durchführung des Beteiligungsverfahrens, daß nämlich „die wesentlichen Kernaussagen der Bürger, der Kommunen, der Naturschutzverbände und der Kirchen nicht nur keine Berücksichtigung fanden, sondern auch die Argumentationen des Widerstandes einer großen Öffentlichkeit weitgehend verborgen blieb.“ In seinem Resümee schließt sich Zlonicky (1996) der kritischen Haltung an, indem er feststellt, daß die gewonnenen Einsichten in tiefgreifende Verunsicherungen der Bevölkerung nicht aufgegriffen worden sind. Sevenich (1996, S. 109) begründet die faktisch mißglückte Partizipation in der Hauptsache mit Traditionsbildungen. „Das Denk- und Handlungssystem der Braunkohletagebauplanung beruht aufgrund seiner langen Geschichte und seiner Orientierung an einem Rechtssystem, dem Bergrecht, das der Ausbeutung einer Lagerstätte wesentlich den Vorrang vor den Belangen der Menschen gibt. Es ist daher in sich, aus Sicht der Betroffenen, so ‘gnadenlos’ schlüssig, daß entscheidende Entwicklungen möglicher Partizipationsansprüche, die sich angesichts der fortschreitenden Demokratisierung unseres Gesellschaftssystems hätten ergeben können, schlicht nicht in dem dann möglichen, notwendigen

³²² „Danach sind die Bürger möglichst frühzeitig über die allgemeinen Ziele und Zwecke der Planung, sich wesentlich unterscheidende Lösungen, die für die Neugestaltung und Entwicklung eines Gebietes in Betracht kommen, und die voraussichtlichen Auswirkungen der Planung öffentlich zu unterrichten; ihnen ist Gelegenheit zur Äußerung und Erörterung zu geben.“ (Sevenich 1996, S. 107) Vgl. auch Rothe (1989).

Im weiteren Planungsverlauf „erhalten die Bürger die Möglichkeit zu einem städtebaulichen Vorentwurf über den Umsiedlungsstandort Anregungen und Bedenken innerhalb von vier Wochen schriftlich oder auch mündlich vorzubringen. Hierauf richtet und erschöpft sich jedermanns formales Recht auf Beteiligung am Bauleitverfahren, gleichwohl die betroffene Gemeinde über die Art der Bürgerbeteiligung selbst entscheiden kann, und dies in der Regel im Falle einer Umsiedlung auch tut; über die gesetzlichen Mindestvorgaben hinaus, erhalten die Umsiedlungsbetroffenen die Chance anhand eines abstrakten städtebaulichen Entwurfs (Vormerkplan) sich für ein Grundstück ihrer Wahl zu bewerben, sofern sie sich für die Teilnahme an der gemeinsamen Umsiedlung entscheiden sollten.“ (Sevenich 1996, S. 107)

Maße wahrgenommen wurden.“

Wie auch immer die Frage der *Sozialverträglichkeit* diskutiert wird und wie kritikwürdig das tatsächliche Verfahren aus dieser Warte auch scheinen mag, so ist die Umkehrfolgerung in jedem Fall unangemessen, wonach der Tagebau dann zulässig und vertretbar sei, wenn die Frage nach der Sozialverträglichkeit und der damit verbundenen Umsiedlung positiv beantwortet werden könnte. Denn die Beschäftigung mit der Fragestellung impliziert schließlich, daß eine sozial erträgliche Umsiedlung überhaupt *möglich* ist. Allein diese Grundannahme muß hinterfragt werden. Es handelt sich bei der Umsiedlungsproblematik um menschliche Schicksale und die Geschichte von gewachsenen Ortschaften, es geht um Tradition und kulturelle Werte. Es geht um Menschen, die zur Emigration aus ihrem Lebensumfeld gezwungen werden sollen. „All dies (was das Lebensumfeld ausmacht, A.F.) aufgeben zu müssen, bedeutet einen realen Verlust für Menschen. Dieser Verlust ist wegen der im Laufe des Lebens allmählich wachsenden und sich festigenden Beziehungen im vorgerückten Alter größer als bei jungen Menschen. Der Wert dieser Beziehungen ist nur schwer Geldwert zu erfassen. Wichtig aber ist es, die Bedeutung dieser Beziehungen für den Menschen dadurch anzuerkennen, daß eine symbolische Entschädigung für den Verlust der Heimat gewährt wird.“ (Kurze 1996, S. 304) Wieder taucht der Heimatbegriff auf, diesmal soll er entschädigt werden. Aber nach welcher Richtschnur kann dies geschehen? Und wie ist ein solcher ‘symbolischer Tausch’ letztlich denkbar? Denn auch dieser Tausch entstünde ja nicht aus freien Stücken. Und was wird auf dieser immateriellen Ebene eigentlich abgegeben? Nur auf einer oberflächlichen Ebene findet ein Tauschgeschäft mit Handelsgütern statt. Es existiert zugleich eine tieferliegende Ebene:³²³

Schmidt/Seibold (1996) wollten in Erfahrung bringen, wie Menschen mit dem ‘Damoklesschwert’ der drohenden Umsiedlung umgehen. Sie haben mit betrof-

³²³ Aus einem Heimatroman von Lehmkuhl (1999, S. 44): „‘Sehen Sie sich doch um, was die hier mit uns machen.’ Sie deutete auf den Horizont, wo mehrere Kraftwerke weiße Rauchschwaden in den Himmel spien. ‘Das sind die Krematorien der Heimat, die Kraftwerke von RWE, in denen die Braunkohle von Rheinbraun verfeuert wird. Und dort’, sie zeigte in die andere Richtung, ‘da hinten, sehen Sie den unnatürlichen Berg mitten in der flachen Bördenlandschaft? Das ist der Friedhof unserer Heimat, wo der nicht verwertbare Rest gelagert wird. Rheinbraun nennt das Ding ‘Sophienhöhe’.“

fenen Frauen gesprochen, um sich ein *Bild* zu machen. „Trotz eines gesunden Selbstbewußtseins herrscht aber bei diesen Frauen große Angst vor dem radikalen, alles verändernden Umsiedlungsschritt in ihrem Leben. Nicht, weil sie nicht gewohnt sind, zuzupacken, wo es nötig ist, sondern, weil sie die drohende Umsiedlung eher wie eine Lawine auf sich zu rollen sehen, die, falls sie nicht gestoppt werden kann, unweigerlich alles, was ihnen in ihrer Umgebung lieb und teuer ist, für immer verschlingen wird und deren bisher geplanter Ablauf sich vor allen Dingen nicht in dem Maße beeinflussen läßt, daß sie ‘erlebbar’ sein wird.“ (Schmidt/Seibold 1996, S. 187) Um zu weitergehenden Erkenntnissen zu gelangen, organisierten die Autorinnen Gesprächskreise mit Frauen, die eine Umsiedlung bereits erlebt hatten. Mittels narrativer biographischer Leitfadeninterviews,³²⁴ suchten sie der damaligen emotionalen Befindlichkeit der Frauen nachzuforschen. „Was diese Frauen zu sagen hatten, konnte den Schrecken vor der drohenden Umsiedlung nicht mindern. Was wir ansatzweise erfuhren, waren unter anderem Einzelschicksale und Tragödien, die sich hinter den Fassaden auch der ‘gelungensten’ Umsiedlung in den Familien abspielen.“ (S. 188) Kurze Gesprächsauszüge vermitteln die damalige Stimmungslage:

„Jeder kapselt sich ab, bleibt für sich. Das Offene’ gibt’s nicht mehr, jeder will besser sein als der Andere. so wie die Häuser sind, so geben sich die Menschen. Alles ist zu neu, zu schön, zu viel Fassade, zu unpersönlich. Die Leute spielen Theater: Nach außen heile Welt und wie’s drinnen aussieht, geht niemand was an. In diesem Dorf lebt keine türkische Familie mehr. Das ist jetzt ein deutsches Vorzeigedorf.“ (S. 190)

„Es fehlt der Baumgarten, der Nußbaum, die Wiesen, das kleine Wäldchen, alles, was lange gewachsen ist. Es fehlen die alten Teile im neuen Dorf, z.B. die Gäßchen und Ecken oder die Bank unter den alten Linden, alles, was liebevoll restauriert war; die Orte der Kindheit. Die Landschaft geht kaputt.“ (S. 191)

„Während der Umsiedlungsphase lebten am neuen Ort erst fünf Familien, die reine Pionierangelegenheit, keine Straßen, kein Licht.“ (S. 197)

³²⁴ „Die Aussagen aus den Interviews wurden von uns zunächst gesammelt, wobei natürlich auf Anonymisierung geachtet wurde. Schon hierbei stellten sich inhaltliche Schwerpunkte heraus, die in einem weiteren Interpretationsschritt in eine chronologische Reihenfolge gebracht wurden.“ (Schmidt/Seibold 1996, S. 188)

„Mein Mann wollte nichts von der Umsiedlung wissen, den hat das zuerst gar nicht interessiert.“ (S. 198)

„Für meinen Mann war im neuen Dorf alles zu neu, zu steril. Der hing an dem alten Haus, war noch nie umgezogen, und ich möchte keinem gönnen, was ich mit ihm mitgemacht habe.“ (S. 199)

„Viele sind darüber gestorben. Manche haben sich das Leben genommen, weil sie mit dem Druck nicht fertig wurden. Alleine ich weiß von zwei Fällen. Das hat es alles gegeben.“ (S. 201)

„Wir konnten nicht umziehen, bevor der Opa starb, den hätten wir nicht hierher gekriegt. Die Oma wohnt jetzt im neuen Dorf.“ (S. 201)

„Viele haben sich hier verbessert, haben bessere Wohnungen, aber alle sagen, wir würden gerne in dem alten Ort leben, da konnten wir uns mehr erlauben. Hier ist alles teuer, besonders die Mieten.“ (S. 201)

„Die Kinder können sich hier nicht verstecken oder verkriechen und irgend etwas Geheimnisvolles machen. Hier ist alles ausgelegt, gepflastert oder bepflanzt.“ (S. 202)

„Die Kinder haben viel verloren. Die kommen immer: ‘Oma erzähl doch noch mal eine Geschichte aus dem alten Dorf, was ihr da so gemacht habt.’ Die Kinder haben im alten Dorf alle noch bei uns gewohnt. Da konnte man doch nicht wissen, wie das dauert, bis die heiraten und ich konnte denen doch nicht sagen: ‘Wir siedeln jetzt um, und ihr guckt, wo ihr bleibt’.“ (S. 202)

„Jetzt haben wir ein Traumhaus, wie ich es wollte. Obwohl ich mich im alten Dorf wohlfühlt habe, konnte ich hier meine Träume verwirklichen.“ (S. 203)

„Immer, wenn ein Clüßchen zusammen sitzt, wird vom alten Dorf gesprochen. Da ist noch eine Wunde, die erst langsam verheilt ist. Trotzdem gibt es nach so vielen Jahren immer noch Leute, die anfangen zu heulen, wenn dieses Thema kommt.“ (S. 203)

„Hier ist nichts Gewachsenes. Das ist so ein Neubaugebiet. Hier ziehen die Umsiedler aus zwei verschiedenen Orten hin.“ (S. 205)

„Mitten im Ort hängen die Häuser sehr eng aufeinander, und da setzten die jetzt wieder einen großen Block hin. Die gucken den Leuten in die Betten, das müßte verboten werden. Das wußten die auch nicht, daß die sich davor nicht hüten konnten. Außerdem sind das auch noch Fremde, die Anderen die Blocks da praktisch hinten vor den Garten setzen.“ (S. 205)

„Und da hatten wir, mitten im Ort, noch zwei wunderschöne Lindenbäume, die waren im Sommer wie Schirme, da saßen meistens die alten Leute auf der Bank unter den Linden. Die sind alle auf einmal eingegangen. Auch das kleine Wäldchen am Altenheim. Das ist so das, was das Dorf ausmacht.“ (S. 207)

„Für uns ist die Umsiedlung abgeschlossen. Wir haben unser Leben jetzt hier wiedergefunden.“ (S. 208)

Einige Stimmungsbilder, sicherlich keine repräsentative Auswahl. Die Bilder veranschaulichen mit ihren Aussagen, Meinungen und Erlebnisbeschreibungen die große Belastung des einschneidenden Lebensereignisses *Umsiedlung*. Deutlich wird, daß von Konzernseite in den Kaufverhandlungen alles, was die betroffenen im bisherigen Leben aufbauen konnten, lediglich auf materielle Werte reduziert wurde. Dem gegenüber stellen die Menschen ihre Wünsche, Träume und Erinnerungen. Nicht selten fehlt den Betroffenen einfach die Kraft, diesen Transfer zu bewältigen. Eine Zukunftsangst machte sich breit, „Zukunftsängste um die Kinder, die entwurzelt werden und denen Erinnerungen und Erfahrungen aus dem alten Dorf fehlen, bedrücken die Mütter. Wertvoller Spiel- und Erfahrungsraum geht verloren. Werte, die im alten Dorf Bedeutung hatten, können nun nur noch durch Erzählungen vermittelt und nicht mehr unmittelbar erfahren werden.“ (Schmidt/Seibold 1996, S. 209)

Zwischen den Zeilen und manchmal konkret benannt zeigt sich erstaunlicherweise eine bemerkenswerte Regenerationsfähigkeit der Erzählerinnen, die es scheinbar vermögen, die elementare Erschütterung ihrer Lebenswelt zu verarbeiten. In ihrer Betrachtung über alte Menschen im Umsiedlungsprozeß relativieren Seibold/Lövenich (1996) dieses trügerische Bild: „Keiner der älteren Umsiedler konnte seine Trauer über den Verlust der Heimat verbergen. Die alten Plätze der eigenen Geschichte werden vernichtet, man kann sie nicht noch einmal besuchen oder sie gar den Kindern und Enkelkindern zeigen. Sie sind mit diesem Dorf, diesen Häusern, Straßen und Feldern durch Herkunft und Kindheitserlebnisse auch gefühlsmäßig und seelisch auf besondere Weise verbunden. Durch die Umsiedlung ist für die ältere Generation an einen normalen Lebensabend nicht mehr zu denken, eine regelrechte Entwurzelung findet hier statt. Heimat dient oftmals im Alter als Kraftquelle, und wird die Heimat genommen, wird auch der Lebensmut genommen. Resümierend kommt daher oft die Aussage, ‘das ist keine Umsiedlung, sondern das ist Vertreibung’.“ (S. 216) Der Terminus Vertreibung entstammt dem Vokabular des Krieges.³²⁵ Erinne-

³²⁵ Die Metapher des ‘Krieges gegen die Natur’ (Schmitt 1996) manifestiert sich durch die Verwendung des Ausdrucks ‘Opfer der Zivilbevölkerung.’

rungen an Kriegserfahrungen tauchen deshalb nicht von ungefähr auf. In diese Richtung bewegen sich weitere Assoziationen der älteren Umsiedler. „Den Umsiedlern wird diesmal die Heimat unwiederbringlich genommen, es steht fest, daß sie nie wieder nach Inden oder Altdorf zurückkommen werden, um ihr Dorf wieder aufzubauen. Darin liegt der entscheidende Unterschied zu den Kriegserfahrungen: Nach Umsiedlung und Abbaggerung gibt es nichts mehr von der ‘Alten Heimat,’ das man den Nachkommen zeigen könnte. Es bleibt eine langsam und schmerzhaft verblassende Erinnerung und die oft gehörte Aussage, ‘es ist bald dasselbe wie im Krieg, bloß, daß du da wiederkommen konntest’.“ (S. 221) Viele hoffen deshalb darauf, durch ihren Tod der Umsiedlung zu entkommen.

Den Boden unter den Füßen förmlich und im wahrsten Sinnes des Wortes weggezogen zu bekommen, bedeutet für Menschen jeden Alters eine psychische Ausnahmesituation, die Jahre andauern kann. Ein Loch wird auf dramatische Weise in ihr Leben gegraben. „Nicht wenige fallen durch diese Belastung in ein existentielles Vakuum (mit einer tiefgreifenden Sinnkrise). Durch diese Situation können bei vielen auch sehr schnell seelische Krankheiten entstehen, die jeder individuell be- und verarbeitet.“ (Ruhrmann 1996, S. 234)

Menschen identifizieren sich mit ihrem Lebensraum und reagieren auf den drohenden Verlust mit Zukunftsängsten, die teilweise im Materiellen, aber auch in Bindungsverlusten zu suchen sind. Die Dorfbewohner produzierten *ihren* Raum (das Dorf) und erzeugten in diesem durch emotionale Aufladung projektiv raumgebundene Identifikation (Weichhard 1993). Diese Bindungen wurden bereits als geographische Identität (vgl. Prohansky 1978; 1983; Norberg-Schulz 1982 u.a.) und damit als ‘Subidentität’ (Greverus 1995; Ipsen 1997) beschrieben. Prozeßhaft wird Welt als Heimat dekonstruiert (Rauschenbach 1995). Mit diesem Verlust verliert das Soziale seine materiell-räumliche Basis (Weichert 1993). „Wer umgesiedelt wurde, verlor sein soziales Netzwerk, gab die Orte seiner Identifikation auf, worauf Umgesiedelten die Möglichkeit genommen wurde, sich weiterhin über ‘ihre’ Orte zu kultivieren.“ (Fuhrer 1999, S. 95f.)

4. Die Untersuchung

Statt „Wer bin ich?“ frage ich mich inzwischen: „Was ist mein Eigenstes?“ Ich weiß es nicht. Aber ich weiß seinen Ort.

Handke 1995³²⁶

4.1. Positionen

4.1.1. Subjekttheoretische Positionierung

Wir haben die Lebenssituation der durch das Projekt Garzweiler II bedrohten Menschen, ihre obsessive Gleichsetzung von Ort und Selbst erfahren. Daran knüpft sich die Frage, wie konstituiert sich Identität - genauer, wie ist die identitätsstiftende Bedeutung des Räumlichen erklärbar? Denn offenbar verkörpern Orte *etwas*, gestalten Identität mit. Orte als Konstituenten von Identität zu betrachten heißt, darauf zu verweisen, daß eine sozialwissenschaftlich gehaltvolle 'Kategorie' des Raumes nichts Selbständiges gegenüber dem gesellschaftlichen Dasein der Menschen sein kann. Denn das Individuum verhält sich im Raum und damit determinieren gesellschaftliche Wandlungsprozesse das Raumverhalten. „Weil wir uns stets in einer räumlichen Welt befinden, in der wir zurechtzukommen versuchen, indem wir ihr umweltliche Aspekte abgewinnen, darf das Nachdenken über das Verhalten des Menschen nicht bei der Scheidung von Gesellschaft und Raum (stehen bleiben, A.F.).“ (Hahn 1997, S. 18)

Erinnert wird beispielsweise an die These von Maurice Halbwachs, der darlegte, welche wichtige Rolle 'räumliche Bilder' im kollektiven Gedächtnis zur

³²⁶ Handke (1995), S. 232.

Entstehung von ‘Wir-Identität’ spielen. Auch für die Ausprägung von Identität im Singular (Ich-Identität) ist die Bedeutung der Raumkomponente z.B. im Wohnen belegt worden. Alles das ist richtig und doch fehlt eine Betrachtung des inneren Zusammenhangs von individuellem Subjekt und sozialräumlicher Lebenswirklichkeit. Wie vollzieht sich der Einfluß räumlicher Komponenten auf die Identitätsentwicklung der Individuen? Und wie konstituiert sich der Entwurf einer kreativen Verknüpfung? Gerade diese Nahtstellenfunktion soll Identitätsarbeit leisten, denn das Identitätsthema „bündelt in prismatischer Form die Folgen aktueller Modernisierungsprozesse für die Subjekte.“ (Keupp 1999, S. 9) Doch wie ist dieser Mechanismus zu denken, wenn postmoderne Ansätze unterstellen, daß „das Gefühl einer vereinten Identität von der Geburt bis zum Tod“ (Hall 1992, S. 277) nichts anderes als eine Selbsttäuschung sei?

4.1.1.1. Individualisierte Gesellschaft

4.1.1.1.1. Pro und Kontra - ein Meinungsstreit

Ohne explizit verschiedene gesellschaftstheoretische Modelle³²⁷ zu diskutieren, soll hier an den Diskurs der Individualisierungsthese von Beck (1986) angeknüpft werden. Ausgehend vom gesellschaftlichen Kolonialisierungsmodell (Habermas 1981),³²⁸ thematisiert Beck zentrale Prozesse der inneren Kolonisie-

³²⁷ Vgl. Elias (1978); Mead (1980); Luhmann (1985) u.a.

³²⁸ „Die Kolonialisierungsthese besagt vor dem Hintergrund der Analyse moderner Industriegesellschaften, daß die Bedingungen der Sozialisation von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, das sind zugleich die Bedingungen symbolischer Reproduktion einer Gesellschaft, durch systemische Handlungsimperative dominiert werden. Kolonialisierung verweist auf einen Prozeß gesellschaftlicher Evolution, durch den sich mehr und mehr die kommunikative Organisation sozialer Beziehungen verändert.“ (Wissinger 1991, S. 101) Habermas selber formuliert seine These im Anschluß an Webers Theorie der Moderne: „Für die Analyse von Modernisierungsprozessen ergibt sich die globale Annahme, daß eine fortschreitend rationalisierte Lebenswelt von immer komplexer werdenden formal organisierten Handlungsbereichen wie Ökonomie und Staatsverwaltung zugleich entkoppelt und in Abhängigkeit gebracht wird. Diese auf eine Mediatisierung der Lebenswelt durch Systemimperative zurückgehende Abhängigkeit nimmt in dem Maße die sozialpathologischen Formen einer inneren Kolonialisierung an, wie kritische Ungleichgewichte in der materiellen Reproduktion (also die der systemtheoretischen Analyse zugänglichen Steuerungskrisen) nur noch um den Preis von Störungen der symboli-

rung der Lebenswelt. Seine Analyse ist deshalb in erster Linie historisch-soziologisch und weniger gesellschaftsgeschichtlich (Beck 1986). „Insgesamt haben wir es hier ... nicht mit einem ausgearbeiteten sozialisationstheoretischen Entwurf zu tun, sondern eher mit vorläufigen Thesen und suchenden Analysen vor allem auf der gesellschaftlichen Makro-Ebene, die sich um die Begriffe ‘Risikogesellschaft’, ‘Individualisierung’ und ‘Entstrukturierung’ der Jugendphase gruppieren.“ (Tillmann 1996, S. 255)

Die Perspektive des Modells konstatiert einen historischen Kontinuitätsbruch mit der traditionellen Gesellschaftsform. Die Befreiung von der Präformierung der Lebensentwürfe hinterläßt beim einzelnen Menschen eine Ambivalenz. Zwar brachte die Auflösung traditioneller, normativer Bindungen eine Erweiterung des Freiheitsspielraumes, aber zugleich auch die Erfahrung neuer ‚Formen der Ohnmacht‘ (Ziehe 1981, S. 141). Die Blickrichtung ist damit vorgezeichnet: Das Individualisierungskonzept ist theoretisch nicht eindeutig definiert; vielmehr öffnet sich dieser Begriff, aufgrund seiner Unschärfe und Mehrdeutigkeit, einer ‘vielseitigen Verwendbarkeit’ (Heitmeyer/Olk 1990). Das Konzept ist „gewissermaßen an der Nahtstelle unterschiedlicher Analyseebenen und Denktraditionen angesiedelt; ... mit dessen Hilfe lassen sich sowohl gesellschaftstheoretische Diskurse führen als auch sozialisations- und identitätstheoretische Fragestellungen bearbeiten. Und gerade diese Lokalisierung an den Verbindungslinien zwischen subjektiven Lebensplänen, Sichtweisen und Kompetenzen der Individuen und gesellschaftlich verfaßten Gelegenheitsstrukturen“ (S. 12) macht es auch für eine sozialräumliche Perspektive interessant.

Im Alltagsleben hat sich durch die ‚sozio-kulturelle Freisetzung‘ von Lebensentwürfen eine Tendenz zur Ausdifferenzierung von Individuallagen herausgebildet. Ambivalenzen in Lebenssituationen sind und bleiben eine Herausforderung. Die Aufgabenstellung trifft für jeden zu und die Bewältigungsmuster sind höchst unterschiedlich und vielfältig. „Das zentrale Problem besteht nun gerade darin, daß diese Widersprüche, die gewissermaßen fernab der eigenen

schen Reproduktion der Lebenswelt (d.h. von ‘subjektiv’ erfahrenen identitätsbedrohenden Krisen oder Pathologien) vermieden werden können.“ (Habermas 1981 II, S. 452)

Lebenswelt entstehen, gerade aber in dieser Lebenswelt verarbeitet werden müssen. ... Dies führt zu Überforderungen.“ (Heitmeyer 1985, S. 190f.)

Eine solche negative Tendenz beschreibt Bruckner (1996, S. 16): „Und unsere Gesellschaft, die den Halt, der sich in Traditionen fand, abgeschafft und Glaubensüberzeugungen relativiert hat, zwingt gewissermaßen ihre Mitglieder, in schwierigen Fällen zu fliehen - in magische Verhaltensweisen, leicht zugänglichen Ersatz, ständiges Jammern.“ Liegt es da nicht nahe, sich als Opfer zu fühlen, den Mythos zu nähren, unverschuldet in eine ‘Notwehrsituation’ hineinversetzt worden zu sein? Der Verfasser spricht von ‘Viktimisierung’ und fordert dazu auf, das eigene Schicksal nicht dem Unwägbaren zu überantworten, sondern ‘erwachsen’ selbst in die Hand zu nehmen. Denn um sich von der Last der Verantwortung für das eigene Leben zu befreien, gibt es zwei Fluchtwege, so Bruckner, die zugleich als krankhafte Symptome der heutigen Gesellschaft diagnostiziert werden können. Den *Infantilismus* und die Tendenz, sich ständig als *Opfer* zu definieren. „Infantilismus und Viktimisierung überschneiden sich manchmal, vermischen sich aber nicht. Sie unterscheiden sich voneinander wie Leichtes von Schwerem, Unwichtiges von Ernsthaftem. Zu beiden gehört jedoch jenes Paradox des heutigen Individuums, das bis zum äußersten auf seine Unabhängigkeit bedacht ist, zugleich aber Fürsorge und Hilfe beansprucht, das die Doppelgestalt des Dissidenten und des Kleinkindes miteinander verbinden möchte und die doppelte Sprache des Nonkonformismus und der unstillbaren Forderungen spricht. ... Muß man hinzufügen, daß diese beiden Krankheiten der Moderne in keiner Weise schicksalsbedingt, sondern Modeströmungen sind und daß es legitim ist, von anderen, echteren Lebensweisen zu träumen?“ (S. 15)

Aber reichen Träume aus, ist es mit dieser Aufforderung getan? Zweifel sind angebracht. Die Sachlage ist komplizierter. Denn der Transformationsprozeß der Moderne wird den Menschen nicht übergestülpt. Es gibt auch ein „irreversibles Einverständnis in die Moderne.“³²⁹ (Beck-Gernsheim 1994, S. 143)

³²⁹ Vgl. insbesondere Beck (1991).

Die Emanzipation, die mit Individualisierungsprozessen einhergeht, ist gleichzeitig unverzichtbar geworden, so das Credo der Hoffnungsgläubigen. Das Individuum in der Moderne mag, wie Weymann (1989a) schreibt, 'unbehaust' sein, aber es richtet sich - paradox formuliert - eben darin auch ein. Der moderne Mensch wolle und könne kaum mehr anders leben. Denn „der tiefgreifende gesellschaftliche Transformationsprozeß führt zu gesellschaftlicher Desintegration, und diese wiederum erweitert die Spielräume für Individualität, für Traditionsbrüche, die neue Lebensperspektiven eröffnen können. Die Subjekte verfügen über gewachsene Chancen, sich eigene Wege zu wählen, sich gegenüber bornierten Nachbarn und umklammernden Familienmitgliedern ignorant zu zeigen und sich mit anderen Menschen zu assoziieren, mit denen sie gemeinsame Interessen verbinden.“ (Keupp 1988, S. 67f.)

Um den gesellschaftlichen Transformationsprozeß ins Positive zu wenden, sind allerdings Voraussetzungen zu realisieren. Beck (1986, S. 217) erläutert: „In der individualisierten Gesellschaft muß der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.“ Als Imperativ formuliert: „Führe dein Leben jenseits der alten Bindungen - aber diesseits der neuen Vorgaben und Regeln, die Staat, Arbeitsmarkt, Bürokratie usw. produzieren.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 137f.) Neben dieser Aufforderung liefert das Individualisierungskonzept jedoch keinerlei Hinweise darauf, wie angemessene personale Entwicklungskonzepte umzusetzen sind. Es scheint jedoch, daß der Prozeß des Wandels den Fortbestand und das Überleben der zur Schleifung bestimmten alten Ordnung verdankt. Gesellschaftliche Transformation zehrt paradoxerweise von den Rücklagen, von einem bestimmten Habitus - eben den bewahrenden Elementen, die in einem namenlosen Mechanismus den Weg für die neue Ordnung des 'freien' Individuums bereiten.

Berger (1995) bezeichnet solches 'Sich-Orientieren' im Dickicht gesellschaftlicher Strukturen als Lernprozeß. Jeder ist gehalten und im Sinne Bruckners verpflichtet, in 'Bewegung zu bleiben' innerhalb des modernen Ereignisraumes

sozialer Strukturen, der „nicht nur eine Instanz der Verteilung von Privilegien und Nachteilen (ist, A.F.), sondern zugleich ein ‘Lernapparat’.“ (S. 67) Wie der Interaktionsprozeß der Individuen in Abhängigkeit von und Auseinandersetzung mit der sozialen und materiellen Umwelt verläuft, ist Forschungsthema. Ein relevanter Ansatz lautet: In der Erklärungskraft des ‘produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts’ (Hurrelmann et al. 1986) entfalte dieses Modell seinen heuristischen Wert in der Abkehr von der Dichotomie von Individuum und Gesellschaft. Diese Subjektkonstruktion „unterstellt ein moralisch handelndes Subjekt, das bewußt oder unbewußt durch die Art und Weise, wie es an der historisch gegebenen Realität teil hat, diese Realität gestaltet. ... Mit anderen Worten, die Konzeption des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts macht es möglich zu fragen, in welcher Weise z.B. Jugendliche die konkrete Realität, die so oder so zu beschreiben ist, mit welchen Konsequenzen für ihre Persönlichkeitsentwicklung wie auch für die Reproduktion der Gesellschaft ‘verarbeitend’ gestalten.“ (Wissinger 1991, S. 96f.) Gegen diese Modellvorstellungen hegt Breyvogel (1989, S. 16ff.) berechtigte Skepsis. Aus Jugendforscherperspektive wendet Breyvogel u.a. ein: „Letztendlich wirkt sich aus, daß der Begriff des ‘produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts’ eine wertende Setzung enthält, deren normativer Gehalt nicht in allen Konsequenzen durchreflektiert wird. Gerade diese normative Aufladung bedingt seine mangelnde Angemessenheit. Denn der Begriff des Produktiven funktioniert nur durch Ausschluß, indem er anderes als unproduktiv ausgrenzt. Das wäre die andere zweifellos genauso fatale Konsequenz, die sich an die öffentliche Tendenz im Umgang mit den provokativen Gehalten jugendlichen Verhaltens anschließen würde.“ In der Tat, Realitätsverarbeitung gestaltet sich facettenreich und behauptet Ambivalenz. Wie und ob und inwiefern die Reproduktionsstrategien des einzelnen Wirkung zeigen und für welche Ziele, überdauert im Verborgenen und ist nur schwer kalkulierbar. Passende Rezeptbücher sind noch nicht geschrieben, bzw. führen nicht unbedingt zu gewünschten Resultaten.³³⁰

³³⁰ Dangschat (1996, S. 124) konkretisiert: „Der ‘blinde Fleck’ der bundesdeutschen Armutsdiskussion beruht auf der Unfähigkeit, räumliche Aspekte zu berücksichtigen, resp. die Bedeutung des Ortes zu erkennen. In dem Maße, wie es den Aufsteigern und Etablierten gelingt (resp.

4.1.1.1.2. Individualisierung für alle?

Im Anschluß an die Ideologietheorie von Louis Althusser (1973, S. 147) könnte man formulieren, soziale Konstruktionen stellen „das imaginäre Verhältnis der Individuen zu ihren wirklichen Existenzbedingungen dar.“ Diese Relation ist jedoch keinesfalls statisch begreifbar, denn die Dynamik des Wandels in der Gesellschaft schreitet fort, läßt sich nicht ‘einfrieren’ und analytisch betrachten. Der Transformationsrhythmus in allen Bereichen vervielfacht seine Frequenz, erhöht die Amplitude, damit beschleunigen Momente der Erosion bisheriger Lebenslaufkonzepte weiterhin. Denn „je weiter die Individuierung fortschreitet, um so weiter verstrickt sich das einzelne Subjekt in ein immer dichteres und zugleich subtileres Netz reziproker Schutzlosigkeiten und exponierter Schutzbedürftigkeiten.“ (Habermas 1991, S. 15)

Deshalb kann die These aufgestellt werden, daß die theoretisch propagierten Individualisierungstendenzen³³¹ - an der tatsächlichen sozio-ökonomischen Situation gemessen - für viele nicht haltbar sind. „Wichtig ... ist, daß empirisch

sie darin von seiten der Politik und Planung darin unterstützt werden), sich die Modernisierungsoffer aus dem Weg zu schaffen und in jene Regionen des Alltagslebens abzurängen, die sie selbst nur selten erreichen, können sich Polarisierungstendenzen verschärfen. Erst die Möglichkeit, die Menschen, die aufgrund ihres Verhaltens, ihrer Einstellungen oder ihrer Kaufkraft ‘fremd’, weil anders sind, aus dem Weg zu räumen, ermöglicht es, ohne schlechtes Gewissen dem verlorengegangenen ‘Traum der immerwährenden Prosperität’ nachzuhängen oder nachzujagen.“

³³¹ „Individualisierung bezieht sich auf die Dimension des subjektiven Bewußtseins, wie auf die objektive Lebenslage. ... Individualisierung in dem hier gemeinten Sinn heißt, daß der Mensch als Gestalter seiner Identität, Planer seines Lebenslaufs, strategisch-rationaler Nutzer (Weymann 1989) und somit möglich auch als Produzent gesellschaftlicher Verhältnisse auftritt. In der beruflichen Arbeit zeigt sich diese z.B. in der Ablösung der sachlichen, zeitlichen und rechtlichen Standards des ‘Normalarbeitsverhältnisses’.“ (Rosenmayr/Kolland 1997, S. 259) Böhnisch/Münchmeier (1993, S. 52) präzisieren notwendigerweise: „‘Individualisierung’ und ‘Pluralisierung’ der Lebenswelten sind gesellschaftliche Begriffe, bezeichnen einen bestimmten Prozeß der ‘Vergesellschaftung’ und sind damit noch nicht automatisch Begriffe zur Kennzeichnung der Entwicklung und des Verhaltens von Individuen. Es läßt sich also weder einfach sagen: Die Jugendlichen heute sind ‘individualisiert’, noch kann man dies normativ-pädagogisch bewerten. Man muß sich vielmehr vor Augen halten: Individualisierung und Pluralisierung sind Strukturmerkmale gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklung; sie fördern (‘setzen frei’) einen entsprechenden Modus der Sozialisation. ... ‘Individualisierung’ meint in diesem Sinne also die sozialräumliche Pluralisierung der Biographien vor einem ‘Horizont der Erreichbarkeit’, der nicht mehr durchgängig sozialstaatlich garantiert, sondern eher marktgesteuert und daher risikobehaftet ist. Die Individuen müssen den ‘Sinn’ ihrer biographischen Verläufe selbst herstellen.“

nachgewiesen werden konnte, daß es im Entwicklungsprozeß der deutschen Gesellschaft regional unterschiedliche 'Eigenzeiten' gibt, die erneut verdeutlichen, daß ... alle Anhänger der Individualisierungs- und Entstrukturierungsthe mit ihren Thesen lediglich einen Teil der Gesellschaft erfassen. Die 'entstrukturierte Teilgesellschaft' besteht ganz offensichtlich vorwiegend aus Großstadtbewohnern im Alter zwischen 25 und 45 Jahren, die gut ausgebildet und in einer gut bezahlten Berufsposition sind. Es wäre ein fataler Fehler, diese dominante Gruppe als *die* Gesellschaft anzusehen.“ (Dangschat 1996, S. 113)

Diverse gesellschaftliche Optionen sind an die Verfügung über entsprechende finanzielle Mittel gebunden. In diesem Sinne erscheint die Individualisierungsthe nicht universell gültig. Der ‚soziale Konstrukteur‘ und ‚Baumeister‘ seiner Existenz, das Individuum, verfügt nur in Einzelfällen über beliebige Ressourcen, über alle erdenklichen und erforderlichen 'Baumaterialien'. Sein jeweiliger Zugang zu materiellen, sozialen, kulturellen Kapitalen, im Sinne von Bourdieu (1983), bestimmt den Rahmen und die Konstitution seiner konstruktiven Potenz.

Wie das *Belegbeispiel 'Wohnen'* aufzeigt, sind erfolgreiche Bewerber auf dem Immobilienmarkt vor allem in den Fraktionen der finanzstarken Bevölkerungsschichten zu finden. „Die Situation in München, Berlin und Frankfurt (um nur die bundesdeutschen Großstädte mit ausgeprägten Individualisierungsmerkmalen herauszugreifen, gemessen beispielsweise am Anteil der Ein-Personen-Haushalte) ist gänzlich verschieden von der in Ostfriesland, Mittelfranken und Oberbayern (zur regionalen Differenzierung von Individualisierungsprozessen siehe Bertram und Dannenbeck 1990; Burkart, Fietze und Kohli 1989). ... Der Trend ist entscheidend, seine Systematik, die mit fortschreitender Modernisierung verknüpft ist. Anders gesagt: Die Tendenz, die mit ‚Individualisierung‘ gemeint ist, ist keine Momentaufnahme. Sie zeigt nicht, wo der Zug steht – sondern wohin er fährt.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 140)

Induktiv argumentierend, „macht sich der Zusammenhang zwischen sozialer Position und Wohnsituation deutlich: Wenn es jungen Erwachsenen aufgrund einer entsprechenden Ausbildung und womöglich finanzieller und sozialer Unterstützung (Beziehungen) durch die Eltern gelingt, eine erfolgreiche berufliche Karriere zu starten, können sie sich auch eine entsprechende Wohnung leisten.“ (Rieser 1997, S. 296) Auch Rieser leitet aus dieser Korrelation Relativierungen des Individualisierungskonzeptes ab: „Nun stellt sich heraus, ob eine andere soziale Plazierung und damit auch eine an-

dere Lebenslage als diejenige der Ursprungsfamilie erreicht wird. Bei Jugendlichen aus den Mittelklassen³³² ist dies am wahrscheinlichsten, und hier trifft auch in erster Linie die Individualisierungsthese im Sinne der sozialen und räumlichen Herauslösung aus traditionellen Milieus zu. ... Bei Jugendlichen aus den unteren Klassen ... ist die Perspektive, die 'Stufenleiter' hochzusteigen und sich in der Wohnsituation nach und nach zu verbessern, ... kaum gegeben. Die Wahrscheinlichkeit eines Verbleibs in einer ähnlichen sozialen und räumlichen Lebenssituation wie die der Ursprungsfamilie ist relativ hoch. Auf diese Klassenfraktionen trifft die Individualisierungsthese also in viel geringerem Maße zu.“ (S. 296)

„Die bisher referierten Analysen bleiben allerdings bei der Beschreibung von Phasen- und Strukturveränderungen stehen: Wie die Subjekte diese Veränderungen verarbeiten, welche Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung sich im Durchlauf durch eine 'entstrukturierte' Jugendphase einstellen, von welchen spezifischen Bedingungen unterschiedliche Verarbeitungsformen (und damit unterschiedliche Subjektformationen) abhängen, dies alles bleibt weitgehend unbearbeitet. Insofern bewegen sich die bisher referierten Analysen allesamt im Vorfeld einer Sozialisationstheorie: Sie beschreiben zwar sehr eindrucksvoll, in welche komplexer gewordene Situation die Jugendlichen (und junge Erwachsene, A.F.) gesetzt werden. Doch was die Jugendlichen daraus machen - bzw. was ihnen dabei 'passiert' -, bleibt weitgehend unbeantwortet.“ (Tillmann 1996, S. 268)

4.1.1.1.3. Neue Problemlagen für junge Menschen

Was unter solchem Blickwinkel aufscheinen kann, ist die Wechselbeziehung von Individuum und Gesellschaft, wie aus sozialstrukturellen Vorgaben biographische Entwürfe entstehen. Verknüpft werden sollen nun beide Theorie-

³³² Rieser (1997) bezieht sich auf die Klassendefinition von Bourdieu, der Klassen nicht sozialstatistisch festgelegt verstanden haben möchte: "Eine soziale Klasse ist definiert weder durch ein Merkmal ... noch durch eine Summe von Merkmalen (Geschlecht, Alter, soziale und ethnische Herkunft, Einkommen, Ausbildungsniveau etc.), noch auch durch eine Kette von Merkmalen, welche von einem Hauptmerkmal (der Stellung innerhalb der Produktionsverhältnisse) kausal abgeleitet sind. Eine soziale Klasse ist vielmehr definiert durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht.“ (Bourdieu 1987, S. 182)

elemente: an die Becksche Gesellschaftsanalyse wird auf der Subjektebene das Identitätskonzept angeschlossen. Freilich ist noch offen, wie diese Vermittlung zu denken ist. Ein Sozialisationsmodell ist vakant, das präzise ausformuliert, wie gesellschaftliche Individualisierungsprozesse sich umsetzen in persönliche Dispositionen. „Aber auch wenn diese Vermittlung theoretisch ungeklärt ist - das Ineinander von Person und Sozialstruktur ist dennoch längst zu einem festen Bestandteil der gegenwärtigen Diskussion geworden. Dies insbesondere da, wo gefragt wird, was der Wegfall traditioneller Bindungen für das Individuum bedeutet, und nicht zuletzt: welche Belastungen und Überlastungen es dadurch erfährt.“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 141) Alle diese Faktoren weisen - resultierend - in Richtung einer „abnehmenden Orientierungsverbindlichkeit und Tragfähigkeit von Identitäts- und entsprechenden Lebensentwürfen. Was ein standesgemäßes, angemessenes Leben ist, ist undeutlicher und weniger anschaulich geworden. Für Flexibilität und Kreativität gibt es noch keinen Katechismus.“ (Brose/Hildenbrand 1988, S. 17)

Es geht nicht mehr lediglich „allein um Modifikationen der Bestände von Orientierungstypen, um sozial legitimierte Erweiterungen etwa, sondern um einen strukturellen Wandel.“ (Robert 1990, S. 100) Ein Wandel, der geprägt ist von der Notwendigkeit, Entscheidungen für das *eigene Leben* zu treffen, sich in allen Lebensbereichen, deren fragmentarische Elemente sich immer schwieriger zusammenfügen lassen, zu konstituieren. Orientierungen sind erforderlich, die den personalen Horizont übersteigen und auf der Ebene des gesellschaftlichen Bezuges, den dort inhärenten Beschleunigungstendenzen standhalten können. „Zunehmende soziale Disparitäten in Zeiten gesellschaftlicher Globalisierung sind verbunden mit ökonomischen Umwälzungsprozessen. ... (Individuelle) Lernprozesse können damit längst nicht mehr jenseits von Machtstrukturen und sozialer Ungleichheit betrachtet werden.“ (Ecarius 1997, S. 59f.)

Arbeitsmarktprobleme mit Dauercharakter haben der „Individualisierung eine weitere Drehung hinzugefügt.“ (Fuchs 1983, S. 368) Insbesondere Jugendliche und ‘junge Erwachsene’ müssen ihr Leben bewältigen, finanzieren und ‘mana-

gen.³³³ Wenn Konzerne wichtige Entscheidungen, gerade zu Zeiten der Globalisierung, wesentlich nach Standortfaktoren treffen und ausrichten, dann reichen auch für den einzelnen die hier dargelegten räumlichen Bezüge des Wohnens für das 'Projekt der Lebensplanung' zu kurz. Der benötigte Handlungsraum reicht weiter und muß weiter reichen. Aber wie treffen 'junge Erwachsene' *ihre* 'Standortentscheidung? Welche Kriterien wenden sie an, um sich niederzulassen, sich einzurichten, eine Arbeit aufzunehmen, eine Familie zu gründen?

Verwiesen wird mit dieser Fragestellung auf Konzepte, die die Selbstverwirklichung eines *unternehmerischen Selbst* betonen. Wagner (1995) stellt hierzu Analogien zum Thatcherismus zur Diskussion. Margaret Thatcher hatte in ihren politischen Programmen die Bedeutung des Gesellschaftlichen negiert und statt dessen dazu angeregt, das Individuum als 'enterprising self', als Wirtschaftsunternehmen zu betrachten. „Statt auf einem gesicherten Platz in einer stabilen sozialen Ordnung verweilen zu können, wird von den einzelnen gefordert, sich aktiv bei der Gestaltung ihres Lebens und ihrer sozialen Position in einer sich beständig verändernden Umwelt zu engagieren. Eine solche Akzentverschiebung muß Unsicherheiten und sogar Ängste befördern.“ (S. 243)³³⁴

³³³ Die riskante Bezugnahme zwischen gesellschaftlichem Wandel mit seinen Gesetzmäßigkeiten und dem Strukturwandel der Jugend und 'jungen Erwachsenen' mit entsprechenden Verhaltensanforderungen bestätigt in der Tendenz auch Olk (1989, S. 45): „Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage nach den Beziehungen zwischen dem Strukturwandel der Jugendphase und den übergreifenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen zurück, so läßt sich auf beiden Seiten ein durchgängiges Muster festhalten: Kontinuitäten und Brüche der gesellschaftlichen Entwicklung schlagen sich ebenso in Kontinuitäten und Brüchen in der Ausgestaltung der Jugendphase nieder, wie ambivalente bzw. sogar gegenläufige Entwicklungstendenzen. Auch die post-industrielle Gesellschaft ist im wesentlichen in ihrer Entwicklung durch die privatwirtschaftliche Ökonomie sowie durch den industriellen Sektor geprägt und weist einen expandierenden Wohlfahrts- und wirtschaftlichen Interventionsstaat auf. Die schon aus diesem Grunde zu erwartenden Kontinuitäten werden vor allem durch das weitere Vorherrschen des Musters funktionaler Differenzierung verstärkt und verfestigt: Auch die komplexen Gegenwartsgesellschaften lösen ihre Probleme durch die Ausdifferenzierung funktionspezifischer Teilsysteme und durch die Herausbildung immer weiterer spezifischer Handlungsstrategien und Wertsphären. Dementsprechend stellen die aktuellen Strukturwandlungen der Jugendphase in ihrer überwiegenden Mehrzahl Resultate fortgeschrittener Ausdifferenzierungsprozesse dar.“

³³⁴ Ulrich (1997) u.a. verweisen auf gesamtgesellschaftliche Tendenzen, die die gegenwärtige Misere ausdrücklich nicht mit dem Prädikat 'Ausnahmesituation' beschreiben wollen, sondern dezidiert auf den dauerhaften Charakter eines gesamtgesellschaftlichen Umbruchs hindeuten. Und diese Tendenz der sozialen Segregation zeigt keine Anzeichen des Übergangs: Das Szenario abstrahierend, stellt es sich deutlich als unsinnig dar, weiterhin die Illusionen zu nähren, gegenwärtige Umwandlungen und Neustrukturierungen in allen gesellschaftlichen Systemen als

Eine selbstbezogene 'Mikro-Politik' sei unter den Bedingungen des Modernisierungsdrucks zu betreiben, die nach rationalen Gesichtspunkten des 'Nutzens', das Handeln und Planen den einzelnen zu determinieren droht. Indes bedarf es immer noch des Aktes der Entscheidung, der die angesichts einer prinzipiell offenen Zukunft gegebene Ungesicherheit überbrückt. In eine Entscheidung geht also immer ein dezisionistisches Moment mit ein und darin ist der einzelne unvertretbar.

Die *Risikogesellschaft*, die mit unaufhaltbarer Konsequenz im globalen Maßstab auszufern scheint, „enthält ja nicht nur eine Fülle von gattungsgefährdenden Risiken, sondern eröffnet auch Spielräume von Dissidenz und Differenz. In den desintegrativen Kräften einer sich radikal individualisierenden Gesellschaft, die auch jene sozialen Instanzen abschmelzen, die vor allem Affirmation, im Sinne der von Althusser herausgearbeiteten ‚ideologischen Subjektion‘, zu gewährleisten haben (Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft und die traditionellen ‚ideologischen Staatsapparate‘) stecken auch Potentiale für Eigenwilligkeit und Widerständigkeit, für die emanzipatorische Erweiterung von Ich-Grenzen, von Verweigerung gegenüber gesellschaftlichen Identitätszwängen.“ (Keupp 1994, S. 268) Hier zeichnen sich Chancen ab für ein Ende des Identitätszwanges: „Das befreite Ich, nicht länger eingesperrt in seine Identität, wäre auch nicht länger zu Rollen verdammt.“ (Adorno 1980, S. 114)

zeitlich befristete Anpassungskrisen zu titulieren. Das Gegenteil ist richtig: Sie sind eben nicht von vorübergehender Natur. „Die letzten fünfzig Jahre mit ihrem ständig steigenden Wohlstand waren nicht die Normalität, die wir uns verdient haben, sie waren ein Glück und eine große historische Ausnahme.“ (S. 8) Die strategische Weigerung der Politik, diesen Tatsachen endlich Rechnung zu tragen, verlängert die gegenwärtige Malaise der falschen Hoffnungen. Noch agieren sich die Anhänger eines 'Übergangsphasenkonzeptes' im modischen 'Das-ist-die-Schuld-von-Reflex' aus, aber die Wirkung dieser Argumentationen verblaßt. „Denn die Fortschritte der letzten Jahre haben vor allem ein Ziel gehabt und erreicht: zu beinahe jeder Zeit fast alles nahezu überall bewerkstelligen zu können. Doch die Vergleichzeitigung von Prozessen und die Allgegenwart des Menschen löst mittlerweile ... eher Zweifel als Begeisterung aus.“ (S. 30) Mit dem Aufsprengen des ‚autoritären Universalismus‘, jener Explosion der modernen Episteme, bei der die Vernunft und ihr Subjekt - als Platzhalter der ‚Einheit‘ und des ‚Ganzen‘ - in Stücke fliegen, wie es Albrecht Wellner genannt hat (1985, S. 48), lösen sich auch die Subjekt-Objekt-Relationen aus ihrer Eindeutigkeit.

4.1.1.2. Identität

„Das Versprechen auf Freiheit und Unabhängigkeit, das mit der Moderne beginnt, und auch die Logik der (Arbeits-)Marktgeseilschaft, die die prinzipielle Gestaltbarkeit des Lebenslaufs in Richtung bestimmter Entscheidungen und Handlungen lenkt - sie haben innere Folgen für die beteiligten Personen. Sie führen in einem Kampf um ‚eigenen Raum‘, im wörtlichen und im übertragenden Sinn, in die Suche nach dem Selbst, ins Ringen um Selbstverwirklichung.“ (Beck- Gernsheim 1994, S. 138)

Vokabeln wie ‚Identitätsmuster‘, ‚Identitätsanker‘, ‚örtliche Identität‘ und ein Identitätsbegriff, der sich dem Phänomen der Heimat anbindet, durchziehen wie selbstverständlich den vorliegenden Text. Immer wird ein allgemeines Verständnis vorausgeschickt, dessen Vorhandensein durch die modische Verbreitung der Thematik ‚Identität‘ in vielfältigen Kontexten nahe zu liegen scheint. Aber gerade die häufige Verwendung des Identitätsbegriffs läßt auf der anderen Seite Zweifel am vermeintlichen Bedeutungskonsens aufkommen. Hat der Identitätsbegriff durch diesen inflationären Gebrauch womöglich längst seine Identität verloren?

Befragt man Menschen nach ihrer Vorstellung von Identität, wie es beispielsweise Holger Platta (1998) stichprobenartig und in nichtrepräsentativer Form getan hat, dann eröffnet sich unausbleiblich ein breiter Themenkanon möglicher begrifflicher Deutungen und Interpretationen. Trotz divergierender Vorstellungen scheint auf einer tieferen Ebene eine Übereinstimmung vorhanden zu sein, „stets ist eher ein Zustand gemeint, nicht permanenter Wandlungsprozeß, stets wird dieser Zustand oder dessen Realisierung als positiv bewertet. Und ebenso auffällig ist: im allgemeinen wird diese Befindlichkeit ‘Identität’ quasi als Naturzustand begriffen, nicht aber als das Resultat sozialer Erfahrung. Kurzum: ‚Identität ist im Alltagsverständnis ganz unverkennbar eine Wunscherfüllung. Sie wird mit Dauer und Menschennatur in Verbindung gebracht.“ (S. 57) Genau diese Vorstellung von einer stabilen, um das Ich zentrierten Identität, ist vor allem von der postmodernen Kritik relativiert worden. Zu fra-

gen ist prinzipiell mit Dieter Lenzen (1991) - auf der Folie gesellschaftlicher Wandlungsprozesse - was leistet das Identitätskonzept noch?

4.1.1.2.1. Traditionelle Auffassungen von Identität

4.1.1.2.1.1. Historisch-gesellschaftliche Herleitung

Das Verständnis einer Person als entitatives Subjekt, als Träger von (Selbst)-Bewußtsein mit eigenen Intentionen und Verantwortlichkeit, läßt sich zu beachtlichen Anteilen auf den Individualismus des Staatsphilosophen John Locke (Capra 1984) zurückführen, der seinerseits, an die Thesen von Descartes und Newton anknüpfend, zu der Überzeugung kam, daß die menschliche Gesellschaft genauso von Naturgesetzen bestimmt werde, wie die physikalische Welt. Nach diesen Grundsätzen entwickelte er eine ‚atomistische‘ Gesellschaftstheorie, deren Grundbausteine Individuen bildeten.

Eben dieses individualistische Personenkonzept gewann mit dem Hervortreten der Moderne eine normative Bedeutung, erlangte in relativ kurzer Zeit den Status eines wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Dogmas. Die ‚Freisetzung‘ aus der feudalen Praxis des Fremdbesitzes ist Ausgangspunkt für die neue ‚Besitzordnung‘: „Es (das Subjekt, A.F.) ist wesentlich der Eigentümer seiner eigenen Person oder seiner eigenen Fähigkeiten, für die es nichts der Gesellschaft schuldet. Das Individuum wurde weder als ein sittliches Ganzes noch als ein Teil einer größeren gesellschaftlichen Ganzheit aufgefaßt, sondern als Eigentümer seiner selbst." (Macpherson 1967, S. 15)

Aus historischer Perspektive betrachtet, ist dieser neue ‚zentrale Akteur‘ also noch nicht besonders lange auf der Bühne. „Die Vorstellung von einem eigentlichen, unveräußerlichen, in den verschiedenen Lebenslagen sich durchhaltenden ‚Ich‘ ist - obwohl kulturell keineswegs universal und auch in Europa ge-

schichtlich reichlich jung - und gleichsam ‚natürlich‘ geworden.“ (Gebhardt 1988, S. 294)³³⁵

Die heute führende Auffassung des Individuums ist deshalb kein Resultat empirischer Theoriebildung, sondern vielmehr aus erkenntnistheoretischen Prämissen abgeleitet. Da dieses subjekttheoretische Axiom jeder wissenschaftlicher Erfahrung vorausgeht, ist es letztlich nicht wissenschaftlich begründbar. Während das Postulat des Individuums in der aktuellen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskussion erst in vagen Ansätzen bezweifelt wird,³³⁶ hat das Thema ‚Identität‘ - definiert als kulturelle ‚Bedeutung der Person‘ - Identitätsschwierigkeiten, wie nunmehr in groben Zügen zu veranschaulichen ist. Noch gilt freilich mehrheitlich: „Die Auflösung von Konzepten der Identität als Substanz, als Sedimentierung, die nur unter großen Mühen zu verändern ist, ist noch weit entfernt von einer Auflösung des Subjektbegriffes selbst, wie sie von Vertretern postmoderner Ansätze postuliert wird.“ (Kraus 1996, S. 7)

Am klarsten formuliert die traditionelle Psychologie den Gedanken des Individuums, verstanden als determinierendes Attribut des einzelnen Subjektes. Eine Sichtweise, die elementar die Bedeutung des zentralen Terminus *Persönlichkeit* manifestiert: „Die Individualität eines Menschen zeigt sich in seiner Persönlichkeit.“ (Dorsch 1976, S. 269) Solange von der materiellen Körperexistenz des Menschen gesprochen wird, tritt uns das *Individuum* (lateinisch: das ‚Unteilbare‘) ungeteilt und identisch entgegen. Bezogen auf die geistige, seelische Eigenschaft menschlichen Seins jedoch, als Ausgangspunkt der Identitätspsychologie - begründet von William James (1842-1910) - ist diese Singularität nicht mehr durchzuhalten. Er formulierte bereits in seiner Publikation „Principles of psychology“ (1890), daß das Individuum in der Lage sei, sich

³³⁵ „Im gängigen gesellschaftlichen Selbstverständnis, in der Psychologie und ebenso in der Psychopathologie ist dieses ‚ego-zentrierte‘ Menschenbild zur vorherrschenden gesellschaftlichen Konstruktion der Moderne geworden, das mit deren Krise jedoch zunehmend problematisch geworden ist. ... Die Krise der Moderne in diesem globalen Sinne macht auch vor unserem Subjektverständnis nicht halt, was auch der wissenschaftliche Diskurs in den Sozialwissenschaften zeigt.“ (Keupp 1994, S. 252f.) Vgl. Sampson 1985; Parker/Shotter 1990; Gergen 1993; Keupp 1988, 1992; Kvale 1992. Gleichwohl ist ebenso die Feststellung zutreffend: „Die postmoderne Rede von der Zerrissenheit, der Dezentrierung des Subjektes, ist in der psychologischen Identitätsforschung noch wenig aufgenommen worden.“ (Kraus 1996, S. 33)

³³⁶ Vgl. etwa die Werke von Jacques Lacan; Slavoj Žižek u.a.

gleichsam selber aufzuspalten in ein Subjekt und ein Objekt. Nach dieser Auffassung geht „das menschliche Bewußtsein seiner selbst aus Erfahrungen hervor, welche man mit sich selbst im Umgang mit sozialen und sächlichen Gegenständen macht.“ (Frey/Hausser 1987) Die Erfahrung lautet: „Identität, das ist eben nicht ‚Dieselbigkeit‘ ohne Bruch, kein stabiler Naturzustand. Identität definiert sich vielmehr als ein Paradox, als eine Art von Sozialbegriff, als Prozeßvokabel.“ (Platta 1998, S. 60) Das logisch-psychologische Grundparadox, das diese Hypothese beinhaltet bleibt in sich ohne Auflösung - nämlich eins und vieles zugleich zu sein.³³⁷

4.1.1.2.1.2. Klassische Identitätstheorien

Nach Erikson: „In seinen Arbeiten hat Erikson das Identitätsprojekt der Moderne exemplarisch gefaßt. Die unauflösbare Spannung zwischen einem inneren Wesenskern und der sozialen Verhandlung von Identität durchziehen sein Werk wie ein roter Faden. Und gerade in den Ambiguitäten, die mit dem Fokus einhergehen, ist dieses Spannungsverhältnis von innen und außen, von Psyche und sozialer Welt reflektiert.“ (Kraus 1996, S. 13)

Aus heutiger Sichtweise mutet es befremdlich an, wenn Erikson (1966) dieses Identitätskonzept maßgeblich in die psychoanalytische Terminologie eingebracht hat. Im Kern nimmt Erikson die Instanzenlehre Freuds³³⁸ auf, verwendet

³³⁷ „Identität, das ist von Hause aus kein psychologischer Begriff, kein Begriff, der auf den Menschen bezogen wäre und bei diesem so etwas wie ‚Einheit‘, ‚Ganzheit‘, ‚Gleichheit‘ oder dergleichen umschrieben hätte. Identität, abgeleitet vom spätlateinischen ‚identitas‘ (etwa (‘Wesenseinheit‘), zurückzuführen auf das lateinische Demonstrativpronomen ‚idem‘ (‘ebendasselbe‘), dieser Begriff der Identität entstammt vielmehr der ‚Logik‘, einem Spezialgebiet der Philosophie, und meint dort die vollkommene Gleichheit zweier Dinge: deren ‚Einerleiheit, Wesensgleichheit‘. ... Das Grundparadox des Begriffs Identität, wie er von der Philosophie definiert worden ist, bleibt in sich ungelöst: etwas soll eins und zwei zugleich sein. Aber auf anderer Ebene, auf psychologischem Terrain, stoßen wir erneut auf ein Paradox. ... Strukturell ... stehen wir vor demselben Widerspruch. ... Von Anfang an ist Identität also auch ein sozialpsychologischer Begriff, ein Fachausdruck, der nicht so sehr auf einen unveränderlichen Naturzustand des Individualwesens Mensch abhebt, sondern auf gesellschaftliche Menschwerdung des Sozialwesens Individuum.“ (Platta 1998, S. 58f.)

³³⁸ Platta (1998, S. 60f.) unternimmt den Versuch zu belegen, daß die Psychoanalyse nach Sigmund Freud den Menschen nicht als widerspruchsfreies Wesen betrachtet hat, mithin der Mensch im Grunde seines Wesens nicht mit sich selber identisch sein kann: „In seiner Theorie zum psychischen Apparat unterschied Sigmund Freud bekanntlich zwischen drei ‚Untersyste-

die weiterführende Ich-Psychologie dahingehend, Identität dann als gegeben zu postulieren, wenn es gelingt frühe Identifikationen, die im Rahmen der Triebabildung qualifiziert werden, mit den hierarchisch gestaffelten Rollenbezügen, abgebildet in der gegebenen Umwelt, zu einer stabilen Synthese zu integrieren. Identität entsteht nach diesem Modell als aktive Syntheseleistungen des Subjekts, die - im positiven Entwicklungsverlauf - „das Gefühl (vermitteln, A.F.), jemand zu sein, der sich trotz sich ändernder Körperbeschaffenheit, Lebensumstände und Beziehungen gleichbleibt, also Kontinuität und Kohärenz aufweist.“ (Simon/Stierlin 1984, S. 156) Als wichtigste Lebensphase in diesem Prozeß bezeichnet Erikson die Identitätskrise der Adoleszenz. Innerhalb dieser Konfliktphase soll sich programmgemäß die Ablösung kindlicher Identifikationen, einmündend in die Suche nach einer stabilen Erwachsenen-Identität vollziehen. Diese Suche nach einem Platz in der Gesellschaft setzt der Heranwachsende typischerweise durch freies Experimentieren mit verschiedenen sozialen Rollen in die Tat um, bis schließlich „das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität“ (Erikson 1966, S. 138) Gestalt annimmt. Dabei werden die getrennten, polaren, ontologischen Strukturen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ - in Eriksons psychosozialem Modell - interaktionistisch vermittelt und treten in einen wechselseitigen Austausch (Schmolke 1988), wobei Gelingen oder Scheitern der Identitätsbildung zentral von der Qualität der individuellen Syntheseleistung abhängt und nicht von Umweltfaktoren.

Auch Erikson hat im Prinzip erkannt, daß Identität prozeßhafte Strukturen aufweist, auch für ihn gestaltet sich Identität als Balanceakt, als ‚Spannung‘ zwi-

men‘ in der menschlichen Psyche - dem Bewußten, dem Vorbewußten und dem Unbewußten (Freud 1915); in seiner zweiten endgültigen Theorie, die er 1923 vorlegte, trat seine Instanzenlehre von ‚Ich‘, ‚Es‘ und ‚Überich‘ an die Stelle der alten ‚Strukturhypothese‘ (Freud 1923). Dabei gehört das ‚Es‘ ganz dem Unbewußten an, während ‚Ich‘ wie ‚Überich‘ sowohl aus unbewußten/vorbewußten als auch aus bewußten Anteilen bestehen. Und da diese drei ‚Instanzen‘ für verschiedene Aspekte des Menschen stehen - vereinfacht: das ‚Es‘ für die Triebe, das ‚Überich‘ für Gewissen, Ideale und Selbstbeobachtung, das ‚Ich‘ für Vermittlung -, so dürfte auch klar sein, daß zwischen ihnen immer nur gestundeter Frieden herrscht, daß grundlegend und grundsätzlich von menschlicher Identität nicht die Rede sein kann - was allerdings keineswegs heißt, daß Nichtidentität dieser Art zwangsläufig verbunden sein müßte mit immerwährendem Leidensdruck oder gar gleichgesetzt werden müßte mit Pathologie. ... Bestenfalls ist Identität auch hier ein gelingender Prozeß (zum Beispiel ‚Vermittlung‘ zwischen Ansprüchen des ‚Es‘ und ‚Überich‘ im ‚Ich‘) oder zeitweiliges Resultat eines Prozesses.“

schen Mensch und Umgebung und weniger als bloße Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst. Auf diesen flüssigen Identitätsbegriff fokussiert, verliert die Metapher des klassischen formallogischen Identitätsgesetzes $A = A$, wobei A identisch ist mit A, ihre Gültigkeit. Das Prinzip wird traditionell als Tautologie formuliert, weil es von räumlichen und zeitlichen Bedingungen abstrahiert und deshalb in engem Sinne als ‚Selbst-Identität‘ definiert wird. Es ist der Logik des ‚Entweder - oder‘ und des ‚Alles‘ oder ‚Nichts‘ immanent, zwingend zu der idealisierten Vorstellung eines quasi naturgegebenen Menschenbildes zu gelangen.

Die Eriksonschen Kriterien an einen gelingenden Prozeß der Identitätsbildung sind folglich sehr hoch gesteckt. Aus postmoderner Perspektive ist ein solcher Identitätsbegriff kaum mehr vollstellbar. „Das Identitätsverständnis von Erikson bringt beispielsweise in klassischer Weise ein Subjektverständnis zum Ausdruck, das ich - in Anschluß an Macpherson (1967) - ‚Besitzindividualismus‘ nennen möchte. In seinem Zentrum steht die individuelle Akkumulation ‚innerer Besitzstände‘, die durch ein steuerndes und zentralistisch gedachtes Ich zusammengehalten sind. Je nach dem Potential an Ressourcen, die diesem Ich zur Verfügung stehen, wird es diese Aufgabe eher souverän oder eher als mühseligen, anstrengenden Prozeß bewältigen, der auch oft genug nicht ohne massive neurotische Kompromisse oder gar psychotische Dekompensationen abläuft. In diesem Modell drückt sich das Selbst- und Weltverständnis der bürgerlichen Gesellschaften des Westens aus, dessen typische Merkmale sich in scharfer Abgrenzung zu vormodernen, feudalistischen Strukturen herausgebildet haben.“ (Keupp 1994, S. 249f.)

Nach Mead: Georg Herbert Mead (1968) - Begründer einer weiteren basalen Entwicklungslinie sozialpsychologischer Identitätskonzepte - teilt Identität in einen individuellen und einen gesellschaftlichen Aspekt auf und versucht auf diesem Weg, den Widerspruch zwischen sozialer Determination und selbstgesteuertem subjektiven Handeln aufzulösen, das innere und das soziale ‚Selbst‘ zu versöhnen. „Der individuelle Anteil, das ‚I‘, bezeichnet den reflektierenden Teil der Person, ihr ‚Wesen‘, ihren Willen, ihre Einmaligkeit. Er verweist auf

die relative Autonomie einer Person von den gesellschaftlichen Rollen und Zwängen. Der gesellschaftliche Anteil, das ‚me‘, bezeichnet den Aspekt in der Person, der von Konventionen und Gewohnheiten determiniert ist.“ (Vaassen 1996, S. 161) Diese Konzeption wurde von Mead weiterverfolgt durch die Hervorhebung der Rolle bedeutsamer *Anderer*, über deren Urteil das Selbst sich konstituiert. Indem eine Person „dessen Haltungen übernimmt, wird sie sich selbst als Objekt oder Individuum bewußt und entwickelt somit eine Identität.“ (Mead 1980, S. 96) Dabei kann, laut Mead, jedes Objekt und damit auch jeder Ort, aufgrund seiner ‚symbolischen Signifikanz‘, diese Wirkung hervorbringen. Insofern können unbelebte Objekte zu Elementen des *generalisierten Anderen* werden. „Indem Mead die Entstehung und Entwicklung des Selbst in kooperativen Handlungsvollzügen verankert und die Wahrnehmbarkeit von Objekten an Erfahrungen in sozialen Akten bindet, überwindet er ... die zu schlichte Gegenüberstellung: hier das auf Vollendung angelegte Subjekt, dort die zerstörerische Eigendynamik der objektiven Kultur.“ (Wittpoth 1999, S. 74f.) Die Polarisierung zwischen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘, bei Erikson noch als getrennte Komponenten der Identitätsentwicklung verortet, wird - in der Tradition Meads - in das Individuum hineintransportiert. „Herstellen und Darstellen von Identität heißt (damit, A.F.) nichts anderes, als zwischen Außen und Innen, aber auch zwischen Innen und Außen Relationen aufzubauen“ (Frey/Hausser 1987, S. 17), wobei sich dergestalt der Identitätsprozeß als Balanceleistung interpretieren läßt (Hausser 1989). Damit ist gleichzeitig impliziert, daß die „Konturen des Identitätsproblems unscharf (werden, A.F.).“ (Marquard 1979, S. 347)

4.1.1.2.2. Der moderne Identitätsbegriff – ein Projekt mit Prozeßcharakter

4.1.1.2.2.1. Die Identitätskrise der Identität

Auch moderne kognitionspsychologische Modelle (z.B. Whitbourne 1986; Hausser 1983; 1989; Stross 1991; Lohauß 1995 u.a.), die erheblich komple-

xere, zirkulär operierende Regelungsstrukturen aufweisen, können den prinzipiellen Dualismus zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘, zwischen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ letztlich nicht auflösen. „Dieser Dualismus, gleichzeitig gleich und anders wie andere Menschen zu sein, beschäftigte bereits Erikson und ist heute noch der gesuchte ‚archimedische Punkt‘ der Identitätsdebatte.“ (Vaassen 1996, S. 169)³³⁹ Denn „alle Identitätskonzepte unterstellen einen inneren Kern der Person, der ‚da‘ und mit sich identisch ist. Diese Epistemologie stößt in der sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskussion aber an Grenzen: Identität als ‚eins im Gegensätzlichen‘, die Gleichheit und Unterschiedlichkeit nicht als zwei Aspekte betrachtet, ist entitativ nicht mehr faßbar, sondern nur noch differenztheoretisch.“ (S. 170) Die Vorstellung eines Identitätsbegriffs, der wie ein Monolith über gesichertes Terrain thront, verflüchtigt sich. „Wo immer weniger identisch bleibt, rufen immer mehr immer häufiger nach Identität: je mehr die Realität Identität entbehren muß und vermißt, desto mehr wird Identität wissenschaftlich und philosophisch zum ausdrücklichen Fundamentalthema.“ (Marquard 1979, S. 352) Zwar gerät der ideologische Gehalt der traditionellen Identitätskonzepte, der in ihrer Verabsolutierung liegt, immer klarer in das Blickfeld der Kritik, aber Identität ist und bleibt eine wichtige Thematik! Wie Herrmann Lübke (1991) es richtig auf den Punkt bringt, die Frage nach der Identität ist schon ein Symptom der Krisis. Diese Einschätzung wird gestützt durch die zunehmende Verwendung des sozialwissenschaftlichen Terminus ‚Identität‘ auf verschiedenartige Problemfelder. Und erweisen sich, unter der Perspektive des gesellschaftlichen Wandels, nicht die Theorien traditioneller Identitätsauffassungen am Ende als „das idealtypisch formulierte Modell der bürgerlichen Sozialisation?“ (Keupp 1989, S. 59)

³³⁹ „Nur über eine Differenzierung zwischen wahrgenommener sozialer Selbst-Erfahrung und privater Selbst-Erfahrung läßt sich erklären, daß Menschen trotz ihrer unumgänglichen Abhängigkeit von der Umwelt, trotz ihrer anthropologischen Existenzform als ‚soziale Wesen‘ keine kopierten Identitäten haben, sondern auch Individualität, d.h. sich zu einem ‚personalen Wesen‘ entwickeln können. Eine einmalige persönliche Identität setzt die Abkopplung der biographisch angeeigneten privaten Selbst-Erfahrung von den aus den jeweiligen Interaktionskontexten übernommenen Erfahrungen über sich selbst voraus. ... Ein Schlüsselproblem der Identitätsforschung muß daher die Frage nach den Wechselverhältnissen zwischen sozialem (wahrgenommenen) und privatem Selbst sein.“ (Frey/Hausser 1987, S. 18f.)

Keupp (S. 60) rüttelt insofern an den Fundamenten sozialpsychologischer Identitätskonzepte, wenn er sich fragt, ob wir von diesem Modell nicht endgültig Abschied nehmen müssen, „weil ihm die gesellschaftliche Basis abhanden gekommen ist.“ Denn mit der Vielfalt denkbarer gesellschaftlicher Außenperspektiven tritt - den Gedankengang fortführend - das ‚Soziale‘ dem Menschen nicht mehr gegenüber, sondern wird als Wahlakt des einzelnen individualisiert. Zu deduzieren ist folglich, daß der soziale ‚Ort‘ (als Fragment) in wachsendem Maße prinzipiell frei wählbar wird. Bei der Bewertung der beschriebenen Modernisierungstendenzen - den Resultaten des Strukturwandels - ist auf individueller Ebene eine Dekonstruktion vertrauter Strukturen zu erwarten, die in den individuellen Biographieverläufen Spuren (Friktionen) hinterlassen dürften. „Immer geht es um die Frage der Kohärenz, der Zersplitterung, der Dezentralisierung des Subjekts. ... Perspektivenbildung erfordert (demgegenüber, A.F.) einen festen Stand, einen festen Platz in der Gesellschaft. Der aber wird nicht mehr geboten und ist vom Subjekt auch nicht mehr herzustellen.“ (Kraus 1996, S. 29) Damit zeigen sich nicht nur die gesellschaftlichen Anforderungen in wachsender Widersprüchlichkeit, sondern auch das Subjekt gerät in diesen Strudel von Fragmentation und Antinomie. „In diesem Sinne muß Ich-Identität ... nicht nur gegenüber den gesellschaftlichen Handlungsanforderungen als fiktiver Schein gesehen werden, sondern in der gegen sich selbst gerichteten Forderung zur Synthese und Homogenisierung wird die Fiktion real.“ (Helsper 1989, S. 101ff.) Das Verhältnis von *Ich* und *Selbst* wäre in dieser Lesart nur durch die Konfiguration einer illusorischen Identität beschreibbar, d.h. einer Identität, „welche die Beschränkungen und Komplexitäten des Quasi-Objektes nicht zur Kenntnis nimmt und sich in Überschätzung der Freiheitsgrade des Subjektes bildet. Damit setzt sie Risiken für die Zukunft, in die hinein sie dem Subjekt als Bezugspunkt dient.“ (Kraus 1996, S. 52) Die Bedrohung resultiert dann in der Vergeblichkeit der Versuche, sich in dieser Gesellschaft zu situieren, die nur noch wenig dazu beitragen kann, Kohärenz herzustellen und zu konservieren.

Jugendliche und junge Erwachsene geraten so in Legitimationszwänge bezüglich ihrer biographischen Ressourcen. Wo kollektive Identitäten ins Wanken geraten, ist das Gefüge, die Ausarbeitung und Aufrechterhaltung von Identität besonders komplex. So gelangt Baacke (1987) in seiner Jugendstudie zu der Erkenntnis, daß das Ich in moderner Zeit zum 'Recherche-Ich' wird, dessen Identitätsentwicklung oftmals ein Leben lang unabgeschlossen bleibt. Dem 'Zufalls-Ich' bleibt die Suche und zugleich der Zustand, „seine Existenz in wechselnd-szenischer Vergegenwärtigung zu erfahren.“ (S. 196) Gesichertes, stabiles und positives Wissen um die eigene Person und damit die Erklärung und Kontrolle von ‚Wirklichkeitsbildern‘ gerät zu einem prekären Unterfangen. Denn „der sich permanent vollziehende soziale Prozeß hat keinen Autor, d.h. keine Person, die außerhalb des Prozesses stünde und auf seine Entwicklung einwirken würde und ebensowenig distanzierte Zuschauer. Es ist ein permanentes Spiel der Grenzen (der Person)... Das ‚Spiel‘ ist ein unaufhörlich stattfindendes, vielschichtig verwobenes Drama ohne Fixpunkte. Die ‚Rollen‘ dieses Dramas dürfen nicht im Sinne expliziter, sozialer Erwartungen mißverstanden werden.“ (Vaassen 1996, S. 198) Aus postmoderner Perspektive wird dieser Identitätsbegriff fragil. „Was so vor allem als interpretative Konstruktionsleistung des Subjekts gegenüber dem eigenen Selbst erscheint, ist allzu oft die bloß fiktive Erzeugung von Kohärenz und Kontinuität angesichts tiefreichender Krisen im Rahmen gesellschaftlicher Abläufe, die dem Subjekt entzogen sind.“ (Helsper 1989, S. 93) Denn „damit gerät die Fähigkeit der Ich-Identität in die Nähe des Scheinhaften.“ (Breyvogel 1989, S. 20) Und das bedeutet in letzter Konsequenz: „Identität ist viel weniger Naturzustand denn Resultat eines 'interkommunikativen' Gesellschaftsprozesses; Identität stellt viel eher Idee und Ideal denn realisierte Wirklichkeit dar.“ (Platta 1998, S. 65) Der Mythos personaler Identität rückt in weite Ferne und mit ihm gleichzeitig die Identitätsidee von Ruhe und Selbstverständlichkeit, wie sie vor dem Einbruch der Moderne erreichbares Ziel und Streben jedes Menschen war (Lenzen 1991). Nunmehr muß von einer Scheidung verschiedener theoretischer Positionen ausgegangen werden. „Während die einen Verluste betonen und auf die Bedeu-

tung - möglicherweise - obsoleter sozialer Konstruktionen beharren (z.B. Kohärenz, Identität), gehen die VertreterInnen der Postmoderne emphatisch den anderen Weg und fordern uns auf, Abschied zu nehmen von diesen Relikten einer vergehenden Epoche.“ (Kraus 1996, S. 29) In einer Situation, wo nicht mehr mit dem klassischen Identitätsbegriff bruchlos weitergearbeitet werden kann, wo gleichzeitig noch kein Fundament errichtet werden konnte, um ganz auf ihn zu verzichten, müssen diese Widersprüche ertragen werden. Unter diesen Bedingungen gilt es deshalb, Wege aufzuzeigen und auf Anschlußmöglichkeiten hinzuweisen, die einerseits nicht ‘alles’ integrieren wollen und auf der anderen Seite einen Verständigungshorizont eröffnen.

4.1.1.2.2.2. Identität als Selbst-Narration und Projektion

Eine Situation ist entstanden, die sich als Emergenzproblem (Mead 1969) umschreiben läßt. Nach Mead bezeichnet Emergenz das Verhältnis vergangener Erfahrungen und gegenwärtiger Reflexion für zukunftsorientiertes Handeln. „Ist ein Ereignis neu-erstanden, so werden aus seinen Relationen zu vorhergehenden Prozessen Bedingungen oder Ursachen. Eine derartige Situation ist eine Gegenwart.“ (Mead 1969, S. 252f) Demnach ist das ‚Emergente‘ eines neuen Ereignisses nicht „irgendeine mystische, metaphysische Erscheinung aus dem Nichts, sondern lediglich das gleichsam noch nicht ausgeschöpfte Potential der rekonstruierten Vergangenheit, als einer erneuten ‚kausalen Verursachung‘. Der raum-zeitliche ‚Ort‘, an dem die diskontinuierliche Brechung des monotonen Zeitflusses wirksam und damit ‚Realität‘ wird, ist bei Mead die ‚gegenwärtige Situation‘.“ (von Wensierski 1996, S. 226)³⁴⁰ Unter der Perspektive der Identitätsfrage betrachtet, deutet dies, daß Realität und die Auseinandersetzung mit dieser Realität in der *Gegenwart* stattfindet. „Die Frage ‘Wer bin ich - wer will ich sein?’ löst sich prozessual zunächst auf in eine Vielzahl relationaler Fra-

³⁴⁰ „Die ‚Neuheit‘ der emergenten Eigenschaften ist nicht nur eine sachliche Abweichung von dem, was bisher war oder was sonst ist; sie leistet eine jeweils eigenständige Vergegenwärtigung der Gesamtzeit, indem sie ereignisbezogen (handlungsbezogen, kommunikationsbezogen) Vergangenes und Zukünftiges selektiv relevant werden läßt.“ (Luhmann 1979, S. 74f.)

gen.“ (Keupp 1999, S. 216) Identitätsarbeit läßt sich insofern als Passungsprozeß begreifen, bei dem „vergangene, gegenwärtige und zukunftsbezogene Selbsterfahrungen unter verschiedenen Identitätsperspektiven reflektiert und zu Teilidentitäten zusammengefaßt werden.“ (S. 207) Wesentlich über Selbsterzählungen (Narrationen) wird die Vielgestaltigkeit des Erlebens in einen Verweisungszusammenhang gebracht. In entsprechenden Aushandlungsprozessen erweisen sich die Selbstnarrationen als veränderbar und dynamisch. Damit bedingen sie einen grundlegenden Modus der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. „Insbesondere die Diskurstheorie verweist darauf, daß die gesellschaftlichen Machtverhältnisse in den je aktuellen Fundus von Selbstnarrationen eingewoben sind. ... Insofern sind Selbsterzählungen nicht einfach Ergebnisse kommunikativer Prozesse. Indem sie sich auf das gesellschaftlich verfügbare Formenpotential stützen, schreiben sich die darin eingewobenen Machtbeziehungen auch ein in die Ausgestaltung individueller Erzählungen.“ (S. 214)

In der Gegenwart strömen pausenlos von draußen Bilder und Nachrichten auf uns ein, die ‚Identitäts-Ideen‘ (Platta 1998)³⁴¹ vermitteln. Diese Spiegelbilder der Welt treffen auf Unsicherheiten und das Orientierungsverlangen des einzelnen, was den Identitäts-Ideen wiederum ihre große Bedeutung und Wirkmächtigkeit verleiht. Denn sie formulieren durchweg Größen-Ideale und Allmachtsphantasien, deren Ansprüche hoch gesteckt werden, so daß an diesem Maßstab nahezu jeder scheitern muß. ‚Identitäts-Ideen‘ überfordern, sie propagieren eine Polarisierung der Realität - darin liegt ihre destruktive Dimension. „Nur bestimmte Eigenschaften, Fähigkeiten, Tätigkeiten sollen zu unserer Identität zählen, andere dagegen nicht. Das bedeutet aber ... nur Teile von uns sollen das

³⁴¹ „Es handelt sich bei ihnen um Verstellungssyndrome, die teils bewußt, teils unbewußt, teils kognitiv, teils emotional die Leitvorstellungen unseres Selbstbildes bestimmen - und zwar entweder bestimmen gleichsam als Eigenproduktion von innen, aus uns selber heraus, oder als Definitionsangebot von außen her, von Strömungen und von Menschen, von Instanzen und von Institutionen, die aus unserer Umgebung oder aus dem gesellschaftlichen Raum auf uns einzuwirken vermögen. Kurz, nicht nur bei der ‚Identität‘, sondern auch bei den ‚Identitäts-Ideen‘ spielen Unterbewußtsein und soziale (und räumliche, A.F.) Umwelt eine bedeutsame Rolle. Was zunächst als ganz individueller, als ganz subjektiver Sachverhalt erscheinen mag, das hat objektive und kollektive Aspekte.“ (Platta 1998, S. 70)

Ganze repräsentieren, bestimmte besondere Merkmale sollen unser Allgemeinzustand sein.“ (Platta 1998, S. 89) Trotzdem haben sie Vorbildcharakter erlangen können, leisten im Mechanismus der Identifikation, der psychischen Selbstfragmentierung Vorschub. „Eine Art *Privatisierung* des Identitäts-Verständnisses setzt ein, eine *Psychologisierung* auch, eine Art von *Rückzugs-Identität* etabliert sich in den Köpfen der Menschen als einzig noch realisierbare Form von Identität.“ (S. 100)³⁴²

Kraus (1996) unternimmt den Versuch, die Perspektiven eines neuen Identitätsbegriffs mittels der beiden Ideen von der ‘Identität als Projekt’ und der ‘narrativen Identität’ zu bündeln. Diese Modelle berücksichtigen, daß Identitätsbildung situativ bestimmt und als strategisches Geschehen aufgefaßt werden muß. Lohauß (1995) betont in diesem Sinne den reflexiven Projektcharakter der Identitätssuche. Das Konzept des *Identitätsprojektes* (Harré 1983; Tesch-Römer 1990) definiert sich als „ein Produkt individueller Identitätsstrategie mit einer ‘mittleren’ Reichweite.“ (Kraus 1996, S. 164) Unter dieser Sichtweise lassen sich mittels Projektbeschreibungen, identitätsstrategische Fluchtpunkte in eine Zukunft hinein projektiv nachvollziehen. „Der Begriff des Projekts bezeichnet zunächst eine Handlung, die in der Zukunft situiert ist. Insofern ist die Zukünftigkeit ein wesentliches Merkmal von Projekten. Diese durch Handlung intendierte Zukunft gibt der Gegenwart und der Vergangenheit eine Bestimmung. Sie stellt ein immer neues Lesen von Vergangenheit und Gegenwart dar.“ (S. 165) Projektplanung ist nicht voraussetzungslos, sie erfordert ein gewisses Maß an Autonomie. Es ist ein Entwicklungsspielraum nötig, denn Projekte reifen heran. Ihr Sinn liegt deshalb nicht nur im Erreichen eines bestimm-

³⁴² Ziehe (1981, S. 138ff.) kam schon früher in der Essenz seiner Überlegungen zu ähnlichen Erkenntnissen, wenngleich er noch eine, durch Einsichten begründete Wende zum Positiven in Aussicht stellt: „Angesichts der Resistenz solcher Bedingungen bleibt der Rückzug auf die eigene Geschichte als Weg nach innen ‚nur‘ auf die Veränderung der eigenen Person gerichtet. Das muß aber nicht den vielbeklagten unpolitischen ‚Rückzug ins Private‘ bedeuten. ... Das Durchschauen von Herrschaftsstrukturen im Mikrobereich der Beziehungsmuster innerhalb der eigenen Lebensgeschichte gibt den Blick frei, um politisch eingreifen zu können ... Zum anderen besteht eine zunehmende Orientierungslosigkeit. In einer Zeit brüchig gewordener Vorbilder entsteht ein ‚Hunger nach Identitätsangeboten‘, ein Bedarf an biographischem Sinn, an eigenen Sinngebungsleistungen und somit ein Bedarf an Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und Zukunftsentwürfen.“

ten Zieles. Voraussetzung ist vielmehr, daß „das Individuum in gewissem Maße nicht nur über die einzusetzenden Mittel, sondern auch über die seiner Intention zugrundeliegenden Motive reflektiert hat.“ (Guichard 1993, S. 18) Derartige Reflexionen erfüllten zwei Funktionen: Einmal beziehen sie sich auf die Einschätzung und Bewertung der Gegenwart, zum anderen beziehen sie sich gedankenexperimentell auf die Gültigkeit der Zukunft. Dieser Prozeß läßt sich mit Camilleri (1990) als ‘Identitätsstrategie’ charakterisieren. „Identitätsprojekte sprechen nicht nur über die Zukunft, sondern auch über die Vergangenheit und Gegenwart. Das bedeutet, daß sich in einem Projekt nicht nur ein zukünftiges Selbst manifestiert, sondern wesentlich auch ein zukünftiges Selbst in seiner Beziehung zu der gegenwärtigen und vergangenen Erfahrung des Selbst. Weiterhin stellen Identitätsprojekte auch eine Situierung am Horizont der Möglichkeiten dar. ... Insofern scheint im Projektbegriff ein Strategiepottential auf für die Bewältigung von situativen Erfahrungen der Inkohärenz. ... Insofern dient das Identitätsprojekt als ein *diskursiver Referenzpunkt*. Indem das Projekt abgearbeitet wird, positioniert sich das Selbst ständig neu und evaluiert die Beziehung zwischen Selbstrepräsentation und kognitiver Repräsentation des Projekts.“ (Kraus 1996, S. 166f.)

4.1.1.2.2.3. Zusammenfassung

Damit sind zwei Modelle benannt, die sich auf mögliche Identitätskonstruktionen im Heute beziehen. Platta (1998) betont in seinen ‘Identitäts-Ideen’ einen Mechanismus der Übernahme von Leitvorstellungen, die das Selbstbild determinieren. Damit skizziert er ein Menschenbild, das als passiver Konsument zu denken ist. Überfordert, sich aktiv zu orientieren, werden die ‘Spiegelbilder der Welt’ aufgesogen und adaptiert. In diesem Prozeß erfolgen regelmäßig und zwangsläufig Überforderungen der Individuen, die im unreflektierten Aufgreifen von vorgefertigten ‘Identitäts-Ideen’ begründet sind. In der Reduktion des Selbst auf diese ‘Ready Mades’ manifestiert sich die destruktive Dimension,

konkretisiert in Tendenzen zur Polarisierung der Realität und einer Beschränkung des Horizonts.

Demgegenüber zeichnet Kraus (1996) ein optimistischeres Bild. Auch in seinem Konzept berücksichtigt er den gesellschaftlichen Wandel, unterstellt jedoch eine geringere 'Dichte' des Transformationsprozesses und erkennt „Nischen, Spannungen, Freiheitsgrade, die sehr unterschiedliche Formen zu Zukunftsentwürfen möglich (und nötig) machen.“ (S. 183) Innerhalb dieser dynamisch-strategischen Beziehung von Identität und Zukunft können entsprechende Projekte verortet werden.

Identitäts-Ideen und Identitätsprojekte manifestieren sich in *Narrationen*. Entsprechende Konstruktionen gleichen fragmentarischen Lebensromanen oder eben Kurzgeschichten mit mutablen Topoi. „Ein Selbst ohne eine Geschichte schrumpft auf die Düntheit seines Personalpronomens zusammen.“ (Crites 1986, S. 172) Für alle gilt deshalb gleichermaßen: „Jedermann erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.“³⁴³ Solche ‚Self-Narratives‘ (Gergen/Gergen 1983; Sarbin 1986 u.a.) sind Erzählungen, mit denen Individuen ein Bild von sich selbst gewinnen und ihrem Handeln Sinn und Richtung geben. „Einzig über Geschichten läßt sich sagen, wer wir und andere sind; über Historien vergegenwärtigen wir eigene und fremde Identität.“ (Lübbe 1979, S. 656) Doch erscheint es auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Pluralität - aus der Vielfalt der Möglichkeiten heraus - problematischer zu sein, ein ‚Bild‘ von der eigenen Person zu entwerfen. Entropische Momente des Gesellschaftlichen relativieren Verfestigungen des 'So-Seins' einer individuellen Struktur. Insofern kann die Art und Weise, in der ein Individuum selbst-relevante Ereignisse auf der Zeitachse positioniert, als Selbstnarration bezeichnet werden (Gergen/Gergen 1984). So verstanden sind relative Prozesse wesentliche Funktionen der Identität. Sie ist eingebunden in einer „Art unabgeschlossenen Raum ... zwischen einer Reihe von Diskursen.“ (Hall 1991, S. 10) Meuter (1995, S. 244) konkretisiert: „Die Ausbildung der eigenen Identität wird nicht nur als blinde Übernahme sozialer Angebote verstanden, sondern

³⁴³ Max Frisch in einem autobiographischen Interview; zitiert bei Vaassen (1996, S. 201).

muß immer auch als ein innovativer und individueller Vorgang aufgefaßt werden. Und genau aus diesem Grund kann man ... das narrative Modell von personaler Identität vor anderen Modellen favorisieren, insofern ... es erlaubt, die Aspekte der Individualität und Innovativität in den Begriff der personalen Identität einzubeziehen.“ Die Prinzipien Kohärenz und Kontinuität müssen immer wieder neu verhandelt werden, damit offenbaren narrative Konzepte von Identität eine offene, unabgeschlossene Struktur.

Die narrativen Konstruktionen der Individuen können nur aufrechterhalten werden, sofern sie von anderen unterstützt werden. Solche Unterstützungsleistungen umfassen in der Regel einzelne Lebensbereiche. Sie beziehen sich somit auf Teilidentitäten der Person. Identität als Passungsarbeit ist wesentlich vom Aufbau und Gelingen sozialer Ressourcen abhängig. „Soziale Anerkennung gibt Subjekten jenes Gefühl von Zugehörigkeit und Basissicherheit für die alltägliche Lebensführung und den eigenen Identitätsentwurf. Es ist die soziale Verallgemeinerung von dem, was Erikson als ‘Urvertrauen’ bezeichnet hatte.“ (Keupp 1999, S. 297)

Der Begriff der ‘Narrativen Identität’ (Ricoeur 1991; Kerby 1991; Meuter 1995) bezieht sich nicht lediglich auf das Subjekt. Er „zeigt seine Fruchtbarkeit weiter darin, daß er nicht bloß aufs Individuum, sondern auch auf die Gemeinschaft anwendbar ist“ (Ricoeur 1991, S. 397) und darüber hinaus lenkt er den Blick der Identitätsforschung auf ein „fehlendes Puzzlestück“ (Fuhrer/Josephs 1999, S. 10), der identitätsstiftenden Bedeutung der sozialräumlichen Umwelt. Den Gedankengang Meads aufnehmend, ist hier aufzuführen, „daß Ausschnitte der Umwelt zu konstituierenden Elementen des Selbst (werden können, A.F.). Was ‘als Teil des Selbst’ kogniziert wird, ist also keineswegs durch die räumlich-materielle Begrenztheit des eigenen Körpers bestimmt, sondern leitet sich aus der Person-Umwelt-Beziehung ab. Auf diese Weise können nicht nur Person, sondern auch ... Orte verschiedene Funktionen für die Identitätsentwicklung annehmen.“ (Fuhrer 1999, S. 99f.)

4.1.1.2.3. Raum und Identität

Nun ist im Argumentationsstrang vorliegender Untersuchung eine entscheidende 'Nahtstelle' erreicht: Das Kunterbunt der 'Patchwork-Identität' (vgl. u.a. Jaeggi 1995; Keupp 1994; 1999) ist unter dem Blickwinkel des Raumes einzugrenzen.

Denn Orte als identitätsstiftende Konstituenten, so Boesch (1991), besitzen möglicherweise eine solche Selbstrelevanz, daß sie zentrale Aspekte der Identität symbolisch zu repräsentieren in der Lage sind. Besonders hingewiesen werden kann in diesem Zusammenhang auf Orte der Identitätssymbolisierung. So vermögen das eigene Haus, die Wohnung, das eigene Zimmer mit einem individuellen Ensemble an Gegenständen, als Repräsentanten eigener Identität zu fungieren. Weiterhin hebt Hormuth (1990) die Erinnerungsfunktion von Orten hervor. Habermas (1999) sieht im Erinnern über Raumelemente eine spezifische Form der Selbstkommunikation gegeben, die das Potential besitzt, identitätsrelevante Bedeutsamkeit zu entwickeln.

Mit Fuhrer u.a. (1999, S. 139) kann zusammenfassend festgehalten werden, daß Orte „in verschiedener Hinsicht für die unterschiedlichen Problembereiche von Identität bedeutsam sein können. Zum einen können sie das Gefühl einer internen (diachronen wie synchronen) Konsistenz vermitteln. Zum anderen kann über (Orte, A.F.) die Verbundenheit mit anderen oder die Einmaligkeit, die Differenz zu anderen zum Ausdruck gebracht werden. Auch dienen (sie, A.F.) dazu, über die Erweiterung des Handlungspotentials die eigene Autonomie zu manifestieren. Schließlich können (sie, A.F.) zur Emotionsregulierung genutzt werden.“

Die intensive Suche nach einer personalen *und* kollektiven Identität richtet sich auch auf die Gewinnung einer regionalen oder lokalen Identität, um eine räumliche Identität zu behaupten. Aus dem Vokabular des narrativen Identitätsmodells schöpfend, kann hier der Begriff der 'Narrationsnester' (Mandler 1984) eingeführt werden. „Narrationsnester sind Geschichten, die in andere Narrationen eingelagert sind, also Geschichten innerhalb von Geschichten.“ (Kraus

1996, S. 178) Schlagbildern, denen ein gesteigerter Gefühlswert eigentümlich ist (Diers 1997), wie beispielsweise Region, Heimat, Herkunftsort oder das Zuhause ('Zentrum der Lebenswelt') umkreisen den Kern der Identität des Räumlichen. Zugleich bieten sie Argumentationslinien: So wurde gezeigt, daß die Beziehung zwischen Raum und Subjekt auf den verschiedenen Ebenen interaktionistisch ausgeprägt ist. „Das Ich produziert den Raum (materiell und kulturell), und dies kann eine Bedingung räumlicher Identität sein. Das Ich entäußert sich in einer materiellen oder symbolischen Raumproduktion, und diese Entäußerung bewirkt eine intrapersonale Kohärenz - das Selbstbewußtsein. Wie wir wissen, geschieht dies in einem Prozeß der Appropriation, d.h. die Vorstellungen und Bilder, die andere über diesen Vorgang der Raumproduktion haben, werden internalisiert. ... Raum kann identitätsstiftend sein, weil er dem Bild entspricht, das hoch bewertet ist, und ein Ich in diesem Raum lebt.“ (Ipsen 1997, S. 107) Immer ist der jeweilige Raum intentionale Umwelt, unlöslich an Subjekte in einem historisch-sozialen Kontext gebunden: „Über die Selbstdarstellung in einer räumlichen-dinglichen Umgebung oder deren Personalisierung kommt es zu einem 'Zu-eigen-Werden' dieser Umwelt und damit zu einer emotionalen Identifikation. ... Falls diese Identifikation auf breiter Ebene stattfindet, wird in ihr wirkliche Öffentlichkeit gestiftet, nämlich als Zusammenhang derer, die einen gemeinsamen Aspekt ihrer Selbst durch ein (physisch-konkretes) Gemeinsames repräsentiert sehen.“ (Schneider 1996b, S. 306f.)

Für Ipsen (1997, S. 107) verbindet sich näherungsweise das Konzept des Raumbildes mit individuellen Raumidentitäten. Denn auch für Subjekte existiere ein Dreieck, „das auf der einen Seite von gesellschaftlichen Entwicklungskonzepten und Regulationsweisen gebildet wird, das sich zum zweiten auf die Erscheinungsformen des Raumes und der Raumnutzung bezieht und drittens der Raumwahrnehmung entspricht.“ Individuen richten ihr Identitätsbedürfnis mittels einer Innenperspektive, die sich auf psychische Verarbeitungsformen bezieht, seien dies Kognitionen, Emotionen oder Dispositionen, auf die räumliche Umwelt. Diese Innenperspektive bleibt immer an eine

Außenperspektive gebunden, da sich die eine aus der anderen speist.³⁴⁴ Was einer solchen Perspektive entspricht, ist das Ineinander von Individuum und Gesellschaft: wie aus sozialstrukturellen Vorgaben biographische Entwürfe, Chancen, Zwänge entstehen und wie diese wiederum mit bestimmten emotionalen Befindlichkeiten des Subjekts einhergehen - mit Gefühlen und Wünschen, Hoffnungen und Ängsten, auch mit psychischen Krisen, Konflikten und Störungen. Im Zuge der Ausarbeitung wurde auf einen sozialräumlichen Verweisungszusammenhang Bezug genommen, der grundsätzlich andere Metaphern bzw. Raumbilder einbezieht als die traditionelle Epistemologie - Verweisung und Präsenz, Gestalt, Struktur und Lebenswelt statt Entität. Dadurch konnte eine Raumgestalt Kontur gewinnen, die die traditionelle Dichotomie von objektiver Wirklichkeit und Subjekt auflöst und im Zusammenspiel von Person und sozialräumlichem Kontext eine flüssige Form sichtbar werden läßt. Was daher aussteht sind biographische Bilder, die das Triptychon der Raumbetrachtung (theoretische Zugänge, Raumbetrachtungen über Raumbilder) - mittels biographischer Raumbetrachtungen - vervollständigen.

Die nachfolgenden Überlegungen sind ein vorsichtiger Versuch, auf entsprechende Sichtweisen von Biographien einzugehen. Dabei kann keine abschließende Lösung geboten, eher eine sinnvolle Ausdifferenzierung von Einzelaspekten des komplizierten Gesamtzusammenhanges geleistet werden.

4.1.1.2.4. Biographie und Raum in der neueren Forschung

Die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung hat sich nach Anstößen von Baacke/Schulze (1979; 1985) mittlerweile zu einem eigenständigen Forschungsbereich entwickelt. Während dort ganzheitliche biographische Lebenslinien nachgezeichnet werden, geht es hier um eine Fokussierung der biogra-

³⁴⁴ Die Annahme, daß räumliche Umwelt immer auch von Menschen gestaltet ist, differenziert nicht zwischen solchen Menschen, die einen großen Einfluß auf die Gestaltung des Räumlichen haben und solchen, die diesen Nutzungen unterworfen sind. Raumnutzung birgt deshalb nicht selten Konfliktpotential, wie dies anschaulich für den Zechenrückbau (Sophia Jacoba) und Garzweiler II belegt werden konnte. Auch in einem den Konflikt umfassenden Konzept des Raumbildes verknüpfen sich insofern Raumbilder mit subjektiver Identität.

phischen Thematik. Behnken/Schulze (1997, S. 7f.) stellen in einer ersten Annäherung folgende Bezüge von Ort und Biographie zusammen - zunächst, um vielgestaltige Berührungspunkte aufzuzeigen: „der Geburtsort und der Ort, an dem ich sterben werde; ein Ort, an dem ich aufgewachsen bin, an dem ich gearbeitet und gelebt habe; ein Ort, für den ich mich entschieden habe, und ein Ort, an den es mich verschlagen hat; ein Ort, an dem ein Unglück geschehen ist, und ein Ort, an dem ich glücklich war; ein Ort, an den ich mich erinnere und ein Ort, an dem ich meine Erinnerungen aufschreibe - meine Erlebnisse, Gefühle, Gedanken; ein imaginärer Ort; ein Ort, von dem man träumt oder an den man denkt, Himmel und Hölle, diesseits und jenseits, irgendwo in der Welt.“ Im nächsten Schritt verknüpfen die Verfasser dergleichen Orte mit biographischen Kategorien und erhalten folgende analytisch nicht sauber trennbaren Gesichtspunkte, deren Funktion vorrangig darin besteht, richtungsweisende Orientierungen zu liefern:

- „Es handelt sich bei Biographien immer um das Nebeneinander verschiedener Orte - Elternhaus, Schule und Disko oder Wohnung, Arbeitsplatz und Kneipe. Es handelt sich aber immer auch um die Gleichzeitigkeit verschiedenartiger Orte. ... Das Ineinander und Zueinander der verschiedenartigen Orte weist auf die Mehrdimensionalität biographischer Prozesse. Einer dieser Orte steht jeweils im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Er verweist auf die anderen.
- Biographie ist das Geschehen in der Zeit, ein Prozeß. Doch die Zuordnung im Raum verleiht dem Geschehen die Wirklichkeit. ... Die Bestimmung des Ortes versetzt den zeitlichen Ablauf nicht nur in eine irdische Existenz, sondern damit auch zugleich in ein Kräftefeld gesellschaftlicher Verhältnisse. Der Ort ist nicht nur der Wirklichkeitspunkt, sondern selbst ein Stück Wirklichkeit. Er ist nicht nur der Ort, an dem etwas geschieht. Er ist selbst am Geschehen beteiligt. Er setzt Bedingungen.
- Biographie ist Bewegung - die Bewegung eines menschlichen Lebens im soziokulturellen Raum. ... Das kann mehreres bedeuten: Die Bewegung von einem Ort zum anderen: Ortswechsel - ein Umzug, eine Reise. ... Oder die Bewegung fort von einem bekannten und vertrauten Ort: Ortsverlust - Ablösung vom Elternhaus, von der Familie. ... Oder die Bewegung hin zu einem noch unbekannten Ort: Ortssuche - Suche nach einem geeigneten Platz in der Gesellschaft, nach einer angemessenen Position in der Verteilung der Arbeit. ... Aber die Bewegung kann sich auch innerhalb desselben Orts vollziehen: Ortsveränderung - als Austausch zwischen dem biographischen Subjekt und seiner Umwelt, als Eindringen, Entdecken, Untersuchen, Einrichten, Ausgestalten und Ausphantasieren oder als Heranwachsen

in einer Umwelt, als Erweiterung der Reichweite, Verlagerung der Schwerpunkte, Wechsel des Standorts und damit der Perspektive.“ (S. 7f.)

Denn Lebensgeschichten lassen sich als die Aufschichtung aller vorausgegangenen Erfahrungen begreifen. Und diese Erfahrungen finden ihren Niederschlag als Erinnerungen oder doch als Erinnerungsspuren auf verschiedenen Ebenen des Gedächtnisses. Sie sind zugleich an verschiedenen Orten dauerhaft eingeschrieben. Biographische Orte stellen in diesem Sinne das Überschreiten von Grenzen dar: Im Schnittpunkt zwischen der eigenen Biographie und der Kontextverwobenheit (Einbettung in sozialräumliche Bezüge) gelegen, verweisen sie in ihrer Deutung von Lebensgeschichten auf das kulturell Typische. Gesättigt durch persönliche Erfahrungen, erhalten diese Orte durch die konkreten gesellschaftlich-historischen Bedingungen und Widersprüche eine neue Qualität und Begreifbarkeit. Begreifen heißt verstehen. Verstehen wiederum ist regelmäßig mit Anstrengungen verbunden, die sich nicht vordergründig erschließen. „Dabei ist unser aktuell vorhandenes Bewußtsein, d.h. unsere Fähigkeit, auf Anhieb zu verstehen, keineswegs ein umfassendes oder unwandelbares Kriterium für das, was wir überhaupt verstehen. Denn würden wir nur das verstehen, was wir ohne Anstrengung auf Anhieb verstehen, so wäre das Verstehen an Zufälle und individuelle Spezifikationen gebunden“ (Stuhr 1993, S. 86) und wissenschaftlich-empirische Methodenarbeit, deren Zielsetzung laut Lamnek (1989, S. 93) in dem Versuch besteht, die „Ungewißheit, die über dem zu untersuchenden Objekt besteht, in eine tendenzielle Gewißheit zu verwandeln,“ wäre vertane Beschäftigung. Der Zusammenhang lautet deshalb: ‘Ohne Verstehen keine Fallgeschichte’ (Stuhr 1993).

4.1.2. Methodische Positionierung

4.1.2.1. Qualitatives Forschungsdesign

Klassische deduktive Methodologien erweisen sich gerade unter modernen Wandlungsprozessen als zu unflexibel, um diese Differenziertheit und Komplexität angemessen erfassen zu können.³⁴⁵ Induktive Zugänge und Konzepte werden dieser Aufgabe eher gerecht, indem sie am Untersuchungsgegenstand orientiert, diesen in seiner Komplexität und Ganzheit - eingebettet im alltäglichen Kontext - analysieren. Dabei muß die Auswahl der Methoden sich allerdings dem Untersuchungsgegenstand anpassen, so daß es möglich wird, Neues zu entdecken. Als handlungsleitend erweisen sich dabei die von Mayring (1990, S. 9) formulierten Grundsätze qualitativen Denkens: „die Forderung stärkerer *Subjektbezogenheit* der Forschung, die Betonung der *Deskription* und der *Interpretation* der Forschungssubjekte, die Forderung, die Subjekte in ihrer natürlichen, *alltäglichen* Umgebung (statt im Labor) zu untersuchen, und schließlich die Auffassung von der Generalisierung der Ergebnisse als *Verallgemeinerungsprozeß*. Diese Postulate stellen sozusagen das Grundgerüst qualitativen Denkens dar.“

Der Entschluß für ein qualitatives Forschungsdesign ist der erste Schritt in einer Folge von Entscheidungen (Flick 1991), die jeweils einzelfallbezogen und nicht einem festgelegten methodischen Kanon gemäß zu treffen sind. „So wird weder der Begriff der qualitativen Forschung einheitlich definiert noch besteht, damit verbunden, ein Konsens über seinen Anwendungs- bzw. Geltungsbereich.“ (Garz 1995, S. 11) Auf das spezifische Forschungsinteresse ausgerichtet, erfordert die Frage nach dem ‘richtigen’ Weg eine einführende, themenorientierte Betrachtung:

³⁴⁵ Vgl. zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden u.a. Saldern von (1995); Treumann (1986); Wilson (1982); Küchler (1983); Achtenhagen (1984); Haeberlin (1975); Firestone (1987).

Das zugrundeliegende Konzept des Räumlichen zeichnet sich durch offene Strukturen aus. Wenn aus postmoderner Sicht die Zeit der großen Erzählungen und Theorien passé ist (Lyotard 1986), dann wird die lokale und begrenzte Erzählung zeitgemäß. Aber diese Eingrenzung birgt immer noch eine große Komplexität, die forschungslogisch zu berücksichtigen ist: „Wissenschaftliche Forschung ... soll dann ‘qualitativ’ vorgehen, wenn die Gegenstände und Themen, nach allgemeinem Wissensstand, nach Kenntnis des Forschers oder auch nur nach seiner Meinung komplex, differenziert, wenig überschaubar, widersprüchlich sind oder wenn zu vermuten steht, daß sie nur als ‘einfach’ erscheinen, aber - vielleicht - Unbekanntes verbergen. Insofern ist qualitative Forschung immer Eingangsforschung.“ (Kleining 1991, S. 16) Diese Qualität ist unter vorliegender Fragestellung gegeben, insofern gesellschaftliche Entwicklungen - unter sozialräumlicher Blickrichtung - eine ‘neue Sensibilität’ (Flick 1995) im Methodenspektrum einfordern. „Hegel sagt in seiner ‘Phänomenologie’: Was *bekannt* ist, ist noch nicht *erkannt*. Der Schritt von der Erscheinungsweise zu deren Struktur, zu den Bedingungen, unter denen sie sich bildet, ist immer ein Schritt zum Substanziellen.“ (Kleining 1991, S. 17)

4.1.2.1.1. Der Feldbegriff und das Vorverständnis des Forschers

Der Feldbegriff wird nach Spöhring (1989) theoretisch und praktisch uneinheitlich definiert und angewendet. In der Konfrontation von ‘Feld’ und ‘Labor’, sucht er eine grundsätzliche Bestimmung vorzunehmen. „Es kann zunächst eine Verwandtschaft zwischen qualitativen Verfahren und dem Feldeinsatz einerseits, zwischen quantitativen bzw. standardisierten Methoden und dem Laboreinsatz andererseits vermutet werden.“ (S. 18) Ausgehend von dieser ersten Abgrenzung ist weitergehend herauszustellen, daß die Vorgänge und Gegenstände der Felduntersuchungen sich in der ‘Realität’ (Lamnek 1989) abspielen, bzw. dort anzutreffen sind. Unter diesen Bedingungen konstituiert sich ein For-

schungsfeld³⁴⁶ mit den allgemeinen Merkmale „Natürlichkeit, Lebensnähe, Alltagsweltlichkeit“ (Spöhring 1989, S. 18). Um die Problematik einer bündelnden Definition der Feldforschung zu umgehen, empfehlen verschiedene Verfasser (Patry 1979; 1982; Tunnel 1977; Gachowetz 1984; Bouchard 1976 u.a.) ein analytisches Vorgehen und begehen dabei, laut Spöhring (1989), eine Ausblendung systemisch rückbezüglicher Dynamiken im Feldbezug. Dem Faktor der Verwobenheit, bzw. den Kombinationen von Ausprägungen zwischen den Dimensionen im Feld Aufmerksamkeit zu zollen, erfordert eine gewisse Offenheit potentieller Methodenansätze. Besonderes Augenmerk ist dem Stellenwert der Subjekt-Perspektive³⁴⁷ im Rahmen eines bestimmbarer Möglichkeitsraumes zu zollen. „In unserem Grundkonzept gehen wir davon aus, daß sich der handelnde Mensch in einem materiellen Möglichkeitsraum bewegt, der hinsichtlich seiner natürlich-sächlichen Gegebenheiten und seiner biologischen, sozialen und gesellschaftlichen Gewordenheit beschrieben werden kann. ... Der materielle Möglichkeitsraum stellt die Grundlage für die Entwicklung der Subjektsicht und ihrer Beschreibung dar, ist aber nicht unveränderlich, sondern wird auch seinerseits vom Subjekt verändert, das sich in ihm bewegt.“³⁴⁸ (Bergold/Breuer 1990, S. 21) Eine umfassende Analyse dieses Möglichkeitsraumes ist in der realen Forschungspraxis allerdings nur ansatzweise leistbar.

³⁴⁶ Ein Feld, als allgemeiner Ausdruck, kann nach Schütze (1983) verschiedene Bedeutungen haben, etwa eine Familie, eine Subkultur, Institutionen oder eine spezifische Gruppe von 'Biographieträgern'. „Auf der allgemeinsten Ebene ist 'Feld' das Andere der Schreibtisch- und Dozierarbeit derjenigen Forschenden, die davon überzeugt sind, künftige Erkenntnisse nicht nur in den Archiven sozialwissenschaftlicher oder anderer Texte, sondern auch an den Orten zu finden, an denen Menschen zusammentreffen und in gemeinsamer Anwesenheit Aktivitäten entfalten.“ (Maeder/Brosziewski 1997, S. 335) Weitere Bestimmungen und Umschreibungen lauten: „Feldforschung bedeutet Forschung im Lebensraum einer Gruppe durch den Untersuchenden unter Bedingungen, die 'natürlich' sind, also nicht für Untersuchungszwecke verändert werden.“ (Fischer 1981, S. 65, vergleichbar auch Bortz 1984, S. 1984, S.33) Ferner wird vorgeschlagen, „daß der Begriff der Feldforschung all jene Verfahrensschritte umfassen sollte, durch die direkter oder indirekter Zugang zu den als relevant erachteten Daten geschaffen wird. ... Die Daten werden dabei insofern als in ihre natürliche Umgebung eingebettet betrachtet, als eine Kontrolle über die zu manipulierenden Variablen entweder nicht oder nur im beschränkten Umfang (wie z.B. im Feldexperiment) möglich ist.“ (Nowotny/Knorr 1975, S. 83) Vgl. auch Gross (1979).

³⁴⁷ Vgl. u.a. Elkan (1986); Habermas (1981); Holzkamp (1983); Pawlow (1973).

³⁴⁸ Vgl. auch die Ausführungen zur sozioökologischen Perspektive in diesem Text.

Die Erforschung der Sichtweise derjenigen Personen, die dem gegebenen Raum zugehörig sind, eröffnet Aspekte des angeeigneten Möglichkeitsraumes (Eigenwelt), die eine jeweilige persönliche Wirklichkeit widerspiegelt (vgl. James 1983; Schütz 1971). „Diese subjektiven Möglichkeitsräume, welche wir hier ‘Gemeinwelt’ nennen, da sie mit anderen geteilt werden, unterscheiden sich erheblich voneinander. ... Nur sie ist für das Subjekt erlebnismäßig real. Sie konstituiert sich durch die Interessen des Subjekts bzw. der Subjekte. Eine Situation, ein Ding sind dann wirklich, wenn sie dieses Interesse erwecken und anregen.“ (Bergold/Breuer 1990, S. 21) Oder wie Schütz (1971, S. 237) es ausdrückt: „Ein Ding als wirklich zu bezeichnen bedeutet, daß dieses Ding in einer bestimmten Beziehung zu uns steht.“ In der Dialektik von Offenheit und Strukturiertheit, in der Gegenüberstellung von ‘Gemeinwelt’ und ‘Eigenwelt’ bleibt der Anspruch, die vorgegebene Komplexität des Möglichkeitsraumes in die Datenerhebung hinreichend zu berücksichtigen.

Mit der Darstellung des Untersuchungsgebietes³⁴⁹ wird gleichzeitig das ‘Vorverständnis’ (Bude 1984) des Forschers preisgegeben. „Bei qualitativer Forschung hat die Person des Forschers eine besondere Bedeutung. Er wird mit seinen kommunikativen Fähigkeiten zum zentralen ‘Instrument’ der Erhebung und Erkenntnis. Aus diesem Grund kann er auch nicht als ‘Neutrum’ im Feld und im Kontakt mit den ... Subjekten“ (Flick 1995, S. 71) gesehen werden.³⁵⁰ Gerade unter dieser Warte ist es unumgänglich, das Vorverständnis des Untersuchungsfeldes dezidiert zu entfalten und zur Disposition zu stellen. In diesem Zusammenhang ist die von Mannheim (1980) vertretene Unterscheidung zwischen ‘Verstehen’ und ‘Interpretieren’ aufzunehmen. „Diejenigen, die durch gemeinsame Erlebniszusammenhänge miteinander verbunden sind, die zu einem bestimmten ‘Erfahrungsraum’ gehören, verstehen einander unmittelbar. Sie müssen einander nicht erst interpretieren. Damit verbunden sind zwei fun-

³⁴⁹ Vgl. Kapitel 2 der Untersuchung.

³⁵⁰ Girtler (1992, S. 34) unterstreicht diese Bedeutung, „nämlich die Tatsache, daß der forschende Sozialwissenschaftler von einem bestimmten Vorverständnis ausgeht, welches grundsätzlich notwendig ist, um überhaupt einen Sachverhalt interpretieren zu können. ... Man muß also ‘schon immer verstanden haben’, um soziale bzw. kulturelle Prozesse ‘verstehen’ zu können.“ Vgl. hierzu auch die Diskussion bei Gadamer (1965).

damental unterschiedliche Modi der Erfahrung bzw. der Sozialität: die auf unmittelbarem Verstehen basierende 'konjunktive' Erfahrung und die in wechselseitiger Interpretation sich vollziehende 'kommunikative' Beziehung.“ (Bohnsack 1997, S. 195) Diese 'Doppeltheit' der Existenz von 'konjunktivem Erfahrungsraum' und der 'kommunikativ-generalisierenden' Ebene ist auch und insbesondere im Feld gegeben.

Damit wird das Problem des Zugangs zum Feld aufgeworfen. Zwischen den gegensätzlichen Positionen 'fremd' und 'vertraut', ist die Frage des Zugangfindens einzuordnen. Der Forscher tritt in der Regel als 'professioneller Fremder', als 'Initiant' oder 'Besucher' (Flick 1995) auf, der nur zeitweise Orientierungen im Feld sucht. In dieser Eigenschaft nimmt er eine Außenperspektive ein, die es ihm erlaubt, eine Position oder „Einstellung des prinzipiellen Zweifels an sozialen Selbstverständlichkeiten“ (Hitzler 1988, S. 19) der subjektiven Routinen im Feld einzunehmen. Für den Besucher bilden diese binnenperspektivischen Selbstverständlichkeiten der Menschen im Feld das zentrale Erkenntnispotential. Er ist tendentiell bestrebt, seine Außenperspektive sukzessive aufzugeben, um aus diesem Prozeß der Annäherung und der subjektiven Beschreibung desselben, weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Der Einstieg in das Untersuchungsfeld wird demgemäß zum 'soziologischen Lernprozeß' (Lau/Wolff 1983).

Diese Zugangsweise impliziert, daß dem Forscher nicht alle möglichen Einblicke in das Feld gewährt werden. Im Verhältnis sozialer Gruppen zueinander heben Adler und Adler (1987, S. 21) „zwei Wirklichkeiten hinsichtlich ihrer Aktivitäten (hervor, A.F.): eine, die Außenseitern präsentiert wird, und eine andere, die für Eingeweihte reserviert bleibt.“ Das Ziel qualitativer Forschung ist es gerade nicht, in dieser Außenseiterperspektive befangen zu bleiben; respektive „will man sich auf eine andere Welt oder Subkultur einlassen, sie zunächst möglichst aus ihren eigenen (handlungsleitenden) Vorstellungen heraus begreifen (Wahl et al. 1982, S. 77). Die Grenzen des Zugangs zum Feld bestimmen sich weiterhin durch die teils unbewußten Ängste des Forschers, im

Sinne von Devereux (1967), die der Dimension der Nähe, des Sicheinlassens entgegenwirken.

Das Erkenntnispotential bleibt deshalb, aus verschiedener Anschauung ableitbar, wesentlich auf die Dimension der Verortung des Untersuchenden im Feld verwiesen. „Von der Form des Zugangs, den ihm das Feld und seine eigene Person ermöglichen, hängt für den Forscher entscheidend ab, wie aufschlußreich seine Beschreibungen der untersuchten Fälle sind und wie sehr die gewonnenen Erkenntnisse auf eine Bestätigung dessen begrenzt bleiben, was er vorher schon wußte.“ (Flick 1995, S. 77) Diese ‘Klippe’ ist insbesondere in der vorliegenden Studie sorgfältig zu umgehen, denn Außen- und Innenperspektive überschneiden sich. Unter der Voraussetzung, daß der Feldforscher selbst Teil des Feldes ist, sind gleichermaßen Vor- und Nachteile zu diskutieren.³⁵¹ Zum einen ist der potentiellen Dominanz eigener Vorstellungen und Bewertungen durch Transparenz zu begegnen, wie sie in der Charakteristik des Untersuchungsraumes detailliert geleistet wurde. Zum anderen erlaubt die dezidierte Vertrautheit des Feldes Zugänge zur Mentalität, deren ‘Entzifferung’ graduell für einen Fremden sperriger sein dürfte.

Das Vorverständnis konstituiert sich aus dem Versuch des Verfassers, relevante Informationen zum Untersuchungsgebiet zu sammeln, zu verarbeiten und zu dokumentieren. Die Mischung der Informationen akzentuiert, aufgrund der verwendeten Materialien (Gespräche, Veröffentlichungen, Aufsätze, Zeitungsmeldungen, Bücher, eigene Perspektiven, etc.) deshalb nicht mehr lediglich einen singulären Standpunkt, sondern integriert eine Spannbreite spezifischer Anschauungen zu einem intersubjektiven Bild vom Untersuchungsfeld - dem Kreisgebiet Heinsberg.

³⁵¹ Jedoch, „bei keiner empirischen Untersuchung wird ‘von vorne’ begonnen. Immer ist man schon mitten drin, wenn man mit der eigentlichen empirischen Arbeit beginnt. So läßt sich ein praktisches und ein theoretisches Wissen der Thematik unterscheiden. ... Man antizipiert gleichsam unter der Hand den Bedeutungshorizont (des Untersuchungsraumes, A.F.), ohne den man ja bestimmte Beobachtungen und Beschreibungen gar nicht zum Thema gehörend identifizieren könnte. Schon die praktizierte Gemeinsprache nimmt einen in ihrem Verstehenskontext - ob man will oder nicht - gefangen. ... Mit ihrer spezifischen Verwendung in lokal-praktischen Kontexten drücken wir Konzeptionen aus. Denn jeder benutzte Begriff ist in ein erworbenes Vorverständnis, gleichsam in einen persönlichen Erfahrungsraum, eingebettet, das zwar nicht explizit genannt wird, das aber stets mitgemeint ist.“ (Hahn 1997, S. 10)

Da der Zugang zum Feld sich über den Zugang zu Einzelpersonen vollzieht, stellt sich anfangs vor allem zunächst das Problem der Erreichbarkeit. Die Frage ist, wie und wo geeignete Personen zu finden sind und inwiefern eine Bereitschaft zur Mitarbeit gewonnen werden kann.

4.1.2.1.2. Die Untersuchungsgruppe

Die hier angewandte Methode, um Menschen im Untersuchungsgebiet zu erreichen, folgte dem Grundsatz des 'theoretical sampling' (Glaser/Strauss 1969) und dem Prinzip des Kontrastes in der Gemeinsamkeit oder der Gemeinsamkeit im Kontrast. Angesichts einer großen Variationsbreite möglicher Kriterien der Auswahl, ist eine Kriterienauswahl unumgänglich. Diese Begrenzung erfolgte im Verlauf der Ausarbeitung mittels theoretischer Festschreibungen. Mit der Definition des Untersuchungsgebietes und des Zuschnitts der Fragestellungen, ergaben sich zwangsläufig Festlegungen der Zielgruppe. Elemente eines 'selektive samplings' bestimmen deshalb das Sample. Diese Setzungen gründen sich auf der „kalkulierte(n) Entscheidung, einen bestimmten Schauplatz oder Typ von Interviewpartner im Hinblick auf vorab festgelegte und begründete Dimensionen (wie Zeit, Raum, Identität), die schon vor Beginn der Studie ausgearbeitet werden, zu testen.“ (Strauss 1994, S. 71)

Weiterhin ist die Erkenntnis zu berücksichtigen, daß „Verfügungschancen von Räumen einschließlich der Bedeutungszuschreibungen bzw. Interpretationen von konkreten Räumlichkeiten in der Regel nicht ein für allemal festgelegt (sind, A.F.), sondern sie (verändern, A.F.) sich im Lebenslauf in typischer Weise. Zwar gibt es je nach kulturellen Gegebenheiten nur eine begrenzte Zahl möglicher Interpretationsschemata für Räume, und die Interpretationsmuster von räumlichen Gegebenheiten verfestigen sich im Lebensfortschritt, aber im Verlauf der altersbedingten Rollenwechsel werden grundsätzlich Gegenstände unserer Umwelt erneut zur Diskussion und Interpretation gestellt.“ (Bahrdt 1974, S. 38) Hier zeichnet sich eine weitere Dimension der Felduntersuchung ab, nämlich die Notwendigkeit einer Altersdifferenzierung der Zielgruppe im

Feld. Der Schwerpunkt liegt - wie bereits hergeleitet - bei der Altersgruppe der 'jungen Erwachsenen' (20 - 30 Jahre).

Ferner orientierte sich die schrittweise Auswahl an den Vorschlägen von Patton (1990) zur Strategie des 'purpose sampling.' Danach wird das Feld aus dem Zentrum heraus erschlossen. Im vorliegenden Fall ist ein solches Vorgehen sinnvoll, bedingt durch die Annahme, daß Bewohner zentraler Wohnorte eine größere Verankerung im Untersuchungsgebiet haben dürften, während Einwohner peripherer Ortslagen mutmaßlich dahin tendieren, sich zu den auswärtigen städtischen Oberzentren hin zu orientieren. Zum anderen wurde mit dieser Festlegung entschieden, durchschnittliche Fälle auszuwählen und sich nicht an extremen Positionen zu orientieren.³⁵² Gleichwohl ist anzumerken, daß es bei nur wenigen Fallbeschreibungen schwer möglich ist, auf den Durchschnitt abzuheben. Aus dieser Mitte heraus gilt es vielmehr - „zwar wenige, aber möglichst unterschiedliche Fälle einzubeziehen, um darüber die Variationsbreite und Unterschiedlichkeit, die im Feld enthalten ist, zu erschließen.“ (Flick 1995, S. 87) Allerdings, die geringe Anzahl der Erhebungen erfaßt in jedem Fall nur eine geringe Teilmenge möglicher Variationen. Damit nimmt der Verallgemeinerungsgrad der erzielten Resultate ab. Denn „durch die in Sampling-Entscheidungen getroffene Auswahl wird jeweils ein spezifischer Zugang zum Verstehen des Feldes und der ausgewählten Fälle realisiert. Bei anderen Auswahlentscheidungen würde auch das Verstehen anders verlaufen.“ (S. 91) Unter diesen Vorgaben ist die Auswahl von typischen Befragungspersonen an den zu erwartenden Gehalt von Unbekanntem geknüpft.

Konkret ergeben sich folgende Überlegungen: Laut Statistiken der Landesdatenbank aus dem Jahre 1993 lebten im Kreisgebiet zu diesem Zeitpunkt insge-

³⁵² Thole (1991, S. 17) weist in diesem Zusammenhang auf eine Tendenz hin, „die sich zu dem Bild verfestigt, Jugendforschung setze einseitig auf das auffällig Besondere. So wichtig eine derartige Konzentration war und ist, so wenig korrespondiert sie mit meinen, in der pädagogischen Praxis gewonnenen Erfahrungen.“

Vgl. hierzu auch die Einschätzung von Baacke/Sander/Vollbrecht (1994, S. 8): „Die zeitliche Reichweite der biographischen Entwürfe überraschte dabei ebenso wie ihre Vielfalt und Farbigkeit, die bei ganz 'normal' wirkenden Jugendlichen, die gerade nicht zu den Paradiesvögeln der bunten Jugendkulturen zählen, so nicht vermutet werden konnten.“

samt 34.944 Personen³⁵³ im Alter von 20 - 30 Jahren, davon waren 18.223 Männer und 16.721 Frauen. Es erscheint deshalb sinnvoll, die Fallgruppe im Geschlechterverhältnis (1:1) auszuwählen. Bedingungen an eine Auswahl:

- *Wohnort möglichst zentral im Untersuchungsgebiet*
- *Alter (20 - 30 Jahre)*
- *Aufteilung nach Geschlecht (1:1)*
- *möglichst maximale Variation in der Gemeinsamkeit*
- *fremde Personen.*

Über vielfältige soziale Kontakte im Untersuchungsgebiet verfügend, bot es sich an, diese zu nutzen und sich Personen mit geeigneten Kriterien nennen zu lassen. Hildenbrand (1991, S. 258) warnt in diesem Zusammenhang ausdrücklich davor, auf ‘bekannte’ Personen zurückzugreifen. „Während vielfach angenommen wird, der Zugang zum Feld würde dadurch erleichtert, daß man möglichst das Bekannte untersucht (und entsprechend Fälle aus dem Bekanntenkreis ausfindig macht), ist genau das umgekehrte Verfahren richtig: Je fremder das Feld, desto eher können Forscher als Fremde auftreten, denen die Forschungssubjekte etwas zu erzählen haben, das für den Forscher neu ist.“

NAME	ALTER	WOHNORT	TÄTIGKEIT
Petra	23 Jahre	Wassenberg, Umland	Schülerin
Sevcan	21 Jahre	Heinsberg	Studentin
Manuel	20 Jahre	Heinsberg, Umland	arbeitslos
Albert	26 Jahre	Hückelhoven	Facharbeiter

Verbleibende UntersuchungsteilnehmerInnen.

Über die Vermittlung von Multiplikatoren wurden Personen gezielt angesprochen, die den Kriterien der Zielgruppendefinition genügten. Damit sind ebenso Elemente des ‘convenience sampling’ (Patton 1990) vorhanden. Freilich konnte nicht jede benannte Person zur Mitarbeit gewonnen werden. Regel-

³⁵³ Diese Bevölkerungsgruppe bestreitet einen Anteil von ca. 15 % an der Gesamtbevölkerung.

mäßig erfolgte zunächst eine telefonische Kontaktaufnahme. Nach einiger Bedenkzeit wurde dann gegebenenfalls ein Vorgespräch durchgeführt. Durch Selektion und andere Gründe bedingt, verblieben schließlich vier Personen, mit denen Termine für Interviews vereinbart und durchgeführt wurden.

4.1.2.2. Die Methode im engeren Sinn: Fallstudie als „sozialräumliches Porträt“

Als Fallstudie angelegt, lassen sich die methodischen Schritte des Datenerhebungsverfahrens, nach Lamnek (1989), als ‘approach’ zusammenfassen. Der Begriff bezeichnet eine „vielschichtige methodische Vorgehensweise,“ (Hartfiel 1982, S. 160) wobei der approach nicht determiniert, mit welchen Techniken die Einzelfallstudie durchzuführen ist. Dieser komplexe Forschungsansatz beansprucht vielmehr einen möglichen Zugang zur Ambiguität und Nichtlinearität einer Lebensgeschichte. (Fuchs 1984) Um ein solches ‘Realitätsmodell’ (Dörner 1992) in seiner Vielschichtigkeit erfassen zu können, ist „das qualitative Paradigma bemüht, den Objektbereich (Mensch) im konkreten Kontext und seiner Individualität zu verstehen und dazu ist ein ‘ideographischer,’ auf einzelne Fälle bezogener Ansatz, nötig.“ (Mayring 1990, S. 26) Folglich erweist sich als Rahmenrichtlinie das Kriterium des ‘konsequenten Einzelfallbezuges’. (Müller 1991, S. 59) Dabei gilt, daß die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Fälle gemäß ihrer eigenen, inneren Logik rekonstruiert werden muß. Fallbeschreibung hat unter diesen Kriterien primär die Funktion der vermittelnden Darstellung und Zusammenfassung (Bohnsack 1993).

Für die vorliegende Untersuchung stellt sich deshalb die Aufgabe, in der Rekonstruktion der Fallgeschichten deren Gestalt in ihren konstituierenden Merkmalen zu ermitteln und zugleich den selektiven Blick der forschungsleitenden Fragestellung nachzuverfolgen. Nach Lamnek (1989, S. 5) „geht es in der qualitativen Fallstudie besonders darum, ein ganzheitliches und damit realistisches Bild der sozialen Welt zu zeichnen. Mithin sind möglichst alle für das

Untersuchungsobjekt relevanten Dimensionen in die Analyse einzubeziehen.“ Die Sprache des Konzepts der Fallstudie ist geprägt von Begriffen wie *Ganzheitlichkeit* und *Integration*. „Was aber, wenn das aktuelle Thema der Gesellschaft eher Fragmentierung und Dissoziation heißt, wenn Integration und Kohärenz blasse Zielmarken in einer alltäglichen Erfahrung der Diffusion sind?“ (Kraus 1996, S. 114) Die methodologische Frage lautet deshalb, ob es unter gegebenen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen angemessen ist, diesem umfassenden Anspruch zu genügen. Tendenziell muß diese Frage verneint werden. Warum?

4.1.2.2.1. Der Gegenstand der Untersuchung: Identität und Raum zwischen Fragment und Kohärenz

Wie zur subjekttheoretischen Positionierung angeführt, kann Identität - unter den soziokulturellen Bedingungen der Entstandardisierung von biographischen Verläufen - kaum mehr als prinzipiell abschließbarer Prozeß betrachtet werden.³⁵⁴ Wenn das, was Menschen auf ihren Lebenswegen erleben, nur noch fragmentarisch erfaßt werden kann, dann ist die Suche nach dem ‘Platz in der Gesellschaft’ (Erikson) nur noch als Projekt begreifbar. In diesem Rahmen werden von Krüger (1996, S. 48) neue Sichtweisen eingefordert, angemessene theoretische Bezugsrahmen im Spannungsfeld Individuum - Gesellschaft zu entwickeln. Er fordert explizit „die Fortführung und Intensivierung von biographischen Studien, die sich mit der ambivalenten Folgewirkungen einer reflexiven Modernisierung und einer Individualisierung der Lebensführung ... beschäftigen.“

Diese Aufforderung versucht die vorliegende Untersuchungen zu berücksichtigen, ‘Fallrekonstruktion’ soll sich daher über *sozialräumliche Porträts* vollziehen. Um sich von der klassischen Fallstudie begrifflich zu unterscheiden, wird für die vorliegende Darstellungsform die Charakteristik ‘Porträts mit so-

³⁵⁴ Dieses kritische Argument wurde ausführlich hergeleitet und ausgeführt im Kapitel über den ‘modernen Identitätsbegriff.’

zialräumlicher Blickrichtung' gewählt. Im Gegensatz zur Fallrekonstruktion ist das Porträt methodisch nicht enger definiert. Mit dieser Unterlassung gewinnt diese Form einen offenen, sogar experimentellen Charakter. Das *raumbiographische 'Bild'* wirkt auf den ersten Blick einerseits in der Wahl des Ausschnitts beliebig, andererseits vermag es, eine Vielzahl von lebensweltlichen Details zu präsentieren. In diesem Sinne ist Jay (1992) zuzustimmen, der mutmaßt, daß es um ein „Nebeneinander verschiedener Herrschaften des Blicks geht, eine Anerkennung ihrer Existenz und der Tatsache, daß es keinen 'wahren' Blick gibt.“ (S. 188) Damit wird die dominierende Zentralperspektive relativiert. Den gewonnenen Freiraum gilt es also zu nutzen. Die Elemente einer thematischen Rekonstruktion³⁵⁵ werden dabei auf räumliche Komponenten fokussiert.

Auch Bohnsack u.a. (1995, S. 441) funktionalisieren die biographische Gesamtformung in ihrer Studie auf spezifische Orientierungen hin, allerdings mit dem einschränkendem Zusatz: „Um diese sehr stark dimensionengebundene Analyse nicht dem Verdacht einer selektiven (verdachtsgeleiteten) Interpretation auszusetzen, haben wir die Darstellung der biographischen Porträts relativ ausführlich gehalten.“ Gerade diese prinzipielle Offenheit macht es möglich, dem Konstrukt einer 'linearen Lebensgeschichte' etwas anderes entgegenzusetzen. Dieses andere, das sich nach Bourdieu (1990) in seinem Essay über die 'biographische Illusion' gegen eine 'ordentliche Lebensgeschichte' stellt, kann als Form der Collage charakterisiert werden. Bourdieu (1990, S. 80) definiert den Lebenslauf als eine Abfolge unabhängiger Zustände im sozialen Raum, „der sich selbst ständig entwickelt und der nicht enden wollenden Transformationen unterworfen ist.“ Und Mader (1989) unterstellt in seinem 'digitalen' Zugriff auf die herkömmliche Biographie, daß jede Biographie durch existentielle Thematiken von geradezu anthropologischer Dignität konstruiert werde.

³⁵⁵ In einer ersten Projektskizze war die Shell Studie '97 ebenfalls um ein zentrales Thema herum gruppiert. Dieser Ansatz einer monothematischen Untersuchung wurde jedoch verworfen: „Die Arbeit an der Studie brachte schnell eine Ausweitung der ursprünglich engen Themenstellung 'Jugend und Politik' (so der Titel der Forschungsskizze vom Februar 1996) mit sich“ (Fischer/Münchmeier 1997, S. 27). Was zunächst wie ein Gegenargument zum Ansatz der vorliegenden Arbeit anmutet, manifestiert bei genauerem Hinsehen die verbreitete Einsicht in die Notwendigkeit, nach neuen methodischen Zugängen innerhalb der Sozialwissenschaften zu suchen.

Beide Perspektiven brechen mit dem Euphemismus, daß die 'Lebensgeschichte' ein gelungenes Dokument sozialer Integration sein müsse.

Als zweite Konsequenz ergibt sich eine starke Hinwendung zu den 'Objekten' der Untersuchung. Diese Objekte wandeln sich zu Subjekten oder wie von Streit (1997, S. 80ff.) es formuliert: „Die Jugendlichen selbst hatten das Wort. ... Wir empfehlen uneingeschränkte Neugierde und Offenheit nach allen Seiten.“ Diese Aussagen beschreiben die Programmatik³⁵⁶ der Untersuchung: „(Das Herzstück der Jugendstudie; A.F.) besteht aus neunzehn biographischen Porträts von Jugendlichen. ... 'Herzstück' ist im Wortsinne zu verstehen: So wie ein Herz den Gesamtorganismus mit Leben durchpulst, so versorgen die biographischen Porträts die Gesamtstudie mit Herzblut, mit Lebendigkeit und Lebenserfahrung. Indem den Jugendlichen breiter Raum gelassen wird zur Selbstdarstellung, werden die Porträtierten lebendiger. Und je lebendiger sie werden, desto besser sind ihre Lebensentwürfe zu verstehen. ... Die Jugendstudie sieht in den biographischen Porträts ein Instrument des Verstehens. ... Indem die Porträts den Blick freigeben auf die innere Bühne einer naturgemäß unvollständigen Lebensgeschichte, ... wird der Neugierde der Weg bereitet. Neugierde darauf, wie Jugendliche das Drehbuch ihres individuellen Lebens schreiben; Neugierde auf junge Persönlichkeiten und ihr Selbstverständnis. Neugierde ist die Basis für Verstehen und Verstehen heißt Zuhören.“ (von Streit 1997a, S. 11f.)³⁵⁷ Verstehen bedeutet auch die Rahmensetzungen mitzudenken, denn aus der postulierten Erfahrung der Disparatheit und Inkohärenz heraus, muß es sehr schwer für einen jungen Menschen sein, einen Lebensbogen in die Zukunft hinein zu entwerfen, wenn der 'feste Stand' abhanden ge-

³⁵⁶ Die Ergebnisse der Shell Studie 'Jugend '97' sind nach Angaben der Autoren zu lesen und zu interpretieren vor dem Hintergrund der Selbstzeugnisse, die die biographischen Porträts liefern. „Die Früchte dieser zeitaufwendigen Forschungsreisen sind, in verdichteter Form, zusammengetragen in den Porträts, als Substrate von schier unerschöpflichen Materialsammlungen. Jedes Porträt versucht zu skizzieren, warum der Jugendliche das tut, was er tut; was ihn antreibt und umtreibt; was ihn dazu bringt, sich für eine Sache zu engagieren.“ (von Streit 1997, Bd. 1, S. 81)

³⁵⁷ Fischer/Münchmeier (1997, S. 26) beschreiben zur Gesamtkonzeption der Studie: „Der Perspektivenwechsel (und damit das 'Neue', A.F.) soll darin bestehen, Jugendliche als aktive, ihre Umwelt und ihre Biographie gestaltende Menschen wahrzunehmen. Vielen bisherigen Untersuchungen ist der Vorwurf zu machen, daß sie Jugendliche lediglich als Reagierende auf die sogenannten 'gesellschaftlichen Angebote' begriffen haben.“

kommen ist. „Was einst das Fundament für den Selbstentwurf war, ist zum Prozeß geworden und der Selbstentwurf zum vergeblichen Versuch, dieses Fundament nun endlich zu legen, einen Ort der Sicherheit zu schaffen.“ (Kraus 1996, S. 5) Ob und inwiefern Orte im wörtlichen Sinne zu solchen Orten der Sicherheit im übertragenen Sinne werden können, soll exemplarisch in ‘raumbiographischen Porträts’ nachvollzogen werden. In diesem Kontext bestimmen biographische Orte die Struktur der Rekonstruktion.

Erzählungen und Erinnerungen bilden nicht nur wichtige Orientierungen auf dem Lebensweg heraus, sie haben auch ihre Orte. Unter dieser Perspektive sollen Orte zunächst als ein Ort auf der Erdoberfläche verstanden werden, einen Ort, den man sinnlich erfahren kann. An einem derartigen Ort wäre etwas zu erinnern, was dort stattgefunden hat „Jeder Mensch kann wohl Orte benennen, die in ihrem, in seinem Leben eine Rolle gespielt haben, Schulwege oder Treffpunkte, Orte des Unglücks oder des Glücks. Derartige Orte sind lebenswichtig, wir vergewissern uns an ihnen unserer selbst. ... An Orte der Erinnerung, Orte privater Erinnerung, kehrten wir zurück, um uns unserer eigenen Geschichte zu vergewissern, um uns zu erinnern, wer wir waren (und wer wir sind, A.F.). ... Menschen tragen das Bild an Orte, die ihnen bedeutungsvoll waren, oft jahrelang in Latenz. Spezifische Situationen lassen dann solche Bilder wieder auftauchen, Leuchtkraft gewinnen.“ (Hoffmann 1996, S. 11)

4.1.2.2.2. Erhebungsprotokoll einer exemplarischen Fallgeschichte

Wenn sich biographische Spuren in Narrationen äußern, dann muß das ‘narrative Interview’ die Methode der Wahl sein. Die Erhebungsmethode des ‘narrativen Interviews’³⁵⁸ wird als bekannt vorausgesetzt und soll in diesem Zusammenhang nicht näher erläutert werden. Hier geht es vielmehr darum, ein Proto-

³⁵⁸ Die Technik ist maßgeblich von Fritz Schütze entwickelt worden (vgl. Schütze 1977; Wiedemann 1986 u.a.). Philipp Mayring (1990, S. 50) liefert eine Kurzbeschreibung: „(Diese Technik, A.F.) besteht darin, den Interviewpartner nicht mit standardisierten Fragen zu konfrontieren, sondern ganz frei zum Erzählen zu animieren. Es gibt - so die Grundidee - subjektive Bedeutungsstrukturen, die sich im freien Erzählen über bestimmte Ereignisse herauschälen, sich einem systematischen Abfragen aber verschließen würden.“ Da es nicht Ziel sein kann, die Methodologie des ‘narrativen Interviews’ ausführlich darzustellen, sei auf entsprechende ausführliche Dokumentationen verwiesen (Lamnek 1989; Flick 1995; Mayring 1990; Bohnsack 1993 u.a.).

koll des Erhebungsprozesses zu rekapitulieren. Beispielhaft sollen die Erhebungsprotokolle der Fallgeschichte Petra nachgezeichnet werden.

• Einstiegsphase:

Nachdem die Bereitschaft zur Mitarbeit bei Petra eingeholt worden war, wurde ein erster Gesprächstermin in ihrer Wohnung vereinbart. Das erste Interview war offen gehalten und an den grundlegenden Prinzipien des ‘narrativen Interviews’ angelehnt. Für die biographische Erzählung wurde ein Rahmen vorgegeben, innerhalb dessen Petra ihre persönliche Selektion relevanter Narrationen und Daten sinnhaft zueinander in Beziehung setzen konnte.

• Interviewphase:

Da Petra Vorinformationen darüber hatte, daß u.a. ihre Einstellung zum Lebensraum des Kreises Heinsberg thematisiert werden sollte, kam es in der Anfangsphase zu einer Verunsicherung, die sich im weiteren jedoch bald auflöste. Verunsicherung dahingehend, ob das Erzählte im Rahmen der Untersuchung von Belang sei. Durch verbale und nonverbale Zeichen der Bestätigung³⁵⁹ gewann sie rasch wieder die nötige Sicherheit, um ihren Themen Ausdruck zu verleihen. Im Gegenteil verleitete die Weitschweifigkeit ihrer Ausführungen den Interviewer zu zentrierenden Zwischenfragen, die jedoch letztlich als kontraproduktiv bezeichnet werden müssen, da sie den Erzählfluß irritierten. In der Auswertung dieser, stellenweise durch Unsicherheiten gekennzeichneten Erhebungssituation galt es, methodisch zu reagieren und Variationen zu entwickeln.

• Ergänzende Photos:

Um die Blickrichtung stärker an räumliche Themenstellungen zu binden, wurde in einem weiteren Schritt die Aufgabe gestellt, biographisch relevante Orte im

³⁵⁹ Diese Einstellung des Interviewers erinnert näherungsweise an das Basisverhalten der klientenzentrierten Gesprächsführung nach Carl Rogers. Diese persönliche Einstellung des Beraters (oder Interviewers) beschreibt Weinberger (1980, S. 32) folgendermaßen: „Der Berater sollte versuchen, in seiner Stimme, Mimik, Gestik und Körperhaltung zum Ausdruck zu bringen, daß er dem Klienten eine nicht an Bedingungen gebundene Wertschätzung und Anteilnahme ... entgegenbringt.“

Kreisgebiet zu benennen und deren besondere persönliche Bedeutung zu begründen. Im 'Photo-Elicitation-Interview' (Harper 1994, S. 410) werden Photos genutzt, um den Interviewpartner zu weiteren Erzählungen zu stimulieren. Damit läßt sich die Funktion des Photos, als eine Konkretisierung des fokussierten Interviews³⁶⁰ einstufen.

• Exkursionen:

Gleichzeitig wurde ein weiterer Gesprächskontakt vereinbart. Eher zufällig ergab sich die Möglichkeit, diese bezeichneten Orte gemeinsam aufzusuchen und an Ort und Stelle die besondere persönliche Bedeutung sinnlich zu erfahren. Die Gespräche dieser Exkursion wurden auf Tonband aufgezeichnet. Diese Vorgehensweise brachte dichte Einblicke in räumlich-subjektive Bedeutungskonstruktionen. In den Ortsbegehungen wurden Erinnerungen, Empfindungen und damalige Gefühlslagen - mittels 'retrospektiver Introspektion' - vergegenwärtigt. Die Zustände der Gegenwart beeinflussen den Abruf aus dem Gedächtnis. Die Wahrnehmung wird plastischer, zwingt zur Erläuterung der subjektiven Bedeutungszuweisung ausgewählter Elemente des Räumlichen. Es sind Bilder besonderer Art, nicht lediglich Wahrnehmungsbilder, sondern auch Erinnerungsbilder und in der Artikulation, wie sie beschrieben werden, wird etwas davon sichtbar, wie Raumerfahrung sich in ihnen Ausdruck findet. Jede Erinnerung hat ihre eigene Tiefe. „Die Visitation erweist den realen Gehalt der Erinnerung. Sie stellt so eine Verbindung her zwischen ihr und der äußeren Wirklichkeit, auf die sie sich bezieht, und macht sie damit anschußfähig für die Erinnerungen anderer Menschen.“ (Schulze 1997, S. 91)

Bei dieser Gelegenheit wurden die ausgewählten Orte photographiert. Die Erstellung der Bilder erfolgte unter den 'Regieanweisungen' Petras, um die Perspektive und Aussage der photographischen Ortsbeschreibung möglichst genau abzubilden. „Die Auswahl dessen, was tatsächlich ... photographiert wird, trifft dabei nicht der Forscher, sondern das Subjekt, wobei sich aus dem, was (aus

³⁶⁰ Zur Definition des 'fokussierten Interviews' sei auf entsprechende ausführliche Dokumentationen verwiesen (Lamnek 1989; Flick 1995; Mayring 1990; Bohnsack 1993 u.a.).

dem Feld, A.F.) ausgewählt und aufgenommen wird, bereits Aussagen über die Sicht der Untersuchten ableiten lassen.“ (Flick 1995, S. 171)

- Nachfragephase:

Im dritten Schritt erfolgte ein weiteres Gespräch, als Nachbesprechung mit dem vorliegenden Photomaterial als Grundlage. Hier ergab sich Gelegenheit der Nachfrage über unklar gebliebene Interviewpassagen.

Nach diesem Muster gestalteten sich die Datenerhebungen der weiteren Interviewpartner in ähnlicher Art und Weise. Aus diesem Procedere ergaben sich maximal drei Interviews im zeitlichen Abstand von 5 bis 8 Monaten. Der zeitliche Aufwand pro Person ist in einer Spannbreite von 5 - 12 Stunden zu fassen, entsprechend der jeweiligen Mitwirkung. Diese Abweichungen betreffen in erster Linie die Bereitschaft, sich vor Ort zu begeben und dort ein Interview zu führen. So machte Sevcin Einwände geltend, sich sowohl im Haus der Eltern, als auch in der Öffentlichkeit auf eine Interviewsituation einzulassen. Albert war dagegen aus zeitlichen Gründen nicht bereit, alle Orte aufzusuchen. Manuel sah keine Notwendigkeit, sich noch einmal anhand der Photos über die für ihn bedeutsamen Orte zu unterhalten. Insofern wurde das komplette Datenerhebungssetting nur mit Petra durchgeführt.

- Entwicklung im Erhebungsprozeß

Innerhalb der methodischen Vorgehensweise ist deshalb ein Entwicklungsprozeß gegeben. Aus dieser Erfahrung heraus, ist die Notwendigkeit der drei Schritte noch einmal deutlich hervorzuheben. Denn auch wenn drei der Befragten nur teilweise zur Mitarbeit bei allen Erhebungsschritten gewonnen werden konnten, erfüllt das erhobene Datenmaterial dennoch, aufgrund der Materialfülle und der hohen Dichte, qualitative Standards.

4.1.2.2.3. Auswertungsverfahren

Erhebungs- und Auswertungsverfahren lassen sich selten exakt trennen. Datenerhebung ist häufig gleichzeitig schon Auswertung. Bereits in der Verschriftlichung der Tonbandaufzeichnungen stellen sich Interpretationen ein, die sich im gewählten Modus der Transkription fortsetzen. Denn die Sammlung von Daten, im Zusammenwirken mit ergänzenden Feldnotizen und Transkription, übersetzen interessierende Realitäten in Text und es entstehen Geschichten über das Feld (van Maanen 1988). „Die Verschriftlichung von Abläufen und Aussagen führt zumindest zu einer anderen Version des Geschehens. Jede Form von Dokumentation führt zu einer spezifischen Organisation des Dokumentierten. ... Die Fixierung löst das Geschehen aus seiner Flüchtigkeit ... und Vergänglichkeit. ... Die Texte, die auf diesem Weg entstehen, konstruieren die untersuchte Wirklichkeit und machen sie als empirisches Material interpretativen Prozeduren zugänglich.“ (Flick 1995, S. 194) Die Interpretation von Daten bietet wiederum die Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen methodischen Techniken. Eine erste Orientierung ergibt sich aus der Überlegung einer erforderlichen Kompatibilität zwischen der Strategie der Datenerhebung und der Interpretation. Weiterhin ist eine Angemessenheit der Auswertung geknüpft an Fragestellung und Zielsetzung der Untersuchung.

Um mit dem letzten Kriterium zu beginnen, liegt nach Reichertz/Schröer (1994) in der vorliegenden Untersuchung eine Fragerichtung vor, die in ihrer Klassifizierung dem Typus *(Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit* zugerechnet werden kann: „Diese Forschungsrichtung bemüht sich um eine Verbindung von Deskription und Rekonstruktion. ... Gefragt wird, wie Subjekte, hineingeboren in eine historisch und sozial vorgedeutete Welt, diese Welt permanent deuten und somit auch verändern. Pointiert: es geht um die (Re)konstruktion der Prozesse, wie handelnde Subjekte sich in einer historisch vorgegebenen, (sozialräumlichen, A.F.) Welt immer wieder neu ‘finden’, d.h. auch zurechtfinden.“ (S. 59) Aufgabe ist es, verschiedene Beispiele zu präsentieren und dabei, kategorien- und fallbezogen, spezifische

Raumphänomene herauszuarbeiten und zu verstehen. "Der qualitativ-verstehende Ansatz 'versteh' sich dabei immer dahingehend, Gegenstände, Zusammenhänge und Prozesse nicht nur analysieren zu können, sondern sich in sie hineinzusetzen, sie nachzuerleben oder sie zumindest nacherlebend sich vorzustellen." (Mayring, 1993, 17) Damit ist ein wesentliches Auswertungsziel benannt: Wahrgenommenes in einen vertrauten Kontext einfügen.³⁶¹ Diese Bestimmung, die Äußerungen des Subjekts verständlich zu machen, verlangt den Zusammenhang und die Gründe sichtbar zu machen, aus denen heraus gewertet und entsprechend gehandelt wird (Hörmann 1976). Ein zentrales Problem der Auswertungsmethoden qualitativer Forschung (Kohli 1981) wird angesprochen: Sollen Falldarstellungen für sich selber sprechen können und damit die Aufgabe der Forschung wesentlich auf die Erhebung und neu geordnete Wiedergabe von Narrationen beschränkt sein? Bude (1993) kritisiert eine solche erzählende Sozialforschung scharf. Eine beschreibende, impressionistische Darstellung der Lebensgeschichte mag in erster Linie literarischen Kriterien genügen, wissenschaftlicher Anspruch gehe indessen weiter. Zentrales Merkmal qualitativer Methoden ist demnach der Versuch einer Integration von subjektiven und objektiven Faktoren im Auswertungsgeschehen. Vorausgesetzt wird, daß die soziale Thematik nur als „Ergebnis einer ständigen Interaktion des individuellen Bewußtseins und der objektiven sozialen (oder sozialräumlichen, A.F.) Wirklichkeit gesehen werden kann.“ (Lamnek 1989, S. 324) Daten stehen insofern niemals für sich alleine, sondern bergen einen latenten Gehalt, in Form „individuell ausgeformter Phänomene, die Lebensgeschichten strukturieren.“ (S. 325) Denn „ohne die Hinzunahme dieses außersprachlichen (situativen, historischen oder pragmatischen) Kontext wären symbolische Mittei-

³⁶¹ Brumlik (1980, S. 315) äußert Bedenken dahingehend, daß bei der Funktionalisierung des Verstehens es zu realisieren gilt, daß „ein recht aufgenommenes Verstehen die Fremdheit seines Gegenübers und somit dessen letztendliche Unverständlichkeit mitdenken und anerkennen muß.“ Und Bergold/Flick (1990, S. 15) ergänzen: „Methodisch gewendet bedeutet dies, daß es auch beim Verstehen des Subjekts, auch bei der Verwendung qualitativer Methoden Grenzen der Annäherung geben muß, die nicht als technisch noch nicht zu lösendes Problem mißverstanden werden dürfen. Sie müssen im Gegenteil als Teil des Respekts vor dem erforschten Subjekt verstanden werden. Auch Verstehen sollte an bestimmte Fragestellungen geknüpft und darauf beschränkt werden, damit es gerade nicht einer neuen Form universalistischer Ansprüche und Denkweisen verfällt.“

lungen (ob als beobachtetes Ausdrucksverhalten, sprachliche Mitteilungen oder schriftliche Berichte) niemals aus sich alleine, lediglich aus ihrem manifesten Inhalt heraus, verständlich.“ (Huber/Mandl 1994, S. 183)

Aus diesen Vorannahmen heraus ist bereits eine Richtung erkennbar, die Reichertz/Schröer (1994, S. 65) in eine Verfahrensskizze kleiden, konkretisiert durch die Fragestellung, „wie die unüberschaubare Mannigfaltigkeit der Daten zu wenigen handhabbaren Begriffen verdichtet werden kann. Im Prinzip läßt sich die Frage allerdings recht leicht beantworten: Man betrachtet die erhobenen Daten unter der Perspektive der interessierenden Fragestellung, markiert dann eine Reihe von Merkmalen und gruppiert dann eine bestimmte Anzahl und Kombination von Merkmalen zu einer Form.“ In der Tat mutet die theoretische Beschreibung einer auswertenden Tätigkeit trivial an, demnach wird zunächst Material analysiert, das aus irgendeiner Art von Kommunikation stammt (Mayring 1993). In der Praxis zeigt sich bei der konkreten Planung einer qualitativen Inhaltsanalyse der vorgegebenen Daten jedoch eine Reihe von Problemen, die zuvorderst angegangen werden müssen. Welche qualitativen Verfahren eignen sich auf den Einzelfall bezogen? Welche Auswertungsschritte ergeben sich sinnvollerweise?

Der methodische Ansatz von Mayring zielt darauf ab, das erhobene Datenmaterial zu reduzieren. In einem Ablaufmodell der Analyse von Texten ist intendiert, „eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern. Das können formale Aspekte, inhaltliche Aspekte oder bestimmte Typen sein; es kann aber auch eine Skalierung, eine Einschätzung auf bestimmte Dimensionen angestrebt werden.“ (Mayring 1990, S. 88) Zu diesem Zwecke sichtet der Forscher in einer explorativen Phase das vorliegende Material, um Kategorien festzulegen, auf die hin das Material gesichtet werden soll. „Als Ausprägungen dieser Kategorien werden Aussagen der befragten Personen aus dem Protokoll durch die interpretativen Techniken Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung herausgearbeitet und den Kategorien zugeordnet.“ (Lamnek 1989, S. 213)

Da die Auswertung kategorien- und fallbezogen angegangen werden soll, orientiert sich die erste Auswertungsphase sinnvollerweise am Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1983; 1985; 1990; 1993), während im zweiten Schritt die sequentielle Analysetechnik der objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1976; 1979; 1980; 1986; 1988; 1993)³⁶² Anwendung findet. In der Verknüpfung beider Ansätze wird eine zweigleisige Auswertungsstrategie verfolgt. Während die qualitative Inhaltsanalyse das Datenmaterial kategorial strukturiert, konturieren sich gleichzeitig Sequenzen im Text, die einer hermeneutischen Detailanalyse zugeführt werden. Die Auswahl konzentriert sich dabei auf typische Muster, die die vorgeschaltete Strukturanalyse sichtbar gemacht hat. Die Rezeption dieser Methodologien und deren Anwendung erfolgt jedoch nicht in orthodoxer Manier, sondern wird einem pragmatischen Ansatz untergeordnet.

Die 'drei Grundformen des Interpretierens' nach Mayring (1993) führen durch die Analyse. In Abwandlung der ersten Bearbeitungstechnik 'Zusammenfassung' werden zunächst die Interviewten vorgestellt und skizziert anhand weitgehend 'objektiver' Daten. Ein zusammenfassender erster Eindruck vermittelt sich, der die zeitliche und örtliche Rahmung der Fallgeschichte transparent werden läßt.

Weiterhin erlaubt es die Anwendung des Verfahrens der 'inhaltlichen Strukturierung', zentrale Aspekte der individuellen Lebensgeschichte aus dem umfangreichen Material herauszufiltern. Die natürliche Abfolge chronologisch geordneter Ereignisse wird durchbrochen durch die Heraushebung bestimmter biographischer 'Wendepunkte', die relevante sozialräumliche Perspektiven erkennen lassen. Durch die quantitative Nennung, die Häufigkeit und Art (Ausprägung) der angesprochenen Themen bestimmen die Interviewten diese biographischen Bedeutungen weitgehend selbst. Gleichzeitig vollzieht sich damit eine

³⁶² Vgl. auch Schneider (1985); Reichertz (1986) u.a.

Reduktion des Materials auf wesentliche Schwerpunkte. So entstandene Kategorien manifestieren sich als eigenständige Abschnitte in der Bearbeitung.

Der produzierte Text konstituiert sich jedoch nicht nur aus Zusammenfassungen, Interpretationen und Paraphrasen des Datenmaterials, sondern ist - beziehend auf Mayrings (1993) dritte Interpretationstechnik, der *Explikation* - mit zusätzlichem Material angereichert. Durch Hinzufügen von Erläuterungen, ergänzender Information, aber auch mittels theoriegeleiteter Erklärungsansätze wird das Verständnis der Daten erweitert.

Die beschriebenen Interpretationsschnitte lassen nunmehr eine adäquate qualitative Beschreibung zu. Das porträtartige 'Erschließen' des Einzelfalles (Fuchs 1984) ist möglich geworden durch eine enge Textanbindung im Interpretationsvorgang, verbunden mit sinnvollen Theoriebezügen im Rekonstruktionsverlauf. Eine Verbesserung der methodischen Perspektive vermag der Ansatz der 'systemischen Perspektiven-Triangulation' (Flick 1991) zu leisten, der geeignete Methoden miteinander kombiniert, um möglichst unterschiedliche Akzente des Falles berücksichtigen zu können. „Solche Mehrperspektiven-Ansätze können zwar nicht Reichweite und Präzision unterschiedlicher Untersuchungsinstrumente präzise aufeinander abbilden und in ihren Grenzen bzw. in ihrem Ergänzungsverhalten exakt bestimmen; aber es entsteht dafür ein multiperspektivisches Panorama ... (von, A.F.) Lebenserfahrungen, in dem Introspektion, Nahaufnahmen und Verallgemeinerungen sich abwechseln. Die Aufgabe des Methodenmonismus führt zu neuen Sichtweisen.“ (Baacke 1991, S. 46)³⁶³

Da ein besonderes Verfahren qualitativer Analyse, die objektive oder besser *strukturelle Hermeneutik* (Oevermann) versucht, objektive Strukturen auf einer tiefer liegenden Ebene - subjektive Bedeutungsstrukturen überwindend - aus gegebenem verschriftlichtem Material zu erschließen, liegt es nahe, sich dieser Methode für die Zwecke der Arbeit zu bedienen. Der Ansatz lautet: "Indivi-

³⁶³ Auch Krüger (1995) plädiert für ein Mischverfahren, das verschiedene Auswertungszugänge miteinander kombiniert. Der praktizierte Ansatz der Triangulation ist im Rahmen einer Geltungsbegründung der gewonnenen Erkenntnisse einzuordnen, „wobei die Geltungsbegründung nicht in der Überprüfung von Resultaten, sondern in der systematischen Erweiterung und Vervollständigung von Erkenntnismöglichkeiten liegt.“ (Flick 1995, S. 251)

duelle Handlungsfiguren sind Ausformungen latenter, objektiver Sinnstrukturen. Weder die tatsächlichen Bedeutungszuweisungen der interagierenden Subjekte, noch die unter strategischen Gesichtspunkten abgesetzten Bedeutungszuweisungen, sollen analysiert werden, sondern die in der gegebenen Gesellschaft vorhandenen, gängigen und daher objektiven Deutungsmöglichkeiten einer Interaktion." (Lamnek, 1989, 214) Wo sich die Analyse der Daten von der Vorgangsweise der qualitativen Inhaltsanalyse entfernt und der objektiven Hermeneutik zuzuordnen ist, ist die Art der konkreten Interpretationsarbeit, die sich sequenzanalytisch nach den Regeln der objektiven Hermeneutik vollzieht, einer grundsätzlich anderen Logik unterworfen. Nach Oevermann bezeichnen latente Sinnstrukturen objektive Bedeutungsmöglichkeiten, unabhängig davon, ob diese explizit subjektiv thematisiert werden oder nicht: „Mit der objektiven Hermeneutik soll dasjenige Interpretationsverfahren bestimmt sein, das zur Aufschlüsselung dieser Realität (d.h. der latenten Sinnstruktur, A.F.) benötigt wird.“ (Oevermann 1979, S. 381) Er gibt jedoch keinerlei Hinweise darauf, wie ein solches Analyseverfahren zu standardisieren ist. Vielmehr wird das Gelingen einer Interpretation in großer Abhängigkeit vom Forscher oder einer Gruppe von Interpretatoren gesehen, dessen/deren Fähigkeiten ausschlaggebend ist/sind. Das fragile Agieren im Deutungsprozeß ist deshalb - streng genommen - keine Methode, sondern eine *Kunstlehre*.³⁶⁴

Die 'textuale Struktur des Wirklichen' erschließt sich über das Verfahren der Feinanalyse. „Erschlossen wird dabei der spezifische Selektionsprozeß des gegebenen Falles aus dem prinzipiell gegebenen Möglichkeitsraum. Jede kleine Äußerung stellt eine Entscheidung für und gegen etwas dar. In der Alltagspraxis wird dies durch Routinehandeln nur nicht bewußt.“ (Kern 1998, S. 86) Der

³⁶⁴ „Im Begriff 'Kunstlehre' vereinigt sich nun Kunst und Handwerk, mit Kosten aber auch mit Nutzen: die Bedeutungsrekonstruktion im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik versteht sich als eine Kunst (handlungsentlastet durch den Umgang mit Symbolen neue Sichtweisen zutage zu fördern), die vom Meister erlernbar (Lehrjahre der Interpretation) ist. 'Kunstlehre' bezieht sich sowohl auf die Maltradition der Renaissance als auch auf das Selbstverständnis psychoanalytischer Intervention. Der Begriff 'Kunstlehre' bezeichnet den Punkt, an dem das neu Geschaffene sich mitteilt, sich verspricht; er bezeichnet die Stelle, an der systematisch Neues sich zum Ausdruck bringt bzw. zum Ausdruck gebracht wird.“ (Reichert/Schröer 1994, S. 80f.)

Analyseprozeß beginnt mit der Isolierung einer ersten Sequenz aus dem zu analysierenden Text. Der Interakt wird festgelegt und die Auswahl begründet. Die ausgewählten Textpassagen der Strukturanalyse bilden die Basis für eine vertiefte Interpretation der manifesten und latenten Inhalte. Diese Sinneinheiten werden aus dem Zusammenhang des Textes gelöst und eigenständig - dekontextualisiert, wie Oevermann es nennt - betrachtet. Für die isolierte Sequenz, zu deren Entschlüsselung alle möglichen Handlungskontexte gedankenexperimentell erzeugt werden, wird nun ein sogenannter Normalkontext gesucht.³⁶⁵ Gleichzeitig findet eine Überprüfung statt, inwieweit diese gedanklichen Konstrukte in die vorgegebene konkrete Handlungssituation passen. "Daraus folgt, daß zu Beginn einer Interpretation möglichst alle mit dem Text zur Deckung zu bringenden Lesarten expliziert und dann die nächstfolgenden Sprechergebnisse im Hinblick darauf untersucht werden, welche von den explizierten Lesarten ausgeschlossen werden können." (Heinze, 1992, 77)³⁶⁶ Nach dieser Vorgehensweise werden alle Teile der Sequenzen abgearbeitet. Sukzessive wird dadurch eine Struktur rekonstruiert, die den objektiven Bedeutungsgehalt des Textes freilegt. Die Interpretation beruht auf einem Konsensverfahren. Somit können in einem Stadium einzelne Deutungen und Hypothesen zunächst denkbar sein, die im nächsten Schritt verworfen werden. Entscheidend für das Verfahren ist die *Aufdeckung von Neuem* und nicht die Verallgemeinerung von bereits Bekanntem.

In der zusammenführenden Aufbereitung der Analyseergebnisse stellt sich das Problem der Darstellung. Zunächst ist auf die quantitative Anhäufung des Ma-

³⁶⁵ „Unter Normalkontext ist jeder mögliche Handlungskontext zu verstehen, in dem dieser Satz fallen bzw. diese Sinnfigur als normale auftauchen kann. Normal ist hier nicht moralisch normativ gemeint, sondern drückt die Faktizität der Normalität aus. Was normal ist, regelt sich über Erwartbarkeit, Gewohnheit und Definitionsmacht; d.h. was normal ist, wird durchgesetzt über symbolische Gewalt, konditioniert über Gewohnheit und geprüft über eintretende oder ausbleibende Irritation.“ (Englisch 1991, S. 134)

³⁶⁶ Die zugrundeliegende gedankenexperimentelle Arbeit an den Sequenzen wird sinnvollerweise in einer Auswertungsgruppe geleistet. Durch eine 'Perspektivenkreuzung' individueller Sichtweisen und Interpretationsansätze kann somit eine mögliche, schädliche Dominanz allzu persönlicher Wertungen und Einstellungen unterbunden werden. Ziel des Auswertungsgesprächs ist keinesfalls eine Konsenzbildung, sondern die Ermittlung möglichst breit gefächerter Erklärungsansätze. Wegen des sehr hohen zeitlichen und organisatorischen Aufwandes der strukturalen hermeneutischen Methode ist eine Anwendung nur in einem eng begrenzten Rahmen möglich.

terials zu verweisen. Allein die Datenmenge der transkribierten Interviews im Prozeß der Datenerhebung beläuft sich in der vorliegenden Untersuchung auf ca. 200 Seiten. Dazu gerechnet werden müssen Verschriftlichungen und Arbeitsschritte der Analyse. „Die Komplexität des Deutungs Vorganges läßt sich schon allein aufgrund der ‘Quantität’ nicht darstellen. ... Zwischen der Klippe: alles exakt wiederzugeben und damit langatmig und unlesbar zu werden, und der Untiefe: nur das Relevante vorzustellen und damit schnell in Subsumtionsverdacht zu geraten, kann der Forscher als Schriftsteller nur mit Hilfe eines vorab bestimmten Darstellungsinteresses schiffen, auch auf die Gefahr hin, nicht unbeschadet von der Fahrt zurückzukehren.“ (Reichertz/Schröer 1994, S. 79) Es gilt also, Formen zu suchen oder zu entwickeln, welche der Interpretationsmethode angemessen sind. Einerseits ist nicht außer Acht zu lassen, daß die „Kommunizierbarkeit von sozialwissenschaftlichem Wissen von der Form seiner Darstellung wesentlich abhängt,“ (Flick 1995, S. 267) während auf der anderen Seite eine gewählte Lösung, zumindest die Darstellung des Forschungsergebnisses und die der Daten - besser des Datenkerns - anschaulich und nachvollziehbar sein muß.³⁶⁷ In den Arrangements der Porträts dominiert daher die Ergebnisperspektive.³⁶⁸ Um zu einer ‘dichten Beschreibung’ (Geertz 1994) der sozialräumlichen Lebenswelten zu gelangen, wurde eine umfassende und detaillierte und gut abgesicherte Darstellungsform durchgehalten. Dieses rezipientenfreundliche ‘auf den Punkt’ kommen muß m.E. hingenommen werden, da jede schriftliche Fixierung zur Subsumption zwingt.

³⁶⁷ „Es wird zu Bewußtsein gebracht, daß wissenschaftliches Wissen stets dargestelltes wissenschaftliches Wissen ist. Und daraus folgt, daß in der wissenschaftlichen Handlungslogik neben der ‘Logik der Forschung’ eine ‘Logik der Darstellung’ zu berücksichtigen ist. Wie bei der Konstitution einer wissenschaftlichen Erkenntnis forschende Erfahrungsbildung und darstellerische Erfahrungssicherung zusammenhängen, darüber hat man erst begonnen nachzudenken und nachzuforschen.“ (Bude 1989, S. 527)

³⁶⁸ Im Gegensatz zu der hier vorliegenden Darstellungsform, verzichten Baacke/Sander/Vollbrecht (1994, S. 9f.) darauf, „die Erzählungen der Jugendlichen mit unseren Interpretationen und Kommentaren zu versehen. ... In der folgenden Form stellen die Erzählungen authentische Originale dar. Lediglich die leseunfreundliche wörtliche Rede der aufgezeichneten Gespräche ist in Schriftsprache umgesetzt worden, wobei wir Wert darauf gelegt haben, den persönlichen Stil und Sprachduktus der Jugendlichen zu erhalten.“

4.2. Porträts

4.2.1. Sozialräumliche Ausrichtung

Räumlichkeit ist integraler Bestandteil einer jeden Lebensgeschichte. Sozialräumliche Porträts sind so verschieden, wie die jeweils zugrundeliegende Biographie. Sie sind deshalb nicht voraussetzungslos. Mensch und Raum werden in Beziehung zueinander gesetzt. Dieser Ausgangspunkt soll daher als 'dominante Prozeßstruktur' (Schütze 1983) aufgenommen werden, wobei die Abbildung entsprechender Thematisierungen als „eine Aufschichtung größerer und kleinerer in sich sequentiell geordneter Prozeßstrukturen“ (S. 284) begriffen wird. Diese 'Ausschnitte' lassen sich durch charakteristische Konstrukte (Oberbegriffe) markieren, welche die Eigenlogik des Umgangs der porträtierten Personen mit dem Phänomen des Sozialräumlichen zum Ausdruck bringen. Den Oberbegriffen werden wiederum mehrere 'Subaussagen' zugeordnet, um unterschiedliche Gewichtungen zu erfassen. In diesen Referenzthemen lassen sich die Porträts unterscheiden. Von sozialräumlichen Erfahrungen zu sprechen, bedeutet, von sich und seinen Lebenserfahrungen zu sprechen. Was Menschen in ihren Beschreibungen leisten können, ist die Darstellung dieser Beziehung zwischen ihnen und den Dingen ihrer Umwelt, wodurch sie zur Welt Stellung nehmen. Beschreibend entstehen Bilder und Konturen, die das Porträt nachzeichnen will.

Deshalb schlage ich vor, nicht am Ende eine Vorstellung davon hergeleitet zu haben, was sozialräumliche Erfahrungen sein sollten, sondern schlicht exemplarisch zu zeigen, wie Menschen räumlich leben. In der entsprechenden Perspektive, gerichtet auf den *konkreten Raum*, ist das Verhalten und Handeln nicht von dem zu trennen, was der Handelnde selbst mit seinem Tun beabsichtigt. Entsprechende Orientierungen stehen stets im Kontext von sozialräumlicher Lebensweise und individueller Lebensführung. Und es macht keinen Sinn, wollte man hier zwischen subjektiven und objektiven Bedeutungen unterscheiden. Eine Absicht, ein Zweck wird danach verfolgt, wie man überhaupt

seine Welt sieht und beurteilt. Danach können räumliche Lebensverhältnisse und ihre Sinnpotentiale nur erkundet werden, wenn miterkundet wird, was für diese Menschen Leben im Raum bedeutet, was sie erwarten, hoffen, befürchten. Versteht man seine Umgebung, dann ist man zwangsläufig auch räumlich orientiert. „Wir ‘lesen’ (hier ländliche Umwelt, A.F.) vor dem Hintergrund unserer vertrauten Welt, in der wir tagtäglich leben. Dieses habituelle Wahrnehmen und Sehen wird man weder überlisten noch gar ausschalten können. Wahrnehmen gelingt eben nur von einem *Standpunkt* aus, der durch sicheres Kennen ausgezeichnet ist.“ (Hahn 1997, S. 21) In der direkten Konfrontation mit solchen Erfahrungen kann gelebter Raum erfahrbar werden. In der konkreten Umweltlichkeit unserer Lebensführung stoßen wir auf eine gegebene sozialräumliche Ordnung, die uns als kulturell hergestellte zugleich in ihrer Widerständigkeit zustößt. Aus dieser Wechselwirkung zwischen unseren Fähigkeiten und den sozialräumlichen Möglichkeiten und den Spielräumen, die sich im Umgang zeigen, konstituiert sich die Wirklichkeit des Ländlichen. Der Versuch einer Integration dieser beiden Pole durchzieht die exemplarischen Rekonstruktionen.³⁶⁹

4.2.1.1. Albert

Zum Zeitpunkt der drei Interviews (1996) war Albert 26 Jahre alt. Der ‘junge Erwachsene’ ist in Oberbruch aufgewachsen. An diesem Ort hat er seine Kindheit und seine Jugend gelebt. Albert wuchs mit drei älteren Geschwistern im Haus der Eltern auf. Die Wohnlage kann als ruhig, inmitten eines älteren Bessiedlungsgebietes gelegen, charakterisiert werden. Die Eltern praktizierten eine klassisch geschlechtsspezifische Rollenaufteilung, während Herr Schmitz als

³⁶⁹ Zitate aus den Interviews werden nachfolgend eine durch kursive Schreibweise gekennzeichnet.

Handwerker tätig war, versorgte seine Frau Kinder und Haushalt. Mittlerweile ist Herr Schmitz Rentner.

Nach dem Erreichen der Mittleren Reife begann Albert eine Ausbildung zum Feinmechaniker im 'AKZO-Werk'. Dort ist er heute noch beschäftigt. Seine Geschwister haben Dienstleistungsberufe ergriffen. Er setzte mit seiner Berufswahl die handwerkliche Ausrichtung des Vaters fort. Während der Schul- und Ausbildungszeit war Albert lange Zeit in einem örtlichen Sportverein aktiv. Insgesamt kann von einer vielfältigen Ortsbezogenheit Alberts gesprochen werden. Sein Lebensweltbezug war und ist auf Oberbruch ausgerichtet.

Dort war sein Zuhause - jedenfalls solange, bis er vor zwei Jahren mit seiner Partnerin eine eigene Wohnung in Hückelhoven bezogen hat. Die Heirat erfolgte vor ca. einem Jahr. Albert vermittelt Zufriedenheit, wenn er über seinen privaten Lebensweg berichtet. Neben dieser geglückten privaten Veränderung kündigt sich ein beruflicher Wandel an. Albert will dem drohenden Arbeitsplatzverlust durch eigenorganisierte Qualifizierungsmaßnahmen begegnen. Dieses Projekt bereitet ihm Sorgen und er weiß nicht, welche Anpassungsleistungen er wird bewältigen müssen. Das mögliche Spektrum reicht von der Festschreibung der gegenwärtigen Situation, bis hin zur Notwendigkeit, Wohnort und Arbeitsort neu zu bestimmen und damit das Vertraute und Gewohnte hinter sich zu lassen. Dieser Entwicklung sieht Albert mit ambivalenten Gefühlen entgegen.

Ich treffe einen jungen Erwachsenen an, der bereitwillig über sich erzählt, der sich in einer Lebensphase befindet, in der er sein Leben und damit sich neu erzählend definiert. Er sitzt mir gegenüber und es ist ihm anzumerken, daß die Gespräche ihn anstrengen - er arbeitet sich ab. Seine Sprache ist langsam, unbeholfen, durch Pausen unterbrochen, oft sucht er nach passenden Worten. Aber er ist mitteilungsbedürftig und von einer mentalen Energie getragen, etwas aus seinem Leben zu machen. Es geht um die grundlegende Frage, wie man leben soll, also um die Beziehung zum eigenen Leben.

4.2.1.1.1. Lebensgeschichte ist auch eine Geschichte des Wohnens

- Das Zuhause - die vertraute sozialräumliche Umgebung der Kindheit

Albert war ein 'Nesthocker.' Das Haus der Eltern ist für ihn sein *Ur-Zuhause*, wie er sich ausdrückt: *Hier bin ich groß geworden. Es ist halt eine sehr vertraute Umgebung, das Haus ist sehr vertraut, das ganze Grünzeug drumherum ist sehr vertraut. (...) Da weiß man, da kommt man her.* Albert leitet aus der Herkunft seine Bodenständigkeit ab. Der Ort des Aufwachsens prägt. Viel mehr scheint nicht notwendig, mit der Geburt erfolgt das Aufgenommenwerden in die dörfliche Gemeinschaft. *Da gehört man halt dazu in Oberbruch, da war man ein Oberbrucher, man kannte viele Leute, man konnte hingehen, wo man wollte: „Ahh, das ist der und der und wunderbar und wie geht es noch so?“ (...) Das sind halt schon so die Sachen, warum man sich im Heimatort, meiner Meinung nach, wohler fühlt, als in einem fremden Ort.* Ein voraussetzungsloser Identifizierungsprozeß etabliert sich, das Erkennen des Gegenübers schafft Vertrauen. Man weiß einander zuzuordnen. Diese Eigenschaft des Vertrautseins umfaßt ebenso den Raum. *Ja, dieses Alles-kennen, was soll ich sagen? Man fühlt sich vielleicht mehr Zuhause .. vertrauter. Trautes Heim, so mehr oder weniger, das denn auf den Ort bezogen. (...) Das sind denn so die Unterschiede .. so die kleinen Winkel und Gassen kennen.* Diese spezifischen Kenntnisse der sozialen und räumlichen Umwelt gewinnen den Status einer normalen Kulturtechnik, man kennt sich eben und man kennt sich aus. Auch Albert ist deshalb in der Lage, das Umfeld der elterlichen Wohnung sozial und dinglich zu identifizieren, eine Leistung, die insofern einem standardisierten, dörflichen Sozialisationsvorgang entspringt. Diese soziale Kompetenz läßt auf Erkundungsaktivitäten in der Kindheit nach dem Zonenmodell schließen. Damals stand der Familie kein Automobil zur Verfügung, um die Kinder zu verschiedenen Orten zu fahren. So blieb Albert auf das eigene, altersgemäße Mobilitätsvermögen verwiesen. *Im Umkreis von drei-, vierhundert Metern, sag ich mal, da kannte ich jeden, zumindest vom Namen her, viele auch ein bißchen näher .. man fühlte sich wohl. Man konnte rumlaufen, wenn man abends mit*

dem Fahrrad vorbei gefahren ist, man kannte die Leute. Vom Zentrum des elterlichen Wohnhauses ausgehend, erweiterte das Kind Albert allmählich seine Streifräume. Erste kognitive Karten bildeten sich aus, verfeinerten sich bis schließlich räumliche Gewißheit herrschte. Sukzessive - in einem jahrelangen Prozeß - konnte sich in dieser Bewegung nach außen eine tiefe Vertrautheit in den erschlossenen Raum herausbilden, wie es an keinem anderen Ort nachempfunden werden kann. Das Zuhause weitete sich in das Wohnumfeld hinein aus, die Grenze verwischte. Erst durch schulische Notwendigkeiten fand die kontinuierliche Raumerkundung - nach Zonierungen gestaffelt - eine erste Durchbrechung. Albert orientierte sich zu den Schulfreunden *außerhalb*.

• Wohnen als Lernprozeß

Zentrum und Rückzugsrefugium war sehr früh schon das eigene Zimmer. Albert erläutert: *Hier hab ich ursprünglich drin gewohnt von Anfang an. (...) Hier bin ich eigentlich drin groß geworden, hier hab ich meine Schulzeit drin verbracht, hab meine Schularbeiten auch gemacht.* Albert ist nicht einfach nur gewachsen, er ist groß geworden durch aktive Leistung, längst nicht nur mittels Schularbeiten, sondern insbesondere durch die Auseinandersetzung mit sich und die Aneignung des eigenen Raumes. Über ein eigenes Zimmer verfügen zu können, ist in einer Familie mit vier Kindern keine Selbstverständlichkeit. Dieser Tatsache war und ist sich Albert bewußt, gerade deshalb konnte sich eine besondere Beziehung, durch Aneignung und Zugangskontrolle zu seinem Reich herausbilden: *Wenn ich drinnen war, mußte angeklopft werden. Wenn hier einer reingeplatzt ist, dann war ich schon ein bißchen sauer.* In ruhigem Ton, beinahe in einem inneren Monolog folgend, vergegenwärtigt er den interaktiven Charakter seiner frühen Wohnerfahrungen. *Ja, ich denk mal, die (Innen-einrichtung, A.F.) spiegelt auch mein Innerstes eigentlich wieder.*

Wir führen das Interview in diesem ehemaligen Kinderzimmer. Albert schaut sich um, orientiert sich kurz. Da das Zimmer im wesentlichen so belassen ist, wie er es als junger Erwachsener verlassen hat, springen ihm schnell Spuren von Damals ins Auge (das Bett, der alte Schrank, die Aufkleber, die Poster von

„Depeche Mode“, das Muttergottesbild, die alten Lautsprecherboxen u.a.). Plötzlich werden Einzelheiten als Einzelheiten sichtbar, wird sichtbar, daß die nächsten Dinge von Markierungen durchkreuzt sind, daß sie auf bestimmte Zeiten und Zeitabstände verweisen, daß sie also die ‘Strada’ der persönlichen Geschichte markieren, die zurückliegt - und doch nachwirkt - bis jetzt. Alle Gegenstände erzählen erlebte Geschichten. Er betrachtet sein Ich-Museum. Die allegorisch aufgeladenen Dinge bestimmen den Raum. Wenn das Museale darin nicht als dominante Stimmung fühlbar wird, so hat dies einen präzisen Grund: die in diesem Zimmer eingeschlossene Vergangenheit hat noch nicht aufgehört bis in die Gegenwart nachzuwirken. *Was ich hatte, das war .. da vorne sieht man noch einen Schatten davon (lacht). Ich hatte einen Zinnteller hier hängen von Sportlerehrungen, ich hatte ein paar Urkunden hier hängen, also von meinen sportlichen Erfolgen. Ansonsten hing hier eigentlich die Hand (zeigt auf einen Gipsabdruck einer Kinderhand, A.F.). Das ist meine Hand, die hing hier immer drin, auch mit der Rose, die hängt hier schon ewig drin. (...) Das sind so Sachen, die sind schon mindestens zehn Jahre hier drin .. und die Hand natürlich schon seit Kindergartenzeiten. Da hab ich auch noch immer, ich sag mal, eine Beziehung zu. Das hab ich ab und zu mal abgenommen und meine aktuelle Hand drauf gehalten und gedacht: „Kuck mal, doch schon eine ganze Menge Zeit vergangen!“* Diese, dem Raum abgelesenen Konturen werden noch verstärkt und ergänzt durch Hinweise auf die Zeitdimension. Seine Hand wurde größer, mit der Veränderung verkleinerte sich das Zimmer relativ zum Körperwachstum.

Es ist ein kleines Zimmer. (...) Aber das machte das Ganze halt ein bißchen .. ja, das war halt irgendwo was Besonderes, das Kleine. (...) Ich hab dann teilweise noch hier das Schlüsselloch abgeklebt, damit es ja dunkel ist, wenn ich schlafe. Das hat mich schon gestört. Ich hab auch immer mit geschlossener Rollade geschlafen, muß also stockduster sein. Eine kleine, dustere, anheimelnde Kammer, fast ist man geneigt, an einen Uterus zu denken, der die benötigte Geborgenheit vermittelt. Dort begann seine soziale Existenz: Enge schafft Intimität und Körperlichkeit. In der bergenden Form der Hülle erlebte er

Verinnerlichung und Autonomie, machte Erfahrungen der Identifikation mit dem räumlichen Gegenüber. Dort drinnen fühlte er sich wohl, geschützt vor der unzuverlässigen Weite der Welt. Die Auseinandersetzung ersetzte Gespräche, die er mit einem Menschen so nicht führen konnte. Anspannung und Entspannung wechselten einander ab. An diese Metapher schließen Alberts weitere Ausführungen nahtlos an. *Hier wollte ich eigentlich, mehr oder weniger, alleine sein. Hier mußte ich halt auch hin, wenn ich „Scheiße gebaut“ hab, und hab auch hier meine Haßkarre geschoben oder meinen Schmollmund gezogen.* Hier konnte Albert Gefühle zeigen, konnte Kind sein. Das Kind verhält sich im emotionalen Erleben auf den Augenblick bezogen. Albert lernte in seinem Zimmer, Probleme zu bewältigen, Ernstes mit Distanz zu betrachten und sich hemmungslos zu freuen, Erfahrungen, die erlernt werden mußten. Denn selbst, als er dem Kinderalter schon entwachsen war, war er nur ansatzweise in der Lage, diesen Aufschub der Gefühle zu realisieren. Er blieb lange auf das Ritual der Verarbeitung im Alleinsein verhaftet. *Hier hab ich geschmollt, hier hab ich geweint, hier hab ich gelacht in dem Zimmer. War ich, nach außen hin .. halt stempelmäßig der Mann, der darf nicht weinen, also bin ich auf mein Zimmer und hab hier geschluchzt, ne. Das hab ich nicht draußen gezeigt, hab wenig Gefühle gezeigt. Das versuch ich heute noch.* Albert erlebte seine Grenzen, experimentierte mit seiner Geschlechterrolle, schaffte den Hintergrund für die riskante Gewinnung des Außen - war zugleich angewiesen auf das reale und gedankliche Mauerwerk - um sich in der Welt zurechtzufinden. Er erprobte sich in dem Bestreben, die enge Hülle in die weitere Nähe auszudehnen. Er vergegenwärtigt: dieses Tun betraf ihn selbst. *Freunde hab ich eigentlich selten mit nach hier oben genommen, das war eigentlich mehr so mein Raum. Kumpels weniger, meine erste Freundin war ein paar mal mit hier drin, die hat hier auch mal mit drin geschlafen, aber wenig. Das war eigentlich ganz speziell mein Raum.*

• Wohngefühl - Interaktion mit dem wohnräumlichen Gegenüber

Albert bewohnt in der Gegenwart des Gespräches eine andere Wohnung. Frage: Ist das Jugendzimmer noch sein Raum, hat die Zeit Veränderungen in seiner Wahrnehmung bewirkt? *Also ich finde, wenn ein 'neues Kleid' kommt in einen Raum, wenn jetzt auch mal hier tapeziert wird und die Decke anders gemacht werden würde, dann wäre der Bezug auch nicht mehr so da. Weil das sind ja Eindrücke, die visuellen Eindrücke, wenn ich rein komm, es ist ja recht dunkel hier drin, die dunkle Decke, die relativ dunkle Tapete.. Das kenne ich und wenn jetzt hier auf einmal eine weiße Blümchentapete drin wäre mit Rauhfaserdecke, dann wäre es nicht mehr mein Zimmer. (...) Für mich bringt das denn doch eine ganze Menge, dieser visuelle Eindruck jedesmal und der Geruch natürlich. (...) Ich denk, den nimmst du unbewußt wahr, aber der zeigt dir schon, daß du da Zuhause bist, daß du da hingehörst. Automatisch, irgendwo im Hinterkopf spielt sich das ab: Hier fühlst du dich wohl, hier ist dein Zuhause!* Alberts ist der Meinung, daß ein Gefühl der Zugehörigkeit bestimmend über sinnliche Wahrnehmungen erwächst. Über Veränderungen der äußeren Gestalt vermindert sich der Wiedererkennungseffekt. Soweit vertritt er einen plausiblen Standpunkt. Aber was ist mit der verinnerlichten Beziehung? Wo ist die Stimmung des Raumes geblieben, als Ausdruck von Privatheit? Auch diese Seite existiert noch. Frage: Wenn das Jugendzimmer eine Person wäre, würde sie Albert gut kennen? *Die würde mich am besten kennen, glaub ich schon, außer jetzt .. meine Frau, die kennt mich auch schon ganz gut. Ich würde sagen, daß Maria mich besser kennt als meine Eltern.* Die Eltern, Maria und das Jugendzimmer besitzen ein Wissen um den 'wirklichen' Albert. Ein Wissen, das sich erweitert, ändert, sich Neuem anpassen muß. Leben heißt Veränderung. Das Bild des vertrauten Raums der Kindheit und Jugendzeit enthält keine aktuellen Bezüge mehr, der vergangene Charakter verweist auf diese Begrenzung. Es gilt deshalb nunmehr Abschied zu nehmen, Trauerarbeit zu leisten. *Ich denke, jetzt ist es schon fast ein Raum* (wie jeder andere, möchte man ergänzen, A.F.). *Diese Beziehungen, das sind schon fast fünf Jahre, die sind doch schon abgeklungen. Natürlich, wenn man dann, wie jetzt, darüber spricht,*

dann denkt man da auch schon mal drüber nach, was denn gelaufen ist. (...) Ich hab mir gesagt, ich hab jetzt einen anderen Anlaufpunkt, den ich mir halt nehme und der jetzt also auch schon mehr Bedeutung für mich hat als dieses Zimmer. Die verstrichene Zeit schafft Abstand, ermöglicht Neuorientierung.

Aus retrospektiver Perspektive, introspektiv durch den Ort des Gespräches verstärkt - gewiß auch in erklärenden Anteilen - zeichnet er das Bild einer gelungenen Wohnerfahrung nach, mit den Attributen Aneignung und Kontrolle. Von diesem festen Grund aus konnte er sein Territorium erschließen, Vertrauen in seine 'kleine Welt' aufbauen. Über das konservierte Refugium der vergangenen frühen Jahre vergegenwärtigt er Erfahrungen des Selbst in der Raumstruktur. Fast scheint es, als spreche er über und mit einem guten Freund. Hier war er oft mit sich allein, hier war keine Fassade im Verhalten nötig, hier war es möglich, Nähe und Distanz zur Familie, zum Außen überhaupt, herzustellen. Dies alles sind elementare Funktionen des Wohnens und Albert reklamiert insofern nicht unbegründet für sich: *(Diese Wohnbedürfnisse, A. F.) die hab ich hier also sehr stark ausgelebt. Und ich denk, als Jugendlicher hast du wesentlich mehr Gefühlsregungen als Erwachsener, weil du schon von vornherein viel mehr abwägen kannst, schon viele Sachen eher entscheiden kannst, wo du dich nicht mehr so mit beschäftigen mußt. Als Jugendlicher hab ich die halt hier drin getroffen, hab ich halt hier nachgedacht.* Rückzug als introvertierte Methode der Auseinandersetzung mit den eigenen, widerstrebenden Anteilen, als Forum für eine stille Debatte. Nur der Raum mit seinen vertrauten Dingen hört geduldig zu. Doch das Wesentliche liegt nicht im Diskurs, sondern es liegt dort, wo die Artefakte des Denkens ausgelegt werden, in den Dingen des Raumes, in der Art und Weise, wie er mit Raum und Zeit umgeht.

Diesen Verhaltenszug will Albert beibehalten, das Verarbeitungsmuster des Rückzugs in (s)eine stille Ecke hat sich bewährt. *Ja, ich denk, für mich .. war es richtig. sonst würde ich es wahrscheinlich nicht weitermachen. Ob es für einen anderen so gut ist, weiß ich nicht, ist dahingestellt. Also ich fand es jetzt so o.k. und ich finde es immer noch o.k. .. und ich fahr da eigentlich gut mit.* Lebensbewältigungsmethoden entwickeln sich individuell, jeder muß seinen Weg

finden. Ratschläge können die Suche kaum abkürzen. Er hat seinen Modus gefunden, berichtet Albert mit einem gewissen Stolz. Und dieser erfolgreiche Umgang mit schwierigen Lebensfragen mag dazu beigetragen haben, daß er verhältnismäßig lange im familiären Kontext leben konnte. Es zog ihn nicht gewaltsam in die Welt. Er konnte sich Zeit lassen, alle anderen Geschwister waren bereits ausgezogen, es herrschte kein Mangel an Platz. Als jüngstes Kind war es im gewissen Sinne normal und akzeptiert, spät die Familie zu verlassen. So blieb er bis zu seinem 24. Lebensjahr im Elternhaus, er hatte sich arrangiert, hatte Möglichkeiten und Grenzen seines Territoriums in befriedigender Manier ausbalancieren können.

• Lebensgemeinschaft im Wohnen - das eigene Zuhause schaffen und das Problem der „Abnabelung“

Doch auch für Albert kam der Zeitpunkt des Auszuges, als wichtiges Lebensereignis der weiteren Verselbständigung. Er lernte Maria kennen und beide entschlossen sich recht bald, gemeinsam zu leben, sich eine Wohnung zu suchen. Gemeinsamkeit auf Dauer ist an ein gemeinsames Heim gebunden. Zwei Individuen treffen im gemeinsamen Wohnen aufeinander, verorten sich als Partner. Beide sind prozeßhaft darauf angewiesen, ihre individuellen Wohnerfahrungen in Abstimmung zu bringen. Ein Prozeß mit Dynamik beginnt, Austarieren muß geleistet werden. Mit der gewohnten Sorgfalt richtete Albert mit seiner Partnerin das neue Zuhause ein. Freude und Trauer mischen sich, wenn er zurückblickend sagen kann: *Ich war auch traurig, als ich weggezogen bin*. Trotzdem oder gerade deshalb überträgt er zunächst seine erworbenen Wohnerfahrungen auf die neue Lebenssituation. Er möchte beiden ein Wohnen mit der gleichen Atmosphäre schaffen, wie er es in seiner *Junggesellenbude* zu schätzen gelernt hat. Aber gemeinsames Wohnen erfordert weitergehende Qualifikationen, erfordert partnerschaftliches Planen und Handeln und deshalb die Bereitschaft, sich auf neue Lernerfahrungen einzulassen. Dieser Aufgabe will sich Albert stellen. Ihm scheint bewußt, daß er sich neu orientieren muß und hofft auf einen Reifungsprozeß seiner Person, den er mit seinem Älterwerden in Verbin-

dung bringt. *In den zweieinhalb Jahren, die ich jetzt von zu Hause weg bin .. lernt man so, mehr oder weniger, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich merk auch gerade, jetzt im Moment, in den letzten zwei, drei, vier Monaten, daß ich mich doch stark von zu Hause entfernt habe.* Trotz aller Bemühungen, die Abnabelung im Modus des klassischen Initiationsritus - nämlich über eigenbestimmtes Wohnen - zu realisieren, stößt das Projekt auf unvorhersehbare Widerstände. Dabei war die Ausgangsposition klar umrissen: *Jetzt ist es (die gemeinsame Wohnung, A.F.) mein Zuhause, jetzt habe ich mich von Zuhause abgekapselt, jetzt habe ich mein eigenes Zuhause.* Aber so eindeutig ist die Sachlage offenbar doch nicht, wie der diffuse Gebrauch des Begriffes *zu Hause* belegt. Wo ist das Zuhause zu verorten, in der neuen Wohnung, noch bei den Eltern? Es geht durcheinander. Wo der Verstand die Trennung längst analytisch vollzogen hat, entwickeln Gewohnheiten und Emotionen ihr eigenes Regelwerk. Da helfen auch trotzig Selbstvergewisserungen nicht aus der Misere. *Das ist halt mein Elternhaus, aber nicht mehr mein Zuhause. Es ist meine Herkunft, ist meine Heimat, aber mein Zuhause ist hier, also da .. unterscheide ich doch schon irgendwo.* Noch ein Anlauf zur Standortbestimmung: *Aber jetzt hier, wo wir .. uns jetzt richtig .. eingenistet haben, wir jetzt auch verheiratet sind, eine Kleinstfamilie darstellen, (durchatmen) jetzt ja.* Aus der Wortwahl *jetzt* und *hier* heraus, in Ergänzung mit den Bekräftigungen *eingenistet* und *auch verheiratet*, unternimmt Albert den Versuch, sich und den Interviewer zu überzeugen. Man ist versucht, ihm beizupflichten: „Ja du hast eine Familie gegründet, die eigene Wohnung ist auch da, aber da sind noch diese unsichtbaren Bindungen...“ Albert ist sich im Grunde seiner intermediären Stellung - zwischen Elternhaus und Partnerschaft - bewußt. Er will diese Rolle jedoch nicht leben. Offenbar ist ein weiterer symbolischer Akt vonnöten, um ihn zu befreien. An anderer Stelle gibt er einen Hinweis auf sein Vorhaben. *Bei meinen Eltern ist eigentlich bei meinen Eltern, es ist eine andere Verbindung als damals. Ich hab zwar noch einen Haustürschlüssel, aber ich find es auch ein bißchen .. komisch, daß ich den Haustürschlüssel hab. Ich werde den vielleicht irgendwann mal abgeben.* Die Absichtserklärung enthält deutliche Relativierungen. Der

Vorsatz ist zwar gefaßt, die Umsetzung wird jedoch ins Unbestimmte verschoben. *Früher war das meine eigene Privatsphäre, deswegen hatte ich auch einen Hausschlüssel. Aber jetzt ist das die Privatsphäre meiner Eltern und wenn ich da jetzt einfach mit dem Schlüssel reinplatze, das wäre dasselbe, als wenn die auf einmal hier mit dem Schlüssel reinkämen.*

Der Wechsel zwischen den Sphären fällt schwer. In dieser Situation erlangt der Schlüssel Symbolcharakter. Die Zugangsmöglichkeit zum Elternhaus bleibt offen und ohne äußere Notwendigkeit diese Türe zu schließen, erfordert viel Mut. Damit wäre das letzte Pfand des entschwindenden Sohnes gegenstandslos geworden, der Abschied endgültig vollzogen; deshalb ist die Gefahr emotionaler Verletzungen besonders groß. Um sich sicher in diesem schwierigen Feld bewegen zu können, muß Albert erst einmal den notwendigen Abstand gewinnen. Er übt den Spagat ein, nicht die Eltern zu verletzen und auf der anderen Seite der Lebenspartnerin zu signalisieren, daß sie fest zusammengehören, manifestiert im partnerschaftlichen Wohnen.

Indes waren die Vorsätze doch so groß und aufrichtig. *Das fing eigentlich an mit den .. Möbeln. Als wir die kompletten eigenen, gemeinschaftlich zugelegten Möbel hatten, da wußte ich: So, das ist jetzt mein Zuhause! Das haben wir uns aufgebaut, da muß ich jetzt wir sagen, aber es ist ja meine Empfindung dann. (...) Da haben wir für gearbeitet und das wollen wir haben. Das haben wir uns ausgesucht. Da stellen wir uns jetzt hin und das gucken wir uns jetzt jeden Tag an.* Albert betont die Gemeinsamkeit überdeutlich, Selbstvergewisserung als Paar findet über den Prozeß der Aneignung, der Wohnungsgestaltung mit eigenen Mitteln und Möglichkeiten statt. Kommunikation unter den Partnern über das gemeinsam Geschaffene vermittelt Zusammenhalt, schafft Geborgenheit, eröffnet eine gemeinsame Zukunft. Vertrauen muß einen Mangel an Vertrautheit kompensieren. Anfangs war das Schlafzimmer *der einzige gemeinschaftliche .. Punkt in der Wohnung.* Von diesem Punkt aus entwickelten sich alle weiteren Gemeinsamkeiten. Sich eingewöhnen ist eine tätige Leistung, an deren Ende eine Verhaltenssicherheit erworben wird. Im Wohngefühl wird eine intime Stimmung, eine Form des gesicherten Vertrautseins zum Ausdruck ge-

bracht. Die anfängliche Skepsis, bezüglich der unterschiedlichen Einrichtungsstile konnte so überwunden, eine schwierige Hürde erfolgreich gemeistert werden. *Wir hatten anfänglich gedacht: „Ohh, wir kriegen nie eine Einrichtung hin.“ Weil die Vorstellungen gingen doch sehr stark auseinander. Ich bin ja doch mehr für das eher Moderne. Meine Frau ist eher für das leicht Rustikale. (...) Das einzige, wo wir sehr schnell überein gekommen sind, war bei der Küche, die gefiel uns beiden auf Anhieb sehr gut. Wir haben noch ein bißchen rumgefeilt an der Einrichtung. Aber Schwierigkeiten gab es eigentlich anfänglich im Wohnzimmer: Sie wollte mehr gelaugte und geölte Möbel haben, ich wollte doch eher Glattholz haben, lackiertes Holz und (deutliches Einatmen) keine Kiefer, wie meine Frau das wollte. Ja gut, da haben wir uns, mehr oder weniger, in der Mitte irgendwo treffen können, das war nachher auch kein Problem. Stolz schwingt mit, wenn er feststellt: Wir freuen uns jedesmal, wenn wir nach Hause kommen, ich freue mich darauf, wenn ich nach Hause komme.*

• Wohnen heißt Selbstvergewisserung in der Identifikation

Was verbindet Albert mit Wohnen? *Ja, wie gesagt, Ruhe, Funktionalität natürlich auch, nicht daß hier alles total verwinkelt wäre, hell muß sie (die Wohnung, A.F.) sein, zumindest das Wohnzimmer muß ich hell haben können. (...) Man muß ja auch mal dunkel machen können. Aber im Grunde soll sie schon hell, soll Licht bringen, soll freundlich sein, offen, aber doch in dem Moment, wo ich meine Ruhe brauche, muß sie auch einen abschließbaren Raum haben. Dem Streben nach Harmonie und atmosphärischer Geborgenheit stellt Albert deshalb das alte Muster des Ausübens von Kontrolle gegenüber. Da fühle ich mich auch, ich sag mal so, mit als Hausherr. Albert ist gewohnt, sich zurückziehen zu können, mit sich allein zu sein. Dieses ritualisierte Verhalten bringt er in das Zusammenleben mit ein: Vielleicht mal .. sich selber Gedanken machen, über sich nachdenken, um mal nur auf sich bezogen zu sein, also schon, zu sich selber mal finden. Wie soll ich das jetzt sagen? Viele Sachen, wenn der andere dabei ist, dann unterhält man sich, man ist ja denn doch auf den anderen noch fixiert und wenn man sich dann mal wirklich zurückziehen kann, mit*

einem Buch usw. und sich dann voll und ganz auf sich konzentrieren kann, dann .. bringt das auch sehr viel Ruhe, sehr viel Ausgeglichenheit. Ich kann mich auch mit mir selbst beschäftigen, auf mich selber hören und dann hör ich auch, ob es mir gut geht oder ob es mir nicht so gut geht, was ich sonst vielleicht in der Hektik oder in dem Hören und Empfangen des anderen vielleicht nicht mitkriegen würde; (...) einen Ruhepunkt haben. Über diese räumliche Option verfügen zu können, ist ihm zur Strategie der Alltagsbewältigung geworden. Nun kann er sich im Zusammenwohnen mit der Partnerin nicht einfach einschließen. In dieser Situation zeigt sich Albert erfinderisch. Ja, das Badezimmer ist für mich auch ein relativ wichtiger Platz, nicht nur zum Waschen, zum Reinigen, sondern auch wo ich mich in hektischen Zeiten (lacht) eine Stunde schon mal zurückziehen kann, wo ich sagen kann: „So, ich bin mal eine Viertelstunde verschwunden.“ Hier stört mich absolut nichts und niemand, kein Telefonklingeln. Hier bin ich alleine, hier kann ich machen, was ich will .. deswegen auch ein wichtiger Platz für mich. Es ist sicherlich nicht eine Stunde, aber eben eine Viertelstunde, zwanzig Minuten, wo ich mich dann hier zurückziehe, wo ich hier alleine bin. Hier schalte ich ab. Hier lasse ich auch die Arbeit aus dem Arbeitszimmer außen vor. Hier bin ich nur ich selbst. Er hat seinen Freiraum gefunden, auch wenn er Kompromisse eingehen mußte. Dem Badezimmer, funktions- und intimitätsorientierter Bezirk, wird so von Albert eine weitere Bedeutungsdimension hinzugefügt; es erhält - neben der üblichen Funktionsbestimmung als Ort der Körperhygiene - eine weitere, die der Sozialhygiene zugerechnet werden kann.

Die komplementäre Funktion des geselligen Zusammenseins übt demgegenüber die Küche aus. *Ja, die Küche ist mehr oder weniger das Prunkstück für uns in unserem Heim. (...) Ist auch ein recht zentraler Punkt in der Wohnung, in unserem Leben. Hier hält man sich auch eine ganze Zeit auf. (...) Was uns in dieser Wohnung auch sehr gut gefallen hat, ist dieser breite Durchbruch. dieser große Durchgang von Küche zum Wohnzimmer. Der bedeutet für mich, daß die Küche ein sehr großer Teil der Wohnung ist und auch voll dazu gehört und nicht die Frau jetzt irgendwo in der Küche stehen sollte, irgendwo abgeschie-*

den, sondern auch immer noch dazugehört, auch wenn sie jetzt am Kochen ist oder am Spülen sein sollte. Ist halt nicht abgetrennt von den anderen, die im Wohnzimmer sitzen, sondern ist immer noch mit in einem großen Raum. .. Ja, die Kaffeemaschine deswegen, weil der Kaffeeduft doch eine sehr gemütliche Ausstrahlung hat. Man fühlt sich direkt eingeladen, fühlt sich zu Hause. Ich denk mal, wenn Freunde, wenn Bekannte reinkommen, dann fühlt man sich irgendwie erwartet, daß man willkommen ist. Die besondere Bedeutung erhält die Küche über die Feuerstelle, die sich hinter aller technischen Ästhetik verbirgt. Und es dürfte tief im kulturellen Gedächtnis eine Gewißheit darüber geben, daß die neuen Ausdrucksformen das alte Bild der Versammlung um die urtümliche Feuerstelle beinhalten. Wohnen impliziert auch den Wunsch nach sozialen Kontakten und gesellschaftlicher Teilhabe, nicht zuletzt deshalb ist die Wohnlandschaft ein wesentlicher Indikator des Sozialprestiges, ist deshalb freundlich und aufgeräumt zu gestalten und durch Hausarbeit in diesem Zustand zu halten. Die Anerkennung durch andere festigt Identifikationsprozesse zur eigenen Wohnung. Diese wichtige Aufgabe fällt zumeist den Frauen zu.

• Die Wohnung als Spiegelbild geschlechtsspezifischer Rollenaufteilung

Beide haben in Alberts Wahrnehmung, eine *unabgesprochene Rollenaufteilung* (getroffen, A. F.), die hat sich halt so ergeben. Eine solche Aufteilung ist nicht zufällig entstanden, sondern bildet präzise die gängigen kulturellen geschlechtsspezifischen Identitätsschablonen ab: Die Frau ist für den Innenbereich zuständig, während der Mann die äußere Welt erobert. Insofern bewegen sich beide im traditionellen Geschlechterarrangement, sind bestrebt, die gesellschaftlich sanktionierten Rollenerwartungen zu erfüllen. Normalität wird stillschweigend hergestellt, das Selbstverständliche braucht nicht explizit ausgesprochen zu werden. Albert überläßt es seiner Frau, *Atmosphäre* in ihrer Wohnung herzustellen. *Viele Sachen finde ich lästig, mich da noch drum kümmern zu müssen. Sie hat da ein Händchen für, sie kann schön dekorieren alles, da lasse ich ihr freie Hand. Wenn es mir zu viel wird, dann sag ich schon: „Nee komm, jetzt reicht es!“* Und Maria scheint mit dieser Aufteilung einver-

standen zu sein, auch in dieser Hinsicht herrscht Einvernehmen. Doch der Anspruch geht weiter: *Möchte, daß meine Frau irgendwann mal zu Hause bleiben kann, daß ich uns alleine ernähren kann .. mit Kind. Wir haben einen Kinderwunsch.* Das bürgerliche Ideal, die eigene Partnerin als Hausfrau von der Erwerbstätigkeit freizustellen, findet auch bei Albert Anklang. In dieser Haltung offenbart sich allerdings weniger patriarchalisches Gehabe, als vielmehr eine Verpflichtung, ein Geschenk an seine Frau und die zukünftigen Kinder. Dennoch: Die Berufstätigkeit von Maria hat den Makel der Not, des Übergangs. Das Klischee lautet, daß Beruf und Kindererziehung einander ausschließen. Das Berufsleben ist in seiner ganzen Struktur auf den männlichen Alleinverdiener zugeschnitten. In diesem Sinne formuliert Albert seinen Anspruch auf diese Normalität hin: männliche Normalarbeit und Hausfrauendasein erfordern einander und stützen sich gegenseitig. Alberts Standpunkt orientiert sich am Vorbild seiner Herkunft. Seine Mutter war immer für ihn da, bis ins Erwachsenenalter hinein. Entsprechend erträumt sich Albert die gemeinsame Zukunft: *Ich hoffe in einem .. eigenen Haus, mit ein bißchen Grün drumherum, wo das Kind oder die Kinder auch in Ruhe aufwachsen können, nicht in Hektik. Ich möchte also eigentlich nicht in der Großstadt leben, wollte ich eigentlich nie. Ist mir persönlich schon zu stressig und zu hektisch, zu dreckig und .. dann die Kinder darin aufwachsen zu sehen, das muß nicht sein. Also eher in ländlicher Gegend, wie wir jetzt auch leben, wo man es nicht weit hat, mal irgendwo spazieren zu gehen in Ruhe, Natur noch hat, allerdings auch die Annehmlichkeiten der Städte in der Nähe nutzen kann, Einkaufsmöglichkeiten und so weiter. Also schon so in etwa soll es sich verhalten, nur vielleicht dann in einem eigenen Haus.* In Alberts Vorstellung bedeutet das Erreichen dieser Ziele endgültig die Aufnahme in den Erwachsenenstatus. Er erlebt sich auf dem Weg dorthin, ohne jedoch das Bild eines erwachsenen Mannes ganz ausfüllen zu können. Erste Skizzen hat er indessen entworfen. *Selbständigkeit, Eigenverantwortung .. tragen. Ja, sich selber mehr oder weniger, sag ich mal, im Griff haben. Deswegen auch der Kinderwunsch, der wird jetzt auch bei mir .. immer größer, weil ich jetzt merke, jetzt komm ich mit mir selber halbwegs klar. (...) Ja, jetzt will ich*

zwar erwachsen sein, konfliktfähiger auch, einen Konflikt austragen können. Ja, so diese .. Eckpunkte, sag ich mal, Selbständigkeit ganz groß, das reicht. Männlichkeit ist vor allem anderen eine soziale Kategorie. Albert muß insofern seine Männlichkeit herstellen, öffentlich beweisen und darstellen. Eigentlich hat er keine elaborierte Vorstellung davon, was einen erwachsenen Mann ausmacht - außer beruflichem Erfolg und öffentlichem Ansehen - fällt ihm wenig ein. Diese Öffentlichkeit beginnt spätestens vor der Haustüre, im Wohnumfeld.

• Positiv - die naturräumlichen Komponenten des Wohnumfeldes

Wohnen und Wohnumfeld sind aus diesem Grunde unabdingbar miteinander verbunden. Neben dem Aufbau von nachbarschaftlichen Kontakten, zählt die räumliche Umgebung zur Wohnsituation. Wie ausgeführt, fühlt sich Albert seinem Geburtsort stark verbunden. Wie bewertet er nun das Leben in seinem neuen Wohnumfeld? *Wir wohnen hier doch recht schön, auch noch bezahlbar, durchaus bezahlbar. Wir haben alles in der Nähe. Wir sind nach drei-, vierhundert Metern in den Feldern zum spazieren oder radfahren.* Albert hebt zunächst die Nähe zur naturräumlichen Landschaft hervor, auch in dieser kann er sich entspannen, Ruhe finden. *Ja, ich kann mir gut vorstellen, wenn ich mit dem Fahrrad durch die Wälder fahre oder durch das Feld fahre oder spazieren gehe, wirklich in der freien Natur bin, wo Vogelgezwitscher ist. .. Das hört sich jetzt vielleicht nicht übermäßig an, aber es ist doch schön, wenn man durch die Felder läuft, man sieht noch einen Hasen laufen usw. .. und man kann sich an den Tieren, an den Blumen, an allem freuen, da sind also schon Ruhepunkte.* Es entsteht die Idee, daß Albert eine besondere Affinität zu Orten der Ruhe entwickelt hat.

Frage: Wo findet man noch Natur in dieser Gegend und was stellst du dir unter Natur vor? *Ich sag mal, vom Hörensagen her, Teverner Heide. (...) Wassenberger Wald, da kann man schon spazieren gehen. Da ist halt alles, da sind Tiere, da sind Pflanzen, ist alles da, was ich mir unter meinem Naturbegriff vorstelle.* Unter Natur versteht Albert *Flora und Fauna, platt gesagt. Vögel, die zwitschern und Weiher, wo Enten drauf schwimmen, wo ein Fisch mal hoch-*

blubbert und sonst irgendwas, Wald. Wald ist für mich ein großer Naturbegriff, im weiteren Sinne Regenwald. Aber jetzt erstmal hier haben wir halt den Wald. Auch mit den ganzen Bodenpflanzen, die find ich also sehr schön, Farne und Bodendecker, wir haben ja hier teilweise so was wie Erika oder sowas. Ja, in die Richtung und dann die Tiere. (...) Ja, Unberührtheit, Ruhe, Ursprung, Ursprünglichkeit, doch.

Bezogen auf das nähere Wohnumfeld, versucht Albert seine Apperzeption, seine subjektiv empfundenen Eindrücke, in der nahen Landschaft des Waldes und der Fluren zu präzisieren: *Ich denk mal, daß ich dann auch viel tiefer durchatmen kann, daß der Körper einfach ruhiger wird, sich ein bißchen mehr hängen läßt, nicht mehr diese Anspannung überall, ich sag mal, in den Nackenmuskeln spürt, weil man doch immer irgendwie (tiefes Luftholen) auf'n Sprung steht, die ganze Zeit über. (...) Man kann sich mal hängen lassen, die Seele baumeln lassen. Die ganzen Einflüsse, die man so immer wahrnimmt, wenn ich hier jetzt über die Straße gehe, dann höre ich Autos, dann höre ich Motorräder, Stimmen usw. Und das will ich eigentlich gar nicht hören, aber ich muß es hören, aber ich schotte mich ja dann doch irgendwie ab und versuche es nur beiläufig mitzubekommen. Und wenn ich denn da fünf Kilometer in anderer Richtung unterwegs bin in den Wäldern, dann möchte ich das, was um mich herum passiert auch wahrnehmen und das sind dann schöne Sachen, eben Vögel oder, wie eben auch schon gesagt, Hasen oder sonst irgendwas .. Tiere, Blumen. Dann möchte ich das sehen, was da ist, dann möchte ich das hören, was da ist, ich möchte das riechen und keine Abgase riechen. Dann kehrt sich das doch sehr stark um, was ich hier versuche zu vermeiden, versuche ich da ganz bewußt zu tun, die angenehmen Seiten halt des Empfindens. Natur öffnet seine Wahrnehmung. Dieses Gefühl, als simultane Perzeption bezeichnet, erlaubt eine breitgestreute Aufmerksamkeit, läßt Ruhe und Entspanntheit einkehren.*

Aus dem Gefühl der Überfremdung, des Erleidens von Umweltbeeinträchtigung moderner Lebenswelten, leitet Albert seinen Anspruch an eine natürliche Umgebung ab, Zufluchten zu gewähren. Wald, Wiesen und Felder bedeuten für

Albert Ruhe, Verlangsamung, Müßiggang, träges und entspanntes Zugehensein, Stille, in der er nach und nach winzige Geräuschnuancen zu unterscheiden lernt. In diesen Momenten glaubt er wieder mit sich als menschliches Wesen, mit seinen Sinneswahrnehmungen in Einklang zu sein. Dieses anthropogene Argument wendet sich entschieden gegen ein Wohnen im städtischen Kontext. *Deswegen möchte ich nicht in eine Stadt ziehen, wo ich ganz klar die Gefahr sehe, daß man abstumpft in dieser Hinsicht, daß man sich einen 'Scheißdreck' schert über irgendwelche Vögel, die da am Himmel sind, die gar nicht mehr mitbekommt, gar nicht mehr sieht oder hört.* Natur und Stadt bilden ein Gegensatzpaar. Er ordnet sich zwischen diesen Polen der naturnahen Position zu. Zu dieser Selbstverortung gelangt er weniger aus weltanschaulichen Gründen, sondern aus individuellen, biographischen Erwägungen.

• Ambivalenz - das Leben im „anderen“ Dorf

Aber das Wohnumfeld Hückelhovens besteht nicht nur aus Wald und Feldern. Bezogen auf die originär von Menschen geschaffene Umwelt fällt die Identifikation ambivalent aus. Zum Punkt Einkaufsmöglichkeiten gibt Albert noch eine positive Rückmeldung: *Im großen und ganzen schon (zufriedenstellend, A.F.), Lebensmittel sowieso, gar kein Problem, alles, frisches Gemüse, schöne Fleischsachen. Hier in Hückelhoven ist gut einkaufen eigentlich, find ich. Möbel, da muß man natürlich schon ein bißchen mehr fahren. (...) Aber so, im großen und ganzen, ist eigentlich hier im Ort schon alles zu bekommen .. außer Kleider. Für Kleider, da müssen wir natürlich schon fahren. (...) Ja, eher nach Gladbach und Aachen, auch teilweise Heinsberg, nach Erkelenz.*

Unvermittelt steigert sich Albert in eine emotional aufgeladene Kritik über die Wahrzeichen von Hückelhoven, bezieht einen extremen Standpunkt, der völlig quer zum bisherigen Gesprächsverlauf steht. *Hückelhovener Zechenanlage, Waschtürme ist jetzt meine neue Heimat, aber die geben mir nichts.* Albert bekräftigt diesen polaren Standpunkt: *Nein, weil ich bin kein Hückelhovener, werde ich auch wohl nie werden. Ich bin eigentlich nur ein Oberbrucher. Ich wohne in Ratheim. In der Wohnung, da fühle ich mich richtig Zuhause, aber*

nicht in dem Ort. (...) Aber dieses hier, Waschtürme und alles.. (...) Die sollte ich vielleicht jetzt beachten, weil ich halt jetzt da wohne, aber das tue ich nicht .. gar nicht. Sie werden ja demnächst sowieso nicht mehr genutzt, da ist es traurig drum. Also, so viel Beziehung ist schon da, daß es traurig ist, daß sie jetzt bald brach liegen. (...) Was in Hückelhoven los ist, ist mir relativ 'scheißegal' auf deutsch! (...) Von meinem Empfinden her, wie die Leute hier darüber denken, die jetzt hier gearbeitet haben, um die tut es mir leid, daß sie arbeitslos sind oder halt weg müssen, aber daß die ihren Bezugspunkt halt nicht mehr haben, da ist mir die Jacke näher als die Hose. (...) Die betreffen mich nicht, gar nicht. Die betreffen nicht meine Kindheit, auch heute nicht, obwohl sie an dem Ort stehen, wo ich wohne, aber.. Ich sehe die, aber registriere sie gar nicht richtig. (...) Ich finde es schade um die Anlagen, weil die top-modern sind, vielen Leuten Arbeit gegeben haben, aber als Symbolik ist mir das egal.

Explizit zeigt Albert den Zechenbauwerken gegenüber eine fast feindlich Haltung. Er nimmt seine Wohnumgebung selektiv wahr, etabliert gleichzeitig eine binäre Kodierung: es gibt nur die Bewertung 'gut' oder 'schlecht.' Kann man den Wohnungswechsel - trotz der aufgezeigten Problemstellungen - als geglückt bezeichnen, so läßt er sich vom neuen Wohnort weit weniger vereinnahmen. Er bleibt seinem Oberbruch treu. In Hückelhoven ist er ein *Zugezogener*, während er kraft seines Geburtsrechtes behaupten kann: *Ich bin Oberbrucher, .. ganz einfach, ich bin Oberbrucher!*

4.2.1.1.2. Der Ort der Arbeit - rauchende Schlote

- *Ich bin halt dazu geboren worden zu diesen Türmen*

Albert hat eine Ausbildung zum Betriebsmechaniker im AKZO-Werk absolviert. Dort ist er nach Beendigung der Lehre in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen worden. *Mein Berufs-dasein, sag ich mal, hat sich mehr oder weniger ergeben durch die Ortsnähe des Betriebs, wollte halt auch nicht so weit*

weg, hatte schon Spaß immer an handwerklichen Dingen, so was zu machen und da hat sich der Beruf des Mechanikers eigentlich auch angeboten. Obwohl in Alberts Familie keine direkten Bezugspunkte zum Werk bestanden, wurde doch im Verwandtschafts- und Bekanntenkreis über die *Fabrik* geredet. *Ja, halt die Nachbarschaft, arbeiten viele Leute da, relativ viele Leute da. Von denen hat man natürlich viel gehört, mein Patenonkel arbeitet da oder hat da gearbeitet. So hat man natürlich schon viel mitbekommen, hat man viel gehört.* Das Interesse an diesen Geschichten vom Werk ist schon früh grundgelegt worden. Schon immer gehörten die Doppeltürme von *Enka* zum vertrauten Bild des Dorfes. Bereits im Kindesalter zeichnete sich eine enge Vertrautheit ab, die bis zum heutigen Tag Bestand hat. *Ich bin mit denen hier groß geworden, mit den Türmen. (...) Das sind meine Enka-Türme, sag ich jetzt mal, da hab ich drumherum gespielt, da bin ich halt viele, viele Jahre hingefahren, immer drauf zu gefahren. (...) Also, ich hab auch vorher schon, bevor ich gearbeitet hab, bevor ich die Lehre da gemacht hab, war das immer schon ein Fixierpunkt, ein Orientierungspunkt. Wenn wir vom Sport zurück kamen als Schüler und: „Da sind die Türme, da geht es hin!“* Im Bedürfnis sich Orientierungspunkte anzueignen, sieht Albert ein grundlegendes menschliches Bedürfnis gegeben. *Ich denk mal so, wie man früher halt, ganz früher, geschaut hat, wo der Baum, wo meine Höhle ist, sag ich mal, daß man so seine Orientierungspunkte hatte.* Und diese Türme gehören zu seiner Geschichte, das Sichtbare übersteigend, bezeugen Heimat und Verwurzelung. *Das verbinde ich schon mit den Türmen, weil die Türme, die waren vor mir da. Ich bin halt dazu geboren worden, sag ich mal, zu diesen Türmen und die strahlen noch irgendwas von Heimat aus, von Beständigkeit, weil die gibt es ja schon seit zig Jahren. Also, ich kenne es nicht anders, als mit diesen Türmen.* Für Albert weisen diese Bauwerke über ihren denotativen Wert weit hinaus. In einer konnotativen Gleichsetzung wird persönliche Lebensgeschichte - im subjektiven Erleben - an die Türme von Oberbruch geknüpft. Auf einer weiteren Ebene angelegt, ist eine Gruppenzugehörigkeit zum Werk, zum Ort der Arbeit, vermittelt über dieses räumlich-dingliche Korrelat bei Albert zu vermuten.

Das Werk und der Wohnort bildeten offenbar schon früh eine Vorstellungseinheit aus. *Die Nähe und alles .. auch die Vertrautheit, wie zum Beispiel jeden Samstag um Punkt zwölf Uhr, daß da Dampf abgelassen wird, das weiß man. Dann pfeift es um zwölf Uhr und dann ist das so und dann: „Aha, es ist zwölf Uhr!“ Das ist halt einmal in der Woche, das kennt man halt.*

Vielleicht spielte ein wenig Bequemlichkeit mit als Albert sich mit dem Zeugnis der Mittleren Reife in der Fabrik bewarb; mit Sicherheit hat die enge Vertrautheit mit dem Werkskomplex, die Nähe und der Wunsch zu dieser Familie der Werktätigen dazuzugehören, eine gewichtige Rolle bei der Bewerbungsentscheidung eingenommen. *Ich sag mal, ein Wunsch war halt da auch die Nähe, daß es im Ort ist, daß man nicht sich an andere Orte orientieren muß oder sich an einen neuen Ort gewöhnen muß. Ich hab auch nur eine Bewerbung geschrieben, die ging dahin. Hatte ein bißchen Glück, da genommen zu werden. Nicht nur das Glück war ausschlaggebend, auch seine Leistung stimmte. 52 Ausbildungsstellen auf gut 700 Bewerbungen, in den verschiedenen Bereichen jetzt, Büro oder sonst irgendwo. Also waren sehr viele Bewerbungen. Ja, das zeigte einem eigentlich, daß sehr viel Interesse da war, ausgebildet zu werden, obwohl sehr viele andere Firmen hier ausbilden, aber es wollten eigentlich alle erstmal da hin. Die Ausbildung war anspruchsvoll und qualitativ auf hohem Niveau. Albert ist der Überzeugung, eine gute Ausbildung erhalten zu haben, wie sie heute nicht mehr angeboten wird. Bin immer noch zufrieden. Ich hab halt die gute Ausbildung noch genießen können, die heutzutage auch nicht mehr so ist, aufgrund der Rationalisierung im Ausbildungsbereich, ist kein Werkunterricht mehr, den wir noch haben genießen können. Sagen wir mal, ich hätte die Prüfung genauso abgeschlossen ohne Berufsschule. Berufsschule war ein Witz, weil wir wurden im Werkunterricht wesentlich mehr gefordert, als in der Berufsschule nachher. Das ist heute nicht mehr. Das habe ich auf jeden Fall noch, diesen Vorteil. Ich arbeite im feinmechanischen Bereich, ich hab jetzt eine gute Berufserfahrung sammeln können, von daher bin ich nicht traurig, daß ich immer noch da bin.*

• Arbeitsplatzabbau: Das Bild hat sich zum Negativen gewendet

In der Belegerzählung klingen Veränderungen der beruflichen Situation an. Mittlerweile ist vieles anders geworden, der Strukturwandel hat auch das Werk erfaßt. Die gute sichere, alte Zeit ist in Bewegung geraten. *Das Bild hat sich auf jeden Fall zum Negativen gewendet. Allein in der Zeit, wo ich jetzt da bin, sind über 2.000 Arbeitsplätze abgebaut worden. Das zeigt ja schon, wie schwierig die Situation ist, den Arbeitsplatz zu behalten.* Auch Albert fürchtet um seinen Arbeitsplatz: *Als Stahlkord zugemacht werden mußte, da wurden fast 700 Arbeitsplätze abgebaut oder wurde halt von heute auf morgen zugemacht bzw. umstrukturiert. Da hab ich auch gemerkt: „Auh, uns kann’s auch ans Leder gehen!“ (...) Sagen wir mal, die Angst, die hatte jeder, daß es einen mal erwischen könnte. Ich mein, die Angst haben wir heute noch. Die Angst, die hat man immer! Vor allen Dingen auch, momentan ist es schwierig, ist im Werk nicht so extrem schwierig, wie es damals war, aber die Stimmung ist seitdem eher gedrückt.* Diese Veränderung der Stimmung hat konkrete Ursachen. Viele Funktionen der Arbeit gestalten sich neu, verkehren sich ins Gegenteil. Der Berufsalltag verlangt keine Individualität mehr, sondern Selbstinstrumentalisierung. Die Zeichen des Wandels sind unübersehbar: *Vor allen Dingen, in dem Gebäude, wo wir früher waren, die ganzen SK-Mitarbeiter, die gingen bei Schichtwechsel vor den Fenstern. Auf einmal kamen die Leute nicht mehr, ne. Da tat sich nichts mehr. Und wenn 700 Mann Schichtwechsel machen, das ist ein Haufen .. und da kommt keiner mehr. Also, das haben wir sehr stark gemerkt bei uns, die Parkplätze brauchten wir nicht mehr. Ich mußte noch teilweise auf einen ganz weit weg gelegenen Parkplatz parken. Jetzt parken wir vor der Haustüre. Und diese Erfahrung, die macht man eigentlich jeden Tag wieder. Ab und zu, dann überlegt man: „Booh, weißt du noch früher, als ‘SK’ noch auf hatte, bis da hinten mußttest du laufen?“ (...) Das fällt mir immer noch mal ein oder halt, die Gebäude stehen leer, bzw. jetzt geht es langsam los, daß wir da die vollen Vermietungen drin haben, daß es jetzt wieder genutzt wird. Aber da steht also, ich sag mal, eine Fläche von zehn, fünfzehn Fußballflächen brach .. von Halle. Tut doch schon weh, wenn man da reinguckt, was da für*

Maschinen gestanden haben, was da für ein Krach drin war. Sobald man reingeht, dann hört man die Maschinen noch teilweise .. immer noch. Der schwere Geruch, der da drin war, den riechst du immer noch (deutliches Luftholen), obwohl sie nicht mehr drin stehen. Aber man merkt's immer noch, man erinnert sich daran, wie es einmal war. Das tut dann weh, in dem Moment. .. Die Leute kannte man ja teilweise schon und die stehen jetzt auf der Straße oder mußten weit weg ziehen. Also, die 700 Einzelschicksale, sag ich mal, die haben mich persönlich auch betroffen gemacht. Ob das ein anderer so empfunden hat, weiß ich nicht. Man redet unter Kollegen offenbar wenig über die eigenen Ängste, den Arbeitsplatz zu verlieren. Auch während der Arbeitszeit ist die Kommunikation seltener und distanzierter geworden, weil die Arbeit zunehmend verdichtet worden ist. Gespräche über private Themen sind verpönt. Die Bedrohung durch Arbeitslosigkeit betrifft viele, aber sie wird individuell wahrgenommen und verarbeitet. Auf Dauer ist diese ungewisse Situation zermürbend. Denn nicht nur Albert erlebt in seinen beruflichen Bezügen sich selbst im Einklang mit seiner Geschlechterrolle, in der er das zu erfüllen sucht, was traditionell von ihm erwartet wird. Dieser identitätsstiftende Zusammenhang droht sich aufzulösen, ein Ereignis, das einer persönlichen Niederlage gleichkommt. Mit dem Verlust der Arbeitsstelle werden Status, Selbstwertgefühl und Identität neu bestimmt. Jeder bewältigt seine Last in eigener Regie, nach eigenem Vermögen. Aus dieser Sprachlosigkeit motiviert, versichert sich Albert über optische Signale seiner tätigen Existenz.

- *Schicksalsgemeinschaft - Albert und „seine“ Türme: Solange die Dinger qualmen, kann ich arbeiten gehen!*

Die Türme, halt .. Wahrzeichen von Oberbruch, die siehst du eigentlich von allen Seiten, die hab ich mir heute noch bestimmt fünf mal angeguckt, alleine, um zu sehen, wie der Wind steht von Hückelhoven aus. Ja, da ist halt mein Job, solange die Dinger qualmen, kann ich arbeiten gehen. In Alberts Ausführungen tauchen die Enka-Türme häufig und in verschiedenen Zusammenhängen auf. Er bezeichnet die Essen als Wahrzeichen, also als ein Zeichen, das Auf-

merksamkeit abverlangt. Indem er diese exponierte Stellung der Symbole auf einen bestimmten Ort - nämlich Oberbruch - beschränkt, ist gleichzeitig eine Rahmensetzung der Wirkmächtigkeit getroffen. Damit wird ebenso ihr öffentlicher Charakter manifest. Beide Ebenen scheinen miteinander verbunden, diesen Mechanismus gilt es zu hinterfragen. Wenn die Türme dem Erzählenden von allen Seiten sichtbar sind, dann wird in erster Linie auf ihre Funktion als Orientierungspunkt abgehoben. Über dieses physiognomische Kennzeichen hinaus eröffnet sich ein Feld persönlicher Erfahrungen. Wie erwähnt, ist Albert im Schatten der Türme aufgewachsen. Seine biographische Entwicklung ist eng mit dem Wahrzeichen verbunden. Erste Berührungspunkte sind als Kind im nahen Spiel entstanden, später bezeichnen sie aus der Ferne den Heimatort und jetzt sind sie Zeichen des Arbeitsplatzes. Er kennt sie von allen Seiten - ein inneres Bild der Türme ist über Jahre in ihm entstanden. Die enge Beziehung ist vielschichtig dimensioniert, sie reicht von visuellen Wahrnehmungen bis zu existentiellen Verknüpfungen. Die Kohärenz der räumlichen Nähe ist jedoch durchbrochen. Albert ist weggezogen, kann, wenn er die Türme aus dem Fenster seiner Wohnung betrachtet, sich vergewissern, woher der Wind weht. Eine Veränderung hat stattgefunden, weitere Veränderungen sind möglich. Diesmal könnte es sein, daß der gewohnte Anblick der Schlote sich ändert, daß sie keinen Rauch mehr ablassen, dann wäre sein Arbeitsplatz in Gefahr. Sinnlich erfahrbar ist dieser Zusammenhang über optische Signale. Diese Reduktion des Strukturwandels auf eine unmittelbare Gleichsetzung zeugt von symbolischer Verbundenheit mit diesen *Wahrzeichen*. In Zeiten der Unsicherheit, der unterschiedlichen Meinungen gibt es eine gesicherte Wahrheit - den Rauch der Türme. In dieser Vergewisserung zeigen sich Analogien zum Orakel. Die Türme sind allein 'wahr', subjektive Einflußmöglichkeiten werden gering eingestuft. Schon einmal waren sie als Spiegel der Krise in Erscheinung getreten. Damals hatte ein Erdbeben das Heinsberger Land erschüttert. Die eruptive Kraft beschädigte die hohen Türme. *Und hier die Oberbrucher Wahrzeichen, da guck ich gezielt hin, ganz gezielt hin. Da sahen wir auch, daß sie schief sind, nach dem Erdbeben: „Uuuuh, ob die noch halten?“ Nach dem Richten,*

wie die von Tag zu Tag gerader wurden oder diese Halteringe, die die übergezogen haben, daß da vorher wesentlich weniger Ringe waren .. also das sehe ich schon. Sorge steckt zwischen den Zeilen, Albert begutachtete den Instandsetzungsprozeß aufmerksam.

Aus dieser Bindung heraus ist nachzuvollziehen, daß er eine Übertragung vollzieht, wenn er sich weigert, die Zukunft der Zeche in seinem Wohnort mit dem Werk in Oberbruch in Beziehung zu setzen. Die dortige Entwicklung wirft einen dunklen Schatten auf die eigene berufliche Situation. Der Zechenabbau in Hückelhoven provoziert die Frage, ob es dem Werk in Oberbruch ähnlich ergehen wird. Daher ist erklärlich, daß er wegschaut, die Demontage der Zechengebäude selektiv wahrnimmt. Das ist seine Sache nicht. Er richtet seinen Blick mehrmals am Tag gen Oberbruch, dort ist sein Bezugspunkt. Dorthin orientiert er sich, da hat er gelebt, dort befindet sich sein Arbeitsplatz, dort wird über seine berufliche Zukunft entschieden.

• *Gegensteuern - berufliche Qualifizierung versus Bleibeorientierung?*

Doch die passive Beobachterrolle, die fatalistische Züge trägt, mißfällt Albert. Deshalb hatte er sich vorgenommen, sich im Bereich Mechanik weiterbilden zu lassen. Er reagierte mit dieser Entscheidung auf den Imperativ des Wandels: sei flexibel, richte dich nicht fest auf einen Arbeitsbereich ein! *Als ich angefangen hab mit der Lehre, da sagte unser Ausbilder: „Es wird viel verlangt von Ihnen im Leben vor allen Dingen Flexibilität. Flexibilität heißt nicht Dehnbarkeit der Knochen, sondern fünf Jahre lang in Oberbruch arbeiten, sieben Jahre zum Beispiel in Hamburg arbeiten und dann vielleicht nach München ziehen.“ Also das hat er uns schon 1986 gesagt und diese Flexibilität wird eigentlich immer mehr verlangt und die hat sicherlich eine Altersfrage. (...) Daß natürlich ein Alteingesessener, der sich hier ein Haus gekauft hat usw., daß der nicht weg will, ist klar, ist verständlich. Aber deswegen werden wir auch mit Hauskauf, Hausbau oder sonst irgendwas solange warten, bis das mit der Schule abgeschlossen ist und eventuell dann ein Job da sein sollte und dann kann man immer noch da, wo man eine Arbeitsstelle bekommen hat, immer noch diese*

Schritte machen. Arbeitsplatz und Wohnort werden von Albert in eine Verbindung gebracht. Die Arbeitsstelle bestimmt den Wohnort. Mit dieser Entscheidung sind die Belange des Paares grundsätzlich betroffen. Natürlich hat sich Albert mit seiner Frau besprochen. Maria hat ihrem Mann seit langem schon als Beraterin zur Seite gestanden. *Ich erzähl sehr viel von der Arbeit meiner Frau. Ich weiß auch, daß sie viele Sachen .. nicht versteht, weil es halt Fachsimpeleien sind. Aber ich brauche das halt auch so ein bißchen, um einen Ausgleich zu bekommen, was sich so aufstaut im Laufe des Tages, das muß ich noch mal Revue passieren lassen und dann mach ich mir dann auch noch mal nachträglich Gedanken darüber und dann komm ich dann auch meistens, wenn ich Probleme hatte auf der Arbeit, dann auch zu einer Lösung oder ich verdaue das Ganze oder ich verarbeite das noch mal, was am Tag gewesen ist. (...)* Also, das mache ich sehr viel .. und das ist mir auch sehr wichtig. Alleine meine Frau oder meine Lebenspartnerin in meine Arbeit einzubeziehen, in mein Leben mit einzubeziehen, damit sie auch weiß, was mich interessiert oder was mich belastet. Einzige Expertin für die beruflichen Alltagsprobleme des Mannes ist oft genug die eigene Ehefrau. Daß Maria für die Reproduktion der Arbeitskraft ihres Mannes zuständig wurde, ist keine private Übereinkunft, sondern Ausdruck objektiver Verhältnisse in der Arbeitswelt. Damit wird die räumliche Trennung der Sphären in Arbeits- und Privatbereich durchbrochen. Die Arbeitswelt greift in den Wohnbereich über, kompliziert die Gestaltung eines vielschichtigen, in der Realität eben nicht quantifizierbaren Prozesses - des privaten Lebens. Albert, wie viele seiner Kollegen auch, definiert sich über seine Funktion im Arbeitsbereich, jenseits von Haushalt und Privatleben. Auch aus diesem Grund konzentriert sich Albert auf den Beruf - auf 'richtige' Arbeit mit einem klaren Ziel und einer gesicherten Gegenwart. Diese Gewißheit zerbricht. Die klassische berufliche Laufbahn (Ausbildungsstelle, fester Arbeitsplatz, beruflicher Aufstieg) ist von Auflösungstendenzen erfaßt. Diese Entwicklung ist Albert transparent geworden und er reagiert entsprechend, indem er versucht, sich Freiräume zu verschaffen. Er ergreift die Initiative, will sich beruflich fortbilden, um seine Marktchancen zu erhöhen. Zugleich überträgt

sich diese Ungewißheit auf die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft, Albert kann nicht nur selbstbezogen agieren. Diesen Zusammenhang gilt es zu berücksichtigen: *Ja, ich sag mal, im Grunde bin ich .. recht offen. Wäre natürlich schön, wenn man da (im AKZO-Werk, A.F.) unterkommen könnte (mit einer zukünftigen beruflichen Qualifikation, A.F.). Aber .. auch in Absprache mit meiner Frau, bevor ich die Anmeldung abgegeben habe, hab ich auch gesagt: „Wenn ich mal mit der Schule fertig sein sollte und ich sollte hier keinen Job bekommen, müssen wir beide bereit sein, hier wegzugehen.“ Dann auch weiter wegzugehen, den Schritt müssen wir machen, sonst sind das vier verlorene Jahre. Da würde ich den Aufwand nicht betreiben wollen, wenn ich nachher die ‘Früchte’ nicht auch ernten wollte. Und da sind wir beide auch bereit, ich muß natürlich bereit sein dazu, sonst bräuchte ich da gar nicht hinzugehen, die drei mal in der Woche. Soweit spricht die Vernunft aus Albert, das strategische Kalkül. Zumindest eine Option wird erschlossen, sich aus eigener Kraft der Misere entgegenzustellen, nicht passiv und hilflos den Gang der Dinge abzuwarten. Dennoch existiert der heimliche Wunsch, doch noch bleiben zu können: Wenn ich nicht wirklich Glück haben sollte, dann gehen wir weg, dann müssen wir .. weggehen. Schließlich möchte er nicht als höherqualifizierter Mann dann hier irgendwie eine normal qualifizierte Tätigkeit tun, dafür würde ich mir jetzt den Streß nicht machen. Das Glück liegt im Nahen, aber die Träume erfüllen sich in der Ferne. Wenn ich nicht weg brauche, bleibe ich hier. Also, ich hab natürlich Ziele mit meiner Frau. Wenn ich die hier nicht verwirklichen kann, dann gehe ich weg. Wenn ich die hier verwirklichen kann, bleibe ich .. hier. Also, ich hab nicht diesen Trieb, weg zu müssen, da würde ich lieber hier bleiben, weil ich hier halt alles kenne. Ich würde am allerliebsten sogar im Werk bleiben, weil Vertrautheit ist da, die Struktur kennt man usw. Wenn es nicht geht, dann ist mir das auch egal, relativ egal, sag ich mal, die Heimat zu verlassen. Dann muß ich mir halt irgendwo anders eine neue Heimat suchen, wird wohl nie so werden, wie es hier ist, aber man muß sich ein neues Umfeld schaffen, wo man dann seine Lebensziele und seine Träume verwirklichen kann. (...) Die eigene Entfaltung steht für mich im Vordergrund und dann die*

Heimatverbundenheit steht dann dahinter. Also erst mal sich selbst verwirklichen, ob es dann in Heimatnähe ist oder nicht, spielt nur zweitrangig eine Rolle.

• *Eine neue Heimat?*

Gemäß dieser Pragmatik ist Albert in seiner Planung der Zeit weit voraus, er projiziert - in vermeintlich optimistischer Manier - seinen Aufstieg und entwickelt gedankenexperimentell Szenarien der nahen und mittleren Zukunft, gibt sich flexibel und ortsungebunden. Deshalb sei ein Ortswechsel nötig, *weil andere Industriegebiete bieten mehr Möglichkeiten und ich persönlich hab den Gedanken schon mehr oder weniger ausgedacht. Wohin .. bleibt abzuwarten. 'Fühler' überall hin ausstrecken, aber dann über Zeitungen, andere Zeitungen mal abonnieren, andere Gegenden (heftiges Luftholen) und dann die beste (Arbeitsstelle, A.F.) vielleicht raussuchen. Es gibt viele schöne Flecken in Deutschland, wo man auch sicherlich nicht allzu weit zu den Industriezentren fahren muß.* Also, der Ortswechsel erscheint als mögliche Variante. Aber die hervorgehobene Flexibilität erfährt eine Rahmensetzung. Neben vielem Unbestimmten, scheint es eine feste Orientierung zu geben. Er will nicht in eine größere Stadt ziehen. Der neue Wohnort muß die gewohnten und liebgewonnenen landschaftlichen Qualitäten aufweisen. Ein schöner Flecken soll es sein. Dieser Anspruch wird (noch) aufrechterhalten. Stadtleben ist kein erstrebenswertes Ziel: *Also, eine Stadt ist mir viel zu steril, viel zu unpersönlich. Ich bin anonym, der über mir wohnt, der kennt mich nicht, der unter mir wohnt, der kennt mich auch nicht. Und in so einem relativ kleinen Ort, da kennt man doch noch die Leute, auch mit Namen und nicht nur: „Ach ja, ich glaub, der wohnt drei oder vier Etagen über mir.“ Oder: „Der wohnt drei Häuser weiter.“ Und man kennt sich nicht mehr. Das ist ein sehr großer Grund, warum ich auch nicht in der Stadt wohnen wollte.* Mit diesen Reminiszenzen an die Räume der Kindheit und Jugend, stellt sich unwillkürlich die Frage nach dem, was im Falle einer Ortsveränderung aufgegeben werden muß. Denn ein Neuanfang bedeutet immer auch Abschied nehmen. In jedem Aufbruch liegt nicht nur die

Traurigkeit des Abschieds, sondern auch der Gedanke an die Wiederkehr. Was wird Albert aus heutiger Anschauung vermissen? Was wird schwierig werden? *Ja, natürlich die Familie, also jetzt hier, Mutter, Vater, Geschwister, beide Seiten natürlich, unsere Freunde und dann ganz von vorne anfangen, das ist natürlich schon unangenehm, beunruhigend. Also, da hab ich schon ein bißchen .. Muffensausen vor. Wenn wir dann wirklich auch mit einer anderen Sprache, zwar auch deutsch alles, aber ein anderer Akzent, dann ist man wirklich ganz der Zugezogene. Jetzt sag ich mal: „Ja, ich komm zwar von der anderen Seite der Rur, aber man ist doch irgendwo ein Heinsberger. Aber dann .. ist man halt der da hinten. Der kommt von ganz weit weg!“ Und dann hab ich mit diesen Problemen zu tun, mit denen die Leute zu kämpfen haben oder hatten, die nach hier gezogen sind, aufgrund der Arbeitsplatzsituation. Das sind natürlich schon Widerstände, die ich jetzt auch schon ab und zu mal spüre, so im Bauch, wenn ich darüber nachdenke, dann .. hab ich so ein Kribbeln und denk: „Na ja, aber sind andere auch durchgekommen, warum sollen wir das nicht schaffen?“ Dann denk ich auch, im ersten Augenblick hab ich so ein Kribbeln, im zweiten Augenblick dann: „Kopf nach vorne, Augen zu und durch“ und noch ist es nicht soweit. Aber .. halt die Wahrscheinlichkeit ist da und ist groß. Ich denk, eher über 50 Prozent, von daher muß man sich früh mit dem Gedanken auseinandersetzen, je früher, je besser eigentlich. Verlustangst, als emotionaler Widerstand, stellt sich den Kopfgeburten der Ratio entgegen. Auf der anderen Seite aber lockt die Selbstverwirklichung in der Weltaneignung, der Stimulus des freien, mobilen Mannes, der seine seßhafte Frau aus der bloßen Alltagsexistenz errettet. Diese narzißtisch überhöhte Vorstellung ist lediglich als verschwommenes Bild vorhanden. Noch klingt es wie ein ‘Pfeifen im dunklen Wald’, wenn er vernünftig argumentiert dahingehend, wie es gelingen soll, die vorweggenommenen sozialen und räumlichen Widerstände erträglich zu gestalten. Identitätssuche in der Ferne, als Prozeß mit open end. *Ja, daß man sich dann vielleicht auch schon früher ein bißchen vorbereiten kann .. innerlich. Daß man sich auch klar macht, das wird nicht einfach und nicht dann denkt: „Jetzt komm ich! Das wird schon klappen.“ Sondern auch die Schwierigkeiten**

im Auge hat und nicht dann irgendwie böse überrascht wird, daß man schon Vorbereitungen trifft.

• Die „Verschlafenheit“ des Heinsberger Raumes

Bei aller erhofften Planbarkeit oder eben der Unmöglichkeit einer realistischen Prognose, knüpft Albert an diejenigen Erfahrungen an, die ihm abrufbar und präsent sind. Ihm steht der Erfahrungshintergrund seines Umzuges nach Hückelhoven zur Verfügung. Hier hat er sich deplaziert erlebt, an einen Ort versetzt, der ihm Oberbruch nicht ersetzen konnte. Diese Ambivalenz zwischen Heimatort und Wohnort ist bislang nicht aufgehoben. Es schwingt unverkennbar Stolz mit, wenn Albert ausführt: *Das Dorf .. ich kann mich noch erinnern, daß wir ein Rathaus hatten. Da war ich also auch ein bißchen sauer, als das dann weggemacht worden ist, daß das dann nach Heinsberg verlagert worden ist. Hab ich auch nie so richtig verstanden. Da waren wir noch wer! Da hatten wir eine eigene Verwaltung und konnten sagen 'wir Oberbrucher.'* Jetzt sind wir nur ein Stadtteil von Heinsberg. Dieses wir ist symptomatisch für Alberts Situation, es gehört zu einer vergangenen Zeit, deren Glanz in retrospektiver Verklärung heute um so heller zu leuchten scheint. Ein Glanz, der längst von düsteren Wolken verschluckt worden ist. Der Strukturwandel hat Veränderungen gebracht, die irreversible Tatsachen geschaffen haben. Eine Tendenz, die bei Albert den Eindruck einer sterbenden Region entstehen läßt. Er beschreibt sein Bild in dunklen Tönen. *Ich sehe, daß hier noch gebaut wird, daß allerdings auch .. jetzt auf den Arbeitsplatz bezogen, hier geschlafen worden ist, jahrelang. Den Preis müssen wir jetzt zahlen, siehe Zeche und so weiter. Es gibt sehr wenige neue Stellen. Die Stellen, die geschaffen worden sind, sind .. mehr für Auswärtige, nicht für Hiesige, sind hochqualifizierte Stellen, Siemens in Wildenrath.* Sein Resümee lautet daher: *Der allgemeine Eindruck wäre wohl eher pessimistisch .. auf alle Fälle. Wie eben schon angesprochen, halt mit diesen industriellen Entwicklungen hier, mit Infrastruktur, Firmen müssen schließen - große Firmen, international anerkannte Firmen müssen hier schließen. Wir haben's schwer, alleine in der Zeit, wo ich jetzt schon in dem*

‘Laden’ bin, haben wir über 2.000 Mitarbeiter weniger (prustet). Also, ich denk eher pessimistisch. (...) Also, deswegen (der) Gedanke, falls ich meine Schulung gemacht habe, hier weg zu gehen, der ist eigentlich schon, mehr oder weniger, ausgedacht. Es bleibt - aus logischen Erwägungen heraus - die Option, sich womöglich noch weiter von Oberbruch zu entfernen, entgegen den emotionalen Bindungen. Ein entscheidendes Kriterium dabei ist, daß Albert zwischen einer regionalen und einer persönlichen Zukunft differenziert. Während er skeptisch und kritisch auf regionale, ökonomische Entwicklungstrends reagiert, werden persönliche Zukunftsaussichten eher positiv bewertet. Diese Diskrepanz zwischen allgemeiner und persönlicher Zukunftseinschätzung läßt sich interpretieren als Indiz für eine Spannung zwischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und individuellen Überlebensstrategien. Auf die Wahrnehmung sich verschärfender struktureller Lebensbedingungen reagiert Albert mit einer größeren Anstrengungsbereitschaft, mit der Bereitschaft, sich nötigenfalls neu zu verorten. Der neue Ort liegt da draußen irgendwo in der Ferne.

• A 46 - „Freiheit, der Weg nach draußen!“

Der Weg nach *draußen* führt zunächst über die neu ausgebaute A 46, deren Bedeutung für Albert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. *Unsere Autobahn, der Weg nach draußen, sag ich mal, von dieser relativ strukturschwachen Gegend hier. Ich will jetzt nicht sagen, der Weg in die Freiheit, sondern der Weg zu anderen Berufen, zu anderen Regionen. Der Anschluß an die Außenwelt, sag ich mal, oder an die Welt, weil ich komm mir hier ein bißchen .. außenweltlerhaft vor. Außenweltlich kommt mir das Ganze hier vor, wir sind also sehr weit außen weg und das ist jetzt eigentlich so die Anbindung an das große Leben, sag ich mal, daß man da weg kann, weg muß eventuell. Das ist halt ein Symbol auch für die Freiheit, daß man halt jederzeit weg kann, wenn man weg will.* Die Option der Ferne wird erreichbar, erweitert den Horizont und eröffnet neue Orientierungen. Die Metapher des ‘Weges nach draußen’ impliziert einen Befreiungsaspekt aus dem endogenen Raum, dessen Binnenstruktur Albert als desolat empfindet, wenn es um die Realisation engagierter

Zielsetzungen geht. *Mehr Möglichkeiten, ob beruflich, ob privat. Jetzt auch mit der Schule, brauche ich sie halt oft, wo ja schon diese Möglichkeit jetzt durch die Autobahn noch besser gegeben ist, aber mehr nach draußen, nicht zurück.* Albert kann auf diesem Wege seinen Aktionsradius erweitern, vermag nunmehr seine Arbeitsuche auf die Zentren Köln und Düsseldorf auszudehnen, ohne wegziehen zu müssen. Gleichzeitig wird eine Hoffnung deutlich, die individuelle Bedürfnisse oder besser Sehnsüchte - welcher Art auch immer - zu erfüllen verspricht. Die Bedeutung der Autobahn als Medium zur Überwindung des Raumwiderstandes setzt zentrifugale Bewegungen frei, die aus der Region weg führen. *„Freiheit!“, dachte ich, „Highway oder sowas .. und tschüs auf deutsch.“ Daß du halt drauf fährst und solange Sprit im Tank ist, könntest du fahren und fahren und fahren, immer weiter weg. .. Allerdings auch der schnelle Weg nach Hause, dann wieder zurück, aber in erster Linie der Weg nach draußen.* Der Weg zu einer neuen Identität zeichnet sich ab. Freiheit nutzen bedeutet Autonomiegewinn. Dieses Freiheitsversprechen der Ferne verkörpert den optionalen Gewinn der Welt und die Artikulierung des Raumes im Sinne einer Öffnung, verbunden mit der typisch männlichen Projektion des Ichs nach Außen und in die Zukunft.

4.2.1.1.3. Resümee

Albert kennzeichnet eine ausgeprägte sozialräumliche Verbundenheit zu seinem Geburtsort (Heimatort). Eine Qualität, die beispielsweise im Wohnen bei den Eltern bis zum 24. Lebensjahr Ausdruck findet. So hebt er insbesondere die Bedeutung seines Zimmers als persönliches Refugium hervor. Dort hat er Wohnen gelernt. Aber auch in einer bodenständigen Orientierung an räumlichen Merkmalen des Dorfes (Erkundungsbereich der Kindheit, Fabrik, Rathaus) zeigt sich die Entwicklung einer Identität, die im stark strukturierenden familiären und dörflichen Milieu zu Hause ist.

Die erste eigene Wohnung wurde zusammen mit seiner Partnerin Maria in Hückelhoven eingerichtet. Raumwahrnehmung fand in dieser Phase differenziert statt: Während die Wohnung als Zentrum der Lebenswelt eine hohe Identifikation erfährt, spaltet sich das Umfeld in positive und negative Elemente auf. Naturräumliche Bezüge werden positiv konnotiert, Spezifisches des Wohnortes (Zechenanlage, Fördertürme etc.) stößt bei Albert tendenziell auf Ablehnung. Der Bezugsort ist und bleibt Oberbruch, diese Verwurzelung durchzieht die Bereiche Herkunft und Arbeitsplatz. Eine Selbstlokalisierung, die jedoch auf dem Spiel steht.

Erst die Chance oder die Bedrohung den Arbeitsplatz aufzugeben, und der damit verbundene Verlust von sozialer und räumlicher Lebenssicherheit, eröffnet das 'Spiel' mit verschiedenen projektiven Selbstentwürfen, die gedankenexperimentell antizipiert werden. In dieser Situation ist ein Vorgriff auf Zukünftiges an Übereinkünfte im gemeinsamen Lebensentwurf gebunden. Angesiedelt zwischen erkenntnis-logischen und affekt-logischen Deutungsmustern wird Zukunftsplanung formal an Arbeitsplatzoptionen geknüpft. Albert ist entschlossen, sich mit der Modernität - verstanden als Schicksal - auseinanderzusetzen. Hoffnungen auf ein authentisches Leben scheinen damit in sich zusammenzufallen: Identitätsarbeit gerät zum Willensakt!

Auf einer tiefer liegenden Ebene entfaltet sich die zu bewältigende Problemstellung im Wechselverhältnis zwischen biographischer Offenheit und den strukturierenden Vorgaben der Geschlossenheit im engen sozialräumlichen Kontext der *Heimat*. Im Heimatempfinden Alberts manifestiert sich anschaulich die Verklammerung objektiver Umweltstrukturen mit subjektiven Erlebnissen. Diese Sammlung von Erfahrungen zur Gewinnung von Identität ist in der Regel gemeint, wenn von Heimat gesprochen wird. Die soziale, kulturelle und räumliche Verortung des einzelnen ergibt sich in der Regel durch eine Zeit der Aneignung. Diese Anpassungsphasen hat Albert durchlaufen. So geben die sozialräumlichen Erfahrungen der Kindheit dem bisherigen Leben einen festen Rahmen. Diese Beständigkeit verflüssigt sich. Nunmehr muß er die Erfahrung machen, daß Heimat als eine biographisch durchaus variable (Raum)- Deutung

begriffen werden muß und mitunter nur auf eine Lebensetappe begrenzt bleibt. Deshalb erweist sich die Problemstellung einer möglichen Ortsveränderung als bedeutsamer biographischer Einschnitt. Die Auseinandersetzung mit der Fragestellung wird zum Anlaß für das Bewußtwerden von Bedingungen und Möglichkeiten seiner gegenwärtigen und zukünftigen Lebensgestaltung.

Das Projekt der beruflichen Qualifizierung fordert eine flexible, ungebundene Lebenseinstellung. Die Aufgabe, eine angemessene Einschätzung der eigenen Kompetenzen und Grenzen zu realisieren, prägt die Übergangszeit. Noch bleibt er in der Ambivalenz zwischen Bodenständigkeit und der Freiheit - sprich dem Autonomiegewinn in der Ferne - verhaftet. Die Verlockung besteht in der Identifikation mit dem Leben in der Fremde, mit dem Reiz und Risiko eines solchen Lebens. Im Ausbalancieren dieser Kräfte ist noch keine Auflösung absehbar. Es bedarf hierzu womöglich äußerer Rahmensetzungen, um den 'gordischen Knoten' zu zerschlagen, um in einem befreienden Impuls neue Wege zu eröffnen - Nietzsches aphoristischer Aufforderung nachkommend, 'zu werden, was man ist' am passenden Ort.

4.2.1.2. Petra

Petra ist 23 Jahre alt. Sie absolviert zur Zeit das 'Euregio-Kolleg' in Würselen zur Erlangung der Hochschulreife. Nach Beendigung der 10. Klasse verließ sie - auf Anraten der Schulleitung - das örtliche Gymnasium mit dem Abschluß der 'Mittleren Reife'. Der weiterführende Schulbesuch fand auf einer Privatschule in Mönchengladbach statt, wo sie jedoch an den Abiturprüfungen scheiterte. Die anschließende Ausbildung zur Bäckerin bestand sie demgegenüber glänzend als Innungsbeste und Kammersiegerin im Bereich der Handwerkskammer Aachen. Gleichwohl möchte sie das Abitur ablegen, um gegebenenfalls ihre angedachte universitäre Karriere verfolgen zu können. Das Abitur ist für sie

zum Selbstzweck geworden, der Bedeutung erlangt, allein durch die formelle Bestätigung ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit. *Und wenn ich mein Abitur hab, dann bin ich so ziemlich frei.* Frei, die soziale Architektur des Lebens *danach* mit den Grundelementen Partnerschaft, Kinderwunsch, Beruf, Studium, Entfaltung im Wohnen zu planen. Allerdings äußert Petra Zweifel daran, die Selbstorganisation ihres Lebenslaufes völlig frei und ohne Vorgaben realisieren zu können. *Ich möcht mich da also nicht so direkt festlegen und sagen: „So, mein Leben muß jetzt so nach Schema F, wie ich mir das jetzt vorstelle, ablaufen.“ Weil meistens kommt es sowieso anders, als man denkt.*

Ihre Skepsis wurde bestätigt: Das Intermezzo in der Wohnung des Freundes dauerte nur einige Monate. Auch die Planungen der eigenen Familiengründung wurden zunehmend vage mit den Brüchen in ihrer Partnerschaft. Petra registrierte deutliche und ihrer Meinung nach schwer zu überwindende Widerstände ihres Freundes an ihrem holistischen und esoterischen Lebensmodell, dem sie mehr und mehr entgegenstrebt. Beide trennten sich im Zeitraum der Untersuchung.

Petra lebt seit einigen Monaten wieder bei Ihren Eltern. Herr Sieger ist Frührentner, während seine Frau als Taxifahrerin tätig ist. Petra unterhält insbesondere zu ihrer Mutter eine enge Beziehung. Auch in den Monaten des Zusammenlebens mit ihrem Lebenspartner in eigener Wohnung bestanden intensive Kontakte zu den Eltern. Sie, das Einzelkind, hat sich nach der Trennung als Rückkehrerin im Haus der Eltern wieder eingerichtet. Das Einfamilienhaus der Familie Sieger bei Wassenberg nahe dem Wassenberger Wald gelegen. Es bietet gute Voraussetzungen, ihrer zweiten Passion, einer engen Naturverbundenheit, nachzugehen. Diese Affinität übersteigt schlichte naturräumliche Romantisierungen bei weitem: eingebunden werden religiöse Motive mit dem Bestreben, Gott, Mensch und Natur in Einklang zu bringen. Petra betrachtet sich dem esoterischen Denken, fühlt sich der familiären Tradition des Okkulten verpflichtet. Diese Lebensausrichtung scheint bestimmend zu werden.

Die junge Frau ist vielseitig interessiert: Petra musiziert (Flügel, Gitarre), malt, liest (insbesondere esoterische Literatur), meditiert, heilt, fährt 'off-road' mit

ihrem Geländewagen, beschäftigt sich mit ihrem Hund und vieles mehr. Trotz dieser Fülle von Aktivitäten, ist sie von volleibiger Statur. Sie ist offen, zeitweise überschwenglich und mit dem Vermögen, über sich selber lachen zu können, ausgestattet. Sie verfügt über ein 'Sendebewußtsein', ist bestrebt, ihre Standpunkte engagiert zu vertreten und zu überzeugen. Ihre Erzählungen sind breit und ausführlich, voller Abschweifungen und Wiederanknüpfungen angelegt, durch schwer entwirrbare Reihenfolgen und Zeitsprünge vorwärts und rückwärts verwickelt.

Zusammengefaßt ist sie ein aktiver Mensch, der - mit der erforderlichen Neugierde und Lebensenergie ausgestattet - das Projekt des postmodernen Lebens zu meistern scheint.

4.2.1.2.1. Verwurzelte sein und magischer Kosmos
--

• Orte und Erinnerungsbilder der Kindheit begründen heimatliche Zugehörigkeit

Petra erinnert sich idealisierend an die frühe Kindheit, bemüht in ihren kurzen Belegerzählungen dorfromantisierende Genres und gerät in eine Damals-war-die-Welt-noch-in-Ordnung-Stimmung. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf am Schwalmufer, von Wäldern umgeben, wurde das Kind Petra mit dem überschaubaren, sozialräumlichen Rahmen einer idyllischen Landschaft im Naturpark „Schwalm-Nette“ vertraut. Zu ihrer Kindheit gehört diese Vertrautheit mit dieser kleinen Welt; eine Bezogenheit, die sich zu einer basalen Lebenskonstante entwickelt hat. *Meine Heimat wird immer Wegberg bleiben. (...) Ab und zu fahre ich dann schon mal durch Wegberg, dann denk ich: „Ja, guck mal, hier bist du groß geworden. Hier hast du gespielt, hier hat der und der gewohnt.“ Das sind einfach tolle Erinnerungen und .. ich bin froh, daß ich diese Erinnerungen habe.*

Petra geht mit mir die Straße hinunter, bleibt vor dem Haus ihrer Kindheit und frühen Jugendzeit stehen. *Und hier verbinde ich halt nun sehr viele Erinnerun-*

gen mit. Meine ganze Kindheit, ich hab über zwanzig Jahre hier gewohnt, das ist schon eine Menge. .. Ja, es hat sich natürlich viel geändert hier an dem Haus. Ist viel dran umgebaut worden, aber so die Grundzüge sind noch erhalten geblieben. Und zwar, mein Kinderzimmer waren die beiden rechten Fenster von dem weißen Haus. Und ja, dieser Anbau, der links zu sehen ist, das war vorher unser Lebensmittelgeschäft. Wir hatten da so einen kleinen Laden drin. Ich kann mich noch dran erinnern, obwohl ich da noch sehr klein war, als wir den zugemacht haben. Weiß ich aber noch so einige Sachen. Ich glaub, ich war zweieinhalb oder so, als meine Eltern den zugemacht haben. Es war eine schöne Zeit, darum weiß ich das auch noch. Ich denk, daß es daher auch noch irgendwo verborgen ist, dieses .. Kaufmännische.

Das ist eine alte Mühle .. hier sind noch die alten Mühlräder. Und hier sind wir an der Schwalm. Hier hab ich als kleines Kind immer gespielt. Ich weiß noch, durch diese kleine Rinne bin ich mit dem Fahrrad gefahren. Und dann sagte meine Mutter immer: „Aber Kind, fahr nicht so weit, sonst liegst du im Fluß drin!“ Ja, und bin hier durch den Bach gewatet soweit es ging. Dann hatten wir uns hinten im Dickicht versteckt, hatten dann irgendwelche ‘Schätze’ vergraben, alte Kochtöpfe, die wir hier rausgezogen .. haben wir dann Matschsuppe drin gemacht. Aber das sind hier so Erinnerungen, wenn ich so zurückgucke, das ist schon klasse. Mein erstes selbstgebasteltes Flugzeug ist hier drin versunken. Haben wir denn versucht, es an der anderen Seite rauszufischen. Es waren meistens ältere Kinder da, die mit so Babies nicht spielen wollten.

Hier haben wir immer ‘Tarzan’ gespielt. Und ich muß sagen, der eine Ast, da haben wir uns früher immer hin und her gehangelt. Das hat sich hier also durch die Generationen so gehalten, sonst wäre der Ast nicht so tief (lacht). Das war immer schön hier zu spielen, hier auf dem Berg rum zu klettern und so. Wer am schnellsten den Berg hoch und wieder runter ist und wer sich am besten an den Wurzeln raufhängeln kann. Man sieht also genau, wo die Kinder gespielt haben. Hier ist alles runter gerutscht, das ist von Natur nicht so.

• Die prägende Kraft der frühen Erfahrung - Erdverbundenheit und Verwurzelung

Ja, vielleicht ist das so ein typisches Zeichen, hier so meine Erdverbundenheit .. mit den Wurzeln. Das hab ich nicht vergessen. Ja, dieses Verwurzeltsein mit der Erde.. Vielleicht, weil auch hier meine Wurzeln liegen, sag ich jetzt mal. Man hat das doch irgendwo immer im Hinterkopf, wo man herkommt.

In diesen Aussagen konturiert sich Petras Lebensthema deutlich heraus. Sie verortet sich dem ländlichen Raum zugehörig, hat hier ihre *Wurzeln* gebildet. Wurzeln bedingen eine radikale Bodenständigkeit, verhindern Mobilität und setzen damit dem Lebensbereich Grenzen. Auf der anderen Seite verfestigt sich ein Wissen darüber, wo man hingehört - Sicherheit entsteht. Diese Erfahrung befähigt dazu, den eigenen Standort zu erkennen, Kohärenz zu empfinden. Eine Dichotomie nimmt Gestalt an, die dem Prozeß der Individualisierung des modernen Menschen, überschaubare, räumliche Strukturen im Traditionellen gegenüberstellt. In dieser Polarisierung positioniert sich Petra der traditionellen, naturnahen Raumstruktur zugehörig und expliziert ihren Lebensplan über diese Standortbestimmung. Rollenanweisungen werden entsprechend aus der vormodernen Gesellschaft entlehnt, daraus folgt eine geringe soziale und räumliche Mobilität. Man wird innerhalb eines bestimmten Standes und an einem bestimmten Ort geboren und kann sich im allgemeinen nicht mehr daraus lösen. Demgegenüber verweist der Anspruch der Moderne auf die wachsende Bedeutung des Individuums, das sich aus der Kollektivität seiner unmittelbaren Umgebung absondert. Der Mythos des selbständigen Individuums, der pluralen Lebensgestaltung, bildet den Kontrapunkt zum bodenständigen Menschen. Denn die moderne Botschaft lautet, sich von den Wurzeln der Herkunft zu befreien. Petra glorifiziert allerdings in ihrem Lebensentwurf weniger die Rückkehr zur „guten alten Zeit“ als vielmehr die Korrektur moderner Verallgemeinerungsansprüche. So existiert in ihrem Lebensentwurf ein fundamentaler Widerspruch, denn auch sie möchte sich nicht mehr dem Joch der Tradition unterwerfen, vertritt gleichwohl ‘antimodernistische’ Ansichten.

• Dichotome Denkkategorien (Stadt - Land) und die Selbstverortung im naturhaft Ländlichen

In einer erweiterten Gegenüberstellung, ordnet sie dem Ländlichen traditionelle Züge, dem Städtischen aber die Attribute der Moderne zu. Diesem Schema zufolge entspricht die Natur der ersten Kategorie, während der Gegenpol - das kulturell Geschaffene - der Stadt zufällt. Im Bild dieser binären Kodierung sieht sie sich in der Normalität ländlichen Zusammenlebens eingebunden. Hier hat sie „Wurzeln geschlagen.“ Diese Metapher bezieht sie auf sich: Sie ist mit dem Boden verwachsen, denn der Ort der frühen Kindheit prägte das weitere Leben und wurde damit zu ihrer Bestimmung. Dabei scheint Petra bewußt auch die Kehrseite zu akzeptieren: Herkunft bedeutet Verpflichtung. *Ich denke auch, wenn man so in der Natur aufgewachsen ist, das schleppt man sein ganzes Leben lang mit. Wenn ich irgendwo in der Stadt groß geworden wäre, hätte ich eventuell da mein Zuhause. .. Ich könnte mir das gar nicht so vorstellen, dann da irgendwo meine festeren Wurzeln zu finden.* Allerdings schwingt in ihren Worten auch ein Infragestellen ihrer bodenständigen Verankerung mit. Brechungen deutet sie vorsichtig, nur als Möglichkeitsform an. Hätte alles auch anders kommen können? Wie würde ich dann heute leben? Unsicher und tastend erforschen ihre Gedanken dieses Neuland. Der gedankliche Ausflug in den Entwurf des Anderen, der Blick zur anderen Seite, verursacht Unsicherheit. Dieser innere Konflikt wird ausgetragen, im *Schleppen* verfestigt sich ein Körpergefühl, wahrscheinlich ein Leben lang. Das Verb *schleppen* birgt eine Fülle von Assoziationen, die diese bestehende Ambivalenz ausdrücken: etwas wird mühsam fortgetragen, nur mit Mühe geht Bewegung vonstatten; noch plastischer formuliert: etwas wird auf dem Boden nachgezogen. Der Grund und Boden leistet Widerstand, der überwunden werden muß - eine Arbeit, die nur langsam und ohne Schwung vollzogen wird. Dieser Reibungsverlust zehrt an den Kräften, verhindert eine freischwebende, flüssige Lebensdynamik. Die Erdanziehung vervielfacht sich, die Beschleunigung des Lebensgefühls (Aufschwingen als postmodernes Empfinden) wird unterdrückt. Es geht ihr nicht darum, die Zeit zurückzudrehen, in eine andere, weit zurückliegende, erstarrte

Zeit zu entfliehen. Aber eine gewisse Wehmut ist nicht zu übersehen, wenn sie den 'Entwurf des nicht gelebten anderen Lebens' überdenkt und fast zurückschreckt vor ihrer Kühnheit. Und deutet sich im individuellen Lebensentwurf von Petra nicht auch eine Tendenz an, die unter der Bezeichnung 'Landflucht' lange schon als probate Methode bekannt ist, der Last des ländlichen Lebens zu entfliehen? Aber Gedanken sind frei, als gedankliches Experiment läßt sich vieles nachvollziehen. Ein solcher Neuanfang würde allerdings ihre Selbstdefinition bis ins Mark erschüttern, und die Befürchtung wiegt schwer, sich im 'Dschungel der Stadt' zu verlieren, wenn sie das 'geordnete Beet ihres angestammten Ortes' verlassen würde. Und ob ihre bereits entwickelten Wurzeln in der 'naturfeindlichen' Stadt sich verfestigen könnten, ist äußerst fraglich. Es ist zu spät.

Denn auch das dorfromantische Idyll ist zerbrochen. Überformungen der modernen, urban ausgerichteten Gesellschaft dominieren auch hier das Geschehen, betreiben die Auflösung kultureller Traditionen, eine Entwicklung, die nicht Petras Zustimmung findet. Die Zersetzung und Verflüssigung identitätsverbürgender Traditionsbestände erzeugt ein kulturelles Vakuum, das Subjektivität zerstört, zugleich aber auch freisetzt. Ihr Unbehagen in der modernen Welt manifestiert sich im Wunsch, ihre Heimat zu verteidigen und gleichzeitig ihre Individualität zu leben. Sie hält deshalb nach Kräften am Mythos des Landlebens fest, baut auf die integrative Neuformierung traditioneller Kulturmuster. Sie ist stolz auf diese relative Abgeschlossenheit, auf die kompakte Identität des Wir, das alle anderen ausschließt. Aber auch sie räumt ein: *Obwohl das Dorf ist auch nicht mehr so schön, da wird soviel neu gebaut und es wird langsam schon zum kleineren Wassenberg. .. Nicht mehr das kleine 'Kuhkaff', das wir mal vor zehn Jahren kannten.*

Damit ist der Hintergrund kurz und knapp umrissen, der als basale Interpretationsfolie der Fallbeschreibung mitzudenken ist.

• Naturverbundenheit: erfülltes und natürliches Leben im Gegensatz zur städtisch defizitären Lebenswelt

Petra ist davon überzeugt, daß die *natürliche* Umwelt des geschützten Raumes ihrer Kindheit sie grundlegend geprägt hat. *Allein schon durch dieses Naturverständnis, Wasser und .. was weiß ich, Bäume und die ganze Umgebung, das hat natürlich auch geprägt.* Entsprechend dieser Orientierung pflegt sie ihre Klischees: *Aber .. Großstadt und so, das wäre absolut nichts für mich. In irgendwelchen Wohncontainern da .. Hochhäuser, also das finde ich grauenhaft. (...) So ein Großstadtyp bin ich eigentlich nicht. Ich mag es ganz gern so hier. Es liegt in meiner Natur drin, daß ich eher so der Typ bin, der naturverbunden ist. Ich hab gerne Bäume um mich rum. Ich gehe gerne mal in den Wald. Und ich glaub, wenn ich in einer Großstadt wohnen würde, und müßte mir dann erstmal einen Wald suchen, die drei Bäumchen in einer Allee, das wäre eigentlich nichts für mich. Weil ich hab gern Tiere, ich hab selber einen Hund. Hunde brauchen einfach Natur. Und wenn ich dann mit dem (Hund, A.F.) spazieren gehe, dann kann ich stundenlang durch den Wald gehen und dann .. bin ich irgendwie ausgeglichen. Freue mich, daß der Hund laufen kann, daß der Freude hat. Das stell ich mir also ganz schrecklich vor für Leute, die in der Großstadt wohnen, die nur ihre Katze dann halten mit dem Katzenklo auf dem Balkon. Also, das finde ich schrecklich.* Es verwundert nicht, wenn sie ihren zukünftigen Lebensraum diesen Leitlinien gemäß ausmalt: *Ja, mein Traum ist natürlich ein kleines Häuschen irgendwo auf dem Land. Ist egal, ob jetzt in Heinsberg oder (lacht) .. Aber das ist eigentlich so mein Traum. Daß man, was weiß ich .. irgendwann vielleicht auch mal ein Kinderwunsch. Mal Kind und Hund und Haus und Hof und große Wiese, Garten .. das find ich schon wichtig, das fände ich schön.*

Auf dieser Ebene angelegt, erläutert sie auch ihren harmonisch-idealisierten Naturbegriff: *Für mich ist Natur Lebensraum und auch ein Teil Erholung. (...) Ich weiß nicht, ob das so ein „Kleinmädchentraum“ ist oder aus Märchen rausgeholt, aber sich einfach unter einen Baum setzen und Ruhe haben. Einfach abschalten von allem Möglichen, von der Schule, vom Streß, vom .. Bezie-*

hungsclinch, einfach sich da hinsetzen und Ruhe haben. Dafür ist Natur als Erholung für mich wichtig. Natur hat vorrangig regenerierende Funktion. Es gibt auch weitergehende Ansprüche: Natur ist für mich Wald und Luft und Leben. Das ist für mich Natur und im Einklang mit der Natur leben. Heutzutage ist das ziemlich schwer. (...) Ja, ich bin so eine Art 'Hobbygärtner', sag ich jetzt mal, sobald es jetzt ein bißchen wärmer ist, im Frühjahr und Sommer, da hab ich dann mein Treibhaus im Garten und dann züchte ich da meine Blümchen und Gemüse und alles Mögliche. Und genauso finde ich es auch toll, einfach in die schon bestehende Natur zu gehen, einfach in den Wald zu gehen und die Bäume zu genießen und die Blumen zu genießen und .. einfach frische Luft zu atmen. (...) O.k. in Aachen gibt es auch Wald, was ich nicht glauben wollte, aber es gibt da tatsächlich Wald. Aber das ist für mich schon kein Wald mehr, da stehen zwar Bäume, aber da gibt es abgegrenzte Wege, da weißt du genau, da und da, da gibt es die fünf Bänke, da kannst du dich hinsetzen mit den sieben Mülleimern. (...) Natur ist eigentlich für mich dieser Wald hier drumherum, das ist für mich wichtig und den brauche ich auch zum Leben. Auch wenn ich nicht jeden Tag in den Wald gehe, aber ich muß die Bäume sehen, weil mich das mit meiner Heimat verbindet, weil es für mich ein Teil von Heimat und Zuhause ist. Wald und Natur, das strahlt für mich so eine Wärme und Geborgenheit aus. Da kann es draußen noch so kalt sein, aber das ist eigentlich Atmosphäre und das ist, wo ich mich geborgen fühle, wo ich mich wohl fühle und das ist für mich wichtig. Das ist für mich ein Stück Zuhause sein.

Naturraum und Lebensraum werden hier gleichgesetzt. Der Wald ist gleichzeitig Betonung und Aufhebung von Grenzen. Eine Pluralität von verschiedenen, gegensätzlichen Impressionen innerhalb der großen Einheit Natur, die sie umschließt und zerteilt.

Petras Betrachtung definiert den städtischen Raum als künstlich und deshalb minderwertig, nicht ihrer Ambition nach Authentizität genügend; nur in der Nähe des Waldes kann sie Geborgenheit und Heimat finden. Mit dieser Setzung trifft sie eine elementare Lebensweltbegrenzung. *Natur* zerschlägt die Knoten der Moderne - in der sozialen Konstruktion jedenfalls- wie Beck (1993,

S. 138) postuliert. Leben kann sich für sie, noch einmal unmißverständlich akzentuiert, nur im ländlichen Raum vollziehen. Dem stehen diverse Privategoismen gegenüber, die sie sich erlaubt: den benzinschluckenden Geländewagen (das Auskosten der damit verbundenen Mobilität), eine weitreichende Konsumorientierung (Jagd nach Sonderangeboten), der Besuch einer Schule, die 40 Km entfernt liegt, Fernreisen, usw. Dieser Widerspruch ist aufzulösen, wenn man unterstellt, daß sie prinzipiell die Zielsetzung des Projektes der Modernisierung bejaht, die damit verbundenen Trennungen zwischen dem Menschen und der Natur jedoch zu überwinden sucht.

• Magische Orte - Kindheitserfahrung und familiäre Tradition

Aber es gibt einen weiteren Strang in ihrem Leben, der erst das, was Petra als ihr Naturverständnis bezeichnet, in der individuellen Besonderheit erfaßbar macht. *Ich beschäftige mich sehr viel mit Esoterik .. schon von klein auf. Das hab ich von meinen Eltern, Großeltern, Urgroßeltern. Die haben das auch schon gemacht. Die haben sich mit allen möglichen Sachen der Esoterik beschäftigt. (...) Hab auch viele Bücher über Esoterik gelesen. Und bin also auch von meinen Großeltern vorbelastet dadurch, daß meine Großeltern und Urgroßeltern beide hellsehen konnten und so Sachen alles. Und daß sie viel meditiert haben. Von daher bin ich also vorbelastet und auch mit diesen Sachen aufgewachsen. Und hab mich auch immer dafür weiter interessiert und möchte dieses Wissen, das ich mittlerweile erworben habe durch Lesen und Erfahrung weitergeben. Darum will ich bei uns zu Hause ein Meditationszentrum aufmachen. Ich mach jetzt bald meinen Reiki-Meister. Reiki, das ist japanisch und heißt: mit den Händen heilen. (...) Ja, mach auf jeden Fall hier mein Meditationszentrum auf. Werde dann den Speicher ausbauen und dann so unsere Gebetsstätte und Meditationsstätte machen. Das hat also nichts mit Sekte zu tun, sondern einfach nur mit Leuten, die beten oder meditieren wollen zusammen und dann treffen wir uns da halt. (...) Allein schon die Umgebung hier. Es ist sehr viel Natur. Man hat auch die Möglichkeit, mal Ruhe zu finden. Und ich denk, das ist genau der richtige Ort hier.* Petra sieht sich in eine Tradition der

okkult- esoterischen Praxen eingebunden, die ihr seit der Kindheit vertraut gemacht wurden. *Als ich noch klein war, da hab ich das noch nicht verstanden mit Gott und so was alles. Der 'liebe Gott' sieht ja immer alles .. das war für mich unheimlich. Da hab ich immer Angst vor gehabt, vor unheimlichen Sachen. Ich war noch zu klein, um mich mit der Materie konfrontieren zu können. Aber, wie Petra selbst bemerkt, als Kind sieht man alles positiv. Mit den Kinderaugen sieht man die Welt ganz groß und alles so toll und schön. So erinnert sie sich ausführlich an positive Begebenheiten: Und hier hab ich auch früher schon immer mit meiner Mutter Kräuter gesucht, hier zwischen den Brombeeren, haben wir Sauerampfer und so was alles gesammelt. Daher kommt diese Neigung von mir .. Kräutertees, Naturheilkunde und so was alles. Die hat mir schon Einblicke darin gewährt, soweit wie sie es wußte.*

So, jetzt sind wir wieder an so einem Platz der Ruhe für mich, wo ich das erste Mal Erfahrungen gemacht hab mit Naturkräften. (...) Als ich das erste Mal davon gehört hab, da war ich noch ziemlich klein. Ich weiß nicht .. sechs, sieben Jahre alt. Und dann bin ich mit meinen Eltern hier spazieren gegangen und dann haben die mir halt gezeigt.. Ja, wahrscheinlich hab ich das deshalb so gern, anderen Natur zu vermitteln, weil ich das auch von meinen Eltern kenne, weil mein Vater auch immer versucht hat, mir Natur nahezulegen und beizubringen und .. wie man damit umgeht. Ich denk, daß ich deshalb so naturverbunden bin.

Jedes Kind durchläuft in seiner Entwicklung Phasen magischen Denkens. Unterschiede ergeben sich individuell in der zeitlichen Dauer und Intensität. In Petras Fall wurde offenbar erzieherisch verstärkend darauf hingewirkt, diese magischen Denkstrukturen als Momente der Welterklärung beizubehalten. Mit dieser Initiation durch die Eltern wurden zugleich Größenphantasien geweckt, die gerade im Fall von Petra als kompensatorische Maßnahmen interpretiert werden können. Denn es deutet sich an, daß ihre Biographie früh durch Selbstwertbelastungen gezeichnet war. Hier bekamen magisch-egozentrische Denkstrukturen die Funktion, das kindliche Selbst in sozialen Interaktionen vor Entwertungsängsten zu schützen. *Seit dem Kindergarten wurde ich gehänselt,*

weil ich korpulent bin. Und das zieht sich dann die ganze Schulzeit durch und wird immer schlimmer und: „Guck mal die, mit der spielen wir nicht, mit der reden wir nicht.“ Hinterher kommen dann die Cliques und dann: „Hach nee, da kommt die..“ Und wenn du eh schon als Außenseiter da stehst und dann sollst du noch Sport mitmachen, wo du sowieso nicht so schnell rennen kannst wie die anderen und dann wirst du noch ausgelacht. Und wenn du einmal ausgelacht wirst im Sport, dann hast du schon gar keinen Bock mehr. Ja, so ist das denn gekommen, daß ich auf eine Privatschule gegangen bin. Das war ganz übel .. das wurde dann immer toller.

Petra hat sich - sinnbildlich gesprochen - eine 'dicke Haut' zulegen müssen, um diese Defizite zu kompensieren. Als weitere Coping-Strategie hat sie - so scheint es - das magische 'Erbe' adaptiert und modifiziert. Denn die Überlieferung eines traditionellen, magischen Volksglaubens über Generationen hinweg bezieht sich auf weit zurückliegende Quellen, mit denen enttraditionalisierte Formen (z.B. Reiki) brechen.

• Die „Wiederverzauberung der Welt“: Esoterik als Teil der „Bricolage des Subjekts“

In der Sehnsucht nach einer 'Wiederverzauberung der Welt' sucht sich Petra im Angebot des Sinn-Baukastens der 'Geheimlehren' passende Komponenten aus. Sie wendet sich dem Mythos *Natur* zu und nimmt damit das elterliche Sozialisationsthema auf. Sie beruft gleichzeitig auf archaische Formen der magischen Kontrolle und Einflußnahme auf natürliche Abläufe. Im Projekt ihrer Selbsterklärung leitet sie mit dieser Verbindung einen besonderen elitären Selbstwert ab, glaubt mit dieser imaginären Macht ein 'Überspringen der Wirklichkeit' bewerkstelligen zu können. In ihrer Mystifizierung des Selbst vertraut sie sich der Utopie einer ganzheitlich- ländlichen Lebensform im Einklang mit der Natur an und wendet sich damit gegen die instrumentale Rationalität der modernen Gesellschaft. Ihre esoterischen Suchbewegungen können daher auch als Wunsch nach Wiederbeheimatung in einer unwirtlich gewordenen Welt interpretiert werden. In der individuellen Ausprägung dieser Machtphantasie fügt

Petra Esoterik und Naturverbundenheit in der Planung eines Meditationszentrums zusammen. Dort soll ihr fester Ort, der Bezugspunkt ihrer Weltbetrachtung entstehen. Es muß gleich ein ganzes *Zentrum* sein.

Esoterik im engeren Sinne bezieht sich auf 'esoterische Lehren' und meint damit das Geheimwissen einer - meist religiösen - Gruppe, das nur den eingeweihten Gruppenmitgliedern zugänglich ist. Grundlage der Esoterik ist ein durch Polarität bestimmtes Weltbild. Ziel ist, diese Polarität im Leben zu überwinden und im Finden eines transpersonalen, individuumüberschreitenden Selbst zur Einheit mit 'dem Weltganzen' zu gelangen. Esoterische Religiosität zeichnet sich im allgemeinen durch einen 'Weg nach innen' aus; die Erlösung liegt in der Person und muß nicht durch ein göttliches Gegenüber vermittelt werden.

In der Beschreibung ist impliziert, daß Petra sich *Natur* mittels eines esoterischen Weges aneignen will. In einer Gesellschaft, in der sie bislang keinen adäquaten Platz finden konnte - so ließe sich schlußfolgern - sucht sie auf esoterischem Terrain ihrem Lebensgefühl einen Kohärenz vermittelnden Ort zu geben. Orientierungsschwierigkeiten, eine eingeschränkte Selbstbestimmung, alle Widrigkeiten lösen sich auf, so lautet ihre Wunschvorstellung. Ruhe kehrt ein. Diese Haltung strebt als neuen Lebensentwurf eine ganzheitliche 'Wiederbeheimatung' an.

• *Ganzheitliches Leben als Projekt in und mit der Natur - räumliche Erfahrungen an Meditationsorten*

Petra bezieht sich mit ihrem Ansinnen auf ein Vorbild, das Meditationszentrum der „Maharishi Mahesh Yogis“, das sich im Wald zwischen Wegberg und der niederländischen Ortschaft Vlodrop befindet. Hierhin begibt sich Perta, um den *wunderschönen Klostergarten* aufzusuchen. *Und da gehe ich schon mal sehr gerne spazieren, weil das ist eine absolute Ruhe und das ist, ich sag mal, für die Seele sehr schön. Weil es ist .. sehr schön anzusehen, und es ist halt ein Stück, wo sich die Seele auch wieder freut. (...) Ja diese Natur, hier grad dieses Kloster liegt ja rundrum nur im Wald. Und ich denke, grad für Leute, die me-*

ditieren, ist das also wunderbar mitten in der Natur zu sitzen. (...) So eine Ruhe hab ich sonst noch nirgendwo erlebt. Neben der erbaulichen, kontemplativen Komponente des Ästhetischen hat Petra die Aura des Meditationsgartens für esoterische Zwecke zu nutzen gewußt: Hier hab ich auch meinen ersten 'Reiki-Grad' bekommen, also meine erste 'Reiki-Einweihung' .. letztes Jahr. (...) Und darum hab ich auch eine besondere Beziehung zu dem Ort.

Doch was bedeutet *Reiki-Einweihung* eigentlich? An anderer Stelle bezieht sich Petra auf das Ritual. Wir durchstreifen den Wald auf der Suche nach einem bestimmten Baum. Wir finden ihn, äußerlich ein Baum unter vielen. *Ja, genau an diesem Baum hatte ich meine Einweihung zum ersten Reiki-Grad. Und der Baum ist für mich irgendwie so ein Symbol von Stärke und daß ich halt weitergekommen bin im Leben.* Während sie nichts vom konkreten sakralen Geschehen erläutern will oder kann, führt sie statt dessen ihren Bezug zur Natur näher aus und gibt somit vermittelt Einblicke in ihre 'Innenwelt'. *Ich denk mir, grad Bäume, da ist irgendwie so viel Kraft drin. Und man muß sich erst mal vergegenwärtigen, was man mit der Natur eigentlich anstellt. Ob man sie einfach nur verschmutzt und vernichtet oder ob man mit der Natur lebt und für die Natur lebt. Denn die Natur ist für uns da und wir müssen auch für die Natur da sein und helfen, daß sie halt überleben kann. Denn wenn die Natur nicht mehr da ist, sterben wir auch. Und wenn man sich überlegt, wenn man vor so einem dicken Baum steht, der ist viel älter als ich, viel älter als du, der steht hier schon ziemlich lange. Und wenn man mal überlegt, wie lange der schon auf der Welt ist, sag ich mal, und wie kurz wir erst da sind und das ist halt ein Symbol irgendwie für Kraft und Stärke, Alter und Weisheit. Ich versuch überhaupt, wenn ich im Wald bin oder grad hier an dem Ort, Verbindung mit der Natur aufzunehmen.*

Dieses Gleichgewicht, was früher schon da war, aber man durch die Zivilisation einfach verlernt hat, dieses Zuhören, daß man die Verbindung, die damals schon.. Und es liegt einfach im Urinstinkt des Menschen, weil wir sind auch ein Stück Natur, müssen auch mit der Natur leben. Und irgendwo im Urinstinkt

steckt auch, daß dieses Zusammenleben zwischen Mensch und Natur möglich ist, .. nur durch anezogene Zivilisation ist es verloren gegangen.

In diesen Ausführungen ist viel 'Sendebewußtsein' enthalten, in einem Mix verrührt werden Kulturkritik mit naturalistischen Argumentationen, eine Portion Naturreligiöses und Magie sowie die Wahrheiten einer längst vergangenen Zeit, in der die Welt noch nicht 'entzaubert' war.

Naturreligionen gehen von einer Beseelung der Natur aus und versuchen, mit ihr im Einklang zu leben. Eindrücke, mythische Zusammenhänge, magische Vorstellungen und symbolische Andeutungen nehmen den Platz ein, den in der modernen Gesellschaft die exakte Analyse und das abstrakte Denken besetzt haben. In diesem Erfahrenskanon ist Petra bestrebt, die mögliche Erlebnisbreite auszuloten und spirituelles Wachstum zu erlangen; sie lernt, in Bildern zu denken, sich vom begrifflichen Denken zu distanzieren, der Ratio Gefühle und Empfindungen gegenüberzustellen.

Missionierend breitet sie dabei ihr Lebenskonzept aus, knüpft an ein Naturverständnis an, das über das Medium der Meditation, eine Nähe und eine Intensität herzustellen sucht, die dem durchschnittlichen Menschen verschlossen bleiben muß. Eingebunden werden religiöse Motive im Bestreben, Gott, Mensch und Natur in Einklang zu bringen. *Verschiedene Orte und bestimmte Orte, .. die eine Verbindung herstellen können zu Gott. Wo ich mich halt dann hinsetze zu meditieren, ist ja für mich auch nichts anders, als eine Verbindung zu Gott herstellen.* Wobei sie sich Gott nicht als *uralten Mann mit langem Bart* vorstellt, sondern als eine *allmächtige Kraft*. Ihre potente Seite spiegelt sich dabei noch einmal in der Wahl der Begrifflichkeit, wo es um eine Verbindung zwischen ihr und der allumfassenden Kraft des Universums geht. Diese Kraft sucht sie sich im Wald zu eigen zu machen, indem sie 'Orte der Kraft' aufsucht, in Kontakt mit Bäumen tritt.

Die Beziehung zwischen Menschen und Bäumen ist alt. Im Aberglauben wurde den Bäumen besondere Eigenheiten und Fähigkeiten zugeschrieben. Die geheimnisvollen Kräfte der Bäume zeigten sich beispielsweise im Umgang mit Tod und Teufel, mit Krankheit und Gesundheit, mit Armut, Kinderlosigkeit

und Liebesverlust. Diesem Glauben nach, vermochte es die Kraft der Bäume, die Nöte der Menschen auf sich zu nehmen, Verwünschungen und Verhexungen abzuleiten. Denn als lebendige, beseelte Wesen, zudem als Symbole für Wachstum und Erneuerung, als Träger und Überbringer von elementaren Deutungen und Bedeutungen des Lebens, rankten sich geheimnisvolle Mythen, Sagen und Epen um diese Bewandnisse des Baumes.

An diese archaischen Beziehungen knüpft Petra an, wenn sie symbolisch mit den Bäumen kommuniziert. *Ein Baum ist ja eigentlich das, was alle Elemente verbindet. Ein Baum hat Wasser in sich. Ein Baum spendet Sauerstoff. Ein Baum hat Holz .. und Holz ist verbunden mit dem Element Feuer. Und er steckt mit den Wurzeln in der Erde. Ist also eigentlich das Symbol, wo alle vier Elemente drin vereinigt sind. Und darum find ich auch, daß grade ein Baum unheimlich Kraft schöpft und schenkt.* Um sich dieser Wahrheiten zu vergewissern, richtet sich ihre romantische Sensibilität auf den Wald. Auf diesem Weg kann sie eine Erweiterung ihres Bewußtseins erfahren und zugleich eine Ich-Relativierung erleben. *Wenn ich im Wald bin, da ist es so, daß ich erst auf den Baum zugehe. Man muß auch irgendwie, das hört sich jetzt vielleicht total bescheuert an, aber man muß auch mit dem Baum Verbindung aufnehmen. (...) Die haben auch eine gewisse Scheu. Ich mein, wir Menschen haben die Möglichkeit, weg zu gehen. Ein Baum, wenn der Angst hat vor uns, der kann nicht weggehen. (...) Und genauso muß man sich auch mit einem Baum halt irgendwie anfreunden. Man muß halt auch dem Baum das Gefühl geben, daß man ihm nichts Böses will. Und das kann man halt nur durch 'Schwingung' machen. Der Baum versteht Worte nicht. (...) Man muß halt irgendwie so ein innerliches positives Gefühl haben. Und wenn man mit diesem positiven Gefühl auf einen Baum zugeht, bekommt man ... dieses Gefühl zurück und doppelt so stark. Und so kann man .. daran teilhaben, indem man jetzt sich öffnet. (...) Ich setze mich dahin und nehme erstmal Verbindung auf. Ich streichle den Baum, wie ein Tier auch, weil der denn auch merkt: „Ja, die tut mir nichts!“ Und erst dann, wenn ich weiß, daß der Baum keine Angst vor mir hat, kann ich auch*

selber mich dort geborgen fühlen. Und dann hab ich auch erst die Möglichkeit, da zu meditieren.

Petras Phantasie spielt ihr einen Streich, wenn die Trennungslinie zwischen Realität, Magie und Märchenwelt zu verschwimmen beginnt. Im Märchen ist von der Angst vor dem Wald die Rede, das ist die Angst, sich zu verirren, sich zu verlieren. Das magische Denken der Kindheit schimmert in ihren Worten durch. *Die ganzen Bäume, die kommen mir vor, wie alles kleine Feen oder Hexen, die dich auslachen, wenn du hier rein gehst. .. Also, hier im Wald hab ich auch schon sehr viele Visionen gehabt. Wenn man so Bücher liest, so Abenteuerbücher von der Marion Zimmer Bradley: die 'Nebel von Avalon' oder die 'Wälder von Albion.' Also, das kann ich mir genau vorstellen, das wäre jetzt hier. Ich finde, wenn man ein Buch liest, dann versucht man immer mit seiner Phantasie irgendwo da die Bilder rauszufinden und sich das vorzustellen, was man schon kennt. Und das denk ich mir immer, das wäre hier.* Reduziert sich die magische Energie des Waldes wirklich nur auf das Nachempfinden überspannter Phantasy-Autoren, erweist sich das Naturempfinden lediglich als Wunschdenken?

Petra setzt ihre Tour auf den Spuren magischer Orte durch das Kreisgebiet fort. Bei einem der folgenden 'Mitgänge' gelangen wir zum Effelter Waldsee. Am Ufer stehend, blinzelt sie über die silbrige Wasserfläche und beschreibt ihre Eindrücke. *Also, ich find in der Natur auch wichtig dieses Element Wasser, weil es auch irgendwo dieses Fließen ist, .. diese Energien, die auch im Körper fließen. .. Wasser fließt und Energien fließen. Ja, wenn man das hier sieht. Also, es sind ja schon riesige Wassermengen hier. Da fühle ich mich genauso, als würde ich irgendwo an der Nordsee oder so stehen, wie so ein Tag Urlaub. (...) Das Wasser ist eigentlich so das wichtigste Element, denk ich, der vier Elemente .. Wasser, Erde, Feuer, Luft .. und ja, Wasser ist eigentlich das Lebensnotwendigste, was wir zum Leben brauchen. (...) Und Wasser ist für mich auch der Begriff des 'Neugeborenwerdens', des Reinen. Auch wenn es dreckig ist, es ist trotzdem irgendwo ein Symbol der Reinheit. Und dieses Fließen, dieser Kreislauf halt .. das ist ein geschlossener Kreislauf und so ist es ja auch mit*

dem Menschen und mit der Natur. Der Mensch, der ist ja auch .. Säugling, Baby, Kleinkind, wird größer, Jugendlicher, Erwachsener, alter Mensch, stirbt, die Seele kommt in den Himmel und irgendwann wirst du wiedergeboren. Dann fängt der Kreislauf wieder von vorne an. .. Ja, meiner Ansicht nach (lacht), da trennen sich die Geister. Aber ich bin davon überzeugt, daß es so ist.

Wenn du so lange auf das Wasser guckst, dann .. erst da hinten an der Insel, wo die paar Sonnenstrahlen, die so glitzern und wie es dann immer weiter hierher kommt. Grade, wenn die Wolke weg geht, finde ich wunderbar. Ja, ich finde gerade im Sommer oder im Frühjahr ist das ein schöner Platz hier, (...) wenn die Natur wieder im Begriff ist, alles wieder neu aufzubauen, daß neue Blätter da sind und wieder neue Kraft geschöpft wird. Ich denk, das ist auch für den Menschen ganz wichtig, gerade das Frühjahr, um neue Kraft zu schöpfen. (...) Ich denke, wenn ich hier sitze und schau mir den See an, dann freue ich mich halt an der Natur. Ich bin dann froh, daß ich dann hier sein darf und das alles so genießen kann, weil ich genieße es auch gerne. „Natur“ offenbart sich im romantisch verklärten Traumbild durch Harmonie, Unversehrtheit und Ruhe. Petra bezieht sich in ihrer Schilderung u.a. auf die Elementenlehre der antiken Naturphilosophie. Empedokles hatte die beschriebenen Urelemente als nicht weiter zerlegbare Bestandteile der Wirklichkeit eingeführt. Auch in dieser Hinwendung knüpft sie an ein esoterisches Wissen an, stellt sich gegen die Erkenntnisse der Naturwissenschaft, die seit dem 17. Jh. den modernen Begriff des chemischen Elements entwickelte. Auch über diese nicht mehr ganz neuen Erkenntnisse ist Petra informiert, aber ihr Bezugspunkt bleibt das Geheimwissen der Esoterik.

• Magische Weltsicht und Mission als Gegenstrategie zur Moderne

Daß es sich bei den Schilderungen um ein esoterisches Glaubensbekenntnis handelt, wird besonders in ihrer Sichtweise der Gefährdung der Natur durch Garzweiler II deutlich: *Ja, ich denk, ich alleine würde natürlich nichts daran ändern können, daß Kohle weiter abgebaut wird und dadurch Natur irgendwo auch verschwindet. Das wird ein Mensch alleine nicht schaffen können. Aber*

wenn man sich halt mit mehreren zusammen tut und die Initiative ergreift, dann wird so etwas möglich. Aber ich fühle mich dazu nicht berufen oder berechtigt. Ich denk nicht, daß ich der Typ dafür wäre, jetzt eine Demonstration-organisation zu gründen, die jetzt da losziehen und den Kohleabbau verhindern wollen und schützen können. Diese Ansicht verblüfft zunächst, denn weder geht es darum 'berufen' zu werden, noch muß eine Bürgerbewegung gegründet werden. Längst engagieren sich viele Betroffene für den Erhalt ihres Lebensraumes. Aber gerade diese Perspektive ist für Petra ohne Reiz, denn in einer Gruppe des Widerstandes wäre sie lediglich eine Aktivistin unter vielen, müßte erst einmal Profil gewinnen. Was fehlt, ist das vorwissenschaftliche Element, das den Charakter „antiinstitutioneller Magie“ (Mongardini 1987) beinhaltet; es geht ihr vielmehr darum, ihre exklusive Wahrheit über die Welt zu vertreten. Es geht darum, der Entzauberung der Welt entgegenzuwirken und nicht um rationale Argumentationen. Petras Weltsicht verschiebt sich hier zum Konservativen, kulminiert in ihrer politischen Abstinenz. Doch gerade im Fall Garzweiler verdinglichen sich die Gefahren einer technikbestimmten Kultur, zeigen sich 'harte Fakten' - keine nutzlose Kontemplation - keine weltanschaulichen Ideologien sind gefragt. Damit nähert sich Petra einem ökologischen Bewußtsein an, dessen Basis nicht politische oder naturwissenschaftliche Argumentationen bilden, sondern primär auf einem naturreligiösen Hintergrund gesehen werden muß. Entsprechend verneint sie politisches Engagement und betont ihre missionarische Passion. In ihrer selbstgewählten Perspektive vertritt sich per Definition die 'gute' Seite, kann Kritik als Unverständnis abtun und sieht sich in ihrem elitären Bewußtsein bestätigt; denn nicht jeder kann 'erleuchtet' sein. Ihr Programm verdrängt Kritik, bleibt auf erstaunlich naiv romantische Bezugspunkte beschränkt. Ihre Wahrnehmung und Selbstverortung ist auf anderer Ebene angelegt. Sie empfindet sich als Berufene, zumindest aber als Besondere, mit dem Auftrag der Weltauslegung. Dieser Selbstentwurf repräsentiert in gewisser Weise ihre romantisch-mystische Realität, die eine eigene Handlungslogik generiert. *Ich nehme einfach die Orte, die da sind und*

versuch mich daran zu erfreuen. Und versuche halt dieses auch anderen Menschen vermitteln zu können.

4.2.1.2.2. Zurückgekehrt

- Gescheiterte Wohnerfahrung in der Verselbständigung zu zweit

Petra war 1995 mit ihrem Freund in eine gemeinsame Wohnung nach Heinsberg gezogen. Zuvor hatte ihr Freund diese Wohnung alleine bewohnt. *Vor allen Dingen für meine Eltern finde ich das schrecklich. Ich bin die einzige Tochter und für die ist das auch unheimlich schwer, sich von mir loszunabeln, nicht nur andersherum, sondern auch für die ist das auch sehr schwer, grade für meine Mutter. (...) So nach und nach bin hier eingezogen. Ich muß sagen, jeden Tag hatte ich dann zwei große Taschen voll, die ich dann immer hier rein geschleppt hab. Und wurde dann hier immer voller und voller und bei uns zu Hause immer leerer und leerer und auf einmal merkte meine Mutter: 'Da ist irgendwas im Gange.' (...) Ich bin hier so glücklich und zufrieden. Mir geht es richtig gut, muß ich sagen (klopft auf den Holztisch) toi, toi, toi.*

Die Kontakte zu den Eltern wurden immer wichtiger, denn der 'Ausflug' aus dem Elternhaus - in die Wohnung des Freundes - dauerte nur einige Monate. Petra lebt nunmehr wieder bei den Eltern.

- Rückkehr in den elterlichen Haushalt und veränderte Wohnbedürfnisse

Ihre Rückkehr zu den Eltern ist wiederum mit einer Neuorientierung verbunden. Ihre Ansprüche haben sich verändert. *Weil ich von dieser eigenständigen Wohnung wieder auf dieses kleine Zimmer zurückgekommen bin. Ich hatte keine eigene Küche mehr, ich konnte nicht mehr tun und lassen, was ich wollte. Ich war eingeschränkt.* Im gemeinsamen Wohnen hatte Petra neue Erfahrungen machen können. Hier zeigt sich recht deutlich, daß neben sozialen Lernprozessen, ebenso eine Weiterentwicklung im Wohnen stattgefunden hat. Ein Zusammenleben mit den Eltern nach dem Schema, das wenige Monate zuvor

noch funktioniert hatte, war nun nicht mehr möglich. *Und dann hab ich gesagt: „Nö, so geht das nicht weiter!“ Ja, meine Eltern haben auch gemerkt: So geht es nicht, weil es wurde also immer extremer, immer mehr Reibereien. .. Meine Eltern natürlich ganz genauso und dann haben wir gesagt: „Ja, die beste Lösung ist, jeder macht hier sein Eigenes.“ „Du kriegst oben die Wohnung,“ sagten meine Eltern dann. Und ich hab mich natürlich gefreut. Ja, so ist das dann auch gekommen, daß ich jetzt oben ‘mein Reich’ habe, meine Eltern unten ihr ‘Reich’, Badezimmer teilen wir uns jetzt noch.*

Bereits während der Partnerschaft kam es zu Verunsicherungen in ihrer Wohnpraxis. Der Freund hatte sich kritisch über ihr Zimmer geäußert: *Also mein Freund sagt .. mein Zimmer wäre absolut kalt. Hier wäre keine Wärme drin .. nichts. Ich zitiere den jetzt mal von Sonntag, er sagte: „Dein Zimmer ist lausig kalt!“ Ich sagte: „Ja okay, wir haben die Heizung kaputt.“ „Nein,“ sagte er, „das mein ich nicht, hier ist keine Ausstrahlung drin.“ Er könne also, wenn er hier rein käme und nicht wüßte, daß ich hier wohne, wüßte er nicht einzuordnen, was für ein Mensch hier drin wohnt. Aber irgendwie konnte er mir das nicht erklären. Da hab ich nämlich drauf gehofft, daß er mir sagt, wie er das jetzt meint. Aber er meinte, es wäre eine absolute Überflußgesellschaft: alles, was hier drin wäre, wäre absolut überflüssig. Videokassetten wären zu viel, die Bücher, die wären sowieso ‘Schrott’, weil es Esoterik ist .. interessiert ihn nicht. Computer wären vollkommen überflüssig, das Bett hat er dann noch akzeptiert (lacht). (...) Die Gemütlichkeit würde fehlen. Er kam sich vor wie in irgend so einem Bekehrungsort mit Kirche und was weiß ich. Als dann noch der siebenarmige Leuchter da drauf stand, da fühlte er sich total bedrängt.*

Vermutlich ist diese Kritik nicht ohne Folgen geblieben. Denn Petra begann sich Gedanken über ihr Wohnen zu machen, eine Aufmerksamkeit war geweckt. Die Vorstellungen, die sie mit der Rückkehr in das elterliche Haus verbunden hatte, waren zunächst diffus und in gewisser Hinsicht regressiv gewesen.

Ich bin mal bei einer Freundin gewesen .. und sie merkte auch irgendwie, da wäre etwas mit mir nicht richtig in Ordnung. Ja, und sie ist eigentlich auch auf

die Idee gekommen, daß das .. mit meinem Zimmer zu tun hat. Und sie sagte auch: „Ja Petra, du bist jetzt wieder von der großen Wohnung, wo du mit deinem Freund drin gewohnt hast, jetzt wieder in so ein kleines Zimmer. Du bist eingeschränkt, du hast keine Küche mehr, kein eigenes Bad und .. kein Wohnzimmer.“ Und sie sagte: „Du bist wieder auf eine ganz andere Ebene zurück, wo du dich erst wieder drin einfinden mußt.“ Ja, und da hab ich gesagt: „Mensch, du hast vollkommen recht!“ Und wenn sie nicht gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich gar nicht dahinter gekommen.

• Wohnen als Lern- und Aneignungsprozeß

Mit der Durchführung der neuen Wohnidee entdeckte Petra ihr Kreativpotential auch für den Bereich des Wohnens. Petra berichtet in euphorischer Stimmung. Hier taucht das eingangs beschriebene Motiv von Potenz und der Wunsch nach Selbstdarstellung wieder auf: *Ja, ich hab hier fast alles alleine gemacht. Dann fühlt man sich richtig wohl, wenn man das alles selber macht, dann weißt du genau: Hier hab ich den Pinselstrich gemacht und das erste Mal im Leben selber tapeziert und so Sachen alles. Das merkt man auch richtig .. dann hängt man auch daran. Das war für mich jetzt das erste Mal die Möglichkeit, so richtig meine Persönlichkeit hier drin zu entfalten. (...) Ich hab zwar da mit ihm (dem Freund, A.F.) gewohnt, aber .. o.k., ich hab dann nach ein paar Monaten irgendwann mal Gardinen aufgehängt, aber es war irgendwie nicht so, daß ich mich damit identifizieren konnte. (...) Hier war das ganz anders, hier hab ich alles selber aussuchen können. Ich fand das eine ganz tolle Erfahrung, weil erst mit dem Machen hab ich entdeckt, was eigentlich mein Stil ist. Weil ich hatte vorher eigentlich gar keine speziellen Gedanken, so und so muß das aussehen, sondern ich hab einfach gemacht und so wie es geworden ist, fand ich es halt gut. (...) Ja, ich denk, das ist auch das Besondere an der Persönlichkeitsentfaltung, daß du auch Freiheiten hast und dir einfach Freiheiten nehmen kannst, da kannst du einfach hingehen und tun und lassen, was du willst. Idealisierend heißt es weiter: Ich bin sehr viel zufriedener. Vor allen Dingen bin ich jetzt auch wieder gastfreundlicher und lade mir öfters Leute ein. Ja doch, die*

(Wohnung, A.F.) hat mich verändert. Vor allen Dingen, weil ich jetzt auch meinen eigenen Stil finden konnte, weil ich erstmal mich selber hier verwirklichen konnte, so wie ich es haben wollte.

Ihr Vertrauen in sich selbst, „auf eigenen Füßen stehen zu können“ hat eine wichtige Stärkung erfahren. *Bei mir war es schon ziemlich spät mit 24 oder damals eigentlich noch 23, aber ich denk, es war auch langsam Zeit, daß ich was Eigenes hatte .. oder bekam. (...) Das Wichtigste ist eigentlich für mich .. ja, mein Glauben, meine Seele, meine Psyche. Das ist für mich das Wichtigste. Das ist auch das, wo ich mich auch, ich sag mal, am meisten mit beschäftige, dann kommt das Abitur und dann .. als Nützliches, meine Wohnung. Wenn ich jetzt sagen würde: Ich kümmere mich nur um meine Psyche, meine Seele, meinen Körper, daß es mir gut geht. Das ginge ohne Wohnung gar nicht.*

Jetzt, wo ich das fertig hab, bin ich ganz glücklich hier drin, nicht nur ganz glücklich, sondern ich bin glücklich hier drin! Ja, das muß auch irgendwo übereinstimmen. Wenn ich meinen Körper als 'inneres Haus' sehe, sag ich jetzt mal, wenn ich darin nur Zufriedenheit finde, aber in meinen eigenen vier Wänden, ob es jetzt mein Zimmer ist oder meine Wohnung ist und ich mich darin nicht wohl fühle, das beeinflußt mich ja auch und trägt dazu bei, ob ich mich selber wohl fühle oder nicht. .. Ja, ich denk, wenn ich mich jetzt hier so in meiner Wohnung wohl fühlen kann, das trägt viel dazu bei, daß ich mich auch selber wohl fühle, daß es nicht nur an der Wohnung liegt oder an Menschen, die mich umgeben, sondern an mir selber. Das eine ohne das andere, das kann nicht funktionieren.

- Wohnen als elementare, übergreifende Erfahrung oder „alles hängt mit allem zusammen“

Mit dieser längeren Erzählpassage breitet Petra ihre Vorstellung des Ganzheitlichen auf die Funktion des Wohnens aus. Auch diese Form der Selbstverortung unterliegt einem ganzheitlichen Paradigma: 'Alles hängt mit allem zusammen' könnte eine knappe Zusammenfassung lauten. Sie ist bestrebt, die Verzahnung von räumlichen Gegebenheiten und sozialen Komponenten zu

veranschaulichen. Beeinflussungen finden wechselseitig statt. Damit wird am Fallmaterial ein Bezug zur sozialökologischen Perspektive hergestellt. Dieses Wechselverhältnis abiotischer und biotischer Umweltbedingungen wurde in Konzepten und Modellen im theoretischen Teil vorgestellt (z.B. Mikrosystem nach Bronfenbrenner u.a.). Von den wissenschaftlichen Bedeutungen unterscheidet sich Petra indem ihre Weltdeutung zusätzlich auf religiöse Anschauungen abhebt: Die Gleichung 'Gott/Schöpfung \Leftrightarrow Natur \Leftrightarrow magisches Denken \Leftrightarrow Selbstkonzept' hat sich als zirkuläre Quadratur verfestigt. In der Struktur dieses Quadrats ist angelegt, daß es sich wie ein Anagramm in alle Richtungen und allen Kombinationen lesen läßt. So erträumt sie ihr lebensweltliches Gewordensein in einer übergreifenden Wirklichkeitsordnung und deutet Selbsterfahrung als traumatische 'Offenbarung', akzeptiert damit die Gültigkeit der magischen Zeichen. *Hab ich im Urlaub geträumt von zu Hause. So, aber von zu Hause nicht im Sinne von hier in Wassenberg - in meiner Wohnung, sondern .. wenn ich von zu Hause geträumt habe, habe ich noch von Wegberg geträumt. Und irgendwo ist das für mich ein Zeichen, daß ich noch gar nicht so ganz hier bin oder mich noch gar nicht so wohl fühle, will ich aber nicht sagen, aber .. daß ich das noch nicht so richtig als das Eigene akzeptiert habe. In eine Wohnung muß man genauso hineinwachsen wie in eine Beziehung, wie im Zusammenleben mit anderen Menschen. Ja, das hat mir eigentlich in meinen Träumen gezeigt, daß da, wo ich noch Kind bin, daß das in Wegberg ist. Und ich denk, das wird immer so bleiben, daß meine Kindheit mit meiner Heimat in Wegberg verbunden bleibt. Und ja hier .. in Wassenberg ist halt ein Stück 'Erwachsenwerden.' Und weil ich vorhabe, noch länger hier zu bleiben, denke ich mal, daß ich auch mein Erwachsensein hier erleben werde.*

4.2.1.2.3. Resümee

Der Wunsch nach Selbstverwirklichung, nach einem sicheren Ort des Lebens, verweist in die Vormoderne zurück. Von diesem Ausgangspunkt in der Vor-

moderne orientiert sich der biographische Verlauf ihrer Suche nur noch partiell am standardisierten Lebensentwurf.

Zunächst vollzog Petra nach diesem 'Fahrplan' verhältnismäßig spät, wie sie selbst aussagt, einen befreienden Schritt im Zusammenwohnen und -leben mit einem Partner. Der Versuch scheiterte jedoch aufgrund einer Interessenskollision mit ihren Individualisierungsentwürfen, die sich mit den Ansprüchen der Partnerschaft als nicht kompatibel erwiesen haben. Nach diesem Bruch kehrt sie wieder in das elterliche Haus zurück. Wenn schon nicht mehr am Ort ihrer Kindheit lebend, gewinnt sie doch eine naturnahe Wohnumgebung zurück, die ihr Heimat und Verwurzelung - durchaus in einem archaischen Sinn - bedeutet. Sie trauert gewiß nicht den Orten ihrer Kindheit nach; vielmehr ist sie jetzt dabei, die Phasen ihres Lebens nachzubessern und in Ordnung zu bringen, wie ein mitunter schlecht gelungenes, aber korrigierbares Bild.

Petra fühlt sich ihrer lebensweltlichen, ländlichen Umgebung zugehörig und in ihr fest verankert. Zwar offenbart im kleinen Dorf das Provinzielle seine Enge, aber gerade das ist ein Symptom des Verwurzeltheits, sich selbst im Zentrum der Welt zu sehen.

Neuanfang und Ortsveränderung bedingen einander gegenseitig. Petra greift sie das familiengeschichtlich tradierte Thema *Natur* auf. Mit ihrem damit verbundenen Abwenden von der rational bestimmten Moderne und dem Hinwenden zum magischen Kosmos esoterischer Weltinterpretationen, trifft sie gleichzeitig eine Determination, die die Ausdifferenzierung ihrer Individuallage begrenzt. Denn die ontologische Suche nach dem Ort des Lebens bleibt auch im Rückgriff auf eine 'vormoderne Beheimatung' prekär und in der Pluralität der Moderne verhaftet. Veränderung als Resultat eines Austausches mit der räumlichen Umwelt (Aneignung) bedingt den Ortswechsel. Dieser biographische Prozeß läßt sich im Fall Petra nur als Emanation umreißen.

Es zeichnet sich damit ein Paradox ab. Denn trotz ihrer Rückwendung zu traditionellen Werten bleibt sie auf die Errungenschaften der technischen Welt verwiesen (Auto, Computer, moderne Medien u.a.), partizipiert von Mobilitäts- und Konsumgelegenheiten. In dieser Bricolage - als Ausdruck von Pluralität

der modernen Gesellschaft manifestiert sich Individualität. Andererseits tritt eine Spannung in der Abgrenzung zutage. In dieser Dialektik gefangen, gestattet sie sich, von unversehrten Paradiesen zu träumen.

Im Projekt des Meditationszentrums soll sich mittelfristig ein Kontrapunkt zum Modell der Moderne vergegenständlichen. In dieser Gegenbewegung ist Petra bemüht, ihren subjektiven Erfahrungsraum auszugestalten, in dem Ursprünglichkeit, Einfachheit, Religiosität, Magie, Nähe und Geborgenheit - zumindest dem Ideal nach - noch gelebt werden können. Dazu kreist ihre Selbsterzählung um das Thema 'Selbstverortung' im wörtlichen und übertragenen Sinne. Von der Kehrseite her betrachtet, hat sie sich mit ihren Obsessionen und ihren Ritualen ein Labyrinth von Fluchtwegen geschaffen, um ihrer Lebensangst zu entkommen. Der Ich-Zentrierung in der Beschreibung ihrer bedeutsamen biographischen Orte haftet daher eine Tönung von Größenphantasien und Regressionen an, die das Konflikthafte in den widersprüchlichen Bedürfnissen, nach transpersonaler Verbundenheit und Weltdistanz unterstreichen.

4.2.1.3. Sevcan

Sevcan wurde 1975 in Erzincan in der Türkei geboren. Sie ist Türkin. Ihr Vater bestritt damals den Lebensunterhalt der Familie als Gleisbauarbeiter. Aus wirtschaftlichen Beweggründen immigrierte er wahrscheinlich bereits 1970 - Sevcan kann das genaue Datum nicht angeben - nach Deutschland. Hier habe er zunächst in Mannheim, als Produktionsarbeiter bei der lokalen Enka Niederlassung Beschäftigung gefunden. Ein Wohnplatz sei ihm im Haus für Junggesellen zur Verfügung gestellt worden, obwohl er seit 1959 verheiratet gewesen sei. Recht bald habe er das Angebot der Firmenleitung angenommen, in das Werk „Enka - Oberbruch“ zu wechseln. Herr Can schickte einen großen Teil seines Einkommens an seine Familie in die Türkei. Sevcan berichtet, daß ihr Vater nicht mit dem Nachzug seiner Familie in die BRD einverstanden war, daß er

sich sogar vehement gegen diesen Wunsch seiner Frau gesperrt habe. Trotzdem konnte Frau Can die Zusammenführung der Familie durchsetzen, da ihre Situation in der Türkei, wie Sevcan aus Erzählungen der Mutter zu berichten weiß, *nicht mehr haltbar* war.

Sevcan hat vier Geschwister (einen jüngeren und einen älteren Bruder und zwei ältere Schwestern). Sie ist die jüngste Tochter. Sevcan zog im Alter von zwei Jahren mit ihrer Mutter und den vier älteren Geschwistern zum Vater nach Heinsberg. Ihrer Erinnerung nach ist ihre Familie insgesamt drei Mal innerhalb des Stadtgebietes umgezogen. Mittlerweile sind beide Eltern nicht mehr berufstätig. Herr Can *ist in den Vorruhestand gegangen*, während Frau Can ihre *Halbtagsstelle* aufgekündigt hat. Im Haushalt Can leben zusammen: die Eltern, Sevcan und der jüngere Bruder.

Sevcan hat das Gymnasium Hückelhoven besucht, im Jahre 1995 das Abitur bestanden und studierte zunächst ein Semester Betriebswissenschaften an der RWTH Aachen. Dieses Studium habe ihr jedoch *nicht gefallen*. Da sie eigentlich schon immer *in den sozialen Bereich rein* wollte, wechselte Sevcan folgerichtig zur Fachhochschule Aachen (Fachbereich Sozialwesen) über. Sie mag es, mit Menschen in Kontakt zu kommen, ist neugierig auf Konstellationen des sozialen Mit- und Gegeneinanders. Das Studium soll ihre noch diffusen Vorstellungen von den Facetten des Helfens ausrichten und Orientierungszeichen setzen.

Eine gewisse finanzielle Autonomie erreicht sie durch stundenweises Arbeiten in einer Heinsberger Fastfoodfiliale. Geld sei noch nicht so furchtbar wichtig, *aber wenn ich mal ziemlich arm dran bin, vielleicht merke ich dann, wie wichtig Geld ist*. Sevcan strebt nach größerer Autonomie, die sie wesentlich im verselbständigten Wohnen gegeben sieht. Dieses Projekt stößt jedoch auf Widerstände der Eltern und der Familie insgesamt.

Sevcan wirkt konzentriert, offen, ernst. Nichts von dem, was sie äußert, scheint unreflektiert und unausgewogen, sie gibt den inneren Stimmen eine feste sprachliche Kontur. Obwohl selbstbewußt im Auftreten, gehört eine Tendenz zum Unauffälligen zum persönlichen Stil. Diese Haltung ist das Gegenteil von

Dünkel. Habitus und Sprache verweisen auf eine präsente, authentische Persönlichkeit, die Extreme ablehnt und auf Ausgleich und Kompromiß sinnt.

4.2.1.3.1. Verselbständigung als „Pionierleistung“

- Familie, sozialräumliches Milieu und Sevcans besondere Rolle.

Sie beschreibt eingangs ihre Lebenssituation. *Ich lebe also bei meinen Eltern mit meinem jüngeren Bruder. Wohnungsmäßig haben wir sehr viel Platz. Jeder hat ein eigenes Zimmer. Wir haben ein Zimmer noch so zur Verfügung. Und der Rest meiner Familie, die halt hier in Deutschland leben, sind sehr nah bei uns: meine zwei Schwestern mit ihrer Familie, die leben, wohnen direkt nebenan. Und mein Bruder, der wohnt zwei, drei Straßen weiter mit seiner Frau. Und alle haben ein oder zwei Kinder.* Dieser kurzen Einführung ist bereits zu entnehmen, daß Sevcans wohnen und leben als synonyme Begriffe verwendet. Eine Gleichsetzung, die zugleich feste Bezüge zu ihrem familiären Milieu erkennen läßt. Alle Familienmitglieder leben in unmittelbarer, räumlicher Nähe. Auch Sevcans schätzt die Vorteile des engen, räumlichen Milieus. *Erst mal die Sicherheit. Ich kenne alle, im Grunde die ganzen Nachbarn und so. Ich verstehe mich sehr gut mit denen. Wenn ich rausgehe, Wäsche aufhängen, dann hab ich direkt (...) die ganze Nachbarschaft oder Bekannte um mich herum und dann wird gequatscht und dann kommt die andere noch hinzu oder wenn ich mal Fenster putze. Also, das ist schon sehr positiv für mich, wenn ich sehe, da diese Resonanz, die da herrscht oder dieser Streit, der denn schon mal wegen der Kinder ausbricht, daß man den gut schlichten kann oder sagen kann: „Jetzt macht da .. guckt da einfach mal nicht hin, wenn die da petzen kommen, schickt die doch mal raus.“ Und dann ist es gut. Ja, und wenn die das dann befolgen.. Also, ich merke auch, daß ich halt was tun kann, daß man auf mich hört und mich da akzeptiert. Und das ist für mich sehr wichtig. Wenn ich also diesen Kontakt habe, wenn ich merke, hier sind alle so gleichberechtigt oder es entsteht dort eine Harmonie, ist mir das schon ziemlich wichtig und das möchte*

ich denn auch halten. Und ich bin kein Mensch, der immer von dort nach dort springen kann, also ich brauche immer meine Umgebung. Diese Textauszüge lassen vermuten, daß Sevcan eine besondere Rolle in der Familie und im nachbarschaftlichen Milieu spielt. Eine Hypothese, die uns an verschiedenen Stellen des Porträts wiederholt begegnen wird. Sevcan ist nicht die angepaßte, junge türkische Frau. Und sie neigt zur Untertreibung, wenn sie wie selbstverständlich erläutert: *Dann mit dem Studium, da wurde ich auch mehr akzeptiert von meinen Eltern. Dadurch, daß ich immer die finanziellen Sachen oder diese Anträge, alles, was die halt nach Hause bekommen haben, daß ich das geregelt habe. Also, dadurch wurde ich auch besser eingestuft. Daß ich es überhaupt so weit gebracht habe bis zum Studium. Das war ein großer Einschnitt. Also, dadurch haben die gemerkt, daß ich doch was kann, weil sonst wurde mein kleiner Bruder immer hochgehoben. Das wird der zwar immer noch, aber ich hab mir doch da ein bißchen Anerkennung verschafft. Ja dadurch, daß ich auch mir während des Studiums mehr Freiheiten erkämpft habe und konnte dann weiter abstecken und alles ausprobieren.*

Noch immer zählen türkische Jugendliche zu den Bildungsbenachteiligten. Nur ein sehr geringer Prozentsatz erreicht die Hochschulreife und diejenigen, die ein Studium beginnen können, zählen zu einer kleinen, elitären Minderheit.³⁷⁰ Sevcan ist diesen schmalen Weg gegangen und sie gibt lediglich durch das Verb *erkämpft* einen kurzen Hinweis darauf, daß sie Schwierigkeiten und Widerstände zu überwinden hatte. Ja, es ist ihr sogar gelungen, die Stellung des 'Kronprinzen' in der Familie zu relativieren. Geschlecht ist als grundlegende kulturelle Strukturkategorie zu werten, die weibliches und männliches Leben umfassend determiniert. Individualisierungsoptionen lassen sich in weiblichen Lebenszusammenhängen nur unter Widerständen entfalten, denn noch immer genießen männliche Nachkommen das Privileg, dem Wertmuster der islamischen Tradition (durch Geburtsrecht) entsprechend, sich den Schwestern überlegen fühlen zu dürfen. Diese asymmetrische Statuszuweisung qua Geschlecht,

³⁷⁰ Nach einer Erhebung des Zentrums für Türkeistudien (1995), bezogen auf das Jahr 1991, sind 12,6 % aller Ausländer im Studium türkische Studenten, davon sind 24 % Frauen.

wird in der Familie Can zumindest instabil. Sevcan kann von ihrem gleichberechtigten 'Wert' überzeugen. Ihr gelingt es mehr oder weniger, die starren und verkrusteten Formen geschlechtsspezifischer Hierarchisierung aufzubrechen und neue Sichtweisen freizusetzen.

• Eigenbestimmter Raum: "Da bin ich Herr!"

Ihre aktive Rolle in der Familie setzt sich fort im Anspruch auf einen selbstbestimmten Ort. Ihre Umgebung schließt das Haus, ihr Zimmer und ein begrenztes Umfeld ein. Dieses Territorium hat sich Sevcan angeeignet, hier fühlt sie sich sicher und geborgen. Zunächst schätzt sie das Gewohnte des Zuhauses, mit dem sie sich in einem grundlegenden Sinne identifizieren kann. *Das ist meins, mein Zimmer, oder dieses Haus, das gehört auch zu mir. Dieses Haus, das hab ich ja auch mit eingerichtet. Also, es spiegelt ja auch etwas, ein bißchen von mir wieder mit und ist dann halt das, was mir gefällt. Das andere, das ist etwas, wo ich rein komme, wo ich selbst nichts mit gemacht habe und da muß ich mich erst dran anpassen. Und meine Wohnung oder das Haus, mein Zimmer, das hab ich nach meinen Wünschen oder nach meiner Lage (gestaltet, A.F.). Ich hab dann zum Beispiel keine grellen Farben in meinem Zimmer, weil ich die nicht mag, weil ich lieber dunklere Töne mag oder ganz weiße. Oder ich hab dort dies und da dies, auch die Bilder. Also, ich hab das, was ich auch ganz gerne sehe. Und ich hab die Musik, die ich gerne höre. Ich hab das selbst eingerichtet. Und das ist etwas, was ich dann angepaßt hab an.*

Ergründen wir zunächst die Prozesse des Aneignens der Nähe - des eigenen Raumes. Sevcan hat sich ihr Zimmer nach ihren Vorstellungen eingerichtet, sie verbringt große Teile ihrer Freizeit dort. *Abschalten, also das ist meins. Ich hör die Musik, die ich will. Dann weiß ich auch, wenn jemand reinkommt, der kommt nicht einfach so reingeplatzt oder so. Dann wird von unten gerufen: „Sevcan!“ Und ich weiß, du kannst jetzt entweder runtergehen oder du bleibst noch ein bißchen da und räumst noch ein bißchen weg. Oder wie ich es gerne haben möchte. Aber es ist etwas, wo auch keiner reingucken kann, wenn die Türe zu ist. Es ist abgeschlossen. Da bin ich Herr. Ich kann alles so liegen las-*

sen, ich kann Kaffee verschimmeln lassen und meine Mutter kann reinkommen, kann maulen und ich kann sagen: „Ja Mama, ich mach es gleich weg.“ Und dann geht sie raus, ich mache die Türe zu und der Kaffee bleibt noch eine Woche da. (...) Wenn ich da drin bin, dann weiß ich: „Hier bin ich!“ Türe zu und dann kann ich machen, was ich will. Ich mag keine offenen Türen. Ihr gelingt es, in ihrem Raum nach eigenen Regeln zu leben. Mit ihrem Zimmer identifiziert sie sich, hier bestimmt nur sie, diesen Standpunkt bekräftigt sie ausdrücklich. Ich hab da meine eigene Ordnung. Und es ist einfach .. mein Teil. Dann sitze ich da rum, ich arbeite oder höre Musik, dann ist das o.k., zwar ziemlich chaotisch, aber .. meine Sachen. (...) Das ist eine ganz gute Ordnung. Ich kann damit sehr gut leben. Und wenn ich Platz brauche, dann nehme ich halt die Tastatur (Computerzubehör, A.F.) weg, leg die auf den Boden, irgendwo in eine Ecke und die kann dann ruhig vier, fünf Tage da rumliegen. Das macht mir nichts aus. Das stört meine Mutter dann vielleicht, aber mich nicht.

Sevcan beabsichtigt, noch einige Zeit im Haus ihrer Eltern zu wohnen. Sie plant in naher Zukunft ihr Zimmer neu einzurichten, um sich dort noch wohler fühlen zu können. Sie ist älter geworden und ihre Wohnvorstellungen haben sich ebenfalls verändert. Diesbezügliche Ideen hat sie schon entwickelt: *Ich möchte ein Moskitonetz über meinem Bett haben und möchte auf diesem Moskitonetz Sterne und Monde drauf haben. Die hab ich auch schon ausgeschnitten, dies Moskitonetz ist auch fertig. Nur hab ich dann diesen Vorhang, diesen blauen, den ich haben wollte und ich weiß auch noch nicht, wie ich die andere Hälfte machen will. Und ich wollte einen anderen Teppich drin haben und was für einer das ist, weiß ich auch noch nicht. Also, da muß ich erstmal .. dran rum feilen.* Die Neugestaltung beschäftigt ihre Phantasie, erweckt eine Vorfreude. *Ich glaub, das (neu eingerichtete Zimmer, A.F.) werde ich viel mehr genießen als jetzt, also besonders mein Bett, weil das ist ja ein ziemliches Heiligtum für mich. (...) Weil man da am besten abschalten kann, wenn man am Schreibtisch sitzt, wohl weniger. Im Bett oder auf dem Boden, wenn man sich hinlegt und die Füße oben hat.. weil das ist auch der Punkt, wo wir .. auch*

meistens sitzen in meinem Zimmer. Wir sitzen ja nicht am Schreibtisch, das ist so ein Bett, wo man dann halt auch diese Couch draus machen kann. Wir sitzen meistens da.

• Familiäre und kulturelle Rollenkonflikte

Das Klischee, wonach die 'Türkei' hinter gleich der Wohnungstüre beginnt, gilt für Sevcan nicht. Sevcan erwähnt beiläufig, daß sie einen PC ihr eigen nennt, diesen wie selbstverständlich als Werkzeug nutzt - das Symbol der modernen, emanzipierten Frau schlechthin. Der Wunsch nach Selbstverwirklichung ist eine stark ausgeprägte Lebenslinie bei Sevcan. Ihr weiblicher Lebensentwurf beruht auf Gewinn an Selbstsicherheit. Das traditionelle weibliche Lebensmodell der Ehefrau (Hausfrau und Mutter), das auf die Sorge für andere ausgerichtet ist, wird bei der jungen Frau durch den Anspruch auf eine stärker selbstbestimmte und eigenständige Lebensführung abgelöst, die sich von den türkischen Geschlechtsrollenzuschreibungen zu lösen beginnt. Sevcan möchte sich als Individuum behaupten, möchte unabhängig sein. Die Familie verliert für sie die Bedeutung als ausschließlicher biographischer Rahmen. Damit grenzt sie sich bewußt von ihrer Mutter ab, die nach ihrer Einschätzung zu wenig ihr eigenes Leben lebt. In diese Schablone will sie sich nicht pressen lassen. Nach ihrem Selbstverständnis und ihrem Lebensentwurf, als neue türkische Frauengeneration, geht es darum, inwieweit und in welcher Weise sich ein verändertes Rollenverständnis leben läßt.

Denn ihre Mutter befolgt noch die klassische Rollenaufteilung, sie waltet im Haus nach den Wertmaßstäben, die sie von ihrer Familie erlernt hat, hütet sorgsam jene Barriere, die ihr errichtet wurde und die sie weitgehend fernhält von den Freiheiten des modernen Deutschlands. *Es sind diese Sachen, die sie im Dorf (Heimatsdorf in der Türkei, A. F.) gelernt haben, die sie jetzt noch immer machen. Wie zum Beispiel Butter machen, .. backen, Teppich waschen, in so was gut .. Nummer eins. Also, da kannst du nichts gegen sagen (lacht). Aber Treppen putzen, Gardinen waschen oder vielleicht mal Staub wischen, das kennt meine Mutter so nicht, weil das im Dorf nicht so groß die Sache war.*

Oder wenn geschlachtet wird, Fleisch zerhacken oder einfrieren oder kochen .. das kann meine Mutter ganz toll. Aber der Rest, das interessiert die auch nicht so sehr. Mein Vater läßt sich gerne bedienen, ein kleiner Pascha sozusagen. Sevcan durchschaut die innerfamiliären Strukturen, bleibt jedoch zwischen neuer, individualisierter Lebensform und traditionellen Zusammenhängen befangen.

Wenn man berücksichtigt, daß Sevcan Studentin ist, dann scheint das Wohnen bei den Eltern durchaus sinnvoll, denn Aachen ist im täglichen Pendelverkehr durchaus erreichbar. Weiterhin könnte man auf die finanzielle Situation von Studenten verweisen, deren Budget in der Regel knapp bemessen ist. Eine eigene Wohnung wäre deshalb nur unter großem Aufwand zu finanzieren. Diese Erwägungen lassen auch Sevcans Pläne in einem vernünftigen Licht erscheinen, ihren Raum umzugestalten und besser auf ihre Bedürfnisse hin auszurichten. Nach dieser Lesart hat sich die junge Frau entschieden, weiterhin bei den Eltern zu leben und Verselbständigungsbestrebungen im eigenbestimmten Wohnen zurückzustellen. Doch Sevcan möchte gerne ausziehen. Sie möchte ihre Autonomie durch eigenes Wohnen vergrößern, ihren selbstbestimmten Bereich im Wohnen umsetzen. Was verhindert dann den Auszug aus dem Elternhaus? *Ich glaube schon, daß wenn ich im Anerkennungsjahr bin und mehr Geld habe, das Studium zu Ende habe und ich dann auf eigenen Beinen stehen kann, daß ich dann auch ausziehen werde. Bis dahin habe ich die drei Jahre, um das halt so hinzubiegen, daß meine Eltern das auch akzeptieren.* Sevcan hebt zunächst auf ihre finanzielle Situation ab und bewegt sich mit dieser Argumentation durchaus im erwartbaren Rahmen. Doch scheint m.E. dieser Grund eher vorgeschoben zu sein, denn sie hat einen Nebenjob, verdient sich ihr Geld als Bedienung in einer Imbißbude. *Ich weiß auch nicht, wo ich sonst am Wochenende arbeiten könnte, weil es so gelegen ist, daß ich meine Zeit selbst einplanen kann. (...) Ich könnte abends arbeiten kommen und Wochenende bin ich eh frei. Also das liegt ziemlich gut, weil ich mir das selbst einteilen kann. (...) Und sonntags bin ich immer morgens allein und das ist für mich halt ziemlich gut, weil ich zu der Zeit entweder zu Hause arbeiten würde und*

*dafür nix kriegen würde oder ich arbeite bei „Bratmaster“ und bekomme sogar was dafür. Und deswegen kommt das ziemlich gut. (...) Es ist ganz nett, ich habe da nie fiese Kunden oder so. Die sind alle ziemlich nett. Also ich mache das ganz gerne. Ich kann mir auch nicht vorstellen, im Moment irgendwo anders zu arbeiten, weil ich nicht weiß, ob man hier im Kreis im Moment eine andere Arbeit kriegt. (...) Es kommt dann manchmal eine Zeit, wo ich im Monat fast 100 Stunden dort bin und das neben dem Studium. Das ist ziemlich viel. Diese Beschreibungen machen deutlich, daß Sevcan durchaus über die Möglichkeit verfügt, sich eine ökonomische Basis zu erarbeiten, die auch die Anmietung einer eigenen Wohnung erlauben würde. Entsprechende Hinderungsgründe für eine räumliche Verselbständigung müssen also anders gelagert sein. Sevcan benennt selber die grundsätzliche Problematik: Sie ist Türkin und türkische Frauen leben nicht alleine. *Es kommt ja nicht oft vor, daß türkische Mädchen alleine leben. .. Ich kenne keinen Fall, entweder sind die geschieden oder die Eltern sind verstorben oder sonst was. (...) Und das ist dann sehr schwer.* Ohne diesen kulturellen Hintergrund mitzudenken, wird das Verhalten der jungen Frau nicht verständlich. Auch sie deutet an, daß sie die Erlaubnis, zumindest die Duldung der Eltern braucht, um auszuziehen. Diese Eingebundenheit in den sozialen Raum schränkt ihren Horizont für den Weg in eine Verselbständigung ein. Sevcan könnte leicht in eine Überforderung hineingeraten, wenn sie sich konsequent gegen ihre Familie stellen würde. Diese Diskrepanzerfahrung, die sich als innerer Konflikt verfestigt, muß Sevcan individuell bewältigen. Eine Problemlage wird erkennbar, die sich ebenso als unartikulierte, geschlechtsspezifische Ungleichheitserfahrung lesen läßt. Ein Umbruch dieser Verhaltensorientierung wird deutlich an dem Punkt, wo sie nicht mehr bereit ist, sich ausschließlich auf die Familie fixieren zu lassen.*

• „Deutschland ist meine Heimat“ - Problemstellungen einer jungen Türkin zwischen den Kulturen

Sevcan ist Türkin. Eine schlichte Feststellung, deren Tiefendimension ihr erst in jüngster Zeit bewußt zu werden beginnt. In ihrer Kindheit war ihr dieses An-

derssein nur diffus bewußt. *Ich bin ja hier aufgewachsen. Ich konnte in der Grundschule und im Gymnasium so bis zur neunten, zehnten Klasse besser deutsch als türkisch. Also, ich konnte so wenig türkisch.* Die Grundschulzeit war *ziemlich doof*. Sie habe viel Zeit bei den Eltern, bzw. allein in der Wohnung verbringen müssen. Sie habe sich damals nicht gut mit den Eltern verstanden. Beide Eltern waren berufstätig und das damalige Alleinsein habe ihr nicht gefallen, ein Leben in der abgeschlossenen Welt der elterlichen Wohnung. Die Wende in ihrem Leben sei während der Oberstufenzeit (am Gymnasium Hückelhoven, A.F.) eingetreten. Sevcan begann gegen das elterliche Reglement auf eine stille, geduldige Art zu rebellieren, orientierte sich nach außen, öffnete ihre Welt. Ihr wurde bewußt, daß der Rückzug in das Familienleben einer selbstgewählten Isolierung gleichkommt, die alte Verhältnisse wiederherstellt und die gewonnene Position aufgibt. Mit der Adoleszenz, als der entscheidende Kristallisationspunkt für den Vergesellschaftungsprozeß von Individualität, entsteht im Rahmen einer Selbstvergewisserungsleistung, eine erneute Entwicklungschance für das Subjekt, so kann ein Interpretationsansatz lauten. Und Sevcan griff diese Chance auf. Was deutschen Jugendlichen an Freiräumen zufällt, mußte von ihr erstritten werden. Sie verstieß gegen die kulturelle Ordnung, wonach die Gesetze der Alten das Verhalten der Jungen festlegen; eine Verschränkung von Konflikten wird auf mehreren Ebenen erkennbar.

Die Oberstufe war dann halt sehr gut. (...) So Freunde und soziale Kontakte in der Klasse war immer sehr gut gegeben bei mir. Ich hatte nie Probleme mit irgend jemandem.“ In ihrer Clique war sie als Person akzeptiert, sie wurde „eingedeutscht.“ *Ich habe nie von irgend jemandem gehört, von meinen Freunden, Deutschland ist nicht deine Heimat. Ich hab das eher andersherum gehört: „Was, Türkei? Türkei ist doch nicht deine Heimat. Du bist doch schon deutsch.“* Demgegenüber vertreten die Eltern einen anderen Standpunkt. *Ja, meine Eltern sagen, meine Heimat ist in der Türkei!* Im Vergleich der Sprachen sind unterschiedliche Konzepte von *Heimat* zu berücksichtigen. Das türkische ‘memleket’ charakterisiert Heimat im Sinne von Herkunftsort und Zu-

gehörigkeit zu einem Familienstamm. Bezug genommen wird hier auf einen festen Ort, der nicht übertragbar ist. Eine zweite mögliche Übersetzung des deutschen Heimatbegriffes lautet 'vatan,' was eher Vaterland bedeutet. Unter diesen Vorgaben wird ersichtlich, daß Sevcans Eltern, aus ihrer eigenen Sozialisation heraus begründet, Heimat mit ihrem Heimatland, mit der Türkei gleichsetzen müssen. Die Eltern Can versuchen ihre Tochter mit dieser kulturellen Bedeutung bekanntzumachen, denn das Konstrukt 'Heimat' hat für Menschen mit einer Migrationsgeschichte eine besondere Bedeutung. Hier mußten sie Fremde bleiben. Die immerwährende Auseinandersetzung mit der Thematik, nicht hierhin zu *gehören*, impliziert die Frage, wann kehren wir in die Heimat zurück? Fremd zu sein hat einen traurigen und zugleich hilflosen Klang, nicht wirklich respektiert zu werden, hält die Gedanken an die Geborgenheit der Heimat wach. Tatsächlich berichtet Sevcans, daß ihre Eltern beabsichtigen, in die Türkei zurückzukehren. Dieser Gedanke liegt auch deshalb nahe, weil sie es offenbar nicht zufriedenstellend realisiert haben - aus welchen Motiven auch immer - sich mit den Deutschen zu arrangieren. Statt Integration anzustreben, sich dem deutschen Wunschdenken nach Assimilation unterzuordnen, ist ihnen der Wille zur Rückkehr näher. Zu Sevcans deutsch-türkischem Alltag gehört es deshalb, diesen kulturellen Brückenschlag zu bewältigen, die unwirtliche Zone zwischen beiden Welten zu versöhnen, keine leichte Aufgabe. *Es ist .. ziemlich schwer. Wenn ich jetzt zum Beispiel hier irgendwelche Kommentare über Türken höre oder Türkei, dann fühle ich mich angegriffen. Wenn ich aber ebenso irgendwas über Deutsche höre, wenn meine Eltern sagen: „Haa, siehst du, so das haben die gemacht, die Deutschen!“ Dann denk ich auch: „Wie kannst du das sagen?“ Weil ich .. mehr deutsch fühle dann. Obwohl, wie man sich türkisch fühlt oder wie man sich deutsch fühlt, das kann ich auch nicht abgrenzen. Das ist also ziemlich gemischt.* Die Sprache formt das Denken. Sie bestimmt zudem, was und wie jemand wahrnimmt und fühlt. Ihr ist diese Sicherheit abhanden gekommen oder hat sie nie richtig erfahren können. Sevcans fühlt sich nur bedingt zugehörig, nur bedingt *normal* - nicht wie all jene, die mit überzeugender Selbstverständlichkeit ihren Platz in der Welt benennen können.

Sevcans Selbstverortung, deren Definition sehr pragmatisch ausfällt, dokumentiert den Schwebezustand: *Ich sage, meine Heimat ist dort, wo ich mich wohl fühle .. und das ist halt hier in meiner Umgebung. Ich glaub, wenn ich jetzt noch mal irgendwo umziehen würde, zum Beispiel im Ausland irgendwo arbeiten würde und ich würde mich genauso wohl fühlen wie hier, dann würde ich das vielleicht wieder als Heimat ansehen. Aber da ich mich hier sehr wohl fühle, würde ich sagen: Deutschland ist meine Heimat.* Auch wenn sie sich in Deutschland beheimatet fühlt, ist sie weit davon entfernt, sich dem kulturellen Erbe der Eltern zu verschließen. Familie und Kultur bilden nicht nur einen Antagonismus, sondern ein Kontinuum zweier strukturell verschiedener Erfahrungsbereiche. Sevcan entdeckt und interessiert sich für ihre kulturellen türkischen Wurzeln. *Ich mußte im Grunde in Deutschland türkisch lernen und lerne jetzt auch in Deutschland meine Kultur im Grunde.* Immer deutlicher wird ihr die bestehende 'Verständnisproblematik' beider Kulturbereiche, anhand eigener Erfahrungen mit ihrer Familie, Bekannten, Freunden: *Wobei ich aber auch glaube, daß es ja auch sehr schwer für die meisten Deutschen ist, die Mentalität der Türken zu verstehen.* Und es ist eine typisch eurozentristische Sichtweise zu fragen, wie es ihre deutschen Freunde tun, welchen Sinn eine solche 'Selbstkasteiung' überhaupt haben kann. Aus der Sicht der Deutschen erleidet Sevcan evidente Formen weiblicher Diskriminierung. Als wichtige Bündnispartner in dieser Auseinandersetzung der Generationen erlebt Sevcan deshalb ihre türkischen Freundinnen. Nur von diesen wird ihre Perspektive nachvollzogen und akzeptiert, dies auf der Basis einer großen gegenseitigen Vertrautheit. Untereinander wird die jeweilige Biographie thematisiert und die eine oder andere resultierende Richtungskompetenz für das eigene Leben - in langen Gesprächen und Diskussionen - verhandelt und entwickelt. *Meine Freundin ist deshalb so wichtig, weil sie ziemlich viel Verständnis für das entgegenbringt, was ich zum Beispiel an Problemen habe.* An anderer Stelle führt Sevcan aus: *Aber dann brauche ich diesen Rückhalt oder ich brauche dann jemanden, der mit mir darüber redet und dann ist das halt immer meine Freundin. (...) Also*

ich übernehme sehr viel von ihr und sie hat dann auch ein bißchen von mir übernommen. (...) Sie ist diejenige, auf die ich am meisten höre.

• Reglementierter Erfahrungsraum und wachsende Unzufriedenheit

Gerade in ihrer aktuellen Lebensphase definiert sie ihre Individuation als nicht abgeschlossenes Projekt. Sevcans Identitätssuche fordert einen hohen Preis. Dabei können ihr konjugale familiäre Traditionen genausowenig gültige Orientierungen bieten, wie andererseits die postmodernen Entwürfe der Optionsgesellschaft. In dem Maße, wie sie die Fesseln ihrer familiären und damit kulturellen Herkunft wahrnimmt, nimmt die Unzufriedenheit mit ihrem Leben zu: *Also zufrieden mit meinem Leben bin ich im Grunde nicht, weil ich das, was ich von meiner Familie erwarte, nicht unbedingt bekomme, aber das, was die Familie von mir erwartet, immer erfüllen muß.* Sozialisation entwickelte sich unter diesen Bedingungen zur Selbstsozialisation. Es gilt, sukzessiv eigene Zielsetzungen für ihr Leben zu stecken. Ein Prozeß im Zeitlupentempo: Sevcan gelingt es bislang, trotz aller erfolgversprechender Ansätze, nur bruchstückhaft und allmählich, familiäre Beschränkungen aufzuweichen. Sie leidet unter dem erdrückenden familiären Zusammenhang, der es verhindert, daß sie freizügig leben kann, beurteilt Erreichtes in ihrem Leben entsprechend. *Besonders viel hat sich nicht verändert. Vielleicht weil ich auch nicht unbedingt sehr viel Wert darauf lege oder weil diese Veränderungen, wenn sie da sind, mich nicht unbedingt sehr verändern. Also, es ist nicht etwas, was ich danach an die 'große Glocke' hänge.* Gleichzeitig sieht Sevcan sehr klar, daß Veränderungen notwendig sind, um eigene Identitätsstrategien leben zu können. *Also, so, wie ich gerne leben will, lebe ich im Moment nicht, weil ich die Freiheiten, die ich haben will, nicht habe. Und das hängt damit zusammen, daß dieser Familienzusammenhalt, den wir ja haben, sehr kontrollierend ist und jeder sieht mich und jeder erwartet von mir, daß ich halt das gute Vorbild, das ich im Moment noch bin, immer noch weiter trage.* Noch funktioniert ihre Selbstbegrenzung, als ein 'Scheuen' vor Verletzungen dieser Barriere, deren Konsistenz die Ansprüche der Familie sind. Aber Sevcan ist ehrgeizig, resigniert nicht: *Und ich weiß, ich*

kann im Grunde mehr geben (im Sinne von leisten, A.F.) und wenn ich's nicht tue, dann .. komme ich schon in Konflikt mit mir selbst. Also, ich möchte da schon viel geben. Und ich weiß nicht, was für Perspektiven mir dann vielleicht später eröffnet werden. Ich möchte schon jede Chance, die ich habe, schon gerne nutzen. Im Erleben des Widerstandes der anderen, manifestieren sich ihre persönlichen Grenzen. Ich mag es auch nicht, eingeengt zu werden, (...) weil alles, was ich gemacht habe, kontrolliert wird im Grunde. (...) Und vielleicht ist das der Raum, der mir dann fehlt. Sevcans Versuche, sich Außenräume zu erobern, um der innerlich empfundenen Platzlosigkeit etwas entgegenzusetzen, werden intensiver. Es bleibt nur die Möglichkeit, einen anderen, eigenen Entwurf zu formulieren, sich loszusagen. Denn Beispiele für Beschränkungen, die Sevcan auferlegt werden und die sie mittlerweile internalisiert hat, finden sich mannigfach. So trifft sie sich, wie sie aufführt, mit ihren Freundinnen häufig in ihrem Zimmer, als Zugeständnis an das Kontrollbedürfnis der Eltern. Auch in ihren Möglichkeiten, Raumerfahrungen zu machen, fühlt sie sich eingeengt. Im Nahbereich dürfte sie sich nicht abends mit Freunden treffen: *Die haben ja immer noch die Vorstellung, daß halt in Diskos und so überall Hasch geraucht wird und man die Mädchen besoffen macht, damit man mit denen ins Bett gehen kann und diese Vorstellungen sind also .. sehr bei denen (den Eltern, A.F.) vorhanden.* Ihren Aktionsradius um den Wohnort herum erlebt sie Beschränkungen unterworfen. Sie steckt ihren Lebensbereich wie folgt ab: *Ich würde sagen vom Selfkant aus bis Wassenberg, weil ich da Freundinnen hab, Heinsberg und bis .. Hückelhoven hoch, Hückelhoven Hilfarth, also in diesem Kreis.* Für den Fernbereich erlebt Sevcan ebenfalls die elterliche Willkür. *Ich würde gerne reisen. Aber das ist ja auch das, wo von meinen Eltern immer gesagt wurde: „Nein, Mädchen alleine,“ oder „Mädchen mit denen, die kennen wir nicht so gut, nein.“ Und das wurde mir immer verboten. Somit wurde halt das, was ich gerne machen wollte, immer ziemlich runter gedrückt. Und irgendwann hab ich auch gedacht: „Ich mach das zwar mal irgendwann, aber im Moment kann ich's eh nicht, weil meine Eltern ja noch da sind.“ (...) Also, Neugierde ist da schon da. Ich würde dann auch schon mal gerne durch*

Kanada wandern oder so. Das ist schon etwas, was ich gerne tun möchte. Ich möchte auch gerne nach Dänemark oder nach Irland, weil ich dort eine Freundin hab und da würde ich auch mal gerne hin. .. Oder wenn ich dann die Fotos von Jamaika sehe, wo die da im blauen Wasser liegen. Das ist auch etwas, was mich sehr neugierig macht und wo ich denke: „So einen Ort möchte ich auch mal gerne sehen!“ Also, ich würde das schon gerne tun. Aber das elterliche Verbot steht den Erfahrungen der Ferne entgegen.

Die Eltern wollen den Urlaub in der Türkei verbringen und es verwundert zunächst, wenn Sevcan von dieser Idee nicht begeistert ist, denn schließlich möchte sie erklärtermaßen die türkische Kultur kennenlernen. Aber die Erfahrung zeigt, daß sie mit den dortigen Erwartungen nicht umzugehen weiß. In dieser Hinsicht ist die Türkei ein *fremdes Land*. (...) *Wir wollten dieses Jahr in Urlaub fahren und ich hab da im Grunde gar keine Lust. Weil dann kommen die ganzen Verwandten und dann denken die sich... jeder, der einen Sohn hat in meinem Alter: „Ooh, ne gute Partie aus Deutschland“ (lacht). Und dann ist der Urlaub im Grunde schon vergessen.* Sevcan führt das Weitere nicht aus. So hat Sevcan noch nicht viel von der Welt gesehen. *Ich bin nicht sehr weit gekommen. Also, Holland, da haben wir mal Urlaub gemacht ohne Eltern, nur mein Bruder meine Schwägerin und ich. Das war ganz o.k., aber das ist so was, wo ich denn auch keine Lust hab nach ein paar Tagen. Also da, da möchte ich auch wieder zurück. Also, meine vier Wände und dann ist alles o.k. Wenn meine Eltern weg sind, das macht mir nichts aus, wenn ich dann halt für zwei Wochen zu Hause bin, alleine. Das ist auch wie Paradies, aber es muß halt die Umgebung stimmen.* Mit dieser Gleichsetzung wird die verlassene Wohnung zur Stätte des Friedens, der Ruhe, wandelt sich der bekannte Raum zum Garten Eden. Der gewonnene himmlische Frieden ist jedoch von endlicher Natur, eine Zwangsläufigkeit, die den Verlust um so schwerer wiegen läßt. Sevcan möchte dieses Wohngefühl konservieren, wird jedoch immer von der Wirklichkeit eingeholt, nämlich von der Rückkehr der übrigen Familienmitglieder. Die Vorstellung des anderen bleibt.

Diese Aussage scheint quer zu den bisherigen Vorstellungen zu liegen, wonach Sevcán eine Sehnsucht nach der Ferne hegt. Sie war in Holland, aber eben nicht in Freiheit, sondern unter der Aufsicht von Bruder und Schwägerin. Offenbar ist ihre situative Einschätzung berechtigt, die Zeit für Reisen ist für sie noch nicht gekommen. Erst muß ihr Nahbereich erschlossen sein. Es gibt eine Abfolge der Raumaneignung. Ohne angeeignete Lebensmitte scheint die Ferne unerreichbar. Deshalb kreisen schon bald die Gedanken um die Heimkehr. Da wird selbst das leere Haus zum Paradies, denn hier findet sie Ruhe, soziale Kontrolle ist nicht mehr gegeben. Es geht ihr offensichtlich nicht nur darum, mit ihrer Familie zusammen zu sein, die gewohnte räumliche Umgebung ist ebenso bedeutsam, verfügt über eigene, wichtige Qualitäten.

Mittlerweile hat sie den familiären Mechanismus von Bindung und Kontrolle durchschaut. Sevcán erläutert die Regeln: *Da ist diese Muß-Bindung, im Grunde und dann habe ich eine Muß-Verantwortung. Und dann, wenn ich schon irgendwo hingeh, dann lasse ich schon die Telefonnummer dort oder mein Telefonbuch und sage: „Da steht es drin. Der und der Name und da bin ich jetzt.“ Und dann rufen die dann vielleicht auch mal an: „Es ist spät, wann kommst du endlich?“ Ne, ist zwar doof, aber meine Freunde alle, die haben sehr viel Verständnis dafür.* Es bleibt die Hoffnung, wie Sevcán es ausdrückt, *daß das Verhalten meiner Eltern ein bißchen toleranter wird, weil das drückt schon ziemlich auf mich. Ich weiß auch, daß das eine ganz große Verantwortung ist und ich mich im Grunde nicht so beeinflussen lassen sollte. Aber das ist etwas, was ich auch nicht so abwerfen kann, also die Last, die ich im Moment trage. Mein Gewissen arbeitet da viel schneller als mein Handeln und deswegen kriege ich das nie ausgeführt. Das ist etwas, was meine Eltern, glaube ich, auch wissen und ausnutzen. Aber so lange ich das im Bauch noch nicht richtig drin hab, kriege ich das auch nicht durchgeführt. (...) Aber so lange ich noch die Chance hab, das irgendwie sich positiv entwickeln zu lassen, möchte ich das auch gerne tun. Also, ich kann das nicht haben, wenn ich weiß, jemand ist traurig und ich hab das eingebrockt. Da muß ich das auch wieder gut machen. Ich hab das nicht gern.* Sevcán erweist sich als loyale

Tochter, die ihre Eltern nicht verletzen möchte, auch wenn sie sich unterdrückt fühlt, ja sogar unterstellt, daß ihre Eltern diese Loyalität bewußt ausnutzen. Ein Bild von Tradition wird benutzt, um die Tochter zu kontrollieren - und Sevcan durchschaut die elterliche Strategie. Noch erbringt sie grundlegende Anpassungsleistungen freiwillig, verläßt sich auf ihre Kompromißfähigkeit. Mit dieser Einstellung stößt sie im deutschen Freundeskreis nicht immer auf Verständnis.

Auf der anderen Seite sieht sie keine Probleme darin, einen deutschen Freund zu haben. Diese Toleranz hat sie entwickeln können, durchaus keine Selbstverständlichkeit für ein türkisches Mädchen. Auch diese Option ist Teil ihrer Identität, obwohl sie sich im klaren darüber ist, daß es auch hätte anders kommen können. *Das kommt darauf an, wo man aufgewachsen ist und in welchem Kreis. Ich hatte damals oder jetzt nie so viele türkische Freunde. Oder die, die ich hatte, die hatten auch meistens meine 'Wellenlänge', also deswegen bin ich da auch nie sonderlich aufgefallen. Also, es kommt auf den Kreis an. Ich glaub, wenn ich in Hückelhoven, in dieser Gesellschaft aufgewachsen wäre .. ich weiß nicht, wie ich mich dann entwickelt hätte.* Sevcan realisiert, daß das Milieu in dem sie aufgewachsen ist, ihr trotz allem Freiräume offenläßt. Gleichwohl fühlt sie sich eingeengt und beobachtet, verfügt - aus ihrer Sicht - über zu wenig Privatsphäre. Denn Privatsphäre heißt auch, bei sich sein zu können.

• Zufluchtsorte

Diese familiäre Bindung, die tut mir manchmal sehr gut, weil ich dann immer jemanden hab, wenn ich jemanden brauche, aber die Distanz, die ist nicht gegeben. Es gibt keinen Fluchtpunkt. Also, ich kann nirgendwo hinlaufen und sagen: „So, jetzt bin ich hier für mich und keiner weiß das und jetzt habe ich meine Ruhe.“ Ihre Vorstellungen, die sich um 'Fluchtorte' drehen, waren zunächst diffus und stimmungsgesteuert. Wenn sie diese Stimmung verspürt, sucht sie das Alleinsein, begibt sich an Orte, die sie ansprechen, zum Beispiel der Adolfsee bei Ratheim. Sie assoziiert ihre dortigen Eindrücke: *Daß das halt von der Stimmung her mir einen sehr weiten Horizont gibt, daß ich da einfach*

reingucken kann und dann sich gehen lassen kann. Die Farben sind auch ausschlaggebend, weil dunkle Farben mich eher ansprechen als knallige oder helle. Ja, es ist einfach angenehm. Ich weiß nicht, vielleicht liegt es daran, daß man denkt, mit Natur ist immer etwas Gutes verbunden. Man kann dann ausgeglichen sein, vielleicht, daß ich das auch ein bißchen drin hab. Ich mag es, wenn das Wasser klar ist, was sehr selten ist dort. Wenn man so runtergucken kann, ist das schon sehr schön. Ja, vielleicht auch deshalb, weil Wasser für mich Reinheit bedeutet, klares Wasser. Und die blaue Farbe finde ich sowieso immer sehr gut. Weil es auch wieder für mich was Tiefes ist, also unendlich ist, wo man weiter gehen kann. (...) Ein See gehört zur Natur. Natur ist das alles drumherum, mit den Tieren, mit mir selbst. Also ich gehöre da auch mit drin. (...) Ich denke vielleicht gar nicht nach. Ich sitze einfach da und genieße es und lasse alles auf mich wirken. Mehr muß ich nicht. Ich gehe nicht hin, um Nutzen davon zu ziehen, ich geh da hin, weil's mir gefällt und ich merke, es tut mir gut. Wenn ich danach zurückkomme, bin ich ruhiger. Man kann dort alleine sein, ungestört sein. Ich geh nicht dorthin in der Absicht, ich denke jetzt dort über den und den nach oder mein Verhalten, was ich damals gemacht habe. Ich geh dahin einfach, weil mir gerade danach ist. Ich kann da auch hinfahren, wenn ich gerade gar keine Probleme habe oder mich im Grunde wohl fühle und dann halt diese Stimmung noch weiterhin haben will. Ähnliche Erfahrungen macht Sevcan im Wald. In den Wassenberger Wald bin ich gegangen, da waren halt mehr Leute da, wo ich war. Und wenn ich halt im Klevchen bin, sieht man selten.. Ich mein, das ist ja auch kein richtiger Wald find ich, da stehen ein paar Bäume links und rechts und dazwischen haben die einen kleinen Pfad gemacht und das ist jetzt schon so ein bißchen Wald. Da begegnet man weniger Leuten, aber das reicht mir schon. Weil wenn man da drin ist, dann sieht man nicht, wie groß das Drumherum ist. Man hat die Bäume und das reicht einem auch schon. Bei einem großen Wald sieht man auch nicht mehr, wenn man zwischen den Bäumen steht. Sevcan genießt naturnahe Räume als Orte der Ruhe und Entspannung. Das Gehen im Wald kann eine Methode sein, in Gedanken zu versinken, also mit nach innen gewendetem Blick sich oder ein Thema zu er-

gründen. Dort herrscht keine Kontrolle, deshalb bevorzugt sie menschenleere Stellen. Ihre Exkursionen sind von Stimmungslagen abhängig, um die Umgebung fast meditativ in sich aufnehmen zu können. Wo beginnt der Wald? Die Pforten sind unsichtbar und doch merkt sie deutlich, wann sie sich öffnen und wieder schließen, wann sie sich innerhalb oder außerhalb des Waldstückes befindet, unabhängig davon, wie viele Bäume sich um sie herum befinden. Beim Durchschreiten des Vorhangs eröffnet sich eine eigene Sphäre, wenige Schritte zwischen die Bäume genügen, um Grundverschiedenes zu erfahren, eine überraschende, magische Sinneswahrnehmung wird erfahrbar. Dann, in diesen Augenblicken, erschließt sich ihr eine ästhetische Empfindung der Versöhnung mit sich und der Welt, die, wie sie bedeutet, sich nicht instrumentalisieren läßt. Sie beschreibt an anderer Stelle positive, erwünschte Eindrücke. Sie erinnert magische Raumbilder, die alle Sinne ansprechen: *Und ich hab das sehr gerne gehabt, Blätter, wenn die Sonne drauf schien. Wenn die im Wind wehten oder halt durch diese Lichteffekte, manche dunkleres Grün, manche helleres Grün, manche sogar gelblich waren. Das sieht von Weitem aus, als ob das Punkte sind. Keine Blätter, sondern eher Punkte und das ist etwas, was ich schön fand, diese Farbmischung. Das sah ja auch frischer aus. (...) Es macht einen viel ruhiger. Wenn ich da (gemeint ist der Wald, A.F.) durchgehe, es kann einfach nur die Luft sein, die dann halt frischer ist, dann riecht es auch viel besser und das ist dann halt etwas, als ob du dann plötzlich in einen leeren Raum trittst und dann einfach .. nur schwebst. Alles drum herum ist weg und du bist da und dann ist auch nichts unbedingt so wichtig. Man hat denn seine eigenen Gedanken, kann abschalten.*

Wenn sie Kontakte zu Menschen sucht, verabredet sie sich mit Freunden. Auch dieses Beisammensein erfordert den geschützten, nicht kontrollierten Rahmen. Sie mißt ihren Beziehungsgeflechten - vor allem zu ihren Freundinnen - sowohl in der momentanen Lebenssituation, als auch perspektivisch, eine große Bedeutung zu. Treffpunkt ist regelmäßig das Café „Schuhmann“ in Heinsberg. *Das ist ein etwas älteres, immer gut beheiztes Café .. also da fühle ich mich sehr wohl. Da sitze ich mit meiner Freundin auch sehr lange. Also, das ist eine*

Umgebung, wo ich nie Langeweile hab. Da stimmt für mich sehr vieles. Die haben da die Töne, das sind mehr dunkle Bordeauxtöne und diese kleinen Lämpchen und Blumen, Grüngewächs. Also, das ist etwas, was sehr beruhigend für mich ist. (...) Ja, es ist hier gemütlich, auch von der Temperatur her. Ich finde es nicht zu kühl und nicht zu warm. Besonders im Winter nicht, weil ich dann sehr gerne dort sitze. Und die Zeit, wo ich halt immer diese langen Gespräche hatte, die waren hauptsächlich im Winter oder im Herbst an diesen regnerischen oder kühlen Tagen. Es ist dann halt, wie wenn man sich in so eine Schlummerecke verdrückt. Ich bin ja nie alleine dort gewesen.

Im Café erlebt sich Sevcán in ruhiger, entspannter Atmosphäre - die anderen Besucher beeinträchtigen nicht. *Es sind nicht Leute da, die mich unbedingt stören und die ich nicht mag. Und auch Leute, die halt hier drin sitzen, sie stören mich nicht, weil ich weiß, ich bin hier abgeschnitten. Das ist nie so voll, daß ich hier direkt neben irgend jemandem sitze und weiß, der kann mithören, was ich rede. Also, das ist mir auch noch nie hier passiert. Auch andere öffentliche Orte erfüllen in Sevcáns Wahrnehmung die Bedingungen für persönliche Gespräche. Jedoch gibt es qualitative Unterscheidungen, die insgesamt das Café als bevorzugten Ort erscheinen lassen. Hier ist es intensiver. Hier kann ich eher abschalten. (...) Ich weiß ja, daß ich hier nicht beobachtet werde. Oder ich habe das Gefühl, daß ich hier nicht beobachtet werde. Im „Bistro“ (anderes Café, A.F.) bin ich eher .. auf der Schußliste, sagen wir mal so. Ich kenne viele, die dort sitzen, die kennen wiederum mich und dann fühle ich mich nicht für mich selbst, darum. Da bin nicht nur ich, oder meine Freunde, sondern da sind auch noch andere dabei. Es geht nicht nur um ihre Themen. Es muß nicht unbedingt über mich sein, über die (Freundinnen, A.F.) auch nicht unbedingt, sondern alles mögliche. Es kann auch Schweigen sein. (...) Also mit den Leuten, die ich gerne hab, kann ich irgendwo sein und auch ruhig nichts sagen, das ist für mich nicht unangenehm. Und der Ort ist mir auch nicht unangenehm. Wenn der Ort mir unangenehm wäre und man hätte sich nichts zu sagen, also nichts womit man sich ablenken kann von diesem unangenehmen Ort, dann würde ich*

gehen. Aber da das ja stimmt hier, würde ich sitzen bleiben und weiter nichts sagen.

Sevcan hat 'Inseln' erschlossen, die jeweils eine spezifische Bedeutung aufweisen. Ihnen ist gemeinsam, daß sie nicht der Kontrolle der Familie unterliegen. Diesen Freiraum benötigt Sevcan, um sich zu erholen, zu planen, kurz um sich im Projekt der eigenen Biographie fortbewegen zu können. Als Resultat dieser Tendenz distanziert sie sich von Verhäuslichung und dem familienzentrierten Verhalten der anderen. Eine Werteververschiebung wird von Sevcan forciert, die auf räumlicher Ebene, Verarbeitungsprozesse widersprüchlicher und teilweise konflikthafter Art abbildet.

• Ambivalenz des schulischen Erfahrungsraumes

In die Reihe dieser besonderen Orte ist das Gymnasium Hückelhoven ebenfalls einzubeziehen. Dort hatte der Wandel - von innen nach außen - für Sevcan begonnen. *Das war auch zu der Zeit, wo ich dann halt auch nicht gerade so einen Draht zu meinen Eltern hatte. Also, war das (die Schulfreunde, A.F.) schon mehr für mich Familie .. als das, was ich zu Hause hab. Und das fand ich viel schöner, wenn ich da die ganze Zeit in der Schule abgesessen hab, als zu Hause. (...) Ja, es hat sich mit dem Rausbewegen viel geändert. Ich war früher nicht so darauf aus, unbedingt von zu Hause wegzubleiben. Es war mehr so, mein Zimmer oder mein Haus waren ganz o.k. Und die Schule, da war ich ja auch die ganzen Jahre vorher drauf. Nur diese Situation hatte sich geändert. (...) Das fand ich sehr angenehm. (...) Ich hatte da meine Freunde und Probleme hatte ich dort nicht.* Die Schule bekommt den Status eines wichtigen biographischen Ortes. Doch Sevcan mag das Gebäude nicht. *Ich fand es immer schon häßlich.* Sie bemüht sich um eine Differenzierung in soziale und räumliche Komponenten der damaligen Schulerfahrungen. *Das Gebäude hat mich auch nicht gestört. Ich fand's halt häßlich, aber es ist da und es ist ja nicht der Sinn, daß ich über das Gebäude bestimme, ob es schön oder häßlich ist. Und weil es da ist, hat es auch einen Sinn und das war o.k. und fand's trotzdem häßlich. Aber wenn jemand gesagt hätte: „Eure Schule ist häßlich!“ Dann*

hätte ich gesagt: „Eure ist noch häßlicher!“ Einfach, weil ich auf dieser Schule bin. Ich werde ja nie zugeben, daß meine Schule häßlich ist, dort, wo ich drauf bin. (...)Ich bin dort zur Schule gegangen. Ich hab dort nicht gewohnt. Wenn ich gewohnt hätte, hätte ich versucht, dort was zu verändern. Aber das mußte nicht sein.

• Raumwahrnehmung

Wir haben bislang einige persönliche Orte Sevcans kennengelernt. Zum ersten das Haus der Eltern (ihr Zimmer), wo sie ein hohes Maß an räumlicher Aneignung verwirklichen konnte - soziales Zusammenleben jedoch krisenhaft verläuft. Ferner führt sie das Café auf, dort harmonisieren räumliche und soziale Bezüge vortrefflich und erzeugen im Miteinander eine positive Grundhaltung. Ihre Ausflüge in den Naturraum fokussieren das eigene Selbst in einer positiv aufgeladenen Umgebung. Soziale Kontakte sind in diesem ‘setting’ unerwünscht. Und schließlich benennt Sevcan das Gymnasium Hückelhoven. Der Ort in seiner räumlichen Dimension wird ablehnend, fast feindlich beschrieben, während das soziale Erleben dem Ort eine persönliche Bedeutung verleiht. *Weil diese Stimmung, die wird ja nicht nur in der Schule erzeugt. Ich glaube, das hat man verbunden, aber die Freunde waren da halt ausschlaggebend.*

• Erstes Fazit:

Muster lassen sich identifizieren, deren Kennzeichen ihre Verschiedenartigkeiten sind. Der Wunsch nach einem eigenen, inneren Platz verknüpft sich mit dem Bemühen, äußere Plätze zu erschließen und zu gestalten. Dabei spielen räumliche Erfahrungen und das Kennenlernen neuer Lebensweisen und -einstellungen, die sich von denen der Eltern - insbesondere von der mütterlichen Lebenswelt - unterscheiden, eine dominierende Rolle.

Wie nimmt sie das Räumliche in ihrer Umgebung wahr? *Ich würde mich nicht an etwas orientieren, was vielleicht eine Bedeutung für andere hat. .. Als Orientierung würde ich vielleicht etwas, das für mich selbst besonders ist raus-picken, nicht das, was für Heinsberg selbst besonders ist.* Sie unterscheidet

zwischen ihren persönlichen Orten und öffentlich markanten Punkten. Beide Schemata sind nicht deckungsgleich, ja sie müssen nicht einmal eine Schnittmenge aufweisen. Nach ihren Ausführungen haben räumliche Veränderungen des Stadtbildes keine große Bedeutung für sie. Sie scheint demnach keine sorgfältige 'Kartierung' ihrer räumlichen Umwelt vorzunehmen. Über den Sinn und Zweck von Veränderungen denkt Sevcan nur oberflächlich nach. Es interessiert sie nicht sonderlich.

Sevcan nimmt Singuläres in ihrer räumlichen Umgebung wahr, fragt nicht nach dem, was gewesen ist, was sich im Raum an historischen Ereignissen abspielt und abgespielt hat. Sie durchbricht damit den Zusammenhang einer Vermittlung von Raum und historischer Bedeutung und greift aus dem Fundus des Räumlichen nur hier und da ein Stück heraus und bildet somit ihre spezifische 'Kolportagerfahrung' aus. Sie nimmt den Blick des Flaneurs ein, der sich im Raum bewegt und unsystematisch wahrnimmt, was gerade auffällt. Das Interesse liegt darin, Atmosphären zu erspüren, das Besondere im Allgemeinen aufzulösen. *Heinsberg ist eine Kleinstadt (lacht). (...) Aber man kann ja von heute auf morgen keine Stadt sein. Und wenn mehr gebaut werden würde in den nächsten Jahren, dann würde ich vielleicht direkt auf die Idee kommen, daß das eine Stadt ist. (...) Eine Stadt sagt mir nicht nur etwas von den Geschäften, sondern auch von den Menschen. (...) Es ist hier viel durchschnittlicher. Wenn man in die Stadt geht, sieht man Leute in feinen Anzügen, überwiegend. Hier man sieht ja schon einen Unterschied zwischen hier und Hückelhoven. Wenn man in Hückelhoven durch die Stadt geht, da merkt man, daß die armen Leute überwiegend ganz anders angezogen sind als hier in Heinsberg. Hier in Heinsberg, find ich, ist echt der Durchschnitt da. Und in der Stadt, da begegnet dir einer in einem ganz feinen Kostüm, eine Frau, die halt topschick, so wie man's vielleicht aus den Magazinen oder aus den Zeitschriften kennt. Denen begegnet man dort schon, aber hier nicht. Man sieht dort viele Sportwagen und hier nicht so sehr viele und wenn hier eins aufkreuzt, das erregt Aufmerksamkeit. (...) Wenn ich Zeit habe, kaufe ich auch gerne in Heinsberg ein. Ich bin also ganz zufrieden hier in Heinsberg im Grunde.*

4.2.1.3.2. Der Ort des zukünftigen Lebens

• Beschreibung eines imaginären Ortes.

Dort, wo ich gerne leben würde, das sollte schon etwas ruhiger sein. Das sollte kein Haus sein, wo die ganze Zeit Autos vorbei fahren. (...) Wenn ich also die Möglichkeit hätte, würde ich irgendwo in einem kleinen Dorf wohnen, was aber nahe zur Stadt ist, weil man ja auch die Geschäfte irgendwie erledigen muß. Also, das sollte schon so ein Dorf wie .. Burtscheid find ich sehr schön in Aachen, weil es dort ruhige Gebiete gibt. (...) Aachen Stadt .. auf'n Marktplatz nicht unbedingt so gern. Aber so Burtscheid, das ist doch schon etwas, was ich sehr schön finde, weil man dort den Park hat, es ist schön grün. Sevcan will demnach eigentlich nach Aachen ziehen, weil jeder doch seinen Weg gehen muß. Über den Zeitpunkt dieses Aspektes ihrer Verselbständigung besteht noch keine konkrete Vorstellung. Das hängt, glaub ich, davon ab, ob ich diesen Sprung schaffe, daß ich mich von meinen Eltern trenne. Ihre Lebensplanung kann sie deshalb nur in groben Zügen umreißen: Wenn meine Eltern wirklich ausziehen oder wenn ich wegziehe oder das schaffe halt da einen Kompromiß mit meinen Eltern zu finden, daß ich mein eigenes Leben leben kann und die dies auch tolerieren oder akzeptieren, daß ich dann schon mal mein Studium zu Ende mache, einen Beruf habe und dann halt vielleicht mit meinem Freund zusammenziehe oder nicht mit meinem Freund zusammenziehe, aber dann halt alleine wohne. Das kann auch ruhig in der Nähe von meiner Familie sein, nicht unbedingt sehr nahe. Das möchte ich nicht so gerne, weil ich dann wieder kontrolliert werden würde, glaub ich. (...) Bis es dahin kommt, muß ich doch schon fest auf beiden Beinen stehen. Das ist für mich sehr wichtig. Und auch beruflich (muß ich mich, A.F.) mehr entwickeln, also ich brauche diese Anerkennung. Das, was ich mache, muß ich gut machen.

Sevcan ist dabei, ihre ganz eigene Balance zwischen Loslösung und Bindung, zwischen Unabhängigkeit und Verpflichtung herzustellen. Diese doppelte Orientierung im Ausbalancieren zweier 'Welten' kann verstanden werden als weibliche Stärke und als innovatives Element des sozialen Wandels. Alte und

neue Elemente bestehen weiter, überlagern sich und formieren sich zu einem spezifischen, weiblichen Lebensentwurf einer jungen türkischen Frau. Sevcan bekennt sich in diesem Prozeß eher zu aktiven, dynamischen Merkmalen, wobei Träume nicht ausgeschlossen bleiben. Dazu muß sie ihr Leben selbst planen, eigene Ziele und Zeitvorstellungen aufbauen, sich mit gesellschaftlichen Erwartungen auseinandersetzen und das eigene Handeln bilanzieren. Es wird der Wunsch sichtbar, in einer offenen Region zu leben, offen im Sinne von Freizügigkeit für eine Vielzahl von Lebensstilen, für ein Recht auf Rückzugsräume und gleichzeitig des Engagements in der Öffentlichkeit. Sie fordert Eigenleben ein, Respekt vor ihrer persönlichen Integrität. Sie wird mit einiger Wahrscheinlichkeit die Erfahrung machen, daß sie sowohl an die traditionellen als auch an die modernen Grenzen der Geschlechterhierarchie stoßen wird. Ihren Lebensmittelpunkt, die ersehnte eigene Wohnung, will sie nach der Arbeitsstelle ausrichten. *Ich glaub ich würde dann eher, je nachdem, wo ich Arbeit bekomme, auch dahin ziehen.* Wobei sie gleichzeitig einschränkt: *Es wäre auch ein Kriterium (für den künftigen Wohnort, A.F.) wenn mein Freund später, wenn ich noch immer mit ihm zusammen bin, irgendwo anders Arbeit findet, daß ich dann auch schaue. Wir bleiben zusammen und ich dann mit ihm wegziehe. Also, das ist mir auch wichtig.*

• Verselbständigung - ein strategisches Unterfangen.

Für Sevcan spitzt sich die Situation mit dieser Fragestellung zu. Eine grundlegende Entscheidung steht an. Sevcan zögert noch, aber die permanente Auslagerung elementarer Interessen, die sie als nicht teilbar empfindet, schafft eine Rollenambiguität. Immer mehr drängt das Bedürfnis an die Oberfläche, sich Freiräume zu verschaffen. Dabei ist mit den Bestrebungen nach Autonomie immer der Wunsch verbunden, sich neue Räume anzueignen. So will sie das Wohnen in neuer Umgebung erproben. *Und deswegen glaub ich auch, daß das gar nicht mal so schlecht ist, wenn ich irgendwann im August, September für ein paar Tage nach Carla, also dort in die Wohnung (in Aachen, A.F.) kann, wieder raus, was probieren kann, wie ich das auch selbst sehe oder verkrafte.*

Meine Eltern können sich dann auch darauf einstellen und für mich ist das denn auch einfacher. Weil wenn die wirklich in die Türkei wollen und die sind plötzlich weg und ich steh hier und die stehen dort. Mit dieser Argumentation eröffnet sie den Eltern gegenüber einen neuen Schachzug, denn sie muß schließlich irgendwo leben, wenn die Eltern weg sind. Und deshalb ist es nicht unvernünftig, sich umzuschauen. Sevcan freut sich, endlich einen Anfang gemacht zu haben. Sie realisiert, daß die Wege nach 'draußen' ihr Selbstbewußtsein stärken. *Es ist ja auch ein bißchen die Angst oder dieses 'Wie wird es dort sein?' .. die neue Umgebung. Ich hab keine Angst vor neuen Freunden oder so, sondern eher vor der neuen Lebensweise. Das ist ja was ganz anderes. Ich bin hier unter meiner Familie. .. Das ist ja ne drastische Veränderung für mich und das macht mir denn schon ein bißchen Angst.* Sevcan beabsichtigt in Wahrheit nicht nur für ein paar Tage bei ihrer Freundin zu wohnen, sondern regelmäßig für einige Zeit dort zu leben. Obwohl ihre Eltern gegen ihr Vorhaben sind, zeigt sich Sevcan entschlossen. *Dann machen die zwar ein 'langes Gesicht', aber da halte ich mich nicht dran auf. Also, sie können auch nicht viel dran tun. (...) Das ist auch ganz gut so, find ich. Also ich fühle mich dadurch viel besser. Auch wenn die ein 'langes Gesicht' machen, das macht mir herzlich wenig aus.* Die Begrifflichkeit, die Sevcan für ihre Darstellung verwendet, zielt auf ein Deutlichmachen ihrer kritischen Distanz gegenüber 'alten Wertvorstellungen' ab. Denn mit dieser angestrebten Option der eigenen Ortsbestimmung könnte sie gleichzeitig ihre Beziehung festigen; hat sie sich einmal aus der Umklammerung der familiären Kontrolle gelöst, ergeben sich weitere Freiräume. Im Verlauf zahlreicher Auseinandersetzungen mit ihren Eltern, geht Sevcan auf Distanz; der ständige Kampf, im Hin- und Hergerissensein zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung soll sich endlich entscheiden.

4.2.3.3.3. Resümee

Sevcan Can versucht im wahren Sinne des Wortes ihrer, durch milieubedingte und kulturelle Setzungen, verengten Welt zu entkommen. Auf diesem Weg zeigt sich Sevcan erfinderisch. Wichtig ist es ihr, möglichst einvernehmlich, räumlichen Abstand von ihrer Familie zu gewinnen. Ebenso wichtig erscheint es ihr, ökonomische Autonomie zu erreichen. Als junge türkische Frau werden ihr besondere Widerstände entgegengebracht. Dieses spannungsgeladene Verhältnis von erworbenen Konventionen in der Primärsozialisation einerseits und den Anpassungsaufgaben an veränderte gesellschaftliche Bedingungen andererseits führt zu spezifischen Problemstellungen. Während sich Sevcan in ihren Idealvorstellungen längst mit der weiblichen Emanzipation identifiziert hat, zeigt sie in vielen Situationen Überforderungserscheinungen und einen damit einhergehenden Rückzug auf die vertraute Position von Bindung.

Sevcans Metamorphose zu einem eigenverantwortlichen, selbstbestimmten und sich organisierenden Menschen vollzieht sich deshalb nicht kontinuierlich, sondern in einem komplizierten Kräfteparallelogramm mit den Vektoren Selbstverwirklichung, familiäre Bindungen, Partnerschaft, Traditionen, Hoffnungen, Geduld, Sicherheitsdenken, Träume, Neugierde, Fatalismus und einer guten Portion Pragmatismus. Einerseits erhofft sie sich raschere Fortschritte auf diesem Weg, auf der anderen Seite erscheint ihr das bisher erreichte als Privileg. Von ihrem Zimmer, der Höhle des Selbstwerdens ausgehend, erschloß sie ihren Lebensraum. In dieser Entwicklung waren und sind Flucht- und Ruhepunkte besonders wichtig, die sie als 'solipsistische Oasen' von der familiären Kontrolle benötigt. Diese Orte treiben ihre Bewegung voran - sozialräumliche Übergänge als quasi-experimentelle Zonen.

Sevcan bezeichnet Deutschland als ihre Heimat, ohne ihre türkische Identität zu verleugnen. Ihre bewußt offen gehaltene Definition deutet an, daß sie in ihrer aktuellen Lebenswelt nicht beheimatet ist. Sie betrachtet Heimat nicht als vorrangig räumliche Kategorie, sondern vielmehr als subjektive Konstruktion. Wichtig ist es ihr, über einen angeeigneten Nahbereich (Zimmer, Wohnung)

verfügen zu können, der als Ort nicht festgelegt ist. So verstanden ist von Beheimatung dann zu sprechen, wenn Bedürfnisse und Fähigkeiten zusammenfinden, wenn eine Übereinstimmung von Person und Umgebung erfahrbar wird.

Sevcans Blickrichtung ist deshalb die Zukunft. Im Frauenporträt wird deutlich, was innerhalb dieser konfliktreichen Verschränkung der unterschiedlichen Erfahrungen erst einmal nur möglich ist, das zwischen Progression und Regression wechselnde Handeln, wobei Schrittden für Schrittden von Sevcan versucht wird, einer Integration ihrer Lebensziele näherzukommen. Sevcan ist ein fragmentierter Mensch, der sich partiell zusammenfügt, der (zu) viele Anforderungen an sich stellt. Ihr Projekt Selbstverwirklichung kann somit durch vier Eckpfeiler charakterisiert werden: Autonomie im eigenbestimmten Lebensraum (Wohnung, näheres Umfeld), ökonomische Selbstständigkeit, sinnstiftende Integration in den Erwerbsarbeitsmarkt und die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie. Auffällig ist vor allem, daß die Gründe, die für den existierenden Wunsch nach Berufstätigkeit sprechen, keineswegs nur finanziellen Aspekten geschuldet sind. Selbstständigkeit, Kontaktmöglichkeiten, Anerkennung sowie die Erweiterung der eigenen Fähigkeiten sind einige der zentralen Inhalte, die Sevcan mit der Erwerbstätigkeit verbindet. Diesen Zielen will sie ihren zukünftigen Wohnort unterordnen. In einer angestrebten Vorstellungseinheit plant sie Wohnen, Partnerschaft und Arbeit zusammenzufügen. Ihre Lebensziele ordnet sie damit westlichen Idealen an, wohl wissend, daß sie besondere Schwierigkeiten zu überwinden hat. Jede Verweigerung, und mag sie noch so naiv oder anmaßend sein, hat ihre Größe. Sie leistet mit ihren Emanzipationsansprüchen als junge türkische Frau in ländlichem Kontext regelrechte 'Pionierarbeit'.

4.2.1.4. Manuel

Manuel ist 20 Jahre alt. Er lebt seit wenigen Monaten wieder *ganz* im Haushalt der Eltern. Das Ehepaar Groz hat nur den einen Sohn. Herr Groz ist osteuropäischer Herkunft, lebt aber schon seit 40 Jahren in Deutschland. Immer wieder plane er, wie Manuel berichtet, wieder in seine zurückzukehren. Herr Groz hatte seine Frau, Manuels Mutter, auf seinen Reisen durch Europa kennengelernt. Nun sind beide im Ruhestand. Aus gesundheitlichen Gründen mußte Herr Groz seine berufliche Tätigkeit aufgeben, erwartet nun eine Rente.

Die Familie bewohnt eine Wohnung in einem alten, etwas vernachlässigten Backsteinhaus im Dorfkern. Das Dorf hat ca. 1.000 Einwohner und ist gelegen auf halbem Weg zwischen Heinsberg und der Grenze zu den Niederlanden. Der Charakter des Ländlichen prägt die ebene, waldlose Umgebung.

Bis 1983 - dem Einschulungsdatum Manuels - fuhr die Familie aus beruflichen Gründen durch die Lande. Manuel kann sich aus eigener Anschauung kein Bild mehr von dieser Zeit machen, läßt sich aber gerne von den Reisen berichten. Danach ist die Familie Groz in die Nähe Heinsbergs gezogen, um dort ein Ladenlokal zu betreiben. Manuel erreichte auf der Hauptschule - im benachbarten Ort - den Hauptschulabschluß. Im Anschluß begann er eine Ausbildung zum Stahlbetonbauer. Aufgrund von massiven Rückenbeschwerden wurde Manuel mehrmals operiert und mußte im dritten Jahr die Ausbildung beenden. Ob eine Umschulungsmaßnahme genehmigt werden kann, ist noch nicht abzusehen. Manuels berufliche Zukunft scheint ungewiß. Auch das Projekt, ein Café gemeinsam mit dem Vater zu eröffnen, bleibt vorerst optional.

Dieses Projekt steht gleichermaßen für einen Versöhnungsprozeß zwischen Manuel und seinen Eltern. Er hatte sich durch seinen Drogenkonsum bedingt, räumlich und emotional von seinen Eltern - von den engen Strukturen des Ländlichen überhaupt - entfernt und sich dem Städtischen mit seinen Attraktionen zugewandt. Diese Phase ist, zumindest vorübergehend, negativ verlaufen. Aus den verbliebenen Bruchstücken einer intakten ländlichen Lebenswelt hofft Manuel, sich eine Zukunft erschließen zu können. Doch das Wunschdenken

und Planen ist überschattet von der Hypothek des Vergangenen. Manuel ist vorbestraft. Er wurde wegen Drogenhandels *zu 9 Monaten auf Bewährung* verurteilt. Im Rahmen dieses Urteils wurde ihm die Auflage erteilt, sich mit einer Drogenberatungsstelle in Verbindung zu setzen und sich dort regelmäßig einzufinden. Nach eigenen Angaben hat er mittlerweile seinen Drogenkonsum *unter Kontrolle*. Ein selbstverschuldeter Unfall im Drogenrausch, bei dem eine Freundin zu Tode gekommen war, brachte sein Leben endgültig durcheinander. Erst langsam vermag sich Manuel zu reorganisieren, wieder Pläne zu fassen. Manuel zeigt sich freundlich und aufmerksam, bei den Gesprächen offen und mitteilend. Er hat in letzter Zeit oft über sein Leben nachgedacht und sich Befragungen und Erforschungen stellen müssen. Trotzdem ist eine Haltung und ein Bedürfnis merkbar, weiterhin über sich und sein wechselhaftes Schicksal zu erzählen - auch wenn, wie im Falle der Interviews, keine unmittelbare Lebenshilfe zu erwarten ist.

4.2.1.4.1. Schöne neue Welt und zurück

• Ansiedlung der Familie Groz im Dorf

Auf den ersten erzählgenerierenden Impuls hin, beginnt Manuel seinen Lebenslauf zu skizzieren. Er startet in chronologischer Reihenfolge mit der Geburt, wahrscheinlich will er damit den unterstellten Erwartungen des Interviewers nachkommen. *Ja, ich bin am 28.09.77 in Erkelenz geboren. Da war ich wohnhaft in Heinsberg. Und dann .. Kindergarten hab ich erst nicht besucht. Dann im Alter von sechs Jahren sind wir nach hier gezogen. (...) Wie wir in Heinsberg wohnten, waren meine Eltern noch Vertreter, von daher ziemlich viel rumgekommen eigentlich. Überall, München dann auch in kleineren Dörfern, weiß ich ziemlich gut. .. Meine Eltern erzählen mir dann immer Geschichten, wie es früher war. (...) Dann sind wir hierher gezogen.*

- Manuels Schulzeit: „Ich würde das alles gerne noch mal machen, war eine schöne Zeit!“

1974 bin ich dann in die Schule gekommen, Grundschule. Ja, ich war da bis 78 .. bin dann auf die Hauptschule gekommen. (...) Ich kann mich an vieles aus der Schule erinnern, ziemlich viele Freunde und ja, was man nachmittags noch so gemacht hat mit seinen Freunden, da kann man sich immer noch dran erinnern. Aber o.k., jetzt bin ich schon vor drei Jahren hier aus der Schule gekommen. Manuel ist bis kurz vor seiner Einschulung mit den Eltern viel umhergefahren, war oft unterwegs. Er kann sich aus eigener Anschauung kaum mehr an diese Zeit erinnern. Diese Zeit lebt von den Erzählungen der Eltern, die erst seßhaft wurden, als für Manuel das unstete Leben nicht mehr möglich war. Sie eröffneten in einem kleinen Dorf ein Lodenlokal, wurden aber nicht so recht in die Dorfgemeinschaft integriert - blieben *eigentlich* Fremde. Anders Manuel, dessen Erinnerung mit der Seßhaftwerdung einsetzt und der schnell Freunde finden konnte.

Bei der gemeinsamen Begehung signifikanter Orte steigen wir aus dem Wagen und gehen zum Vordereingang der Hauptschule. *Ja, hier war ich immerhin zehn Jahre. Und es war eigentlich die Jugend. Die Jugend ist eigentlich bis jetzt das Schönste gewesen, sagen wir mal so. Hier vorne der Teil ist die Hauptschule, (...) wo ich dann sechs Jahre drin gehaust habe. Und hier haben wir die meiste Zeit Fußball gespielt. Von dem Tor (zeigt auf eine steinerne Sitzbank) auf das Tor (weist auf die gegenüber liegende Bank) mit so einem Tennisball. (...) Es ging in der Klasse eigentlich schon los, fünf Minuten vor Pausenbeginn waren wir schon die Mannschaften am Wählen in der Klasse. (...) Ich weiß nicht mehr, wo ich gesessen hab (lacht nervös). Jetzt muß ich überlegen, doch da vorne. (Er sieht sich um). Diese Bilder, die haben wir selber noch gemacht. (...) Man würde gern noch mal in dem Alter sein halt. Ja, ich würde das alles gerne noch mal machen, eine schöne Zeit! Halt so in der Schule mit den ganzen Leuten immer zusammen sein, mit den alten Leuten von früher halt, mit denen halt mehr zusammen sein. Weil jetzt, ja auch durch den*

Abschluß der Schule und den Gang in den Beruf, sich alles so getrennt hat. Jeder geht seinen eigenen Weg.

Nach der Schule trafen sie sich wieder auf dem Schulgelände. Die Schule kanalisierte auch die sozialen Kontakte. *Als Jugendlicher hat man hier so nicht .. die große Auswahl. (...) Ja, man hängt mit den Freunden zusammen, ich mein jetzt hier aus dem Dorf. Wir haben ja tausend Einwohner. (...) Ich war auf der Schule noch mit zwei Leuten aus dem Dorf in einer Klasse drin und von daher, wenn man mal mit Leuten was machen wollte, am Abend oder nachmittags, mußte ich schon weiter wegfahren.*

• *Die unerträgliche Langeweile des Ländlichen - Drogenkonsum als befreiender Ausbruch*

Freizeitbeschäftigung bedeutete, mit Freunden zusammen einer Beschäftigung nachzugehen, was passiert aber, wenn die Freunde in Urlaub sind? Manuel erinnert sich genau an jenen Sommer, der sein Leben aus den gewohnten Bahnen werfen sollte. Er hatte die Schule abgeschlossen und fuhr mit dem Auto ziellos umher. *Ich wußte wirklich nichts mit meiner Zeit anzufangen. Meine Freunde waren alle in Urlaub, war im August .. keiner war da. (...) Ich bin einfach nur so durch die Gegend gefahren, hatte nichts zu tun, war Sommer, ziemlich warm, dann hat man sich am Lago (Baggersee am Stadtrand von Heinsberg, A.F.) hingelegt. Und am Lago sind immer Parties, also im Sommer, jeden Abend.* Im Telegrammstil schildert Manuel einen langweiligen Sommertag. Schließlich begab er sich an einen Ort, von dem er sich etwas Abwechslung erwartete, um seine Langeweile zu bekämpfen. *Die Leute trafen sich da, viele nahmen Ecstasy, kannte man nicht, mal was ausprobieren .. und schon war man drin. (...) Und ich kannte da schon zwei, drei Leute von der Schule her .. ja, schnell daran gekommen eigentlich (...) durch Langeweile.* Manuel berichtet von seinem ersten Drogenkontakt. *Ja, ich war irgendwie neugierig, weil die sagten immer geiles Gefühl und so. Dann die erste Pille konsumiert. Ich war eigentlich den ganzen Tag nur überglücklich kann man sagen. Weil ich war zu Hause die ganze Zeit nur durch die Gegend gehüpft und mußte mit meiner*

Mutter nach Holland fahren, Blumen holen. Da war ich in dem Blumenladen drin und .. tausende von bunten Sachen! Ich wollte gar nicht mehr aus dem Laden raus, so geil war es da (lacht). Das war natürlich irgendwie ein supergeiler Kick, so ein Happy-Gefühl, den wollte man irgendwo nicht missen und dann hat man halt .. am nächsten Tag die nächste Pille eingeworfen. Manuel erfuhr ein Erleben, das durch synästhetische Assoziationen geprägt war: Farben und Formen wurden wesentlich intensiver wahrgenommen. Die Langeweile war überwunden, schönes Wetter, der kühlende See, viele Leute und der tolle Kick und das jeden Tag. Manuel konnte endlich an diesem wunderbaren Ort das Leben in vollen Zügen genießen. Im Sommer waren viele Motorradfahrer hier. Am Wochenende war der ganze Rasenplatz, der war voll mit Leuten, der geht noch ziemlich weit runter. Am Wochenende, da hat man fast nur noch Zelte hier gesehen. Die vielen Leute, der teure Stoff, beides zusammen ergibt eine fast zwingende Idee: Hier hat es auch angefangen, weil wir haben eigentlich jeden Tag konsumiert und das wurde auf die Dauer teuer. Von den vielen Leuten waren nur wenige, die was dabei hatten und dann kam schnell der Gedanke, da kann man ja handeln, da kann man ja Profit rausschlagen. So wurde Manuel zum Dealer.

• *Ein neues Lebensgefühl - veränderte Raumwahrnehmung hin zur urbanen Erlebniswelt*

Mit dieser Veränderung ergaben sich auch veränderte Raumerfahrungen, die dem neuen Lebensgefühl Ausdruck verleihen konnten. Plötzlich war es so einfach, die kleinräumliche Enge, das Kontrolliertwerden des Dorfes - alles das hinter sich zu lassen.

Zunächst wurde der nähere Bereich erkundet. *Da waren die ganzen Diskos .. da hat eigentlich alles angefangen .. der Einstieg.* Aber diese Anlaufstellen genügten bald nicht mehr. Er erweiterte seinen Aktionsradius rasch. Dem neuen Lebensgefühl entsprach das städtische Leben mit seiner Fülle von Gelegenheiten. *Für einen, der auf dem Dorf lebt und man kommt in die Großstadt, ist es natürlich eine neue Welt, sagen wir mal so. Da ist alles anders, man hat mehr*

Möglichkeiten, irgendwie was zu machen. Manuel war fixiert, diese neue Welt ausgiebig zu erkunden. *Ich war letztes Jahr, Anfang dieses Jahres war ich oft in der Stadt, in Düsseldorf, Köln. Da hatte ich dann eigentlich meinen Freundeskreis und war fast eigentlich nur noch in der Stadt.* Manuel lernte neue Freunde kennen, einen komplett neuen Lebensstil, brach mit der Welt des Dorfes, da sie seinen Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Alles entwickelte sich sehr schnell, der urbanen, schnellen Lebensweise angepaßt. Der 'Spirit' der 'Technotempel' der großen Städte versprach Eskapismus jetzt und ohne Reue. *Da hatte ich ja den Freundeskreis, da hab ich da am Anfang, in den ersten zwei Wochen, Leute aus Gladbach kennengelernt. Gladbach, Wegberg und mit denen war ich dann zusammen und sind fast nur nach Düsseldorf durch die Gegend gereist. Da haben wir auch alle kennengelernt, halt auf Techno-Parties oder so. Da kamen so viele Leute aus Düsseldorf, Köln waren die meisten dann dort.* Party - die adäquate Form des Feierns - gehört zum Ritual der Techno-Kultur und der Gebrauch von Drogen, *Pillen, Pep und Pappen* vervollständigen das Standardprogramm. Musik und Droge ergänzen sich gegenseitig. Beides veränderte sein Bewußtsein. Dieses Neue beinhaltete auch eine neue Raumerfahrung, die sich im Körpergefühl ausdrückt: Ein eigener Raum entsteht, der den Gesetzen der Physik nicht zu gehorchen scheint. Im Vernetztsein existieren mehrere Ebenen gemeinsam, Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung durchmischen sich; im Idealfall sind Körper und Musik eins. Dieser Raum ist der eigene Raum. Die erste Party war sicherlich eine Erfahrung, die großen Eindruck auf Manuel gemacht haben dürfte; er fühlte sich endlich frei. Die Party arrangiert kurzzeitig eine Fluchtbewegung. Diesen Rausch mußte er unbedingt wieder und wieder erleben, noch mehr Techno, noch mehr XTC, noch mehr Leben. In dieser Anonymität konnte er sich seines Ichs wie einer Schale entledigen.

Bald brauchte Manuel die Gruppe nicht mehr. Das Organisieren der Treffs wurde zu stressig, war auch nicht mehr nötig, man kannte sich ja bereits. *Dann bin ich oft nach Düsseldorf gefahren, alleine. Hab dann irgendwie neue Leute kennengelernt, wenn man auf Droge ist, dann lernt man so viele Leute kennen.*

Also, dann hat man ganz schnell einen neuen Freundeskreis. (...) Am Anfang, wo man von der Pille halt einen geilen Kick kriegte, wo man eigentlich den ganzen Abend nur am tanzen war, (...) war so ein Glücksgefühl. Man hat eigentlich alles um sich herum vergessen, nur noch das Positive gesehen eigentlich an der ganzen Party, Leute, Musik, gut drauf, von allem, was zu Hause ist, erst mal abschalten. Aufgesucht wurden Orte, an denen alle sozialen Kontrollen keine Gültigkeit mehr haben. Die Regeln der Erwachsenenwelt reichen nicht bis hierhin. Visionen eines leeren, rasenden Abschieds von sich selbst. Ja, dieses Glücksgefühl. Also, wenn jetzt zu Hause Probleme entstehen oder so, um alles zu vergessen, um eigentlich nur dieses Glücksgefühl zu haben. Alles um dich rum, die ganzen Probleme zu Hause, erstmal alles vergessen. Dann wirklich nur noch Party, mit Leuten zusammensein, die in deinem Alter sind und einfach nur die Sau rauslassen durch Drogen, dann es sind virtuelle Klänge, die versetzen dich in einen .. Trancezustand. Die Musik wird ausgelassen, intensiv erlebt. Man kriegt dann direkt den Kick, man will geile Musik hören, man ist durch die Droge stimuliert und man will immer nur die geilen Beats hören, den geilen Sound, die Songs, die einen so happy machen. Für die 'Techno-Fans' ist diese Musik keineswegs monoton, sie ist für den einen beruhigend, für den anderen erschreckend. Immer gehören Stimmungen zum Repertoire des Techno; Stimmungen, die sich durch Drogen intensivieren lassen. Schweiß vereint, Geist separiert. Techno zweifelt an allem. Dieses frenetische Leben an den Partyorten forderte seinen Preis.

• Der andere Erfahrungsraum - persönlicher Absturz und Kriminalisierung

Der Wunsch alle Probleme zu vergessen, ist inflationär. Der augenblickverhaftete Lebensentwurf, der *Party und Abfeiern* hieß, steht in Konkurrenz zum Normalitätsempfinden der anderen. Es müssen längst nicht nur Probleme sein, die ausgeblendet werden, sondern auch normale Anforderungen des Alltags geraten zu Hürden, die kaum mehr mit einem Leben der ekstatischen Verklärung in Einklang zu bringen sind. Die Devise lautet: nicht so enden wie die El-

tern, individuelle Freiheit, soviel wie nur möglich! Die Erfahrungen sind von einer Intensität, die weit über das Wochenende hinausreicht.

So beschränkte sich dieses Abschalten nicht nur auf das Partyleben, sondern es veränderte auch die Einstellung zur Ausbildungsstelle zum Stahlbetonbauer. Manuel wurde unzuverlässig und ihm wurde im dritten Ausbildungsjahr gekündigt. Zu oft wiederholte sich das Schema: *Und sonntags von einer Party gekommen: „Ach nee, ich bin so kaputt.“ Ja, denn erstmal zum Arzt gelaufen, dann ging es nur noch, eine Woche krank, eine Woche arbeiten, eine Woche krank.* Neben den beruflichen Problemen, gestaltete sich die Beziehung zu den Eltern ebenfalls schwierig, *weil ich halt nie zu Hause war und meine Eltern sich Sorgen gemacht haben. Das ging dann auch so, daß ich manchmal eine Woche weg war, ohne mich zu melden. Nach einer gewissen Zeit hab ich dann doch gemerkt, die mochten mich denn doch so. Dann bin ich trotzdem auf Parties gefahren, aber ich hab mich zwischendurch immer gemeldet, am Abend oder so, daß ich dann länger weg bleibe. Und dann merkte ich allein schon im Telefonat, daß meine Eltern ein bißchen erfreut darüber waren, daß ich mich zwischendurch mal gemeldet hab, daß sie halt wußten, wo ich bin, daß es mir gut geht und so.* Die Droge hat das Verhältnis zu den Eltern mitbestimmt. *Die kamen ab und zu auch, wenn ich von einer Party zurückkam: „Hör auf mit der Scheiße!“ Dann war oft Streit da. Ich wollte eigentlich nach der Party meine Ruhe haben. Auch noch Tage danach, zwei, drei Tage danach, ist man dann ziemlich depressiv eingestellt. Dann hatte ich irgendwie keine Lust, darüber zu reden und dann fing die Brüllerei wieder zu Hause an und dann bin ich nur noch auf mein Zimmer und wollte meine Ruhe haben.* Die Eltern waren besorgt, doch konnte Manuel ihnen nicht in die Augen schauen. *Wenn man Drogen konsumiert, dann ist das immer so ein mieses Gefühl: Wie gucken dich die Eltern an? .. über den Tag große Pupillen .. bist am schwitzen.* Aber galt es nicht, die Zwänge der alltäglichen Wahrnehmung zu überwinden, möglichst viel und oft im künstlichen Paradies zu verweilen?

Gleichgültigkeit veränderte die Beziehungen in der Szene. Dort hatte er zwar viele Freunde, aber *Freunde so in Anführungsstrichen, weil in der Drogenszene*

kann man eigentlich Freunde nicht so als Freunde bezeichnen. Man ist viel rumgekommen oder hat irgendwie in der Szene einiges erlebt. Auch durch die Drogen ist das Verhalten von anderen intensiver, man sieht, wie er sich verhält. (...) Man hat schon gesehen, allein schon am Outfit, daß die auch konsumieren. Manuel geriet in Zugzwang. Das bunte Leben, die Fahrten, die Drogen, alles kostete viel Geld und er war arbeitslos geworden. Wie erwähnt, lernte er auch die kriminelle Seite kennen, er mußte mit Rauschgift handeln, um seinen Lebensstil weiterhin finanzieren zu können. Die 'Freunde' bekamen den Status von 'Geschäftspartnern'. Dazu mußte er Orte aufsuchen, wo er Kontakte zum kriminellen Milieu knüpfen konnte. Doch diese Orte erwiesen sich mitnichten als finster, sondern waren im Gegenteil niederschwellig und mit wenig Aufwand erreichbar. Wir wohnen direkt an der Grenze, also ist das nicht das große Problem. In Holland .. kriegt man fast überall was. (...) Bei mir war es so: Ich bin mit einem Freund nach Holland gefahren. Wir waren am Bahnhof und irgendeinen angesprochen, also einen Afrikaner oder so .. kein Problem. (...) „Wir suchen Ecstasy!“ Dann: „Ja, kommt mal mit.“ Und dann ist die Sache schon geritzt. Und dann nachher die Telefonnummern noch ausgetauscht und dann war er halt der Zwischenmann so. Ja, wenn ich was brauchte, brauchte ich nur da anzurufen und konnte rüberfahren. Manuel berichtet ausführlich von seinen Subsistenzgeschäften: Ich bin vier mal hingefahren, also insgesamt so 200, 250 (Ecstasypillen, A.F.). Ja, ich hab die Pille für sieben eingekauft und .. bei manchen Leuten, die man gut kennt, entweder gar nix oder ein Zehner. Dann gibt es auch Leute, die man nicht kennt, da verkauft man die für zwanzig und dann kommt ein Schnitt von fünfzehn irgendwann raus. (...) Ich mein, zu der Zeit, da war noch nicht Köln so, aber Düsseldorf eigentlich .. freitags hier, samstags abends ging's nach Düsseldorf. Da ist eine Diskothek, die hat von samstags abends zehn bis sonntags nachmittags um vier auf, liegt direkt am Bahnhof, der „Poison Club“ und da hat sich einfach alles getroffen. Manuel wurde von der Drogenfahndung gefaßt und wegen Drogenbesitzes und Drogenhandels verurteilt. Er ist vorbestraft, bekam jedoch Bewährung. Ich bin zur Zeit noch bei der Suchtberatung, auch halt durch das Gericht mußte ich mehr

oder weniger da hin. Jetzt mache ich das schon freiwillig, weil es ist eigentlich eine sinnvolle Einrichtung. Hat mir eigentlich persönlich viel gebracht.

• *Rückwendung zur sozialräumlichen Geborgenheit des Dorfes - die Unsicherheit bleibt*

Die drangvolle zentrifugale Bewegung in Manuels Leben ist implodiert, das zentripetale Element ist ausschlaggebend. Eine erfahrungsreiche Episode des Lebens scheint abgeschlossen. Die letzte Konsequenz des Traumes ist das Erwachen. Ist ein solches radikales Wiederanknüpfen an die Dorfgemeinschaft überhaupt durchhaltbar? Kann diese Revitalisierung gelingen, wo doch die umfassende Langeweile des Ländlichen maßgeblich zur Flucht in die Stadt geführt hat? Zweifel sind berechtigt. Auch Manuel zeigt sich in diesem Punkt nicht naiv: *Angst davor, daß ich rückfällig werde, daß ich wieder anfangen zu dealen, aus finanziellen Gründen. Wenn ich dann einen dran kriege, dann gehe ich in den Knast.* Aber er hat Vorsätze gefaßt und kann sich auf die neuen (alten) Freunde verlassen. Trotzdem ist das Leben nicht einfacher geworden, die Eindrücke und Erfahrungen des aufregenden Lebens in den großen Städten spuken im Kopf herum. *Man denkt oft an alte Zeiten, also da eine geile Party gefeiert und hier, aber ich hab mir Ziele gesetzt! Die Ziele sind halt: Beruf, den Führerschein. Ich will die Leute jetzt, mit denen ich zusammenhänge, nicht noch mal enttäuschen. Ich hab da jetzt ein halbes Jahr dran gearbeitet, wieder dahin zu kommen, wo ich jetzt bin. Ich hab auch .. zu viele negative Sachen erlebt. Und wenn ich irgendwie wieder das Verlangen danach hab, nach Drogen, dann kommen bei mir auch sofort die negativen Ereignisse wieder hoch und dann sag ich: „Nee!“* Dieser Vorsatz ist ohne fremde Hilfe nur schwer erfüllbar. Es sind offenbar weniger die Menschen, die eine Gefahr bedeuten, sondern eher die Orte, die symbolisch aufgeladen sind. *Manchmal brauche ich meine Freunde als Unterstützung. Am Wochenende zum Beispiel, dann sag ich: „Laßt uns woanders hingehen!“ Wenn ich das irgendwie sehe oder wenn dann ‘Techno’ läuft oder so, dann denkt man oft ziemlich heftig an die ganze Sache und man sieht Leute tanzen, die drauf sind. Das Umfeld stimmt eigentlich,*

Musik, Disko, viele Leute und dann ist die Gefahr, wieder rückfällig zu werden für mich ziemlich groß. Dann sag ich: „Laßt uns besser irgendwo anders hingehen! Gehen wir ins Café oder so.“

Das Setting dieser Orte mit den Komponenten, Musik, viele Menschen, Stimmung fördere tendenziell den Wunsch, sich dem auszuliefern. Die Faszination der Gelegenheiten bleibt erhalten. Gemäß dieser Einschätzung sucht er nunmehr Orte mit anderen Eigenschaften auf: Ruhe, Atmosphäre, Gesprächsmöglichkeiten, um sich neu zu orientieren. Dabei benötigt er den Beistand der Freunde, die ihn doch als einen der ihren betrachten. Manuel kennt beide Seiten, kann sich in beiden Welten bewegen. *Ist komisch, wenn man das Verhalten von Leuten, die Drogen konsumieren und Nichtkonsumenten vergleicht: Also, wenn man Drogen konsumiert, kann man mit Leuten, die nicht konsumieren, mit denen kommt man irgendwie nicht aus, weil die wissen gar nicht, was das für ein Gefühl ist, wie man selber fühlt. Das ist ein komisches Gefühl.* Aber genau in dieser Situation befindet er sich, über Erfahrungen zu verfügen, die er nicht mit seinen Freunden teilen kann. Immer noch schwingt Faszination mit, wenn er vergleicht.

4.2.1.4.2. Das Unglück des Dorfes

Der Ausflug in die weite Welt ist gestrig, die kleine Welt des Dorfes hat Manuel wieder. Vieles scheint verändert. Deutlich wird eine veränderte Wahrnehmung in der düsteren Interpretation des *Heimatsdorfes*.

- *Aberglaube: Das Leben auf dem Dorf fordert Bestrafungen heraus.*

Da kamen eigentlich die ganzen Unglücke. Es war eigentlich so, mein Vater hatte auch Unfälle und so. Ich weiß nicht, ich bin ein bißchen abergläubisch, kann vielleicht damit zusammenhängen, weil wir vielleicht in dem Dorf wohnen. Seitdem wir da wohnen, wir wohnen seit dreizehn Jahren hier, da passiert ein Unglück nach dem anderen. Manuel reflektiert über eine grundsätzliche

Thematik. Es geht um Unglücke, die ihm und dem Vater widerfahren sind. Es handelt sich mutmaßlich um eine Verkettung von schicksalhaften Ereignissen mit der biographischen Bedeutung von Wendepunkten. Unglück definiert sich über ein umfassendes tragisches Moment als unvorhersehbares Ereignis, das ohne aktives Dazutun von Personen passiert. Eine betroffene Person ist dem Unglück passiv auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Anders verhält es sich beim Unfall; hier kann menschliches Versagen und Fehlverhalten auslösend sein. Beiden Begriffen ist die Einwirkung plötzlich verursachter Schädigungen gemeinsam. Insofern wird eine Hiobsbotschaft verbalisiert. Betroffen sind zumindest Manuel und der Vater. Neben anderen Beziehungsinhalten besteht zwischen beiden eine Verbindung im Unglück. Vorderhand erfahren wir nichts über die Art und Weise der konkreten Geschehnisse, Manuel genügt es offenbar, ein schicksalhaftes, resignatives Betroffensein herauszustellen. Bemerkenswert ist ferner, daß keinerlei Erklärungsversuche einfließen. Statt dessen fährt er unversehens mit dem Bekenntnis fort, abergläubisch zu sein. Aberglaube ist zu definieren als Glaube an übernatürliche Kräfte und magische Wirkungen, die logisch-wissenschaftlichen Erkenntnissen widersprechen. Beide Aussagen müssen nunmehr aufeinander bezogen gelesen werden. Im Versuch einer Zusammenführung kann interpretiert werden, daß es für die Unglücke bzw. Unfälle keine rationale Erklärung für Manuel gibt. Es bleibt ein mystischer Bezug, dessen Gestalt nicht in kausalen Relationen abbildbar erscheint. Wo das Wissen keine Antworten liefert, da ist Glaube gefragt. Und Glaubensfragen bedürfen keiner besonderen Begründung. Hier verlieren die Begriffe 'wahr' und 'falsch' ihre Bedeutung. Der Aberglaube behauptet lediglich, fußt dem Ursprung nach auf magisch-religiösen Vorstellungen. Manuel gebraucht in seinem Bedürfnis nach Deutung ähnliche Vorstellungen, um sein Schicksal auszulegen. Aus dieser Perspektive heraus stellt er das erlittene Unglück in Beziehung zu seinem Wohnort. Er glaubt an eine Verbindung zwischen dem Wohnen im Dorf und dem widerfahrenen Unheil. Das Dorf ist demnach verwunschen. Man denkt unwillkürlich an die modernen Schauergeschichten von Steven King, wo sich Orte oder Häuser gegen ihre Bewohner mit magischen

Kräften zur Wehr setzen. Er konstruiert mittelbar eine Korrelation zwischen dem Wohnen und den Unglücken. Diese unterstellte Verbindung ist jedoch 'absurd.' Das Wort 'absurd' bedeutet in der Regel 'bodenlos,' im Sinn von 'sinnlos.' Der Terminus verweist auf die ursprüngliche Bedeutung 'ohne Wurzel,' nimmt Bezug auf das schwindelnde Gefühl, den Kontakt zum festen Boden verloren zu haben. Bezeichnenderweise lebt er seit 13 Jahren im Ort. Die Dreizehn ist eine magische Zahl, ein Symbol des Unglücks. Vielleicht mußte er dort 13 Jahre leben, um verstehen zu können, was geschieht. Seit 13 Jahren ist er dem Unglück schutzlos ausgesetzt. Wenn diese Zuschreibung als subjektive Konstruktion für ihn Gültigkeit hat, dann ist er dort fremd geblieben, hat sich nicht beheimaten können. Ähnliches läßt sich dann auch über den gleichfalls betroffenen Vater aussagen. Aus dieser Beschreibung ist eine Tendenz zur Resignation herauszulesen, denn es gibt keinen Gegenentwurf. Das Dorf reduziert Manuels Entwicklung. Aus einer Unsicherheit heraus, bleibt nur das fatalistische Ausharren.

• Unfallorte - schicksalhafter Verstricktsein bis in den Tod hinein.

Manuel zählt auf: *Mein Vater hatte einen Autounfall. War eigentlich nicht selber Schuld, konnte aber seine Unschuld nicht beweisen; ein .. finanzieller Absturz von ca. 15.000 DM. (...) Dann kam noch dazu, wir haben zu Hause eine große Halle, da wohnten wir zwei Wochen im Ort, dann ist die Halle abgebrannt. Die Polizei vermutete Brandstiftung und zu dem Zeitpunkt waren wir nicht versichert und war auch ein Schaden von 70.000 DM.* Aufgezählt wird eine Reihe von finanziellen Verlusten, aber wo zeigt sich Ungewöhnliches, wo tritt Magie ins Spiel? Manuel setzt unverdrossen seine Auflistung fort, berichtet von einem Unfallort mit einem Karnevalswagen: *Der Wagen, der war 4,5 Meter hoch, man konnte auch ganz oben drauf gehen und wir sind dann natürlich mit allen Leuten oben drauf. Immer, wenn der dann so mitging, nach rechts und links schwenkte, sind wir natürlich auch mitgegangen. Und irgendwann kippte der Wagen um. Wir hatten einen Schaden von 48.500 DM.* Wieder fahren wir zu einem Unfallort, eine Straßenkreuzung vor Heinsberg. *Vor Heins-*

berg hatte ich einen Unfall mit dem Moped. Der war im April 1993. (...) War strömender Regen und ich bin denn einfach so auf der Straße weggerutscht, weil da lag ein bißchen Öl. Hab mich mit der Maschine zweimal überschlagen und die Maschine war Totalschaden; die hatte ich erst drei Wochen, eine Honda MBX, eine achtziger... Und da mußte ich denn leider Gottes noch eine Nacht im Krankenhaus verbringen. (...) Meine Eltern hatten an dem Abend noch mehr Sorgen, als wie erwartet. Ich hatte eine Gehirnerschütterung. Die Fahrt geht weiter.

Wir parken neben einer breit ausgebauten Landstraße, steigen wieder aus dem Wagen. Es regnet. Auf den letzten Kilometern wurde kaum ein Wort gesprochen. Manuel wirkt versunken, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann: *Das ist er schon, direkt hier vorne, dieser Baum!* Mit diesem Ort, mit diesem Baum verbindet sich eine tragische Erinnerung mit Wendepunktcharakter. *Ist ein komisches Gefühl eigentlich. Man fühlt sich leicht in die Situation zurückversetzt. Dann denkt man auch wieder an den Anfang der Drogenszene und was man falsch gemacht hat, wie man damit umgehen soll. Auch so die Zeit vor dem Unfall, die kommt dann wieder hoch. Was wäre wenn? Und warum? Tausende von Fragen hat man.* Es ist dort also abermals ein Unfall passiert und Manuel war in das Ereignis verwickelt.

Die Geschichte beginnt im Sommer am Baggersee 'Lago' in Heinsberg. Manuel war noch in der Drogenszene aktiv, er *dealte* regelmäßig. *Hier hab ich auch Irene kennengelernt .. und von hier aus ist auch der Unfall entstanden. Wir sind von hier losgefahren. Wir haben uns nachmittags mit Freunden getroffen und sind dann nachmittags auf dem Weg nach Übach-Palenberg gewesen. (...) Ich hatte da eine Verabredung, ein 'Deal' an einer Tankstelle und wir waren auf dem Weg zu dem 'Deal' Und ja .. auf dem Weg dahin hatte ich halt den Unfall. (...) Also, ich schätze mal, wenn ich nicht auf Droge gewesen wäre, daß ich dann in der Situation vielleicht anders reagiert hätte. Mir kam ein Auto entgegen mit aufgeblendetem Licht. Ich wußte ja, durch die Drogen hat man irgendwie eine andere Sicht und ich war schon stark geblendet und ich wußte gar nicht, wo ich hingefahren bin. Dann bin ich nach rechts ausgewichen, da*

war ich schon auf dem Seitenstreifen, dann kam schon der Baum. (...) Ich bin ins Koma gefallen .. nachher. Wie man mir gesagt hat, war ich drei Stunden im Koma. Im Krankenhaus war eigentlich immer so die Frage: „Was ist mit Irene? Wie geht es ihr?“ Man hat mir immer gesagt: „Der geht’s gut!“ Und das war so in den ersten drei Tagen, bis dann der Chefarzt mir gesagt hat, daß sie noch am Unfallort verstorben ist. Ja, in dem Augenblick, wo man mir das gesagt hat, wollte ich gar nicht mehr leben zu dem Zeitpunkt. Ich hatte gar keine Lust mehr.“ An diesen Unfall erinnert sich Manuel. Er gibt sich die Schuld am Tod des Mädchens. *Jetzt mit der Zeit sag ich ja, ich muß dafür büßen, was ich angestellt hab, auch mit den Drogen. Es ist ein Mensch ums Leben gekommen und das kann man nicht so einfach wieder gut machen .. und mein ganzes Leben wird das in meinem Kopf drin bleiben.*

Einige Zeit nachdem Manuel das Krankenhaus verlassen hatte, suchte er den Unfallort noch einmal auf. *Hab Blumen abgelegt und es war kein gutes Gefühl, so ein Gefühl der Enttäuschung irgendwie über mich selbst und.. Ich hab mir selber große Vorwürfe gemacht. (...) Also, an dem Tag war ich ziemlich mies drauf eigentlich. Auch dann die nächste Zeit .. war kein gutes Gefühl. (...) Ich hab .. um Vergebung gebetet.“* Aber das Aufsuchen des Ortes hat ihm nicht die gewünschte Erleichterung gebracht. Für unbestimmte Zeit wird die ungute Erinnerung an diesen Ort gebunden bleiben.

• *Ich bin anders: „Ich fühle mich mehr als Ausländer!“*

Diese drastische Erfahrung bleibt nicht auf psychische Auswirkungen beschränkt. Er ist strafrechtlich verurteilt worden, auch mußte Manuel seinen Führerschein abgeben, aber diese Buße kann er auf sich nehmen. Auf der Suche nach Erklärungen ist er auf die Idee des ‘verwunschenen’ Wohnortes verfallen. Erst unter dieser Lesart scheinen die Ereignisse einen Sinn zu bekommen. Doch bleibt diese Sinnkonstruktion äußerst fragwürdig. Ein Blickwechsel hatte sich vollzogen. Alles war verändert. *Ich komm mit den Leuten gut aus. Aber seit dem Unfall gucken mich alle ein bißchen schief an und so und da ist die Atmosphäre auch ein bißchen schlechter geworden. Das merk ich zum Beispiel,*

wenn ich zum Friseur gehe. Früher hat man sich mit den Leuten unterhalten. Wie ich jetzt nach dem Unfall zum ersten mal beim Friseur war, dann ging es nur: „Hallo, wie willst du die Haare geschnitten haben?“ Und dann hat man kein Wort miteinander geredet. Und seit dem Unfall geht das nur so. Ich hab irgendwie auch keine Lust mehr, hier länger zu wohnen und mein Vater auch nicht. Der Vater unterstützt die Fluchtenden des Sohnes, wenngleich aus anderen Motiven: Wenn ich mich mal mit meinem Vater abends unterhalte, dann meint er: „Ja früher, früher war alles ganz anders!“ Also, in Köln hat er mal eine Zeitlang gelebt und in Belgien. Da, meint er, war die Atmosphäre ganz anders. Seitdem wir hier sind, da haben wir nur Unglück. (...) Mein Vater hat mehr so die Idee, zurück nach Osteuropa. Aber, da bin ich nicht so dafür. Erstmal, meine Mutter kann kein einziges Wort der Sprache und kommt sich dann bestimmt auch ziemlich hilflos vor .. in einem fremden Land. Ich kann selber auch nur drei, vier Worte und das geht für ein, zwei Monate, aber immer da zu wohnen, das besser nicht. Das will ich nicht, weil ich auch meine Freunde hier hab und das irgendwie nicht aufgeben will. Auf der anderen Seite wirft Manuel die Vermutung auf, daß die randständige Stellung der Familie im Dorf mit der Staatsangehörigkeit des Vaters in Verbindung stehen könnte. Ich vermute mal, weil mein Vater auch Ausländer ist. Die Ausländerdiskriminierung ist bei uns eigentlich ziemlich stark im Dorf, finde ich. Weil gegenüber war eine alte Schule und da wohnten Marokkaner, Jugoslawen, da wohnte alles und die Dorfbewohner waren so unfreundlich zu den Leuten. Ich hab auch mit denen Fußball gespielt, ich hab mit den Leuten zusammen was gemacht und .. da hab ich kein Problem mit. Ich bin eigentlich Deutscher, aber ich fühle mich mehr als Ausländer. Bei uns in der Clique, zwei Portugiesen, ein Jugoslawe und wir verstehen uns gut und wenn wir auch so zusammen sind, unterhalten wir uns über unsere Länder.

- Neuerlicher familiärer Zusammenhalt - realisiert im gemeinsamen Projekt einer Existenzgründung

Auch die Eltern unterstützten Manuel, wieder in ein geregeltes Leben hineinzufinden. Sie nahmen ihn mit offenen Armen bei sich auf, obwohl er nie ausgezogen war, hatte er sich doch zuvor eher wie ein Besucher verhalten. Nun soll wieder ein regelrechtes Zusammenleben möglich werden.

Seit vier, fünf Monaten ist alles wieder .. ziemlich super zu Hause. Auch, weil ich jetzt halt wieder zu Hause bin und am Wochenende wieder mit dem alten Freundeskreis zusammen bin. Und das freut meine Eltern natürlich auch. Und die merken natürlich auch, daß ich jetzt nicht mehr so auf Trab bin wie früher. Ich tue viel zu Hause jetzt, wie jetzt auch mit dem Bistro, da unterstütze ich meinen Vater voll. Das Projekt „Bistro“ wurde erst ins Leben gerufen, nachdem Manuel seinem Leben eine neue Richtung gegeben hatte. Er wird in die Planungen eingebunden. Durch die Zeitung haben wir ein Objekt gefunden, haben uns das angeguckt, hat uns direkt auch gefallen. In Merksteintal, natürlich immer eine 'Wahnsinnsfahrerei' immer dahin, das sind 30 Kilometer eine Fahrt und dann kommen schon ein paar Kilometer zusammen. Das läuft auf den Namen meines Vaters und da ich ja selber arbeitslos bin, kommt mir das sehr gelegen, da mal so mitzuarbeiten. Vater und Sohn nehmen einen alten Plan wieder in Angriff, zusammen wollen sie eine gemeinsame Existenzgründung starten und damit auch ihre Beziehung neu definieren. Manuel hat seine Ansprüche allerdings verändern müssen: Ich hab es mir am Anfang eigentlich anders vorgestellt, mehr so ein Café, was man sich selber einrichten kann. Ich mein die Einrichtung ist schon da. Es ist natürlich auch positiv, weil die ganze Einrichtung drin ist, halt Kosten gespart.

- Der Traum eines Interface zwischen Partywelt und Landleben

Aber Manuel hegte eigene Vorstellungen: *Ich hatte am Anfang mehr so den Gedanken, daß ich den Laden selber einrichten könnte. Das Inventar war da leider schon drin. Ja, ist mehr so eine Kneipe, sag ich mal so. Die Einrichtung, ja o.k., mein Vater hat zu mir gesagt: „Mal abwarten, wie es läuft .. wenn es*

nicht läuft, machen wir zu, dann machen wir eins so nach deinem Stil.“ (...) Die Idee ist nämlich ein House-Café. Gibt es hier im Kreis nicht. In Düsseldorf gibt es eins. Das zieht ziemlich viele Leute an, weil die Leute in der Woche aus der ‘Techno-Szene’ eigentlich wenig Chancen haben. (...) Bei uns im Kreis sind so viele, die darauf abfahren, aber die Möglichkeiten sind halt nicht da. So einen richtigen House-Club, den gibt es eigentlich nicht. Mit seiner Idee bindet Manuel neue Erfahrungen in einen alten Traum ein. Er möchte städtische Kultur integrieren in seinen ländlichen Lebensbereich. Er hat die Idee und das notwendige kreative Moment traut er sich auch zu. Es gehört zu den wenigen positiven Drogen Erfahrungen, daß er seine Kreativität habe aufwerten können. Ich bin dadurch sehr kreativ geworden eigentlich. Zu Hause hab ich mal Bilder gemalt oder ich hab mal ab und zu so für Parties einen Flyer (gestaltet, A.F.), dann fällt mir immer ein lustiges Motiv ein zu einer Party. Hier hatte Manuel offenbar Gelegenheit, sich künstlerisch zu artikulieren, seinen Stil zu entwickeln. Insofern steht er zu seiner Selbstbeschreibung, ein aufgeschlossener Mensch zu sein. Ich bin mehr so der Typ, der eher mal was Neues ausprobiert. Und ja, Großstadt ist was Neues eigentlich, wenn man immer auf dem Dorf lebt, ist Großstadt schon was Neues, eine kleine Herausforderung. Diese Herausforderung bleibt und es bleibt auch die Langeweile des Ländlichen. Vielleicht gelingt es Manuel tatsächlich, seine ‘House-Club’ Idee zu verwirklichen. Ob dieses Projekt ihm helfen kann, weiterhin auf dem Dorf zu leben oder ihn doch wieder wegführen wird, muß zu diesem Zeitpunkt eine hypothetische Überlegung bleiben. Oder liegt die Rettung in der Ferne - womöglich in der Stadt, die in ihrer Anonymität viele und vieles aufzunehmen vermag?

- *Selbstverortung: „Wenn ich die Wahl hätte, Dorf oder Stadt, dann würde ich mich eher für die Stadt entscheiden!“*

Aus diesen Aussagen spricht der ‘Weltbürger’ Manuel, der sich nicht mit der dörflichen Kontrolle zufriedengeben will. *Bloß, wenn ich jetzt die Wahl hätte, Dorf oder Stadt, dann würde ich mich schon eher für die Stadt entscheiden.* In seiner Wahrnehmung hat er jedoch keine Wahl. *Ich hab im November mal*

daran gedacht, mal umzuziehen nach Düsseldorf. Ich hab mir auch eine Wohnung angeguckt, waren 32 Quadratmeter und die kostete 700 DM warm. Und 700 DM waren schon eine Stange Geld und dann braucht man noch zu essen, zu trinken, Telefon und man will am Wochenende auch mal raus gehen. Die Vorteile der Großstadt überwiegen für Manuel trotzdem deutlich. Man hat eigentlich Auswahl: Viele Geschäfte, wo man reingehen kann, mehr Diskos, wo man hingehen kann, viele Leute. Man braucht auch in der Stadt kein Auto, man kommt überall hin, da fährt man mit der U-Bahn, mit der Straßenbahn und dann ist man schon überall. Die Faszination Stadt ist ungebrochen. Ja, manche Leute, die wachsen in einem Dorf auf und sterben auch in dem Dorf, aber dafür bin ich nicht der Mensch eigentlich. Die Landflucht ist also Bestandteil der Lebensplanung. Doch scheint eine Realisierung kurzfristig nicht umsetzbar. Bis dahin muß Manuel sich mit den Gegebenheiten arrangieren. *Finanziell ist das eigentlich nicht drin, vielleicht später mal, dann wäre die Überlegung da, aber jetzt..* Dabei stehen die Vorteile einer eigenen Wohnung außer Frage. *Halt dieses Gefühl, machen zu können, was man will, also ohne deine Eltern. Dann kommen wieder Einwände und: „Du darfst das nicht und du darfst dies nicht!“ Und (prustet) das ist dann ab und zu wirklich stressig. Wirklich, wenn man eine eigene Bude hat, dann kann man eigentlich machen, was man will. Wenn ich jetzt in meinem Zimmer die ‘Klamotten’ rumfliegen habe: „Tu die Klamotten weg!“ Wenn ich eine eigene Bude hätte, dann kann ich die ‘Klamotten’ hinwerfen, wo ich will. (...) Und man kann nach Hause kommen, wann man will (...) Wenn man eine eigene Wohnung hat, dann besuchen dich auch Freunde, weil die wissen ganz genau, da sind keine Eltern bei und man kann da schon ein bißchen offener reden oder sich ein bißchen freier fühlen.* Manuel ist jedoch in der momentanen Lage überfordert, sich um eine räumliche Verselbständigung intensiv zu bemühen. Nach der Devise ‘eins nach dem anderen’ stellt er diesbezügliche Planungen zurück. *Ja, wir haben die (Pläne, A.F.) erst mal ein bißchen zurückgestellt.* Er benutzt den Plural und bezieht im *wir* seinen Freund mit ein. Sein *besten Freund* ist gemeint, wenn er vom gemeinsamen, unabhängigen Wohnen träumt. So stellt er sich dementsprechend seine Zukunft vor:

In fünf Jahren vielleicht mit einer Freundin zusammen wohnen oder halt mit meinem besten Freund, mit dem überlege ich jetzt schon umzuziehen. Obwohl jetzt, aus finanziellen Gründen geht es, glaub ich nicht. (...) Mein bester Freund Rio, der muß noch ein Jahr und dann will er noch ein Jahr arbeiten und dann wollte er eigentlich studieren und dann wollte er schon irgendwie in die Großstadt. Ich weiß nicht, ob ich studieren soll, ich weiß es nicht, bringt eigentlich .. wenig für mich. Manuel sagt nicht, daß sich ihre Wege dann trennen werden. Er wird wahrscheinlich kein Studium aufnehmen, aber die Option der Großstadt bleibt bestehen. Im Bewußtsein taucht die Erkenntnis auf, eigentlich nicht in die engstirnige Dorfgemeinschaft zu passen, auch nicht das kulturspezifische Leitbild von einer Männlichkeit des Seßhaftwerdens - mit Frau und Kindern - zu wählen. Ihm wird es daher kaum gelingen, die eingeforderte kollektive Identität und soziale Ordnung zu leben, die er nicht wirklich nachempfinden kann. Die Erfahrung der Ereigniswelt 'Stadt' blockiert im Gegenteil ernsthaftes Bemühen, sein Leben einer Ordnung lokaler Präferenzen unterzuordnen. Identifikation entsteht durch Abgrenzung und Manuel grenzt sich deutlich von dörflicher Rahmensetzung ab. Diese Erosion dörflicher Stabilisierungsfaktoren ist tiefgreifend. Manuel empfindet nachdrücklich die Eindimensionalität des ländlichen Raumes, wenngleich die Flucht vor Vereinnahmung vorläufig unterbrochen zu sein scheint. Aber er verfügt schließlich über einen erweiterten Horizont, vermag Vergleiche zu ziehen. Dort das faszinierende städtische Leben mit der Aufforderung zur Selbstinszenierung, die Bühne, die dem Wunsch nach Selbstverlust in der Freiheit jenseits von Zwängen zu erfüllen verspricht. Hier die enge räumliche und soziale Ordnung, versinnbildlicht in kontrollierter Langeweile. Manuel weiß um die Gefahr des Getäuschtwerdens, der Blickfeldverengung. *Ich kenne das Gefühl so, die Leute im Dorf haben eine Party gemacht und dann waren auch Leute aus der Stadt da und die haben gesagt: „Oohh, ruhig hier, super, geil. Ihr wohnt ja supergeil hier.“ Ich mein, für (sie, A.F.) war es klar, daß es hier schön ruhig ist, kein Lärm, gar nichts. Für uns war es einfach langweilig .. hier war irgendwie nichts.* Die Langeweile wartet.

4.2.1.4.3. Resümee

Als Grenzgänger zwischen den Welten bezieht Manuel eine intermediäre Position. In ihr bleibt er gefangen. Nach einer unbeschwerten Jugendzeit erfolgte, bedingt durch seine Drogenphase, die Erfahrung des schwindelerregenden Gefühls der Befreiung von der beengten Winkelwelt. Manuel erkannte das Trugbild des idyllisch Ländlichen. Die Erweiterung seines Lebensraumes mußte mit dem Ortsverlust des Dorfes erworben werden. Doch auch die ästhetische Attraktion der Stadt blieb an der Oberfläche, vermochte kein neues gültiges Bild zu entwerfen, sondern vermittelte nur die Erfahrung der Entfremdung. Unter dem Einfluß seiner Drogenkarriere gestaltete sich sein Leben aus dem freien Fall intensiv, jenseits des Bodens der Wirklichkeit. In diesem Prozeß manifestierten sich Anzeichen irrationaler Wahrnehmungen - als Ausdruck einer umfassenden Desorientierung. Auch seine Raumerfahrungen waren durch Extreme geprägt. Er hatte den Boden verloren. Zwar boten sich dem befreiten Blick weite Horizonte und er registrierte, daß die Enge des vergangenen Lebens nicht nur eine geographische, sondern eine existentielle Bedingung darstellte.

Als Wendepunkt in seinem Leben ist sein Unfall mit Todesfolge für seine Freundin zu sehen. Manuel durchblickte in dieser Situation den leeren Schein seines Lebens, das auf Drogenerfahrungen aufbaute. Die Existenz in der Bodenlosigkeit bot keinen Standpunkt, die Wirklichkeit bröckelte ab und stürzte stückweise in den Abgrund. Auf diesen Trümmern muß Manuel nun sein Leben neu aufbauen. Im Aufgreifen gewohnter Muster deutet sich eine Rückwärtsbewegung an. Manuel kehrt in das Dorf zurück, wobei deutlich wird, daß es nicht *sein* Dorf ist, daß er der 'Grammatik' des Ortes langfristig nicht entsprechen kann: das Ertragen der Enge und Begrenztheit, die soziale Kontrolle, sein Zweifel, die Rollenerwartung als Mann erfüllen zu können. In diesem Prozeß bleibt die Spannung zwischen der Enge des ländlichen Raumes und den vielfältigen Gelegenheitsstrukturen der Stadt bestehen. Seine Zerrissenheit ist und bleibt ein wichtiges Thema.

Diese Pattsituation ist unbehaglich. Er sieht sich ausgegrenzt und der Feme des Dorfes ausgeliefert. Zwischen psychotisch anmutenden Verfolgungsphantasien und Anleihen an ein Migrantenschicksal äußert sich sein zunehmendes Unbehagen. Im Bezug auf die ausländische Abstammung des Vaters erklärt er sein Anderssein und geht durch diese Erkenntnis motiviert eine enge Bindung mit dem Vater ein: Im gemeinsamen Projekt einer Existenzgründung (Café) eröffnet sich optional eine neue Perspektive. Doch scheint es für eine familiäre Neuverortung zu spät zu sein. Denn bereits in der Vorbereitungsphase äußert Manuel Erwartungen und Vorstellungen, die seine Bezogenheit zum urbanen Lifestyle manifestieren. So bleibt ein ausgeprägter Zweifel an diesem Versuch, in seinem Leben die gewünschte Sicherheit zurückgewinnen zu können. Über Orte als Formprinzipien veranschaulichen sich Lebensstile. In diesem Kontext wird Erinnerung für Manuel Voraussicht. Durch seine widersprüchlichen Ortserfahrungen bedingt, ist die Suche nach einem geeigneten Platz biographische Aufgabe - Ortssuche nach dem imaginären Ort, der seinem Lebensentwurf eine Heimat gibt.

4.2.2. Schnittstellen:

4.2.2.1. Typisierungen

Ein erster vergleichender Schritt soll im Versuch einer Typologie erfolgen. Was macht die Fälle typisch? Welche Differenzen und Gemeinsamkeiten werden offenbar? Damit wird das Problem der Generalisierung der Ergebnisse aufgeworfen. Statt der statistischen Repräsentativität geht es qualitativer Sozialforschung um das Typische. Nach Wahl besitzt der typische Generalisierungsanspruch die Form der „exemplarischen Verallgemeinerung“ (Wahl et al. 1982, S. 206). „Verallgemeinerung bei qualitativer Forschung liegt in der schrittweisen Übertragung von Erkenntnissen aus Fallstudien und ihrem Kontext in allgemeinere und abstraktere Zusammenhänge.“ (Flick 1995, S. 256) Ausgangspunkt ist die Prämisse, nach der sich das Leben des einzelnen unmerklich nach gesellschaftlichen Kohärenzregeln formt und bildet, so daß es wahrscheinlich ist, daß ein Fallbeispiel für viele andere gleichen Typus steht, wenngleich jeder einzelne wiederum in seinen subjektiven Ausprägungen unverwechselbar ist. Das Typische repräsentiert insofern das kollektiv Geteilte. Lamnek (1989, Bd 1, S. 176) erschließt Formen der Typenbildung aus einer „realitätsgerechten Sicht“, indem er Generalisierungen vor allem durch Existenzaussagen vornimmt. Hier Anschluß nehmend, werden die Fallbeispiele in einer vergleichenden Betrachtung Typen zugeordnet:

Es gibt den traditionsverbundenen Typ - *Albert*. Seine Selbstverortung fußt auf ein Eingebundensein im sozialräumlichen Milieu. Diese geschlossene Raumverbundenheit leitet sich zunächst aus seinen Kindheitserfahrungen ab, d.h. auf erkundende Aneignungen des Dorfes, das mit den Attributen kleinräumig, dicht und stabil ausgestattet, spätere Identifikationen vorbereitete. Diesen *Prägungen* gemäß bildete sich eine Haltung heraus, die den Rollenerwartungen des familiären Milieus zu entsprechen sucht: Wohnung und Arbeit in naher Umgebung, Familiengründung und Eingebundensein im Kontext der Herkunftsfamilie. Das Verwurzelte in der Enge des Vertrauten ließ eine besondere Bindung entste-

hen, die das Bekannte dem Neuen vorzieht. In dieser Weltsicht bietet die angeeignete Umwelt dem Selbst eine sichere Basis. Mit der Aussage „*Ich bin Oberbrucher*“ zeigt er eine hohe Identifikation mit dem Ort der Kindheit. In seinen Bezugnahmen schwingen positive Gefühle, Vorstellungen und Wertungen dem Ort gegenüber mit. Bindungen, die eine Disposition begründen, seine Vorstellung ausfüllen und den Entschluß festigen, sich nicht im Urbanen zu verlieren.

Alberts traditionsverbundenes, klassisches Arbeiterbewußtsein zeigt sich durch spezifische Verankerungen mit seinem Arbeitsplatz. Er ist der *breadwinner*. Erwerbsarbeit ist wesentlicher Bestandteil seiner Existenz, so daß er Status, Selbstwertgefühl und Identität durch diese definiert. Selbstverwirklichung geschieht über die Arbeit. Und Arbeit bedeutet Schutz und materielle Sicherheit. Albert leitet seine Verbundenheit zum Arbeitsplatz vornehmlich über *Image-Bezüge* ab. In seinem Wertesystem schafft die Zugehörigkeit zur Werksbelegschaft Identität indem er, einer symbolischen Dimension folgend, eine Bedeutungsaufwertung des Werkes betreibt, die individuell wie sozial weit über das bloße Werksein hinausweist und für etwas anderes steht - nämlich für ein Stück Heimat in der Arbeit. Die enge Bindung zum Werk dokumentiert er durch seine Orientierung an sozialräumlichen *Marken* (Fabriktürme), die er als seine Wahrzeichen auserkoren hat. Sie überragen den Ort, das Land und symbolisieren für Albert in imposanter Form den Sieg des Menschen über die unterworfenen Natur. Diese Geschlossenheit der traditionellen Raumverbundenheit Alberts zu Milieu, Wohnort und Arbeitsplatz ist insofern einem vormodernen Typus zuzuordnen.

Im Gegensatz dazu ist *Sevcans* Lebensentwurf als modern zu charakterisieren. Sie wendet sich entschieden gegen das Traditionsverhaftete, um etwas Neues an diese Stelle zu setzen. Das Korsett der Beziehungen und Verpflichtungen, insbesondere im familiären Milieu, ist ihr zu eng geschnürt. Sie will sich bewußt von der Rolle der traditionellen türkischen Frau - personifiziert durch ihre Mutter - abheben. Eine moderne Frau will sie sein, deren Werdegang einzig und allein dem unterworfen sein soll, was sie an Veränderungen möchte

und erreichen kann. Aber die Verflüssigung identitätsstiftender Traditionsbestände erzeugt ein kulturelles Vakuum, innerhalb dessen Subjektivität zerstört, zugleich aber auch freigesetzt wird. Diese transformatorischen Prozesse gestalten sich entsprechend schwierig, weil ihre Distanzierungen schwer gemacht werden.

Sevcan verkörpert den Typus einer jungen türkischen Frau der 2. Generation, deren Situation durch den Gegensatz Tradition - Moderne geprägt ist. Sevcan hat in der Adoleszenz die erneute Entwicklungschance als entscheidenden Kristallisationspunkt für den Vergesellschaftungsprozeß von Individualität genutzt. Sie hat das Abitur erreicht und ein Studium aufgenommen. Sevcan konnte realisieren, daß weitere Anpassungsleistungen erbracht werden müssen. Die Übungen der zweiten Individuation erfordern Lektionen von Rückbindung und Loslassung, zurück und weg, Mutterbindung und die Erfahrung der offenen Welt.

Sevcan ist nicht ihrem Wohnort verbunden. Sie will Ziele erreichen, die sie keiner örtlichen Verbundenheit unterordnet. Die Dynamik von Verselbständigung führt in räumlicher Hinsicht zu einer merkwürdigen Verschlingung gegensätzlicher Prozesse von Maßstabvergrößerungen und Maßstabverkleinerungen. Ihr Zimmer und das Haus der Eltern sind ihre Refugien. Das Zimmer als 'Höhle' des Selbstwerdens - von diesem Ort aus will sie ihre Projekte verwirklichen, ihre Welt erobern. Einem Schneckenhaus gleich, kann sie diese Zuflucht mitnehmen. Direkt vor der Haustüre beginnt der austauschbare Raum.

Deutschland ist ihre Heimat geworden. Sie realisiert gleichzeitig, daß ihre kulturellen Wurzeln in der Türkei liegen. Das Bewußtsein einem bestimmten Volk anzugehören, wird irritiert. Sevcan sieht in einer globalisierten Welt ihre Chance. Sie empfindet sich als Teil der Multioptionsgesellschaft, die eine räumliche Mobilität einfordert. Sevcan ist entschlossen, diesen Freiraum der Moderne zu nutzen. Sie zeigt sich flexibel. Wenn sie ihr Weg in eine andere Stadt, ein anderes Land führt, wird sie sich auch dort beheimaten können, so lautet ihre Einschätzung.

Eine Neugestaltung sozialräumlicher Verhältnisse vollzieht sich. In einem selbstreflexiven Prozeß lernt und praktiziert Sevcn einen modernen problembewußten Umgang mit sich, ihrer Vergangenheit und der prägenden sozialräumlichen Situation.

Manuel ist modern, weil er die vielfältigen Gelegenheitsstrukturen der Stadt wertschätzt, weil er mobil ist und dem Schema traditioneller Rollenerwartungen nicht entsprechen will und kann. Ihm liegt wenig am Ländlichen mit seinen naturräumlichen Strukturen. Manuel ist nicht in seinem Wohnort aufgewachsen. Auch er hat einen ausländischen Vater, der wieder in seine Heimat zurückkehren möchte. Er ist mit seinem Leben in Deutschland nicht zufrieden. Diese Migrationsproblematik greift auf den Sohn über. Im Befinden nicht (mehr) zur Dorfgemeinschaft zu gehören, fühlt sich Manuel zunehmend als Migrant. Welche Nationalität ist ihm eigen? Wohin gehört er? Manuel entfremdet sich dem Dorf der späten Kindheit und Jugendzeit. Er ist der Enge des Dörflichen entwachsen.

In einer weitergehenden Betrachtung ist zu berücksichtigen, daß die Fallbeschreibung durch Manuels Drogenkarriere geprägt ist. Erst durch entsprechende Erfahrungen hat er den Erlebnisraum Stadt für sich entdeckt. In der Stadt fand er den adäquaten Rahmen für seinen extensiven Drogenkonsum. Er hat sich nicht bewußt entschieden, sondern ist dem Weg gefolgt, den die Droge vorgezeichnet hat. Im Pendeln zwischen den Lebenswelten mußte Manuel sich verlieren und scheitern. Als Wendepunkt ist der Unfalltod des Mädchens zu sehen. Seine fragmentarische Schuldbewältigung gipfelt im Entschluß, dem drogenbestimmten Leben ein Ende zu setzen.

Mit der Rückwendung zum Dorf sind seine Probleme jedoch nicht gelöst. Wenn er wieder ins Dorf zu seinen Eltern zurückgefunden hat, dann als ein *anderer*. Es ist nicht mehr möglich, an frühere Erfahrungen anzuknüpfen. Er durchlebt starke innere Schwankungen, im Versuch sich zu verorten zwischen Stadt- und Raumbezug. In der Ungesicherheit seiner Lebenssituation wirkt Manuel ruhelos und zerrissen. Er steigert sich in teilweise psychotische Betrachtungen, wenn er seine Unzufriedenheit zu deuten sucht. Das Dorf als

Fluch - in räumlicher und sozialer Hinsicht - davon will er sich lösen. Manuel hat begriffen, daß er ein anderes Leben führen muß, diesem anderen eine Kontur und Richtung zu geben, steht als zu lösende Aufgabe im Vordergrund. Er wird nicht die traditionelle Rolle des männlichen Bewohners, als Familienvater und Ehemann in der sozialen Gruppe des Dorfes einnehmen können. Die Faszination der Stadt läßt ihn nicht los. Die Erfahrung des 'freien Lebens', ohne soziale Kontrolle, ist mit der Enge der dörflichen Struktur nicht zu vereinbaren. Manuel ist deplaciert. Diese Spannung treibt ihn, der umfassenden Enge des dörflich Ländlichen zu fliehen und sich dem multikulturellen städtischen Raum zuzuwenden.

Petra ist demgegenüber einem postmodernen Typus zuzurechnen. In einer familiärgeschichtlich vermittelten magischen Religiosität bleibt das jugendliche Selbst in dieser Biographie verankert. Ihr Ausgangspunkt ist die quasi naturhafte Verwurzelung des Menschen in Analogie zu dem Wald und den Bäumen. Dieses gründet auf die Vormoderne und steht in grundlegendem Konflikt zu den Anforderungen von Moderne, Partnerschaft und Selbstverwirklichung. Aber eine Reduktion der Falldarstellung auf vormoderne Elemente greift zu kurz. Denn Petra hat vielfältige Optionen erschlossen, die sie zu Projekten bündelt. Dabei ist sie nicht festgelegt, sondern ihr gelingt es, aus der Vielfalt zu schöpfen. Im Prozeß der Lebensgestaltung orientiert sie sich nur marginal an modernen Handlungsanforderungen, vielmehr verbindet sie verschiedene *Bausteine* zu eigenständigen Mustern. Dabei toleriert sie keine Unverträglichkeiten. Alles ist mit allem frei kombinierbar. Moderne Ansprüche und magische Mystisierung des Naturraumes bilden insofern keinen Widerspruch. Diese Form der Integration erlaubt es, sich der Natur verbunden zu fühlen und gleichzeitig mit dem Geländewagen den Wald zu durchpflügen. Vereinbart werden ferner ökologische Standpunkte mit umweltbelastendem Ferntourismus, mystische und kaufmännische Denkmodelle, Meditation und hellseherische Orakel mit humanistischen Bildungsidealen, Reiki-Grade und Bäckerhandwerk. Im Flotieren dieser Komponenten tritt ein postmodernes Überwinden von moderner Regelmäßigkeit zutage. Sie konzipiert ihren Lebensentwurf als Patchwork.

Entsprechend fragmentiert ist ihr Raumbewußtsein angelegt. In ihrer gespaltenen Raumwahrnehmung vernachlässigt sie den städtischen Lebensraum. Das Fallbeispiel Petra macht deutlich, daß postmoderne Lebensgestaltung und ländlicher Lebensraum vereinbar sind.

4.2.2.2. Der Raum zerfällt in seine Elementarteile - Orte

Raum wird überwiegend fragmentarisch erlebt und gelebt. Ebenso wenig wie es gelungen ist, wirtschaftlichen Individualismus und Gemeinschaft zu einem gemeinsamen Weg zusammenzuführen, scheint auch in der Spannung zwischen Ort und Raum, zwischen Festlegung und Opportunität tendentiell die Kraft zur psychischen Raumbildung verloren gegangen zu sein. Im Übergang vom offenen zum gesprengten Raumkonzept kann der Raum nicht mehr panoptisch überblickt werden.

Zwar haben die exemplarischen Lebenswelten ein definiertes Zentrum, aber keine raumgreifende Dimension. Eine Erweiterung der angeeigneten 'Mitte' durch den Regionalgedanken gelingt nicht. Kollektive Bezugnahmen zur Region scheinen nur marginal ausgebildet zu sein. Als Ganzes bleibt der untersuchte Raum blaß; er besitzt Leerraumqualitäten. Die Region hat ihre übergreifende, Gemeinschaft stiftende Funktion verloren. Das Vermögen zur Konfiguration einzelner Bildelemente zu einem Ganzen zeigt sich gestört. Allgemeine und leitende Aussagen über das Untersuchungsgebiet werden nur vereinzelt getroffen. Die Befragten nehmen die vermittelten Raumbilder nur verschwommen wahr und mißtrauen den propagierten endogenen Potentialen der Region gründlich. So prangert Albert verabsolutierend die Verschlafenheit des Gebietes an, die ihn in die Fremde treiben könnte, Petra empfindet die räumliche Nähe zu den Niederlanden positiv, Manuel fühlt sich zu den urbanen Zentren hingezogen und Sevcan denkt nur selten regional. Eine umfassende Bezugnahme ist alltagsweltlich kaum wahrnehmbar. Nicht die nähergerückte Welt ist fremd, sondern das Nahe und mutmaßlich Bekannte reicht aus der Reichweite

des Vertrauten. Der identifizierbare 'Mikrokosmos' (Greverus 1979) des Nahraumes hat seine richtungsweisende Funktion verloren.

Morphologisch gesehen läßt sich die Veränderung des Raumes in erster Linie als ein *formrevolutionärer Prozeß* beschreiben. Gerade darum ist die „Erkundung nach unserem Wo sinnvoller denn je, denn sie richtet sich auf den Ort, den Menschen erzeugen, um zu haben, worin sie vorkommen können als die, die sie sind.“ (Sloterdijk 1998, S. 28) Diese Vermitteltheit und damit die Bindung an den Raum wird individuell unterschiedlich thematisiert. Eine übergreifende Differenzierung findet vielmehr im privaten Binnenbereich statt. Das Mosaik ist in sich buntgemischt und jeder setzt die Steine zu *seinem* Puzzle zusammen. Insofern findet das Modell der 'relationalen Raumstruktur' in der Untersuchung eine Bestätigung. In der Betonung von Orten können diese, bedingt durch die jeweilige Metrik und relationale Lage, als empirische Konkretisierung des Untersuchungsgebietes betrachtet werden.

Diese Bevorzugung des Ortes verweist auf einen spezifischen Bindungsmodus: Während sich der Raum durch Bewegungsfreiheit und Offenheit auszeichnet, bieten Orte Stabilität und Sicherheit. „Raum wie Ort konstituieren sich über Bewegung, Raum über die potentielle Bewegung, Orte über den Gegensatz zur möglichen Bewegung.“ (Habermas 1999, S. 149) In der durchgängigen Verringerung räumlich erfahrbarer Komplexität, ordnet sich insofern symbolische Ortsbezogenheit dem Credo der individualisierten Gesellschaft unter. Diese Komplexitätsreduktion, als physiologisches Wegrationalisieren einer symbolischen Raumqualität verstanden, zeigt ambivalente Auswirkungen. In der Wahrnehmung der Untersuchten hat sich, nach dieser Interpretation, in großem Umfang 'space in place' verwandelt. Jedoch gelingt es offenbar nur ansatzweise, eine Synopsis einzelner Orte auszubilden, in einer Verknüpfung örtlicher Elemente zu einem Bezugssystem, räumliche Dimension zu erfahren.

Ein populärer Erklärungsansatz lautet: Die Gestalt des Raumes mit dem konstituierenden Design der „Technostrukturen und deren Effekte (wird, A.F.) zwar von den Menschen hergestellt, aber sie überfordert unsere Vorstellungsfähigkeit, so daß diese nicht nur Bedeutungen und Handlungsmöglichkeiten, son-

dern auch Bedingungen darstellt, die keine Bedeutung mehr 'für uns' haben und dem menschlichen Handlungs- und Verfügungshorizont entschwinden.“ (Schraube 1998, S. 11)³⁷¹ In einem Raum ohne Kontur orientiert sich die Perspektive der Raumwahrnehmung am privaten Horizont, manifestiert sich im Verhaftetsein am Ort.

Diese Bindungsfigur bedarf einer weiteren Differenzierung, nämlich nach der Art der Bindung. In Abgrenzung zwischen dem besonderen Ort (Ipsen, 1997), der immer als historisch empfunden und dadurch mit kollektiver Bedeutung aufgeladen ist und dem eigenen Ort, der erst durch individuelle Aneignung entsteht, überwiegt letzterer deutlich in den Ausführungen. „Die Bindung an persönliche Orte ist normalerweise mehr eine gelebte als eine reflektierte. Persönliche Orte stabilisieren das Selbstgefühl, die subjektive Identität der Person. Bindung beschreibt eine Handlungsdisposition, die in der Funktion und Erlebnisqualität persönlicher Orte begründet ist.“ (Habermas 1999, S. 153)

In den Porträts ist zu belegen, daß fast schon eine 'Abwehrhaltung' deutlich wird, sich dem besonderen Ort zuzuwenden. So weist es Albert weit von sich, die Demontage der Zechenanlage in Ratheim mit seiner Person in Verbindung zu bringen und Sevcan tut sich schwer damit, Spezifisches und Typisches in Heinsberg zu identifizieren, Petra schließt die Gefährdung des naturnahen Raumes durch Garzweiler II aus ihrem Naturbild aus, während Manuel generell sein ländliches Umfeld als langweilig und nichtssagend einstuft. Was als verbindend und übergreifend empfunden wird, sind Atmosphären des Ländlichen und Landschaftlichen, die nur im Kontrast zum Städtischen herausgestellt werden. Wenn diese Atmosphären Befindlichkeiten dem ländlichen Lebensraum gegenüber spiegeln, dann ist diese Relation als allgemeine Disposition zu verstehen, die nicht exklusiv für den Heinsberger Raum Gültigkeit besitzt. In dieser zum Ausdruck gebrachten Haltung finden sich Ansatzpunkte für eine allgemeine Präposition ländlicher Lebenswelten. So betrachten sich drei der Befragten (Petra, Albert und Sevcan) - in abgestufter Verbindlichkeit - dem ländlichen Lebensraum zugehörig.

³⁷¹ Schraube orientiert sich in seiner Argumentation an Günther Anders (1980).

Mit diesen Aussagen wird die Frage der Intensität örtlicher Bindungen aufgeworfen. Die Interviewten geben unterschiedliche Antworten. Sie zeigen sich dem Untersuchungsgebiet graduell verschieden verbunden. In der folgenden graphischen Skizze wird der Versuch unternommen, diese Bindungsqualität zu dimensionieren und visuell darzustellen.

Im Zusammenhang mit der Thematisierung von Bleibeorientierungen werden entsprechende Aussagen getroffen. Alle interviewten Personen zeigen sich mit der Fragestellung des 'Bleibens' oder 'Gehens' befaßt. Die Abbildung liefert Anhaltspunkte für eine Positionierung der Akteure im Untersuchungsgebiet. Da eine klare Abgrenzung der Lebensbereiche in den Fallgeschichten nicht vorkommt, ist die Darstellung als tendenzieller Ausdruck einer jeweils geleisteten individuellen und lebensweltlichen Verknüpfungsarbeit zu werten.

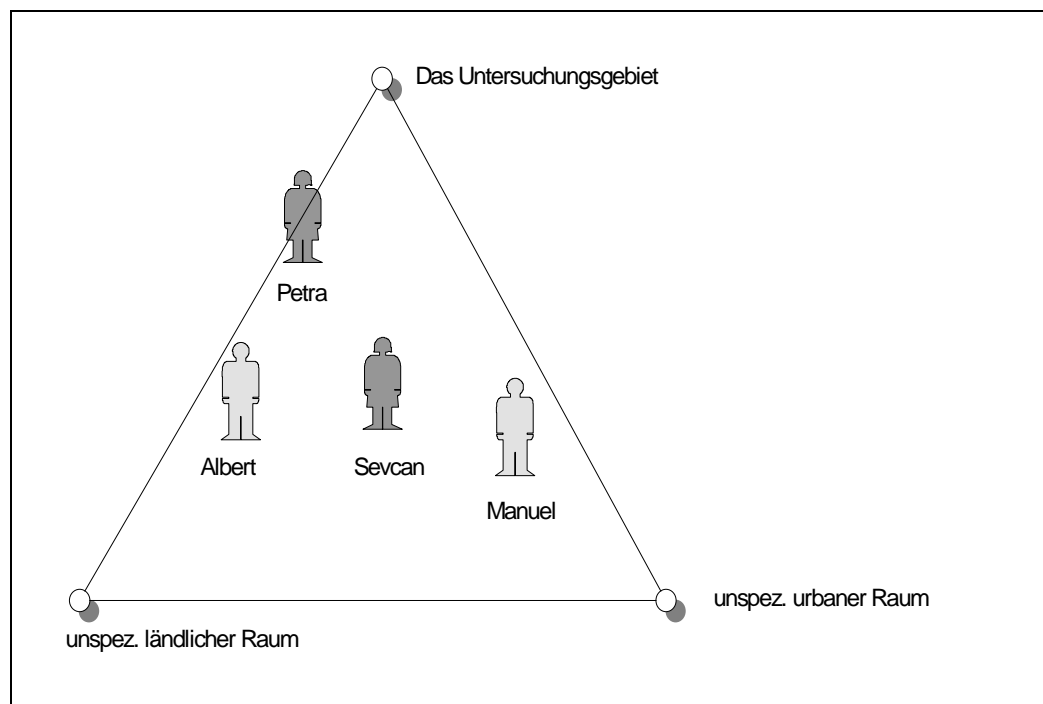


Abb.: Tendenzielle Positionierung der befragten Personen im Verhältnis zum Untersuchungsgebiet (U.G.).

Im Feld zwischen den Positionen 'U.G.', 'unspez. ländl. Raum' und 'unspez. städt. Raum' nimmt Sevcan eine zentrale Stellung ein, d.h. die Wahrscheinlichkeit im U.G. zu verbleiben, entspricht der Wahrscheinlichkeit, sich anderen Räumen zuzuwenden. Demgegenüber ist Petras Verortung genauer zu bestimm-

men. Sie ist fest entschlossen im U.G. weiterhin zu leben, - b.z.w. im anderen Fall - jedenfalls ländlich zu wohnen. Auch Albert beabsichtigt, weiterhin im U.G. seinen Lebensmittelpunkt zu belassen, allerdings ist die Umzugswahrscheinlichkeit (z.B. im Falle eines Arbeitsplatzwechsels) höher einzuschätzen. Dann möchte er sich in ländlichen Gebieten niederlassen. Nur Manuel tendiert eindeutig dem städtisch geprägten Lebensraum zu.

<u>Kriterienkatalog:</u>				
Kriterien / Name:	Petra	Albert	Manuel	Sevcan
Aufgewachsen im U.G.	ja	ja	teils	teils
Kindheitserinnerungen verbalisiert	ja	ja	nein	teils
positive Erinnerungen an ländl. Raum	ja	ja	nein	nein
Wohlbefinden, Akzeptanz im ländl. Raum	ja	ja	nein	teils
Ablehnung urbaner Räume	ja	ja	nein	teils
Partizipationsmöglichkeiten im U.G.	ja	nein	nein	ja
Heimat im U.G./als Teil des U.G.	ja	ja	nein	teils
territoriale, geschlossene Wahrnehmung des U.G.	nein	teils	nein	nein
überwiegend örtliche Bezüge	teils	ja	teils	ja
Betonung der Wohnung	ja	ja	ja	ja
Betonung des Wohnumfeldes	ja	ja	ja	nein
Bleibeorientierung	ja	teils	nein	teils
zukünftige Wohnung im ländl. Raum	ja	ja	nein	unentschlossen
zukünftige Wohnung im U.G.	ja	unentschlossen	nein	unentschlossen

Zur Unterstützung der graphischen Darstellung dienende Auswahl von Aussagen der interviewten Personen.

Die im Untersuchungsgebiet gebotenen Identifikationspotentiale müssen, in der Wahrnehmung der vorgestellten jungen Erwachsenen, als unzureichend charakterisiert werden. Das Urvertrauen in sozialer und räumlicher Hinsicht, manifestiert im Wunsch nach Partizipation, wird irritiert, wenn auch nicht aufgelöst und diese Unterscheidung ist wichtig. Komplexe Alltagswelten tragen das Gefühl des Verlorenseins weiter, forcieren den Wunsch nach einfachen, überschaubaren Zusammenhängen. In dieser Stimmungslage gewinnen fundamentale Gewißheiten mit ihren einfachen Wahrheiten an Erklärungsmacht. Sie wir-

ken beruhigend. Der Ort bindet das Dasein an ein Hiersein. Es scheint ein Wissen darüber vorzuliegen, daß ein fester Grund vorhanden ist der dem Leben eine Basis gibt. Und ein solches Begreifen trägt die Ausfaltung einer individuellen Bindung an den *eigenen Ort*, als grundlegende Funktion lokaler Identifikation. Jeder Ort kann der Mittelpunkt der Welt sein.

Alle Porträtierten zeigen emotionale Bindungen an verschiedene Orte, die auf verschiedenen Raumniveaus, gemäß den Kategorien der Raummodelle, angelegt sind und zudem in der Art und Weise und Intensität der Verbundenheit unterschiedlich akzentuiert werden: Die scheinbare Statik des Ortsbegriffes ist überwunden. Alles verändert sich. Die Orte der Kindheit unterscheiden sich von den Orten späterer Lebensphasen. Diese Erfahrungen manifestieren sich in altersbedingten Aneignungsprozessen, die ferner einer spezifischen Blickpunktbezogenheit unterliegen. Diese Dynamik kennzeichnet den jeweiligen Lebensweg: einige örtliche Bezüge verblassen und andere gewinnen an Bedeutung. „Nach den ‘Ankerpunkt-Hypothesen’³⁷² sind alle Erfahrungen, die ein Mensch im Laufe seines Lebens macht, auf den jeweiligen Standpunkt, den ‘anchor point’, an dem er sich befindet, bezogen und prägen die gesamte kognitive Organisation des menschlichen Bewußtseins. Wenn dieser Standpunkt, der Ankerpunkt, über einen längeren Zeitraum hinweg stabil bleibt, erhöht sich die Verhaltenssicherheit und die subjektiv empfundene Anerkennung und damit auch die Selbstgewißheit des Individuums. In dieser Erhöhung der Sicherheit und Vorhersehbarkeit liegt eine wichtige Leistung von raumbezogener Identität.“ (Reinhardt 1999, S. 76)

In diesem Selbstverortungsprozeß bzw. -findungsprozeß vollzieht sich Individuation. „Als Individuation kann man die Entwicklung zu mehr Eigenständigkeit und Individualität bezeichnen.“ (Habermas 1999, S. 96) Der gültige fragmentarische Identitätsbegriff rekurriert auf eine Form der Selbst- und Weltbetrachtung, die Phasen und Partikel der eigenen Lebensgeschichte integrieren zu wollen. Im Ringen um Kohärenzerfahrungen können Orte insofern einen wesentlichen Beitrag zur Identitätskonstruktion leisten, indem sie in verschiedener

³⁷² Vgl. Weichhart (1990, S. 35f.).

Hinsicht ermöglichen, unterschiedlichen Aspekten der Identität Ausdruck zu verleihen. Als Interaktionsphänomen gewendet, ist die Frage der räumlichen Verankerung von Lebensgeschichten, nämlich Identität gegen Anonymität zu behaupten, einer analytischen Betrachtung letztlich kaum zugänglich, sondern nur narrativ zu ergründen. Erfahrbar werden so konkrete Einblicke in ein raumbezogenes Erwachsenwerden der Interviewten in dem Sinne, daß 'Umzüge' aus kleineren in größere Kontexte artikuliert werden. Übertragungsphänomene treten zutage.

Ein weitergehender Vergleich räumlicher Bezüge bleibt daher im wesentlichen auf die Gegenüberstellung von individuellen 'eigenen Orten' verwiesen, die nunmehr durch die selektive Sicht des einzelnen bestimmbar erscheinen.

4.2.2.3. Individuation über „individuelle Orte“

Begriffen der lokalen Identifikation haftet eine gewisse Diffusität an. Ohne diese Diskussion aufzunehmen und führen zu müssen, denn das Bisherige verweist nur auf eine schwache 'Einssetzung' mit dem Raum, sondern unterstreicht die Konzentration lokaler Identifikation auf die Bedeutung von Orten, soll sich das Folgende auf diese Ortsbindung ausrichten. „Ortsbindung kann zunächst einmal verstanden werden als der Wunsch eines Menschen, an dem Ort, an dem er lebt, auch zu bleiben. ... Dennoch: Wer ortsgebunden ist, identifiziert sich nicht zwangsläufig mit seiner Umgebung. Letztendlich geht man also bei der Verwendung des Begriffs der lokalen Identifikation von einer stärkeren und auch tieferen Bindung des Menschen an den Raum aus, als bei der Verwendung des Begriffs der Ortsbindung.“ (Reinhardt 1999, S. 64f.) Nach Reuber (1993) entsteht Ortsbindung im Spannungsfeld zwischen den Bindungsansprüchen der Individuen und den Bindungspotentialen des Raumes.

Das Bindungspotential subsumiert dabei u.a. Bezüge individueller emotionaler Ortsbezogenheit. Diese emotionale Bindung wird in den Porträts auf verschiedener Ebene thematisiert. Dabei bezeichnet die Kategorie der *Ortsverbunden-*

heit „das Phänomen der Abhängigkeit von Menschen an einen Ort, die gefühlsmäßiger Art ist. Ein Ort ist angenehm, weil man sich dort wohl und geborgen fühlt, weil er mit vielen Erinnerungen verbunden ist, weil er bis in den letzten Winkel vertraut ist“ (Flade 1987, S. 44) oder weil er bedrückende Gefühle weckt. Als Sonderfall der Ortsbindung ist die Kategorie der Ortsidentität aufzuführen. „Ortsidentität ... impliziert die Wahl eines zentralen Ortes als Bezugspunkt der Identität in Abgrenzung zu anderen möglichen Orten. ... Ortsidentität kann sich nicht auf einen zwar geliebten Ort beziehen, an dem die Person aber nie gelebt hat und der keine weitere lebenspraktische Bedeutung hat. Sie muß sich auf den momentanen Lebensraum der Person oder auf ihre örtliche Herkunft beziehen.“ (Habermas 1999, S. 155f.) Ortsidentität gerät zum ‘Teil’ der Selbst-Identität. „Damit ist jener räumliche Ausschnitt der Umwelt gemeint, den ein Individuum über Prozesse der Identifizierung in seine Identität integriert.“ (Fuhrer 1999, S. 95)

Ortsverbundenheit ist ergo nur in einem weitgesteckten analytischen Rahmen zu denken. Da jeder Aspekt in einen anderen übergreift und diese miteinander verschiedenartig interagieren, wird nachfolgend örtliche Verbundenheit - thematisch gebündelt - als konkrete Version von Raumerfahrung diskutiert:

• Orte der Kindheit:

Albert und Petra liefern ausführliche Kindheitsbeschreibungen zonierter Aneignungen der unmittelbaren sozialräumlichen Umwelt, zentral vom Haus der Eltern ausgehend. Demgegenüber stellt Sevcan das enge sozialräumliche Milieu in den Vordergrund der Betrachtung, während Manuel den Raum der Kindheit aufgrund der häufigen Ortswechsel nicht zu umfassen vermag.

Offenbar bedarf es einer *konstanten* oder *verlässlichen kindlichen Umwelt*, die es vermag, räumlichen Gegebenheiten als Anker und Speicher von Ereignissen, eine emotionale Qualität zu verleihen. Daneben ist ein *flexibles Aktionsfeld*, ein Maß an *Bewegungsraum* grundlegend. Denn nur unter diesen Bedingungen kann Aneignung in einer Intensität stattfinden, wie sie in den Schilderungen von Petra und Albert plastisch vernehmbar wird. Räumliche Identität, als Ver-

trautheit des Kindes in seiner Welt, ist insofern als Erfahrung im Bereich der primären und sekundären Sozialisation zu verstehen, indem die allmähliche Ausweitung des 'Urvertrauens' - über Bezugspersonen hinaus - auf das Lebensgefüge raumgreift. „Die Kindheimat dient also während des gesamten Lebens als Vergleichsbasis für die Wohnzufriedenheit am jeweils aktuellen Wohnort. Gerade in den neueren Untersuchungen zur Entstehung von Ortsbindung wird die Bedeutung der Kindheimat für die spätere 'Bindungskompetenz' des Menschen herausgestellt.“ (Reinhardt 1999, S. 77) Zur Kindheit gehört die *Vertrautheit* mit der Welt. Dieses Sozialisationsleitbild wurde über die bereits erörterten Modelle kindlicher Raumaneignung entwickelt. Zentral für den sozialräumlichen Sozialisationsbegriff ist in diesem Sinne die aktive und weitgehend selbstbestimmte Auseinandersetzung mit Umwelt. Räume werden dabei nicht in erster Linie über materielle Objekte angeeignet, sondern vielmehr über Potentiale, als „Resultat der Möglichkeit, sich im Raum frei zu bewegen, sich zu entspannen ... etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennenlernen, etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäÙes tun und hervorbringen zu können.“ (Chombart de Lauwe 1977, S. 6)

Nicht zuletzt ist Aneignung von Raum - in Abhängigkeit situativer und individueller Konstellationen - ein wichtiger Teilbereich *individueller Sozialisation*. Sich an die eigene Kindheit zu erinnern, bedeutet Vergegenwärtigung von Assoziationen dieser Kindheitsheimat. Stimmungen und Atmosphären der frühen biographischen Lebensphase, die sich zur Lebensgeschichte, zum persönlichen Mythos verbinden, benötigen neben der zeitlichen Bestimmung den *Ort*. In den prägenden Erfahrungen der Kindheimat bilden sich Wertmaßstäbe heraus. So entwickelt sich das dem einzelnen zugefügte Eigene, das als Partner der Wahrnehmung und Erinnerung zum 'Rohmaterial', zum Anfang eines roten Fadens in der Selbsterzählung. Das Nachempfinden einer 'Ethik im Nahhorizont' (Bausinger 1980) gelingt am ehesten in Nuancen des Heimatlichen. Diese frühen Erfahrungen begründen und fundieren eine prägende Grundvorstellung von Räumlichkeit. Insofern können *Orte der Kindheit* zu Heimatorten werden.

• Heimatorte:

Die Differenz zwischen Petra und Albert auf der einen Seite und Sevcan und Manuel auf der anderen besteht unter heimatlicher Thematik fort. Albert und Petra definieren Heimat zwar übereinstimmend primär geographisch, beide gehen auch von biographischen Wurzelbildungen in den Räumen der Kindheit aus, aber sie denken nicht an identische heimatliche Orte. Selbst inmitten einer kleinräumlichen Region sind diverse Vorstellungen von Heimat möglich und praktikabel. Der Heimatbegriff in seiner räumlichen Bedeutung wird insbesondere von Petra mit dem Geburtsort gleichgesetzt, diese Verbindung bleibt in ihrer Interpretation unauflöslich bestehen. Petra und Albert haben die Heimatorte der Kindheit jedoch verlassen und Albert kann sich vorstellen, wegzuziehen, dann aber zu naturnahen Regionen, dieses Attribut seines aktuellen Lebensraumes wahrend. Während Petra in ihrer Position gefestigt ist, nach Möglichkeit in der Region ihrer Kindheit zu verbleiben, sieht sich Albert in einem Balanceakt befangen: Auf der einen Seite ist ihm die Bedeutung seines heimatlichen Lebensraumes für seine Identität bewußt. Auf der anderen Seite lockt eine mögliche berufliche Karriere in der Ferne. Über den Begriff der Heimat verdeutlicht er den Konflikt: Es droht in der Konsequenz die Notwendigkeit, den selbst auferlegten Zielen nachstrebend, seine jetzige Heimat aufgeben zu müssen. Er leistet regelrechte Trauerarbeit, wissend, daß er in diesem Fall fern der Heimat wird leben müssen.

Demgegenüber definiert Sevcan Heimat flexibel und offen: Sie bezeichnet, für ihre momentane Lebensphase geltend, Deutschland als ihre Heimat. Für Sevcan gilt die gefühlsmäßige Bindung an einen bestimmten Ort sehr viel eingeschränkter. Sie zieht enge räumliche und zeitliche Grenzen der Identifikation, bindet sich nicht sehr an Heinsberg, vielmehr an ihr enges, sozialräumliches Milieu, das Haus der Eltern und insbesondere das eigene Zimmer.

Insofern bringen drei von vier Personen dem Ländlichen eine besondere Wertschätzung entgegen. Das Positive des überschaubaren Lebensraumes ist nicht mit einer Geschlossenheit des Horizonts gleichzusetzen, obwohl Leben in verhältnismäßig überschaubaren Rahmensetzungen stattfindet. Nur in kurzen zeit-

lichen Phasen wird dieser 'Mesoraum' verlassen (z.B. zum Einkauf, bei Ausflügen, im Urlaub).

Nur Manuel zeigt eine negative Bindung zu seinem Wohnort. In seiner Sicht konstruiert er eine ungute Verbindung zum Dorf, die ihn prägt und eine handlungsleitende Relevanz bekommt. Er betreibt eine Demontage der Heimat mit unbekanntem Ergebnis. Mit dem verbleibenden Rest will er sich zunächst begnügen, so sein Vorsatz, der jedoch nicht verhindert, daß eine stärker werdende Kraft ihn zu den nahen urbanen Zonen zieht.

• Wohnen/Wohnumfeld:

„Ortsbindung liegt vor, wenn eine Person ihren Wohnsitz freiwillig an einem Ort behalten möchte.“ (Reuber 1993, S. 6) Als umgrenzte Basis erwächst diesem integralen Ort des Wohnens eine einmalige Bedeutung. Es bestätigt sich eine tiefe Bezogenheit in den Falldarstellungen auf jenen spezifischen Ort im Leben, an dem sich Wohnen vollzieht. Beschrieben wird Wohnen in verschiedener Ausprägung: im eigenen Zimmer, im Haus der Eltern, mit einem Partner. Entsprechend gestaltet sich Wohnen als Prozeß, der sich - analog dem Lebensalter - in verschiedenartigen Wohnbedürfnissen und -erfahrungen artikuliert.³⁷³ Albert liefert in seinen Ausführungen regelrecht eine Entwicklungsgeschichte im Wohnen. Exemplarisch beschrieben werden Korrespondenzen mit dem unbelebten Raum, im Herstellen einer personenbestimmten Atmosphäre, die in ihrer Dichte und Nähe nur als Interaktionsprozeß bezeichnet werden kann.³⁷⁴

Enthalten ist im Wohnen insofern eine Lern- und Anpassungsleistung, die in den Porträts durchgängig besonders hervorgehoben wird. Gerade, wenn das gewohnte Wohnen nicht mehr zu passen scheint (Hahn 1997), wird die Suche nach einer neuen Form thematisiert, Vermißtes dem Erwünschten gegenüber-

³⁷³ Vgl. Halton, 'Ich packe mein Wohnzimmer aus' (1999).

³⁷⁴ „Das gilt allgemein für den sozial belebten Raum, noch stärker aber für das moderne Individuum und die Geschichte seines Vertrautseins mit Räumen bis in die frühe Kindheit. Daher gibt es unsichtbare Orientierungslinien und verschlungene Muster wiedererkennbarer Raumordnungen, die nur derjenige sieht, der mit den Augen seiner unverwechselbaren Kindheitserfahrung den Raum betritt.“ (Selle 1996, S. 76f.)

gestellt. Allen gemeinsam ist die Suche nach einer zufriedenstellenden Wohnsituation: „Mindestens erträumen wir unsere Wohnungen, ehe wir sie haben.“ (Selle 1996, S. 77) Die verschiedenen Aspekte des Wohnens treten dann besonders hervor, wenn zugleich auch der Gegensatz mitgedacht wird. In der 'Dialektik des Wohnens' (Dovey 1985) erschließt sich, daß Wohnen verschiedene physische, soziale und psychologische Aspekte umfaßt, deren Qualität auch Kontraste beinhalten kann. Diese Wohnqualität ist dabei nicht auf den Innenbereich der Wohnung beschränkt, sondern öffnet sich in die Wohnumgebung hinein. In den Porträts nehmen Albert und Manuel eine deutlich ambivalente Einstellung zu ihrem Wohnumfeld ein. Albert fühlt sich in seiner Wohnung heimisch, während er wichtige Entwicklungen im Wohnort ausklammert. Manuel fühlt sich insgesamt im Draußen der dörflichen Wohnumgebung diskriminiert. Auch Sevcan differenziert ihr Wohnen in einen angeeigneten Innenbereich und dem kontrastierenden Außenbereich, wobei der innere Bereich auf ihr Zimmer begrenzt bleibt. Nur Petra ist mit dem inneren und äußeren Bereich des Wohnens umfassend zufrieden. Aber auch sie hat einen Lernprozeß durchlaufen, um die ihr adäquate Wohnform zu finden. Über die Stationen Auszug aus dem Elternhaus, Zusammenwohnen in einer Partnerschaft ist sie - unter veränderten Wohnansprüchen - wieder zu den Eltern zurückgekehrt.

• Arbeitsplatz/Schule:

Eine weitere Station im Lebenslauf, die Einfluß auf Herausbildung von Ortsbindung hat, ist der Kategorie Schule/Arbeitsplatz zuzuordnen. Die formellen Orte der Arbeit und der Ausbildung finden bei drei der Befragten (Albert, Sevcan, Manuel) Erwähnung. Die Tatsache, daß Petra eine Schule außerhalb des Untersuchungsgebietes besucht, hat dazu geführt, diese nicht aufzuführen, obgleich es für sie ein wichtiges Lebensziel darstellt, das Abitur zu erreichen. Sie benennt jedoch die Stätten der *Reiki-Initiation*, die in diesem Sinne als Orte der Bildung bezeichnet werden können.

Albert, Petra und Manuel zollen den Orten der Arbeit, der Ausbildung und des Unterrichts eine große Verbundenheit. Demgegenüber rekapituliert Sevcan

differenzierte Erinnerungen an ihre Zeit am Gymnasium Hückelhoven. Sie trennt scharf zwischen sozialer und räumlicher Verbundenheit. Während die soziale Bindung zur Schule positiv empfunden wird, kritisiert sie den räumlich-baulichen Ort Schule unerbittlich. Diese Härte läßt sich nur zum Teil auf ästhetische Wahrnehmungen zurückführen. Denn aus ihrer Unzufriedenheit hatte sich Sevcan bemüht, die sterile Atmosphäre des Schulgebäudes nach ihren ästhetischen Vorstellungen zu verändern und aufzuwerten. Diese Bemühungen wurden jedoch frustriert. Das System Schule erwies sich als starr und unflexibel. Nur im Fest (Abiturfete) gelingt es, den 'Terror der alltäglichen Anästhetisierung' (Knodt 1994) zu durchbrechen und in einer zeitlich begrenzten Aktion, Schule zu gestalten. Der Festcharakter schafft in seiner atmosphärischen Überflutung Inszenierungen einer gelungenen Partizipation mit dem Ort des Geschehens, wie es Sevcan beschreibt. Doch reicht die Erfahrung in der Ausnahmesituation nicht aus, den Eindruck des jahrelangen Ausgesetztseins in einer subjektiv unwirtlichen Umgebung zu relativieren.

Manuel bezeichnet demgegenüber seine Schulzeit an der Hauptschule als die *schönste Zeit* seines Lebens. Er bezieht in seinen Beschreibungen soziale und räumliche Komponenten ein und zeichnet ein positives Gesamtbild. Der Möglichkeitsraum des Schulgeländes war auch nachmittags Treffpunkt der Dorfjugend. In der Umfunktionierung des Schulhofes zu einem Spielfeld für Ballspiele drückte sich die symbolische Kreativität der Jugendlichen aus. „Sie transformiert, was ihr zur Verfügung steht, und trägt zur Produktion bestimmter Formen von menschlicher Identität und Fähigkeit mit bei. Das menschliche Leben - das Menschliche leben - bedeutet, kreativ zu sein in dem Sinne, daß wir die Welt für uns zurechtmachen, so wie wir unseren eigenen Ort und unsere Identität herstellen und finden.“ (Willis 1991, S. 24) Manuel ist als 'Mitproduzent' von neuen Bedeutungen der räumlichen Gegebenheiten, als *Gestalter* stolz auf diese Leistung. Seine Beziehung zur Schule beruht, so belegen seine ausführlichen Schilderungen, auf dem Erschließen zusätzlicher Nutzungsmöglichkeiten. Er hat sich gestaltend erlebt und konnte sich als Akteur durch Geschicklichkeit und Vermögen Spaß und Anerkennung verschaffen.

Auch Albert hat aus seiner retrospektiven Sicht eine stimmige Ausbildungszeit durchlaufen. Er ist stolz, eine Ausbildung in der *Fabrik* absolviert zu haben, bzw. seit dieser Zeit dort weiter beschäftigt zu sein. Die Situation hat sich heute entscheidend zum Negativen gewendet, von daher sind verklärende Tendenzen der Lehrjahre nicht auszuschließen. Plastisch schildert Albert in seinen Raumwahrnehmungen betriebliche Wandlungsprozesse. Ausgeräumte Werkhallen, in denen er noch meint den Lärm der Maschinen, den Geruch der Fertigungsanlagen zu vernehmen, sowie leere Parkplatzflächen legen dinglich Zeugnis ab von Veränderungen im Werk. Diese Eindrücke legen nahe, die eigene betriebliche Zukunft zu überdenken.

Petra bindet in ihrem Lebensprojekt Orte der Ausbildung, Wohnen und Leben fest zusammen. Im Vorhaben, ein Meditationszentrum zu begründen, zentriert sie soziale und räumliche Komponenten ihres Lebens auf einen Gesamtentwurf hin. In diesem Projekt spiegelt sich ihr Bestreben, in eine räumliche Identifikation ihr Selbst einzubeziehen, sich nach einer übergeordneten Bestimmung zu beheimaten, bzw. Heimat zu gestalten.

• Naturräumliche Orientierungen:

Manuel erwähnt naturräumliche Bezüge als Kulisse und Rahmen. In seiner Wahrnehmung nimmt der 'Lago' in Heinsberg mit Uferlandschaft eine Hintergrundfunktion ein. Obwohl er diesen Ort häufig aufsuchte, ging es ihm in erster Linie um den Kontakt zu Gleichgesinnten. Er funktionalisiert Natur um zum Element einer inszenierten Open-air-Atmosphäre. Der Landschaft kommt in diesem Arrangement keine eigenständige Bedeutung zu. Allgemein formuliert: Manuel braucht den naturnahen Raum nicht, er kann ihm keinen Nutzen abgewinnen. Naturräumlichkeit impliziert eher *Langeweile* und *Bedeutungslosigkeit*.

Anders Albert und Sevcan. Sie formulieren sehr persönliche, lebensweltliche Erfahrungen mit der Natur. Verbalisiert wird ein Bedürfnis, sich in einen anderen Wahrnehmungsraum zu begeben. Das Aufsuchen naturnaher Orte ist getragen von einer kontemplativen Motivation, dem Wunsch sich z.B. von der zeit-

losen Atmosphäre des Waldes verzaubern zu lassen, am Ufer eines Sees zu sitzen und sich versunken dem Spiel von Wasser und Sonnenlicht zu ergeben oder im Spaziergang über Felder die Sinne zu öffnen für neue, dem Alltagslärm entrückte Wahrnehmungen. Veränderte Wahrnehmungen der Umgebung modifizieren offenbar gleichzeitig die Art der Raumerfahrung - im geglückten Fall hin zu einem körperlichen, geistigen und emotionalen Wohlbefinden. Voraussetzung für diesen Prozeß ist eine Adaption der Umwelt mittels simultaner Perception: Die „vertraute, unverrückbare Grenze zwischen uns und unserer Umgebung wird weniger starr, unser Gefühl für den Raum, der durch das ‘Hier’, und die Zeit, die vom ‘Jetzt’ eingenommen werden, weitet sich.“ (Hiss 1992, S. 11) „So geht es beim Erfahren von Orten unter anderem darum, unsere Sichtweise zu verändern, unsere Aufmerksamkeit zu streuen und sie weniger gerichtet sein zu lassen - eine Veränderung, die uns alles um uns sehen und dabei dennoch jede Einzelheit ruhig und gelassen betrachten läßt.“ (S. 53) Diese besondere Aufmerksamkeit wird durch die Anwesenheit von vielen anderen Menschen unterbrochen. Deshalb suchen Albert und Sevcan einsame Orte auf. Nicht Kommunikation ist erwünscht, sondern ein Selbstgewahrwerden und damit verbundene Entspannung. Die Begegnung mit der Natur dient nicht dazu, neue Probleme aufzuwerfen, sondern im Gegenteil, den eigenen Problemen zu entkommen. In teilweise naiven und romantisierenden Ausführungen wird diese Haltung zum Ausdruck gebracht. Die Beschreibungen solcher Naturräume knüpfen an ein archetypisches Bild an, das mit Vorstellungen eines konfliktlos-harmonischen Daseins beladen ist. In dieser Anlehnung an das biblische Paradies wird die Begegnung mit der Natur auf der anderen Seite geprägt durch eine hochgesteckte Erwartungshaltung, die problematische Aspekte ausblendet. Naturräumliche Erfahrungen geraten unter solchem Blickwinkel unter den Verdacht, idealisiert wahrgenommen zu werden.³⁷⁵

³⁷⁵ Flusser (1993, S. 64ff.) schreibt in seinen Betrachtungen. „Denn obwohl man beim Genießen des Waldes in eine Stimmung versetzt wird, in der man sich eins fühlt mit dem Wald und seinen zahllosen lebendigen und nicht lebendigen Aspekten, so daß man fühlt, einen gemeinsamen Grund mit diesen Aspekten gefunden zu haben und selbst ein Aspekt des Waldes zu werden, obwohl man in diese Stimmung kommt, so bleibt es eben eine Stimmung, die von einem selbst ausstrahlt. Man taucht in den Wald ein, nicht indem man sich im Wald auflöst, sondern indem man den Wald in die eigene Stimmung auflöst.“

Petras Verbindung zur Natur geht indessen weiter. Sie versteht sich explizit als Teil der Natur. Mittels spiritueller Zugänge erhofft sie sich in dem fortwährenden Werden und Vergehen natürlicher Kreisläufe zu integrieren, in einen 'gehobenen Bewußtseinszustand' versetzt zu werden, um als Teil einer universellen Kraft ihrem Leben ein neues Fundament zu eröffnen. In der Konstruktion dieser mystischen Idee von Natur wandelt sie die Leitvorstellungen der Moderne um und gestaltet den Naturraum nach den Regeln des magischen Kosmos. Petra lebt diese Bezüge ganzheitlich. Sie konzentriert ihren Lebensentwurf darauf, mit der Natur - wie sie sie interpretiert - in Harmonie zu leben. Auch in dieser Relation werden funktionale Strukturen sichtbar: die Natur, als intentionale Umwelt, gerät zum Vehikel eines Gegenentwurfes zur Moderne, als Zentrum einer anderen Weltinterpretation.

Der naturnahe Raum ist ebenso Idee wie Tatsache. Erkennbar wird eine landschaftliche Bezogenheit, die auf unbewußt angelegte Orientierungen verweist. In der Akzeptanz der landschaftlichen Umgebung schimmern Atavismen durch, die besonders bei Petra und Albert unterstellt werden können.

• Besondere „eigene“ Orte

Unter dieser Kategorie sollen *eigene Orte* zusammengefaßt werden, die einen besonderen persönlichen Charakter aufweisen. Zu denken ist dabei an Sevcans *Zufluchtsorte* oder die *Unfallorte* von Manuel.

Sevcan benötigt Zufluchtsorte - Orte ohne soziale Kontrolle - um sich Refugien zu schaffen, wo sie *konspirative Gespräche* führen, sich mit Freundinnen treffen kann, aber auch, um mit sich alleine sein zu können. In der angenehmen Gestimmtheit des Cafés erfährt sie jenes offene Kommunikationsforum, das in ihrer alltäglichen Lebenswelt nicht anzutreffen ist. Sevcan braucht den Austausch unter Gleichgesinnten, braucht den Rat der Freundin, wobei gleichzeitig die Stimmigkeit der Umgebung gegeben sein muß. Hier redet sie sowohl über Alltägliches, als auch über Strategien der Lebensführung. Wichtig ist jedoch ein Sichwohlfühlen. Einrichtung und Ausgestaltung schaffen jenes besondere Flair, das deshalb nicht nur als Rahmen zu sehen ist. Vielmehr erzeugt und

vermittelt das Ambiente - das Charakteristische des Ortes - eine Ruhezone. Das konzentrierte, wie das entspannte Gespräch sollen nicht durch zufällige Begegnungen mit anderen Menschen gestört werden. Offenbar wird eine Form des Versteckspiels, der Verschwörung, des Geheimnisvollen im Gespräch der Frauen. Diese entstammen ebenfalls nichtdeutschen Nationalitäten. Sevcanc meint, daß nur gleichermaßen Betroffene ihre persönliche Situation annähernd erfassen und nachempfinden können. Sie erhält Anregungen und Ratschläge, die sie in ihrem Projekt der Autonomiegewinnung einbinden kann. Diese Zufluchtsorte fördern Sevcancs Entwicklung. Hier, wo andere Regeln der Kommunikation gelten, kann sie sich frei äußern, braucht nicht in ein taktisches Kalkül zu verfallen und hat die Möglichkeit, gedanklich vorwegnehmend, ihr Leben gegenwärtig und zukünftig zu ordnen.

Völlig anders verhält es sich bei den Unfallorten. Sie dienen Manuel als Belege für eine allgemein empfundene Frustration. Er sieht sich von Schicksalsmächten umstellt, die es nicht gut mit ihm meinen. Er simplifiziert zwar, wenn er solche Kausalzusammenhänge ableitet. Aber es bedarf einer ausgesprochen negativ gestimmten Interpretationsleistung, um die aufgeführten Ereignisse einem übergeordneten Plan zuzuordnen, der sich - einem Komplott nicht unähnlich - gegen ihn als Person richtet. Damit ist er nur ansatzweise bereit, über eigene Anteile an der als negativ eingeschätzten Lebenssituation nachzudenken. Gleichzeitig schafft diese fatalistische Haltung Richtlinien für Zukünftiges. Wer sich im Dorf nicht beheimaten kann, weil er vom Dorf in sozialer und dinglicher Hinsicht ausgestoßen wird, dem bleibt nur, das Glück in der Ferne zu suchen. Diese Legitimation leitet Manuel aus der Feme des Dorfes und aus der Tatsache ab, daß sein Vater Ausländerer ist und Kinder von Ausländern nicht gelitten seien. Eine solche Sichtweise prädestiniert geradezu für den multikulturellen städtischen Raum.

4.2.2.3.1. Polyvalenter Charakter des Örtlichen

In einer Gegenüberstellung der genannten Orte zeigt sich ihr polyvalenter Charakter. Damit ist gemeint, daß sich hinter einem Ort die Erinnerung an verschiedene Ereignisse verbergen kann, also beispielsweise die diachrone Wichtigkeit zum Ausdruck kommt. Weiterhin kann zugleich eine Verbundenheit mit dem Thema Selbstreflexion, also die Auseinandersetzung mit der eigenen Person, bedeutsam sein. In dieser Hinsicht treten gehäuft Mehrfachnennungen auf. Die Abbildung greift verschiedene Kategorien des Ortes bezüglich ihrer Identitätsrelevanz auf und bindet Ortsbindungen der Porträtierten in ein Schema. In der Übersicht ist auffällig, daß Orte vor allem zur Herstellung einer *internen Konsistenz* wichtig sind. Bindungsbeziehungen zu Orten also überwiegend der Autonomiesicherung, sowie der sozialen (Des)integration und Selbstreflexion dienen (Boesch 1991). Dies zeigt, daß die Identitätsrelevanz der materiellen Umwelt einen wesentlichen Beitrag leistet, indem sie in verschiedener Hinsicht, unterschiedlichen Aspekten der Identität Ausdruck verleiht.

Bemerkenswert ist, daß Situationen des selbstgewählten Alleinseins signifikant häufig thematisiert werden. Habermas (1999, S. 144) erkennt, daß sich die Typisierungen der Situationen des Alleinseins unterscheiden „hinsichtlich des Ausmaßes der gesuchten Stimulation und der so erzielten Aktivierung, hinsichtlich der Vertrautheit und Sicherheit der aufgesuchten Situationen sowie hinsichtlich der erforderlichen Konzentration der Aufmerksamkeit. ... Gemeinsam ist ihnen, daß das Ausmaß derjenigen Aufmerksamkeit minimiert wird, die dazu dient, sich das Bild zu vergegenwärtigen, das man anderen bietet.“ Bezüglich der funktionalen Mechanismen, entsprechende Situationen herzustellen, sind insbesondere räumliche Vorkehrungen und Handlungen zu nennen: a.) Man kann sich von anderen entfernen und Orte (Wohnung, eigenes Zimmer) aufsuchen, die der räumlichen Intim- oder Privatsphäre zugerechnet und als solche respektiert werden und b.) „das Weite zu suchen, also solche Räume aufzusuchen, die nicht als Privatraum gelten, sondern öffentlich zugänglich

sind, aber überhaupt (physisches Alleinsein) oder zumindest von wahrscheinlichen Interaktionspartnern (Anonymität) wenig frequentiert werden.“ (S. 144)

<i>Kategorien</i>	<i>Petra</i>	<i>Albert</i>	<i>Sevcan</i>	<i>Manuel</i>
<i>Temporale -Kontinuität bezeugende Orte</i> (<i>Vergangenheit - Gegenwart - Zukunftsentwürfe</i>)	Orte der Kindheit, Wohnung, Heimatort, <u>Projekt</u> : Meditationszentrum	Orte der Kindheit, Heimatort, Arbeitsort, Wohnung, <u>Projekt</u> : neuer Arbeitsplatz	Haus der Eltern, Zimmer, Schule, Arbeitsort, <u>Projekt</u> : Orte in der Ferne (Reisen), <u>Projekt</u> : eigene Wohnung	Wohnort, Schule, Unfallorte, Drogenorte, <u>Projekt</u> : Café
<i>Individualität vermittelnde Orte</i>	Heimatort, Wohnung, <u>Projekt</u> : Meditationszentrum	Heimatort, Haus der Eltern, Jugendzimmer, Wohnung, Arbeitsplatz	Haus der Eltern, Zimmer	Unfallorte, Sportstätte (Fußballplatz)
<i>Autonomie bezeugende Orte</i>	Zimmer, Meditationsorte	Zimmer	Zimmer, Zufluchtsorte	<u>Projekt</u> : Café
<i>Emotionsregulierende Orte</i> (<i>Stimmung, Atmosphären</i>)	Heimatort, best. naturräumliche Orte	Heimatort, Naturorte, Arbeitsplatz, Wohnung	Schule, Naturorte, Zufluchtsorte	Diskos, Treffs, Schule, Cafe's
<i>Selbstreflexion: Auseinandersetzung mit der eigenen Person</i>	Meditationsorte, Naturorte	Rückzugsorte, (abgeschl. Zimmer)	Naturorte, Zufluchtsorte	Unfallorte, Treffpunkte mit Freunden
<i>Konträre Orte</i>	Städt. Orte	Städt. Orte	Türk. Milieu in Hückelhoven, menschenüberlaufene Orte	Diskos, Szene - Treffpunkte

Fünffaktorielle Typisierung der Identitätsrelevanz 'eigener' Orte.

Durch die Porträts erfolgte eine Erweiterung des Themas: Raumerfahrung und Sozialisation als unabgeschlossener innerer Zusammenhang von Ortsbezogenheit, Raumwahrnehmung und Modernisierung.

4.2.2.3.2. Haltungen

In einer weitergehenden Betrachtung raumbezogener *Schnittstellen* tauchen vermittelt Haltungen auf, die erst in der Gegenüberstellung deutlich werden. Diese sind mitunter widersprüchlich und fragmentiert, eine Eigenschaft, die in der Raumbezogenheit individueller Orte - ihrem Inselcharakter - bereits erkenntlich wurde. Sie sind ebenso projektiv, auf eine Zukunft gerichtet: Wie und wo werde ich zukünftig leben? Um diese Frage herum gruppieren sich zahlreiche Ausführungen in den Porträts.

Aber auch Manifestes, Gleichzeitiges tritt zutage in Gewißheiten und Selbstverortungen, die die prinzipiell offene Zukunft seltsam verschleiern und durch ein Verhaftetsein in der Gegenwart kanalisieren. Eine asymmetrische Gestalt gibt sich zu erkennen, deren Ausrichtung mit verschiedener Geschwindigkeit - eben ungleichzeitig - in unterschiedliche Richtung weist. Interferenzen von Interessen, Anforderungen und Zumutungen verweisen auf partielle Überforderungstendenzen der Protagonisten. „Individuen laufen ... Gefahr, in die Falle zu geraten zwischen internalisierten Verheißungen von selbstbewußter Autonomie, Familienglück und gesellschaftlichem Fortschritt einerseits und ihren realen Erfahrungen verweigerter Anerkennung ... und beschädigten Selbstbewußtseins in Familie und Gesellschaft andererseits. Dies wird besonders auch durch die Neigung zur Selbstzuschreibung der Verantwortung für 'Mißerfolge' im sozialen Leben nahegelegt. Diese Falle zwischen Mythos und Realität der Moderne bleibt nicht ohne Folgen für Befindlichkeit und Verhalten der Subjekte.“ (Wahl 1989, S. 16)

Denn der Mythos versprach das Undurchschaubare der Welt zu erklären, er „anthropomorphisiert und projiziert, er wirkt regressiv, greift zurück auf früh gelernte Bilder und Zusammenhänge bei der Fassung der Welt, er verwechselt

geschichtlich Gewordenes mit natürlich Gegebenem.“ (S. 93) Oder wie Djuric´ (1979, S. 53) es formuliert: „Unter dem Schirm des Mythos lebt der Mensch zuverlässig, mit festem unerschütterlichen Boden unter seinen Füßen.“ Diese Gewißheit wird in den Porträts deutlich relativiert: Kritik wird an der Lebensweise der Spätmoderne geäußert, indem die Verheißungen hinterfragt, als nicht verwirklicht und vielleicht sogar als nicht verwirklichtbar interpretiert werden.

4.2.2.3.2.1. Projektionen

Alle Befragten sind jeweils, aus gemeinsamen und unterschiedlichen Motiven heraus damit beschäftigt, Projekte zu entwerfen, die sich um ihre Zukunftsvorstellungen drehen. Es ist ihnen bewußt in der Pflicht zu stehen, sich um die Verwirklichung ihres Lebensentwurfes zu bemühen, der sich auf komplexe Selbstentwürfe begründet. „Es geht also nicht um den einen oder anderen Teilaspekt, sondern um wesentliche lebensweltliche Bereiche der Selbsterfahrung und -verwirklichung.“ (Kraus 1996, S. 164) Bei ihrer projektiven ‘Bastelarbeit’ spielt bei allen der Ort des zukünftigen Lebens eine zentrale Rolle. In der Spannung zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Ort drückt sich die Dynamik der jeweiligen Biographie aus. Die Präferenzen für eine solche Verortung liegen mitunter in den Eigenschaften der Orte selbst, die als förderlich oder behindernd eingestuft werden oder aber die räumliche Komponente wird anderen Zielen, z.B. Arbeitsplatzoptionen untergeordnet. In der geleisteten Reflexionsarbeit des einzelnen geben sich Selbstentwürfe zu erkennen, die den Horizont des Möglichen und Erreichbaren markieren. In der projektiven Identitätsarbeit wird dieses Vermögen, als Abwägung des Wertes der Gegenwart und einer erreichbaren zukünftigen Perspektive vorausgesetzt. „Der Begriff des Identitätsprojektes verweist zum einen auf das Abwesende, Noch-nicht-Seiende und damit auf den Wunsch. Zum anderen basiert das Projekt auf der Individualisierung, denn indem sich die Singularität eines Projektes manifestiert, verweist es auf eine Konkordanz mit dem individuierten Subjekt. Wenn diese beiden Vorstellungen nicht korrespondieren, muß das Projekt notwendig seine

operative Funktion verlieren.“ (Boutinet 1990, S. 94) So verstanden, basiert ein solcher Projektbegriff auf ein funktionierendes Strategiepotehtial des Individuums. Ausgehend von einem Referenzpunkt werden die Widersprüche und Mißverhältnisse der Gegenwart lebbar durch die Verheißung einer kohärenten Zukunft; oder wie Guichard (1993) es bezeichnet, durch die Konstruktion von Bildern des Selbst in eine Zukunft hinein.

Planen konzentriert sich auf den zukünftigen Ort des Lebens. Dieser imaginäre Ort ist nicht nur räumlich gemeint, sondern multifunktional bestimmt: durch die Arbeitsplatzsuche, durch Autonomiegewinn, familiäre Anbindungen etc. Bemerkenswert ist desweiteren, daß dieser projektierte Ort - trotz weitgehend ähnlicher Zielbeschreibungen - unterschiedlich positioniert wird. Während Petra ihrem Projekt sehr nahe gekommen zu sein scheint, haben Sevcan und Manuel wahrscheinlich noch ein weites Stück Weges zurückzulegen. Diese Verschiedenheit ist sicherlich einerseits von den jeweiligen personellen Ressourcen abhängig, dem Wollen und dem Können. Auf der anderen Seite existieren förderliche und hemmende Momente, die neben ‘objektiv’ strukturellen Bedingungen, individuell motivierte Ursachen haben.

4.2.2.3.2.2. Räumlichkeit und magischer Kosmos

Diese Perspektive ist befaßt mit einer grundlegenden Konfliktstruktur der modernen Gesellschaft bzw. ihrem Anspruch auf Vernunft und Rationalität. Die Erörterung fußt auf einer Auseinandersetzung mit der Cassirerschen Optik des magischen Kosmos.

Beispielhaft sind hier insbesondere Petra und Manuel aufzuführen, die aus verschiedenen Beweggründen regredieren, dem ‘Projekt Moderne’ urtümliche Deutungsmuster gegenüberstellen. Im magischen Kosmos scheint die Dynamik der modernen Gesellschaft ihre Macht verloren zu haben. Was nicht nachvollziehbar erscheint, gehorcht den Regeln des Magischen und damit ist ein Bezugspunkt gegeben. Die umfassende Gültigkeit des Individualismus stößt an Grenzen: nicht immer sei jeder für sein eigenes Schicksal verantwortlich, es

gibt Ausnahmen. Die Last der individuellen Lebensbewältigung wird leichter und erträglicher. Entsprechende Orientierung findet Ausdruck in räumlicher Interpretation. Die Flucht in die Gewißheit bietet jedoch nur beschränkte Möglichkeiten „den Defekt der Entsinnlichung und Erfahrungsferne (zu, A.F.) reparieren, der sich für uns alle in unserer zunehmend abstrakt gewordenen Welt aufgetan hat.“ (Huth 1995, S. 142) Denn der erzielte Effekt, sich bezüglich den Anforderungen einer durchrationalisierten Welt, mit ihren steigenden intellektuellen Erfordernissen, durch eine gewollte intellektuelle Anspruchslosigkeit zu entlasten, ist trügerisch.

Registriert wird dieser Konflikt deutlich, wenngleich die Erkenntnis nur wenig zu einer Lösung beizutragen scheint. Warum ist das so? Nun, was aufgegeben werden muß, ist bekannt, was gewonnen und erreicht werden kann, ist fragwürdig. Die Bindungen des Bisherigen wirken dem Individualisierungsgedanken entgegen, so lautet die ableitbare These. Albert gehört zu den Fortschrittsgläubigen. Gleichzeitig empfindet er den Mangel bewahrender Momente. In den Begegnungen mit dem naturnahen Raum werden ihm die Spaltungsvorgänge zeitweise bewußt. Hier erlebt er andere Wahrnehmungen, die sein Menschsein - seine Sinnlichkeit und Erlebnisfähigkeit - erfahrbar werden lassen. Ähnliche Erfahrungen macht Sevcan, die einen anderen Raum betritt, wenn sie die Nähe zur Natur sucht (Wald, See). Aus dieser Erfahrung heraus stellt sich die Frage nach den Ursachen einer solchen Sensibilisierung. Petra, Sevcan und Albert empfinden die Entsinnlichung der Welt als Belastung. Sie wenden sich gegen das Verschwinden von maßgeblichen Werten und Leitbildern, von Räumen und Landschaften, deren Wert sie in ihrer Kindheit zu schätzen gelernt haben. Als Reaktion auf die entstandene Unsicherheit, in der es nur noch ungelöste Probleme, aber keine gültigen Antworten zu geben scheint, bedauern sie das Verschwinden der geschlossenen Welt mit ihren fraglosen Ordnungen. Aus diesem Bewußtwerden ziehen sie unterschiedliche Konsequenzen. Petra erlebt den drohenden Verlust einer überschaubaren Wirklichkeit und der damit verbundenen Geborgenheit besonders eindringlich. Sie wendet sich fundamentalen Gewißheiten zu und schrumpft damit die Welt auf das für sie Be-

deutsame zusammen. Die Angst vor dem Verlust ihrer Identität läßt sie in der Wiederentdeckung der Spiritualität, in der Regression auf magische Denkweisen, eine Umdeutung der Realität vornehmen. In ihrer Angstabwehr mit den egozentrischen Machtansprüchen dokumentiert sich der Versuch, Identität in Anbetracht der belastenden äußeren Widersprüche und inneren Spannungen zu bewahren. In dieser Orientierung sind 'räumliche Anker' von erheblicher Bedeutung.

In den Porträts sind verschiedentlich Zweifel an der Wirkmächtigkeit moderner Implikationen aufgekommen, Zweifel darüber, inwiefern sich das In- und Nebeneinander der Lebenswelten noch auf der Grundlage der modernen Rationalität erschöpfend erklären läßt.

In der Darstellung der Grundelemente des magischen Kosmos verweist Breyvogel (1998a, S. 55) auf einen „spezifischen Grad von Fremdheit. Diese magische Weltsicht markiert eine vorsymbolische Wahrnehmungs- und Erkenntnisform.“ Eine erste wesentliche Differenz zwischen dem magischen und dem symbolischen Bewußtsein ist demnach durch den Gegensatz von Intensität und Distanz gegeben. Der magischen Weltsicht fehlt das Vermögen zur Distanz; sie ist raum- und zeitvergessen. „Die Bedeutungs- und Wertnuancen fehlen hier noch völlig. Der Mythos hält sich ausschließlich in der Gegenwart seines Objekts, - in der Intensität, mit der er es in einem bestimmten Augenblick des Bewußtseins ergreift und von ihm Besitz nimmt.“ (Cassirer 1997, S. 47) Damit ergeben sich indirekte Bezugnahmen zu jugendtypischen Verhaltensformen, die sich als Identitätserfahrungen äußern. Im Wunsch nach intensivem Erleben, im Bestreben Raum und Zeit auszublenden und statt dessen im Hier und Jetzt zu verharren, ergeben sich Parallelen zur Techno-Erfahrung von Manuel. Musik und Drogen verstärken den Effekt in der Herausbildung eines personalen Raumes.³⁷⁶ Die Analogie verfestigt sich: „(Dem Mythos, A.F.) fehlt

³⁷⁶ „Der mystische Raum wie der Wahrnehmungsraum sind durchaus konkrete Bewußtseinsgebilde. Die Scheidung von 'Stelle' und 'Inhalt', die der Konstruktion des 'reinen' Raumes der Geometrie zugrunde liegt, ist hier noch nicht vollzogen und nicht vollziehbar. Die Stelle ist nichts, was sich vom Inhalt ablösen, was sich ihm als ein Element von eigener Bedeutung gegenüberstellen ließe, sondern sie 'ist' nur, sofern sie von einem bestimmten, individuell-sinnlichen oder anschaulichen Inhalt *erfüllt* ist. Daher ist im sinnlichen wie im mythischen Raum je-

... jede Möglichkeit, den Augenblick über sich selbst zu erweitern, über ihn hinaus und hinter ihn zurückzuschauen, ihn als einen besonderen auf das Ganze der Wirklichkeitselemente zu beziehen. Statt der dialektischen Bewegung des Denkens, für die jedes gegebene Besondere nur der Anlaß wird, es an ein anderes anzuknüpfen, es mit anderen zu Reihen zusammenzuschließen und es auf diese Weise zuletzt einer allgemeinen *Gesetzlichkeit* des Geschehens einzuordnen, steht hier die bloße Hingabe an den Eindruck selbst und an seine jeweilige 'Präsenz'. Das Bewußtsein ist in ihm als einem einfach Daseienden befangen - es besitzt weder den Antrieb noch die Möglichkeit, das hier und jetzt Gegebene zu berichtigen, zu kritisieren, es in seiner Objektivität dadurch einzuschränken, daß es an einem Nicht-Gegebenen, an einem Vergangenen oder Zukünftigen *gemessen* wird.“ (S. 47)³⁷⁷ Es ergeben sich weitergehende Anknüpfungspunkte an die vorliegenden Porträts. Mystisches Denken liegt auch dem Meditationsverhalten Petras zugrunde. Im Gegensatz zum Stakkato der Techno-Tempel ist es hier die Ruhe des Waldes, die in der Selbstvergessenheit des Augenblickes magisches Bewußtsein ermöglicht. Eine Erfahrung von der ebenfalls Sevcian und Albert berichten, wenngleich sie diesen Zustand nur ansatzweise und nicht in vergleichbarer Intensität erfahren haben.

Als zweiten zentralen Gegensatz führt Breyvogel die mangelnde Differenz von Zeichen und Bezeichnetem auf.³⁷⁸ Er bedient sich dabei der Ausführungen Cassirers, der einen Wort- und Namenszauber postuliert, der als integrales Element der magischen Weltsicht auszumachen sei. Die basale Erkenntnis

des 'Hier' und 'Dort' kein bloßes Hier und Dort, kein bloßer Terminus einer allgemeinen Beziehung, die gleichartig an den verschiedensten Inhalten wiederkehren kann; sondern jeder Punkt, jedes Element besitzt hier gleichsam eine eigene 'Tönung'.“ (Cassirer 1997, S. 105f.)

³⁷⁷ Hervorhebungen im Original.

³⁷⁸ „Wir wissen aus den zeichentheoretischen Voraussetzungen des zwanzigsten Jahrhunderts, daß das Zeichen immer auf etwas anderes verweist. Das Wesentliche des Zeichens ist, daß es nicht in sich identisch ist. Zeichentheoretisch ist in jedem Zeichen eine zeitliche und inhaltliche Differenz zwischen Signifikant und Signifikat beschrieben, wobei der Signifikant den Bezeichnungswillen oder die -absicht und das Signifikat das Ergebnis meint, also das, was ausgedrückt oder bezeichnet werden soll. Das Signifikat ist dabei auf eine bereits bestehende symbolische Ordnung der Sprache verwiesen, die zeitlich vor ihm vorhanden ist, auf die es bezogen ist und in die es sich einfügen muß. Der Signifikant, der das Hervorbringende, das Designierende ist, muß sich in seiner Absicht, die davon unabhängig ist, auf genau diese Ordnung beziehen, um verstanden zu werden. Diese Differenzierungsfähigkeit, die das Zeichen und das Bezeichnete unterscheidet, fehlt im magischen Kosmos.“ (Breyvogel 1998a, S. 56)

„liegt ... darin, daß das Wort und der Name keine bloße Darstellungsfunktion besitzen, sondern daß in beiden der Gegenstand selbst und seine realen Kräfte enthalten sind. Auch das Wort und der Name bezeichnen und bedeuten nicht, sondern sie sind und wirken.“ (S. 53) Cassirer dazu: „Wo wir ein Verhältnis der bloßen ‘Repräsentation’ sehen, da besteht für den Mythos, sofern er von seiner Grund- und Urform noch nicht abgewichen und von seiner Ursprünglichkeit noch nicht abgefallen ist, vielmehr ein Verhältnis realer *Identität*. Das ‘Bild’ stellt die ‘Sache’ nicht dar - es ist die Sache; es vertritt sie nicht nur, sondern es wirkt gleich ihr, so daß es sie in ihrer unmittelbaren Gegenwart ersetzt.“ (S. 51)

Übertragen auf die Bilder in den Porträts, ergeben sich signifikante Parallelen: So beobachtet Albert den Rauch aus den Essen der Fabrik, um sich zu vergewissern. Diese Vergewisserung erfolgt mehrmals am Tag. Die Motivation, sich dieses Bild immer wieder vor Augen zu führen, ist - in der Interpretation des magischen Denkens - nicht in einer Informationsgewinnung zu sehen, sondern in einer Gleichsetzung. In der Wirkung des Bildes liegt eine unmittelbare Bezugnahme. Indem die Wirkung des Bildes für Albert unmittelbare Bedeutung erlangt, tritt der bloße Repräsentationseffekt zurück. In dieser engen, unvermittelten Verbindung manifestiert sich vielmehr ein Verhältnis realer Identität. Und Petra sieht die Kräfte der Natur nicht lediglich in den Bäumen symbolisiert, sondern die Bäume selbst bergen eine universelle Kraft in sich. In ihrer magischen Weltsicht tritt sie an verschiedenen Orten tatsächlich und direkt und in einem ursprünglichen Sinne mit dem energetischen Potential der Natur in Kontakt. Weiterhin bezieht Manuel sein Lebensunglück direkt auf das Dorf in dem er lebt. Indem er dort lebt, kann er sich den unguten Ereignissen nicht entziehen. Solange eine Berührung, die Nähe im Zusammenleben dort fort-dauert, solange bleibt die Betroffenheit latent.

Damit gibt sich eine letzte wesentliche Unterscheidung zu erkennen, die nach Breyvogel (1998a, S. 58) das Kausalitätsprinzip betrifft. „Dort, wo das moderne Weltbild eine Kausalität postuliert, ist im magischen Kosmos eine Beziehung der Nähe, der Gleichzeitigkeit oder der Ähnlichkeit: was sich nahe ist,

zur gleichen Zeit erscheint oder sich ähnlich ist, bedingt sich. Die isolierende Abstraktion, durch die aus einem Gesamtkomplex ein bestimmtes Einzelmoment als Bedingung erfaßt wird, bleibt der Denkweise des Mythos noch fremd.“ Als Beispiel ist aufzuführen Petras Nähe zum naturnahen ländlichen Raum, die aufgrund ihrer Bestimmung unveränderlich als gut und richtig bewertet wird. Gleichfalls kodiert Manuel seine Lebenssituation binär - etwas ist gut oder schlecht - , eine differenzierte Abwägung scheint nicht möglich.

Im Fazit ist insofern Breyvogel zuzustimmen, wenn er konstatiert, daß nicht behauptet werden soll, jede der in den Porträts vorgestellten Personen erlebe die Welt in Permanenz im magischen Kosmos verhaftet. Aber dennoch ist eine Polarität sichtbar geworden, die sich auf subjektiver und gesellschaftlicher Ebene äußert. Auf dem Hintergrund der spätmodernen Gesellschaft mit ihren beschriebenen individuellen Anforderungen stellen die beschriebenen Gegensätze des magischen Kosmos eine ‘Antihaltung’ dar, sperren sich bewußt oder unbewußt wirkend, gegen den modernen Imperativ. Die vorgefundenen orientierenden Fragmente richten sich ebenso gegen die Beschleunigungsmetapher der Moderne, wirken verlangsamen, ‘streuen Sand ins Getriebe’ der modernen Hochleistungsmaschinerie. Indem andere Logiken partiell handlungsleitend sind, die den symbolischen Austausch hemmen, nimmt die Komplexität ab. Die Welt wird verstehbarer. Ins Paradoxe gewendet, ließe sich konkretisieren: Die Welt mag mittlerweile bekannt sein, die Provinz dagegen kaum.

5. Schlussbetrachtungen

5.1. Wandel und Widerstand: Nicht die nähergerückte Welt ist fremd, sondern das Nahe entfremdet sich

Auf die Frage hin, worum es in der Abhandlung geht, könnte resümierend eine definitorische Erklärung dieser abschließenden Betrachtung vorangestellt werden. In Anlehnung an Michel (1997, S. viiff.) ließe sich darlegen, daß es um den „‘erlebten’, inhomogenen, anisotropen, oft polyzentrischen, orientierten Raum (geht, A.F.), dessen Regionen bestimmte Anmutungs-Qualitäten, Konnotationen, Valenzen, eigene Gesetzmäßigkeiten, symbolische Bedeutungen haben. Raumerleben ist eine psycho-psychische Grundgegebenheit.“ In gewissen Sinn handelt die Arbeit von diesem ‘geistigen Effort’ - von der Anstrengung, die Konstruiertheit des Raumes einsichtig zu machen.

Doch so privat, so individuell, so subjektiv diese sozialräumlichen Perspektiven auch erscheinen mögen, so verweisen sie in ihrem Gesamt doch wieder auf Objektives und Allgemeines und damit wiederum auf kollektive Erfahrungen. Der verengende Blickwinkel auf lebensweltliche Faktoren war somit zu ergänzen durch soziokulturelle und historische Kontexte, die in eine raumbezogene Betrachtung einzubeziehen sind. Denn im Mythos der Moderne haben sich längst schon charakteristische Konstellationen und Vorstellungen des Raumes herausgebildet: Der Mythos verklärt das Undurchschaubare der Welt, mithin ebenso des Raumes (der Region) und färbt das heutige Raumempfinden maßgeblich. Tendenzen zur Einebnung des gelebten Raumes und auf der anderen Seite eine Re-Mystifizierung bestimmen eine sich abzeichnende räumliche Dialektik. Spätestens auf individueller Ebene treten Dissonanzen zwischen den Verheißungen und einer anders gearteten Wirklichkeitserfahrung zutage. In der Spannung zwischen beiden, den Verheißungen und der Realität, dem Mythos

und der Praxis der Moderne manifestieren sich Bruchlinien, die nicht selten in Enttäuschung und subjektive Widerstände münden.

Wenn Langdon Winner (1996) beispielsweise provokant fragt: „Who will be in Cyberspace?“,³⁷⁹ dann ist für die vier untersuchten Personen die Antwort klar - sie jedenfalls nicht! Alle wollen den Bodenkontakt nicht verlieren. Sie sehen sich nicht in einem universellen und beliebigen Raum gefangen, worin ihre wirklichen Handlungen und Erfahrungen nicht mehr vorkommen können. Sie begreifen sich mitnichten als informationsverarbeitende Systeme, als Teil einer riesigen funktionalistisch-technizistischen Maschinerie, die den Horizont menschlichen Begreifens übersteigt. Diese Innenperspektive - der innere Zusammenhang von Mensch und Raum - wird gleichwohl erschüttert und Zweifel verunsichern. Denn das Verständnis der Bedeutung der Welt und damit der räumlich-sozialen Strukturen ist einem Wandel unterworfen. Eine strukturelle Veränderung vollzieht sich, die alle Lebensbereiche umschließt. Diese Formkrise der Moderne erodiert die Verfassung, den Inhalt und die Bedeutung regionaler Territorien. Diese Räume erzeugten bis vor wenigen Jahrzehnten ihre Redundanzen durch ein hohes Gefälle zwischen Innen und Außen. Sozialräumliche Identität bemaß sich - unter traditionellen Bedingungen - leicht am Schnittpunkt von Selbst und Ort von einem tragenden Boden her. Diese Differenz wird gegenwärtig durch Globalisierungseffekte eingeebnet. Obwohl die damit verbundene Öffnung und die Vorzüge moderner Freizügigkeit durchaus positive Aspekte aufweisen, zeigt sich zugleich, „daß zahlreichen Zeitgenossen Sinn und Risiko des Trends hin zu einer Welt der dünnwandigen und durchmischten Gesellschaften weder verständlich noch willkommen (ist, A.F.). Globalisierung, sagt Roland Robertson richtig, ist ein von Protest begleiteter Vor-

³⁷⁹ Das Szenario aufgreifend: „Der politisch wirtschaftliche, aber auch der gesellschaftlich kulturelle Raum verliert seine Konturen in Cyberspace, er hat geographisch ausgedient. An seine Stelle setzt sich der abstrakte, nicht physisch gebundene, bodenlose Raum oder auch der freischwebende Raum, ein Raum, der sich aus Nullen und Einsen konstituiert. Die Erde selbst wird unwichtig, auf ihr wird getrommelt als wäre es die Blechtrommel von Günther Grass. Was im elektronischen Zeitalter zählt, ist einzig die Möglichkeit sich einzuloggen. ... Die Welt erschließt sich auf Knopfdruck, und Kontinente werden mühelos überbrückt und überschritten, denn der Raum implodiert im Speicher- und Vernetzungsraum der Computer, und das Universum wird zum Computer selbst.“ (Buchmüller 1997, S. 125f.)

gang (a basically contested process). Aber der Protest gegen die Globalisierung ist auch die Globalisierung selbst - er gehört zur unvermeidlichen, unentbehrlichen Immunreaktion der lokalen Organismen gegen die Infektion durch das höhere Weltformat.“ (Sloterdijk 1999, S. 28)

Mit Sloterdijk ist deshalb davon auszugehen, daß der Trend zum *multilokalen Selbst* dominierend ist. In der Überwindung der 'territorial fallacy' - der Gleichsetzung von Territorium und Bewohner - bestimme sich der Ausgangspunkt für „Bewegungen im offenen Erdraum“ und nicht mehr lediglich innerhalb der „unentrinnbaren regionalen Klausur von einst.“ (S. 27) Abgehoben wird auf eine sich vollziehende Pluralität und Konkurrenz von Sinngebungen und Wirklichkeitsdefinitionen. Diesen Differenzierungsprozessen folgen kontrafaktisch Integrationsmechanismen: Bedeutet doch die sozialräumliche Verortung im Milieu, in der vertrauten Landschaft, in arbeitsweltlichen Bezügen (z.B. Arbeitsplatz und -ort), den Orten der Kinder- und Jugendzeit nichts anderes als Bindungen des Selbstbewußtseins an Lokalitäten. Innerhalb dieses Rahmens sind, wie in den Porträts verdeutlicht, vielfältige intermediäre Formen denkbar. Unter dieser Perspektive ist Raum als geschichtliches Produkt zu sehen, in dem traditionelle, moderne und postmoderne Prinzipien ihre Geltung haben. Ungleichzeitigkeiten kennzeichnen deshalb das Geflecht aus geschichtlichen Kontinuitäten und Neuem - im Bild einer räumlichen Metamorphose.

So sieht Peter Sloterdijk (1999, S. 29) die große psychopolitische Herausforderung des globalen Zeitalters darin, „die Schwächung der traditionellen ... Container-Immunitäten nicht nur als Formverlust und Dekadenz (das heißt als ambivalente oder zynische Beihilfe zur Selbstzerstörung)“ zu verarbeiten: „Was wirklich auf dem Spiel steht, sind erfolgreiche Designs von lebhaften Immunverhältnissen: Und eben diese können und werden sich gerade in den Gesellschaften der durchlässigen Wände auf vielfältige Weise neu herausbilden - wenn auch, wie seit jeher, nicht bei allen und für jeden.“ (S. 29) Die vorgelegte Arbeit ist eine Exemplifizierung der Hintergründe und Ambivalenzen in diesem Problemfeld.

Deshalb zunächst zurück zum Ausgangspunkt: In der Skizze des Untersuchungsgebietes konnten die vielschichtigen und kontradiktorischen Relationen von Mensch und Welt in ihrer territorialen, phänotypischen, funktionalen, sozialräumlichen, wirtschaftlichen und historischen Ausprägung veranschaulicht werden. Herausgestellt werden konnte, daß Menschen grundsätzlich die Befähigung und das Bedürfnis haben, sich zu ihren natürlichen und selbstgeschaffenen Lebensverhältnissen in ein Verhältnis zu setzen. Einfluß auf eine Verfügung über Orte und Dinge, die sie selbst betreffen, ist Voraussetzung für ein Gefühl der Geborgenheit und des Wohlbefindens, das sich jedoch nicht von selbst versteht, sondern immer wieder neu herzustellen und zu gewinnen ist. Es gibt daher vielfältige Beziehungsmuster zwischen Mensch und Raum. Diese imaginären Bedeutungen schaffen den Raum in den Köpfen der Menschen, denn alles Erkennen ist aspektgebunden. Der Raum selbst besitzt keine eigene Objektivität. Raumwahrnehmung wird auf diesem Weg zum Prozeß der Selbstwahrnehmung des Selbstbewußtseins.

So ließe sich abschließend festhalten, dem Schrecken des leeren Raumes sich entgegenstellend, ersinnen Menschen *Raumstrukturen*. Territorien - vermittelt über formale und informelle Grenzziehungen - formieren sich als gesellschaftliches Produkt. In der Relation zwischen Innen und Außen, der Zugehörigkeit und des Fremden manifestieren sich *Raumbezüge*. Dabei zeichnet sich ab, daß die Enge des *Raumbehälters* aufgesprengt wird. Der neue Typ des Raumes wird der *Matrix-Raum* mit relationalen Merkmalen. Er dominiert die heutige *Raumwahrnehmung*. Raum existiert immer in der Spannung von *Ortsbegrenzung* und *Raum als Erweiterung*. *Raum* als Dorf, Stadt, Land, Region, Territorium, Erdteil, Welt muß letztlich als *soziale Interaktion* charakterisiert werden. Sozialräumliche Gefüge sind insofern einem gravierenden Wandel unterworfen. Im Zeitalter der *Globalisierung*, der vermeintlichen Auflösung des Räumlichen, behält oder gewinnt das *Lokale* eine zunehmende Relevanz. Während die Welt nicht mehr fremd erscheint, wartet der umfassendere *Nahraum* - die Region - auf eine Revitalisierung.

5.1.1. Das Untersuchungsgebiet - Raum ohne Eigenschaften

Betrachten wir unter diesem Eindruck nun die Ergebnisse der Untersuchung, dann bleibt nüchtern festzustellen: Die Charakterisierung des Untersuchungsgebietes findet sich in den Porträts nur schemenhaft und marginal wieder.

Das Untersuchungsgebiet, der Landkreis Heinsberg, wurde mittels dreier Raumbilder vorgestellt und analysiert. Umfassende Umstrukturierungs- und Demontageprozesse sollten eine Neuorientierung des regionalen Gedankens bedingen. In diesem Wandel bleibt der Charakter des Raumes tiefgreifend den Prinzipien der Moderne verhaftet. Nach diesem Maßstab sollen auch die Bewohner ihren Lebensraum bewerten. In den Falldarstellungen wird deutlich, daß diese Rechnung nicht aufgeht. Denn in der Wahrnehmung der befragten Personen offenbart sich das Untersuchungsgebiet als bedeutungsschwacher Raum. Gebietsumfassende Begriffe wie *Region* oder *Kreisgebiet* erweisen sich als leere Hüllen. Sich in diesem Raum 'ohne Eigenschaften' zu beheimaten, fällt schwer. Allenfalls werden Atmosphären des Ländlichen positiv aufgenommen.

Damit drängt sich die Interpretation auf, wonach das Räumliche als reversibles Verhältnis zwischen Menschen und Orten aus dem Blickfeld der Aufmerksamkeit verschwunden ist. Um das Untersuchungsgebiet als angeeigneten Raum einzurichten und wahrzunehmen, dazu besitzen die Protagonisten wenig Mittel. Eine solche Feststellung korrespondiert auf der Oberfläche mit den postmodernen Perspektiven einer sich vollziehenden Befreiung von Raum-Zeit-Fesseln. In diesem Fall ist das Resümee der Untersuchung in der Tat kurz und knapp zu halten: Sozialräumliche Bindungen - Ligaturen als Objektbeziehungen verstanden - sind obsolet geworden! Aber mit dem näheren Hinschauen lösen sich manche schwarzweiß gefärbte Kontraste auf und es werden mit einem Mal Konturen und Zwischentöne wahrnehmbar. Denn unterhalb der Oberfläche der *Entfesselung von Raum und Zeit* findet eine Individualisierung des Sozialräumlichen statt.

Zusammenfassung: Das Untersuchungsgebiet ist für die Befragten nicht identifikationswürdig. *Region* ist nicht geworden, sondern Entwicklungen waren monofunktional darauf beschränkt, wirtschaftliche Politiken durchzusetzen. *Region als Gemeinschaftsprojekt* ist nicht erkennbar, statt dessen ist sie den Akteuren unlesbar geworden. Es fehlen ihnen die Möglichkeiten, sich im Raum ohne Eigenschaften einzurichten. Über *örtliche Bindungen* stellen sie *sozial-räumliche Bezüge* her. Lediglich in den *Relationen zwischen den Orten* wird der Raum identifizierbar. Diese Matrix ist jeweils subjektiven Motiven unterworfen, so daß sich das Untersuchungsgebiet fragmentiert darstellt. Insofern ist eine *Individualisierung des Sozialräumlichen* festzustellen.

5.1.2. Marginale Konvergenz zwischen Akteuren und Untersuchungsgebiet

In den Falldarstellungen zeigen sich Identifikationen in Form individuell definierter Raumbezüge, die - allerdings zersplittert - wesentlich in Form angeeigneter Orte wahrgenommen werden, herausgelöst aus ihren bodenschweren Verankerungen. Die Porträts veranschaulichen in der Tendenz diese Verortungen in und auf Raumfragmenten. In diesem Schema ist und bleibt die Wohnung der zentrale Ort, sie wird zur sozialräumlichen Basis, an der alle örtlichen Relationen zusammenlaufen. Um diese Qualität der Wohnung zu realisieren, sind Erfahrungen in der Aneignung dieses eigenbestimmten Raumes zu erlernen. Im gegenwärtigen und zukünftigen Lebensentwurf taucht der Wunsch nach einer angemessenen und passenden Wohnsituation jeweils nachdrücklich auf. Damit ist nicht gemeint, „daß alle Menschen konstruktivistisch wohnen und daß sie ohne Ausnahme dem Beruf von wilden Innenarchitekten nachgehen, die unablässig an ihrer Einquartierung in imaginären, sonoren, semiotischen, rituellen, technischen Gehäusen arbeiten.“ (Sloterdijk 1998, S. 84) Deutlich geworden ist vielmehr, daß Selbstverortung zunächst in einem wörtlichen Sinne verstanden

wird, wobei die Suche nach einem Platz in der Welt einem elementaren, keinem 'Zeitgeist' verpflichteten Bedürfnis entspricht.

In Reminiszenzen an das '*Heimatgefühl*' füllt sich diese Bezogenheit mit subjektiver Bedeutung. Der eingeebneten technisierten, globalen Welt bietet der *re-mystifizierte Raum*, als Anker einer überschaubaren und damit verstehbaren Welt Widerstand.

5.1.3. Raum als Plattform für Individualisierungseffekte

Ohne orientierende Verankerung geht anscheinend jedweder Bezugspunkt verloren. Die Lesbarkeit und damit eine innere Verfügbarkeit über den Lebensraum entwindet. Ein Koordinatensystem ohne richtungsweisende Achsen bedeutet freischwebendes Dahintreiben. „Kinder der Freiheit“ zu werden, erfordert ein radikales Überdenken der bisherigen Biographie. Die porträtierten Personen neigen dazu, diesen radikalen Weg nur ansatzweise und zögerlich zu verfolgen. Nach dieser Sichtweise sind sie aus verschiedenen Gründen nicht bereit, sich vorbehaltlos neu zu definieren, weil sie nicht den kompromißlosen Mut dazu aufbringen wollen oder können. Aber ist es überhaupt möglich und sinnvoll, sich vorbehaltlos dieser Dekonstruktion auszuliefern?

In den Narrationen über den eigenen Lebensentwurf befahren die Porträtierten seichtere Gewässer, lavieren und umschiffen Klippen und Untiefen. Sie versuchen es jedenfalls, soweit ein sicherer Kurs - ohne kundigen Lotsen - möglich erscheint. Die Angst bleibt, sich zu verlieren. Das Haupthindernis auf diesem Weg ist also nicht mangelnde Kenntnis der Gefahren, sondern die Schwellenangst vor Veränderungen, die tief in die private Lebensführung einschneiden würden. Das Unbehagen schafft Unsicherheit sogar Furcht.³⁸⁰ Am ehesten ist ein Gefühl tiefer Zwiespältigkeit auszumachen. Selbstvergewisserung ist auch

³⁸⁰ Dieses Empfinden wurde bereits von Horkheimer und Adorno (1991, S. 9) in dem berühmten ersten Satz ihrer 'Dialektik der Aufklärung' thematisiert: „Seit je hat Aufklärung im umfassenden Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.“

prozeßhaft auf kommunikative Interaktion mit dem Lebensraum in seinen Facetten verwiesen. Dieser Austausch ist jedoch gestört. Auf den Raum bezogen reicht der Bezug nicht mehr aus, um ein integriertes Raumganzes zu vermitteln, die Desintegration ist dominant. In allen Porträts ist diese Entwicklung nachweisbar, wobei die Dimension 'Raumwiderstand' individuell erheblichen Abweichungen unterworfen ist.

Entstanden ist in der Aneignung sozialräumlicher Umwelt Identifikation mit ihrem Lebensraum - quasi eine Verräumlichung von Lebenszeit - die prägend ist, wenn auch nicht determinierend. Eine scheinbar unzeitgemäße Bindung wird aufrechterhalten, die gefestigt im Laufe der Biographie, nun nicht so einfach aufgegeben werden kann. Biographische Lebensstationen reihen sich so zu einer Kette von Orten, deren Glieder nur auf eine einzige Weise zueinander passen, nur in dieser Reihenfolge.

Diese Relation zum Sozialräumlichen kann jedoch nicht lediglich als Behinderung für die Entfaltung der Persönlichkeit interpretiert werden. Sie bildet vielmehr eine notwendige Ausgangsbasis, ein *Fundament* für die erforderlichen Projekte des Lebens. Entgegen den Annahmen der postmodernen Dekonstruktionsthese, erwächst ein Bewußtsein darüber, daß sozialräumliche Bezüge wesentliche *Fundamente* in der heutigen Risiko- bzw. Multioptionsgesellschaft herausbilden können.

In dergleichen Präpositionen offenbart der Raum seinen *pluralistischen Charakter*. Individualisiert wahrgenommen bildet er ein Konstrukt aus traditionellen und modernen Anteilen. Er fordert somit einen *Balanceakt* von jedem einzelnen ein und erweist sich unter dieser Perspektive deutlich facettenreicher und komplexer, als es die dominierende Individualisierungsthese glauben machen will. Individuation, als *räumliche Verankerung der Lebensgeschichte* behauptet sich gegen Anonymität; eine Hypothese, die sich anschaulich in den Porträts dieser Studie wiederfindet.

5.2. Anschlüsse

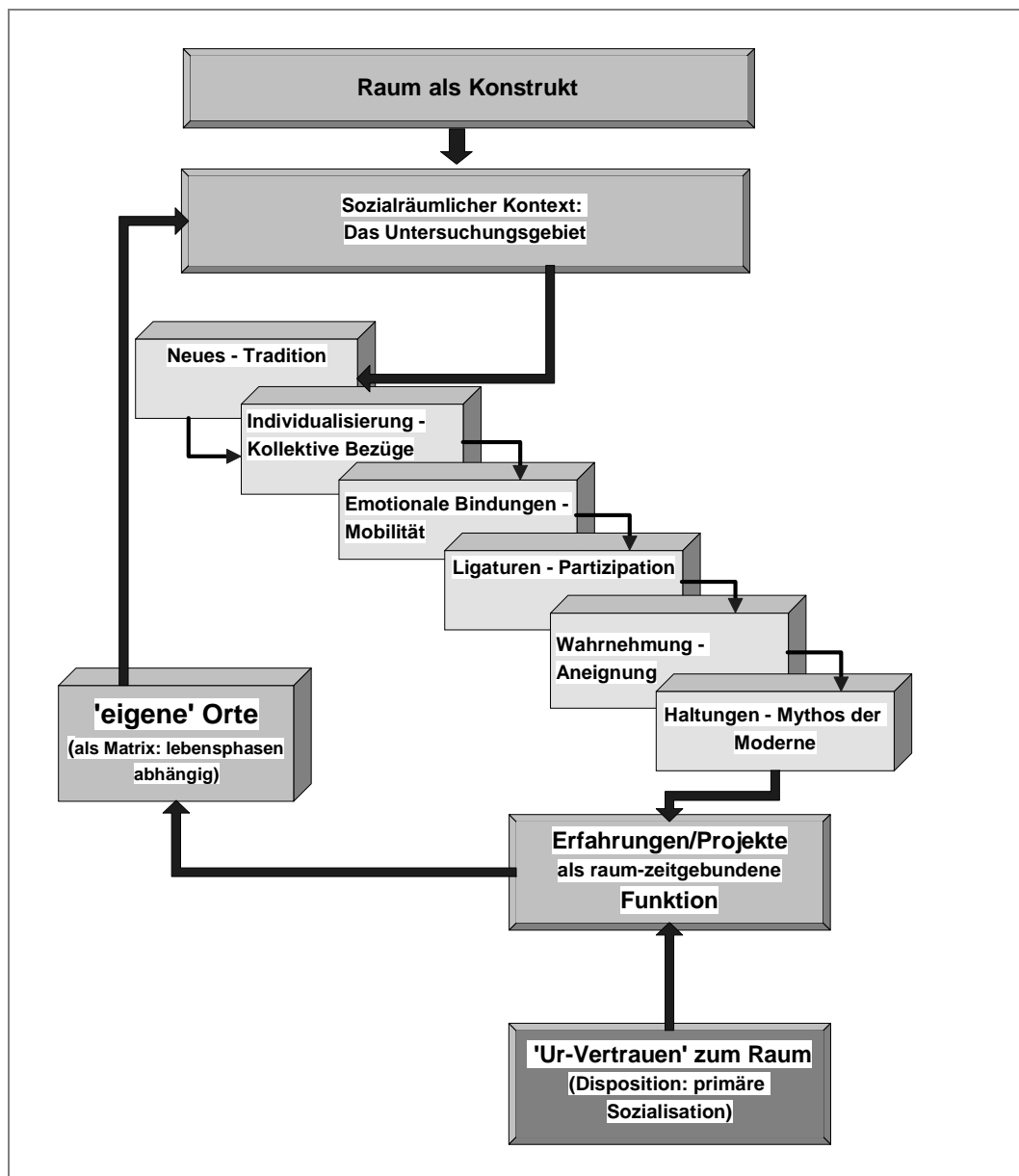
Es ist unter diesen Bedingungen nahezu unmöglich, weiterhin eine Ausklammerung, eine *Weltlosigkeit* in den Sozialwissenschaften aufrechtzuerhalten. Die unterstellte Leere des Raumes existiert nicht und hat nie bestanden, daher ist eine konzeptionelle Neuorientierung unausweichlich. Insofern ist dieser „wenig ausgeleuchteten Hinterbühne“ (Baacke 1994, S. 163) des Räumlichen mit den aufgezeigten Implikationen, eine größere Aufmerksamkeit zu zollen. Es reicht nicht aus, sich lediglich auf die Handlungen und Spielräume der Akteure zu konzentrieren, sondern das systemische Zusammenwirken aller Kontexte zeichnet erst das vollständige Bild. Der Ort ist in diesem Sinne nicht nur Schaubühne, an dem etwas geschieht, sondern selbst ein Stück Wirklichkeit. Er ist am Geschehen beteiligt mit eigenständiger Bestimmung. Diese Sichtweise möchte diese Ausarbeitung näher bringen, wohl wissend, daß man daran gewöhnt ist, den grellen Schlaglichtern zu folgen, die sich trennscharf auf die Akteure richten und deren Handlungen und Darstellungen überlebensgroß hervorheben.

Abschließend soll daher der Entwurf eines Modells stehen, das zur Diskussion einer umfassenden Einbindung der Valenzen des Raumes in erziehungswissenschaftliche Zusammenhänge anzuregen beabsichtigt. Durch seine offene Gestaltung bietet es genügend *Anschlußmöglichkeiten* für interdisziplinäre Überlegungen und Ergänzungen.

Der aufgespannte sozialräumliche Rahmen (Erinnerungs- und Explorationsraum) baut auf geteilten kulturellen Vorstellungsbildern auf und rekapituliert in einer symbolischen Abstraktion wesentliche Ergebnisse der bisherigen analogen Darstellung. Das Modell dient in erster Linie der Zusammenfassung. Es bildet einen dynamischen Prozeß ab, der sich von einer Grobstruktur her als Rückkopplungsprozeß bezeichnen läßt. Seine Entsprechung kann als zirkuläre Bewegung im Sinne eines Kreislaufs verstanden werden.

Ausgehend von einer theoretischen Setzung - dem Raum als Konstrukt, konkretisiert sich der sozialräumliche Kontext im Untersuchungsgebiet. Aus der

Perspektive oder dem *Standpunkt* des einzelnen Bewohners besehen, fügen sich eine Anzahl sozialräumliche relevanter Aspekte oder Faktoren zu einem komplexen Raumbild. Die Konstellationen der Elemente zueinander und zum Raum werden über vielfältige Kombinationen dynamisiert. In sogenannten 'Leitbildern' konfigurieren sich Bildelemente zu einem Ganzen. Diese variieren personenbezogen, je nach Erfahrung, Wahrnehmung, Neigung und Interessen. Jede perzeptive oder imaginäre Raumkognition geschieht also zu jedem Zeitpunkt aus einem bestimmten Blickpunkt.



Interaktionsmodell Mensch - Raum (basierend auf den Untersuchungsergebnissen).

Denn gelebter Raum, bzw. subjektiv empfundene sozialräumliche 'Lebensqualität' ist mehr als die Summe sozioökonomischer Bedingungen, sie bemißt sich primär an subjektiven Vorstellungen, an individuellen Strategien der Herstellung und Sicherung von Einzigartigkeits- und Nicht-Austauschbarkeitserfahrungen im Raum. Deshalb sind im Modell keine festgefügt Kategorien sinnvoll, sondern thematische Relationen, die eine individuelle Positionierung erlauben. Diese Darstellungsform will nicht festschreiben, sondern Entwicklungsspielräume veranschaulichen. In einer offenen Sichtweise nimmt sie Abstand von untauglichen Kausalketten, erlaubt in der Betonung dynamischer Prozesse - mittels kategorialer Skalierungen - eine Verortung spezifischer Raumbezüge.

Im Beispiel hätte ein weitergehendes Modell demzufolge die Aufgabe herauszuarbeiten, daß nur eine *Vielfalt der Perspektiven* sozialräumlicher Wirklichkeit gerecht wird. Neben einer Öffnung der thematischen Perspektive, wäre aufzunehmen die Qualität des Erkenntnisprozesses: Beobachtung als Teil des Kontextes ist notwendig mitzukonzeptualisieren. Die Entwurfskizze liefert insofern etwas Unfertiges, das der Vervollständigung bzw. des Abgleiches bedarf, denn „die materialistische Vorstellung vom aktiv handelnden Menschen, der seine Umwelt und sich selbst gestaltet und zugleich von den gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt wird, die es zu verändern gilt - diese dialektische Vorstellung vom Individuum und seiner Einbindung in die gesellschaftliche und natürliche Umwelt -, ist sozialisationstheoretisch bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Langfristig sind vor allem in dieser Linie die entscheidenden Theoriefortschritte zu erwarten.“ (Tillmann 1996, S. 281)

Literaturliste:

- Aarburg, H.P.:* Einleitung. In: Huber, H. (Hrsg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit; S. 7 - 16, Freiburg (Schweiz) 1990.
- Achtenhagen, F.:* Qualitative Unterrichtsforschung. In: Unterrichtsforschung 12; S. 206 - 217, (1984).
- Adler, P.A./Adler, P.:* Membership in Field Research, Beverly Hills 1987.
- Adorno, T. W.:* Ästhetische Theorie. In: Gesammelte Schriften, (Bd. 7), Frankfurt 1970.
- Adorno, T.W.:* Minima Moralia, Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: Gesammelte Schriften, (Bd. 4), Frankfurt 1980.
- Afhelt, H.:* Wohlstand für Niemand?, Reinbek 1997.
- Agrarsoziale Gesellschaft e.V.:* Strategie zur Entwicklung peripherer ländlicher Räume, Nr.144 (Materialsammlung), Göttingen 1980.
- Aich, P.:* Wie demokratisch ist Kommunalpolitik?, Reinbeck 1977.
- Albrow, M.:* Auf Reisen jenseits der Heimat. In: Beck, U. (Hrsg.): Kinder der Freiheit; S. 288 - 314, Frankfurt 1997.
- Albrow, M.:* Abschied von der Heimat, Frankfurt 1998.
- Alheit, P.:* 'Biographizität' als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Krüger, H.-H./ Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung; S. 276 - 307, Opladen 1996.
- Allerbeck, K./Hoag, W.J.:* Jugend im Wandel. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1; S. 29 - 42, (1985).
- Althusser, L.:* Marxismus und Ideologie, Berlin 1973.
- Altman, I./Rogoff, B.:* World views in psychology and environmental psychology: Trait, interactional, organismic, and transactional perspectives. In: Stokols, D./Altman, I. (Hrsg.): Handbook of environmental psychology; S. 7 - 40, New York 1987.
- Altman, I.:* Privacy as an interpersonal boundary progress. In: Cranach, v., M./ Foppa, K./Lepenes, W./Ploog, D. (Hrsg.): Human ethology: Claims and limits of a new disziplin; S. 45 - 132, Cambridge 1979.
- Amery, J.:* Jenseits von Schuld und Sühne, München 1988.
- AN, Nr. 157 vom 10.07.98:* Der Blick ging in die Zukunft: Wir haben ein Stück Heimat verloren.
- Anders, G.:* Die Antiquiertheit des Menschen, (Bd. 2), München 1980.
- Andersen, A.:* Der Traum vom guten Leben, Frankfurt/ New York 1997.
- Anouilh, J.:* Antigone, München/Wien 1942.
- Appleton, J.:* The Experience of Landscape, London 1975.
- Ariés, P.:* Die Geschichte der Mentalitäten. In: Le Goff, J./Chartier, R./ Revel, L. (Hrsg.): Die Rückeroberung des historischen Denkens; S. 137 - 165, Frankfurt 1994.

- Assmann, A./Harth, D.:* Kultur als Lebenswelt und Monument, Frankfurt 1991.
- Augé, M.:* Orte und Nicht-Orte, Frankfurt 1994.
- AVZ*, Nr. 122 vom 27.05. 1995: Akzo: Standort Oberbruch durch Investitionen sicher.
- AVZ*, Nr. 149 vom 30.06. 1995: So sieht der Kompromiß aus.
- Ayres, A.J.:* Bausteine der kindlichen Entwicklung, Berlin/Heidelberg/New York 1998.
- AZ*, Nr. 261 vom 8.11.1997: Statt des Schwarzen Goldes bald exklusive Designer-Waren?
- AZ*, Nr. 283 vom 4.12.1997: Positive Stimmung bei der HTS-Sitzung.
- AZ*, Nr. 36 vom 12.02. 1998: 29 Millionen flossen 1997 in den Kreis.
- AZ*, Nr. 56 vom 7.03.1998: Kreis beliebter Wohnort.
- AZ*, Nr. 132 vom 10.06. 1998: Hückelhoven freut's, Heinsberg ärgert es.
- AZ*, Nr 157 vom 10.07.1998: Bergbau-Symbol in die Knie gezwungen.
- AZ*, Nr. 157 vom 10.07.1998: Ein Knall, ein Fall: Langsam sinkt der Beton-riese in sein 'Bett'.
- AZ*, Nr. 194 vom 22.08.1998: 'Warten auf Godot.'
- Baacke, D./Sander, U./Vollbrecht, R.:* Spielräume biographischer Selbstkonstruktion, Opladen 1994.
- Baacke, D./Schulze, T.:* Aus Geschichten lernen, München 1979.
- Baacke, D./Schulze, T.:* Pädagogische Biographieforschung, Weinheim/Basel 1985.
- Baacke, D.:* Der sozialökologische Ansatz zur Beschreibung und Erklärung des Verhaltens Jugendlicher. In: Deutsche Jugend 6; S. 493ff., (1980).
- Baacke, D.:* Die 6 - 12jährigen, Weinheim 1984.
- Baacke, D.:* Jugend und Jugendkulturen, Weinheim/München 1987.
- Baacke, D.:* Sozialökologische Ansätze in der Jugendforschung. In: Krüger, H.-H.: Handbuch der Jugendforschung; S. 71 - 94, Opladen 1988.
- Baacke, D.:* Pädagogik. In: Flick, U./von Kardorff, E./Keupp, H./von Rosenstiel, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung; S. 44 - 46, München 1991.
- Baacke, D./Röll, F.J.:* Einleitung. In: Baacke, D./Röll, F.J. (Hrsg.): Weltbilder - Wahrnehmung - Wirklichkeit; S. 13 - 22, Opladen 1995.
- Bachelard, G.:* Poetik des Raumes, Frankfurt 1994.
- Bachmann, R.:* Singles, Frankfurt 1992.
- Baethge, M./Schomburg, H./Voskamp, U.:* Jugend und Krise - Krise aktueller Jugendforschung, Frankfurt 1983.
- Baethge, M.:* Jugend - Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft. In: Markefka, M./Nave-Herz, R. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, (Bd. 2): Jugendforschung; S. 155 - 166, Neuwied/Frankfurt 1989.
- Bahrtdt, H.-P.:* Umwelterfahrung, München 1974.

- Bardmann, T.M.*: Wenn aus Arbeit Abfall wird, Frankfurt 1994.
- Barker, R.G.*: Ecological psychology, Stanford 1968.
- Barker, R.G.*: Habitats, environments, and human behavior, San Francisco 1978.
- Bartels, G.*: Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde. In: Riedel, W. (Hrsg.): Heimatbewußtsein; S. 7 - 13, Husum 1981.
- Bast, H.*: Die Struktur der Wirtschaft im Selfkantkreise. In: Heimatkalender des Selfkantkreises Geilenkirchen-Heinsberg; S. 119 - 125, Geilenkirchen 1952.
- Baudrillard, J.*: Agonie des Realen, Berlin 1978.
- Baudrillard, J.*: Videowelt und fraktales Subjekt. In: Barck, K. et al. (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; S. 252 ff., Leipzig 1990.
- Baudrillard, J.*: Das System der Dinge, Frankfurt/New York 1991.
- Baumann, Z.*: Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg 1999.
- Baur, R.*: Leitbilder für den ländlichen Raum im Schnittpunkt subjektiver Beurteilungen und objektiver Indikatoren. In: Schmals, K. M./Voigt, R. (Hrsg.): Krise ländlicher Lebenswelten; S. 277 - 296, Frankfurt/New York 1986.
- Bausinger, H.*: Heimat und Identität. In: Moosman, E. (Hrsg.): Heimat, Sehnsucht nach Identität, Berlin 1980.
- Bausinger, H.*: Zugangsweisen: Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik & Kommunikation 42; S. 99 - 105, (1980a).
- Beck, U./Brand, K.-W./Hildebrandt, E.* (Hrsg.): Nachhaltige Entwicklung, Opladen 1997.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S.*: Reflexive Modernisierung, Frankfurt 1996.
- Beck, U.*: Jenseits von Stand und Klasse. Auf dem Weg in die individualisierte Arbeitsgesellschaft. In: Merkur, XXXVII 5; S. 485 - 497, (1984).
- Beck, U.*: Risikogesellschaft, Frankfurt 1986.
- Beck, U.*: Die Frage nach der anderen Moderne. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 39; S. 1297 - 1308, (1991).
- Beck, U.*: Die Erfindung des Politischen, Frankfurt 1993.
- Beck, U.*: Vom Verhalten sozialwissenschaftlicher Begriffe. In: Görg, C. (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang; S. 21- 43, Darmstadt 1994.
- Beck, U.*: Von der gottgefälligen Ehe zum Liebesbündnis auf Zeit: das Beispiel der Ehe. In: Beck, U./Vossenkühl, W./Erdmann Ziegler, U.: Eigenes Leben; S. 71 - 78, München 1995.
- Beck, U.*: Was meint 'eigenes Leben'? In: Beck, U./Vossenkühl, W./Erdmann Ziegler, U.: Eigenes Leben; S. 9 - 15, München 1995a.
- Beck, U.*: Kinder der Freiheit, Frankfurt 1997.
- Beck, U.*: Was ist Globalisierung?, Frankfurt 1997a.
- Becker, A.* (Hrsg.): Regionale Strukturen im Wandel, Opladen 1997.

- Becker, E./Jahn, T./Wehling, P.*: Die civil society und die Krise der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. In: Mayer, J. (Hrsg.): Zurück zur Natur!? - Zur Problematik ökologisch - naturwissenschaftlicher Ansätze in den Gesellschaftswissenschaften; S. 165 - 182, Loccum 1993.
- Becker, H./Eigenbrodt, J./May, M.*: Das ist hier unser Haus, aber..., Frankfurt 1984.
- Becker, H./Keim, K.D.*: Wahrnehmung in der städtischen Umwelt, Berlin 1975.
- Becker, H./Eigenbrodt, J./May, M.*: Der Kampf um Raum - Von den Schwierigkeiten Jugendlicher, sich eigene Sozialräume zu schaffen. In: Neue Praxis 2; S. 125 - 137, (1983).
- Beck-Gernsheim, E.*: Individualisierungstheorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: Keupp, H. (Hrsg.): Zugänge zum Subjekt; S. 125 - 146, Frankfurt 1994.
- Behnken, I./Schulze, T.* (Hrsg.): Tatort: Biographie, Opladen 1997.
- Behnken, I./Zinnecker, J.*: Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biographische Muster in Kindheit und Jugend. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '92, (Bd. 2); S. 127 - 144, Opladen 1992.
- Bell, P.A./Fisher, J.D./Baum, A./Greene, T.E.*: Environmental psychology, Fort Worth 1990.
- Belschner, W.*: Anmerkungen zum Heimatbegriff. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 95 - 105, Opladen 1995.
- Benjamin, W.*: Das Passagen-Werk. In: Gesammelte Schriften, (Bd. 5), Frankfurt 1982.
- Bentele, G./Bystrina, I.*: Semiotik: Grundlagen und Probleme, Stuttgart 1978.
- Berg, M./Medrich, E.A.*: Children in four Neighborhoods. In: Environment and Behavior 12; S. 320 - 348, (1980).
- Berger, P.A./Sopp, P.* (Hrsg.): Sozialstruktur und Lebenslauf, Opladen 1995.
- Berger, P.*: Individualisierung, Opladen 1996.
- Berger, P.L./Berger, B./Kellner, H.*: Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt/New York (1975;1987).
- Berger, P.L./Luckmann, T.*: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt (1970;1977).
- Berg-Laase, G./Berning, M./Graf, U./Jakob, J.*: Verkehr und Wohnumfeld im Alltag von Kindern, Pfaffenweiler 1985.
- Bergold, J.B./Breuer, F.*: Methodologische und methodische Probleme bei der Erforschung der Sicht des Subjekts. In: Bergold, J.B./Flick, U. (Hrsg.): Ein-Sichten; S. 20 - 52, München 1990.
- Bergold, J.B./Flick, U.* (Hrsg.): Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung, Tübingen 1987.

- Bergold, J.B./Flick, U.:* Die Sicht des Subjekts verstehen: Eine Einleitung und Standortbestimmung. In: Bergold, J.B./Flick, U. (Hrsg.): *Ein-Sichten*; S. 1 - 18, München 1990.
- Berlo, K./Kristof, K./Lechtenböhrer, S.:* Braunkohle und regionaler Arbeitsmarkt. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): *Sozial Verträglich?* Garzweiler II (Teil 2); S. 79 - 103, Aachen 1996.
- Berlyne, D.E.:* Conflict, arousal, and curiosity, New York 1960.
- Berlyne, D.E.:* Aesthetics and psychobiology, New York 1971.
- Berner, H./Rentzsch, S.:* Freiheit und Geborgenheit. Studentisches Wohnen und psychische Erfahrung, Weinheim 1989.
- Bertels, L./Herlyn, U. (Hrsg.):* Lebenslauf und Raumerfahrung, Opladen 1990.
- Bertram, H./Dannenbeck, C.:* Pluralisierung von Lebenslagen und Individualisierung von Lebensführungen. In: Berger, P.A./Hradil, S. (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt: Sonderband 7)*; S. 207 - 229, Göttingen 1990.
- Bettelheim, B.:* Einfluß der Umwelt auf die Entwicklung des Kindes. In: Burkhardt, L. (Hrsg.): *... und wo wohnst Du?*, Berlin 1980.
- Bilden, H.:* Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In: Keupp, H./Bilden, H. (Hrsg.): *Verunsicherungen - das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*; S. 19 - 6, Göttingen 1989.
- Björklid, U.:* Children's outdoor environment, Stockholm 1982.
- Blancpain, R./Zeugin, P./Häuselmann, E.:* Erwachsen werden, Bern/Stuttgart 1983.
- Blasius, J./Dangschat, J.S.:* Gentrification - Die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete, Frankfurt 1990.
- Blasius, J./Winkler.:* Gibt es die 'feinen Unterschiede'? In: KZfSS 41; S. 72 - 94, (1989).
- Bleicher, R.:* Politik für den ländlichen Raum, aber wie? In: Jarre, J. (Hrsg.): *Die Zukunftssicherung ländlicher Räume*; S. 245 - 258, Loccum 1996.
- Bliersbach, M.:* Die Entwicklung von Hückelhoven-Ratheim zur Bergbaugemeinde. In: *Heimatkalendar der Erkelenzer Lande* 1962; S. 47 - 61, Erkelenz 1962.
- Bloch, E.:* Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1993.
- Bly, R.:* Die kindliche Gesellschaft, München 1997.
- Bock, J./Specht, K.G.:* Verbraucherpolitik, Köln/Opladen 1958.
- Boesch, E.E.:* Psychopathologie des Alltags, Bern 1976.
- Boesch, E.E.:* Kultur und Handlung, Bern/Stuttgart/Wien 1980.
- Boesch, E.E.:* Symbolic Action Theory and Cultural Psychology, Berlin 1991.
- Bogner, W.:* Entwicklung peripherer strukturschwacher Räume. In: *Städte- und Gemeindebund* 6; (1984).
- Böhme, G.:* Für eine ökologische Naturästhetik, Frankfurt 1989.

- Böhme, G.*: Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt 1992.
- Böhnisch, L./Funk, H./Huber, J./Stein, G.* (Hrsg.): Ländliche Lebenswelten, München 1991.
- Böhnisch, L./Funk, H.*: Jugend im Abseits? - Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum, München 1989.
- Böhnisch, L./Münchmeier, R.*: Wozu Jugendarbeit?, Weinheim/München 1989.
- Böhnisch, L./Münchmeier, R.* (Hrsg.): Pädagogik des Jugendraums, Weinheim/München 1993.
- Böhnisch, L./Schefold, W.*: Lebensbewältigung, Weinheim/München 1985.
- Bohnsack, R./Loos, P./Schäffer, B./Städtler, K./Wild, B.*: Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe, Opladen 1995.
- Bohnsack, R.*: Dokumentarische Methode. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik; S. 191 - 212, Opladen 1997.
- Bohrer, K.H.*: Nach der Natur. Über Politik und Ästhetik, München 1988.
- Boller, B.*: Schwellen und Ängste. In: Huber, H. (Hrsg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit; S. 139 - 147, Freiburg (Schweiz) 1990.
- Bollnow, O.*: Mensch und Raum (1963), Stuttgart 1994.
- Bolte, K.M./Hradil, S.*: Soziale Ungleichheiten in der Bundesrepublik, Opladen 1988.
- Booth, A./Edwards, J.*: Crowding and family relations. In: American Sociological Review 41; S. 289 - 308, (1976).
- Bortz, J.*: Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler, Berlin/ Heidelberg /New York/Tokyo 1984.
- Bouchard, T.J.*: Field research methods: Interviewing, questionnaires, participant observation, systematic observation, unobtrusive measures. In: Dunnette, M.D. (Hrsg.): Handbook of industrial and organizational psychology; S. 363 - 413, Chicago 1976.
- Bourdieu, P.*: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit; S. 183 - 198, Göttingen 1983.
- Bourdieu, P.*: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt 1987.
- Bourdieu, P.*: Die biographische Illusion. In: Bios 1; S.75 - 81, (1990).
- Bourdieu, P.*: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume; S. 25 - 34, Frankfurt/New York 1991.
- Bourdieu, P.*: Gegenfeuer, Konstanz 1998.
- Bourdieu, P.*: Der Einzige und sein Eigenheim, Hamburg 1998a.
- Boutinet, J.P.*: Anthropologie du projet, Paris 1990.
- Braudel, F.*: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipp des II, (Bd. 1-3), Frankfurt 1990.

- Breckner, I./Sturm, G.*: Raum-Bildung: Übungen zu einem gesellschaftlich begründeten Raum-Verstehen. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raum-bildung - Bildungsräume; S. 213 - 236, Opladen 1997.
- Brewer, W.F./Treyens, J.C.*: Role of schemata in memory for places. In: Cognitive Psychologie 13; S. 207 - 230, (1981).
- Breyvogel, W./Helsper, W.*: Überlegungen zu einer Theorie des Subjekts. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Interdisziplinäre Jugendforschung; S. 215 - 244, Weinheim/München 1986.
- Breyvogel, W.*: Pädagogische Jugendforschung. Einleitende Bemerkungen zur Vermittlung von Gesellschafts- und Subjekttheorie. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Pädagogische Jugendforschung; S. 11 - 29, Opladen 1989.
- Breyvogel, W.*: Das Subjekt in der Simulationsgesellschaft - Simulation und Stadt. In: Helsper, W. (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Post-moderne; S. 201 - 222, Opladen 1991.
- Breyvogel, W.*: Der 'gefährliche Jugendliche' auf der 'Bühne der Sichtbarkeit.' Sichtbarkeit und Transparenz in der Mediengesellschaft. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität; S. 84 - 111, Bonn 1998.
- Breyvogel, W.*: Jugendkultur - Sozialität und magischer Kosmos. In: Vögele, W. (Hrsg.): „Die Gegensätze schließen einander nicht aus, sondern verweisen aufeinander.“ Ernst Cassirers Symboltheorie und die Frage nach Pluralismus und Differenz; S. 49 - 62, Loccum 1998a.
- Brinckerhoff Jackson, J.*: Straßen gehören zur Landschaft. In: Michel, K.M./Karsunke, I./Spengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 131: Neue Landschaften; S. 101 - 117, Berlin 1998.
- Brintzinger, O.*: Heimat - Gemeinde - Staat. In: Riedel, W. (Hrsg.): Heimatbewußtsein; S. 14 - 34, Husum 1981.
- Brockhaus Enzyklopädie*, (Bd. 19), Wiesbaden 1967.
- Bronfenbrenner, U.*: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung, Stuttgart 1981.
- Bronfenbrenner, U.*: Ökologische Sozialisationsforschung, Stuttgart 1976.
- Bronfenbrenner, U.*: Ökologische Sozialisationsforschung. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 76 - 80, Weinheim 1996.
- Brose, H.G./Hildenbrand, B.*: Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Brose, H.G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende; S. 11 - 30, Opladen 1988.
- Bruckner, P.*: Ich leide, also bin ich, Weinheim/Berlin 1996.
- Brüggemeier, F./Niethammer, L.*: Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. In: Reulecke, J./Weber, W. (Hrsg.): Fabrik, Familie, Feierabend; S. 135 - 176, Wuppertal 1978.
- Brüggemeier, F.*: Soziale Vagabundage oder revolutionärer Heros? Zur Sozialgeschichte der Ruhrbergarbeiter 1880 - 1920. In: Niethammer, L.

- (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis; S. 263 - 289, Frankfurt 1985.
- Bruhns, K.*: Kindheit in der Stadt, München 1985.
- Brumlik, M.*: Fremdheit und Konflikt. In: Kriminologisches Journal 12; S. 310 - 320, (1980).
- Brunner, K.-M.*: Zweisprachigkeit und Identität. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 11; S. 57 - 5, (1987).
- Brunswik, E.*: Organismic achievement and environmental probability. In: Psychological Review 50; S. 255 - 272, (1943).
- Buba, H./Vaskovics, L.A./Früchtel, F.*: Wohnformen bei Jugendlichen in der Postadoleszenz. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '92, (Bd. 2); S. 381 - 394, Opladen 1992.
- Buchmüller, L.*: Virtual Reality, Cyberspace & Internet. In: Michel, P. (Hrsg.): Symbolik von Ort und Raum; S. 107 - 136, Bern/Berlin/Frankfurt/New York/Paris/Wien 1997.
- Büchner, P./Fuhs, B.*: Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. In: du Bois Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H.-H./Ecarius, J. (Hrsg.): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich; S. 63 - 136, Opladen 1994.
- Bude, H.*: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen - eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit; S. 7 - 28, Stuttgart 1984.
- Bude, H.*: Der Essay als Form der Darstellung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse. In: KZfSS 37; S. 526 - 539, (1989).
- Bude, H.*: Die soziologische Erzählung. In: Jung, T./Müller-Doohm S. (Hrsg.): 'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften; S. 409 - 429, Frankfurt 1993.
- Bühl, A.*: Die virtuelle Gesellschaft, Opladen/Wiesbaden 1997.
- Buhl, H.M.*: Wissenserwerb und Raumreferenz, Tübingen 1996.
- Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFG)*: Familie und Wohnen, Stuttgart 1975.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie*: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland 14, Bonn 1995.
- Burckhardt, M.*: Metamorphosen von Raum und Zeit, Frankfurt/New York 1994.
- Burgess, E.W.*: The urban community, Chicago 1926.
- Burkart, G./Fietze, B./Kohli, M.*: Liebe, Ehe, Elternschaft, Wiesbaden 1989.
- Burnette, C.*: The mental image of architecture. In: Architecture for human behavior: Collected papers from a mini-conference; S. 65 - 73, Philadelphia 1971.
- Busch, H.-J.*: Heimat als ein Resultat von Sozialisation - Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./

- Leszczynski, C./ Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 81 - 86, Opladen 1995.
- Camilleri, C.*: Positionnement identitaire chez l'adolescent maghrébin en France. In: Kridis, N. (Hrsg.): Adolescence et identité; S. 201 - 211, Marseille 1990.
- Capell*: Ansprache zum 75jährigen Jubiläum des Glanzstoffwerkes Oberbruch, Heinsberg 1974.
- Capra, F.*: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild, Bern 1984.
- Carr, S.*: The city of the Mind. In: Ewald, W.R. (Hrsg.): Environment for Man: The next fifty years, Bloomington 1967.
- Cassirer, E.*: Was ist der Mensch? Versuch einer Philosophie der menschlichen Kultur, Stuttgart 1960.
- Cassirer, E.*: Philosophie der symbolischen Formen, Zweiter Teil: Das Mythische Denken, Darmstadt 1997.
- Castells, M.*: Theory and Ideology in Urban Sociology. In: Pickvance, C.G. (Hrsg.): Urban Sociology; S. 60 - 84, London 1976.
- Chombart de Lauwe, P.-H.*: Aneignung, Eigentum, Enteignung. In: arch+, 34, S. 2 - 6; (1977).
- Chown, E./Kaplan, S./Kortenkamp, D.*: Prototypes, location and associative networks (PLAN): towards a unified theory of cognitive mapping. In: Cognitive Science 19; S. 1 - 51, (1995).
- Christaller, W.*: Die zentralen Orte in Süddeutschland, Jena 1933; (Nachdruck) Darmstadt 1968.
- Christiane F.*: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, Hamburg 1979.
- Cirtes, S.*: Storytime: Recollecting the past and projecting the future. In: Sarbin, T.R. (Hrsg.): Narrative psychology; S. 152 - 173, New York 1986.
- Cohen, L.H.*: Glas, Bohnen, Papier, München 1998.
- Cole, M.M.*: The Savannas; Biogeography and Geobotany, London 1986.
- Comenius, J.A.*: Große Didaktik; hg. von Flitner, A., Düsseldorf/München 1954.
- Cooper, C.R./Grotevant, H.D./Condon, S.M.*: Individuality and connectedness in the family as a context for adolescent identity formation and role taking skill. In: Grotevant H.D./Cooper, C.R. (Hrsg.): Adolescent development in the family; S. 43 - 58, San Francisco 1983.
- Corsten, S.*: Der neue Kreis Heinsberg. Grundlinien seiner Geschichte. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 1973; S. 5 - 12, Heinsberg 1973.
- Cyprian, G.*: Ökologische Umweltbedingungen der Sozialisation in Wohngemeinschaften. In: Vaskovics, L.A. (Hrsg.): Umweltbedingungen familialer Sozialisation, Stuttgart 1982.
- Dangschat, J.S.*: Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstilen und Lebensstilisierungen. In: Dangschat, J.S./Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten; S. 335 - 354, Opladen 1994.

- Dangschat, J.S.:* Segregation - eine sozio-ökonomische Polarisierung und soziokulturelle Heterogenisierung im Raum (Arbeitstitel 1995).
- Dangschat, J.S.:* Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? In: Schwenk, O.G. (Hrsg.): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*; S. 99 - 138, Opladen 1996.
- De Kerckhove, D.:* Cyberdesign - Interaktion mit virtuellen Realitäten. In: Langenmaier, A.-V. (Hrsg.): *Das Verschwinden der Dinge*; S. 32 - 58, München 1993.
- Deinert, U.:* Rauman eignung in der sozialwissenschaftlichen Theorie. In: Böhnisch, L./Münchmeier, R. (Hrsg.): *Pädagogik des Jugendraums*; S. 57 - 70, Weinheim/München 1993.
- Der Spiegel*, Nr. 40 vom 30.09.1996: Der Bauer als Störenfried.
- Dessai, E.:* Wohnen mit Kindern - heute und morgen, Frankfurt 1986.
- Dettling, W.:* Politik und Lebenswelt, Gütersloh 1995.
- Devereux, G.:* Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, München 1967.
- Die Zeit*, Nr. 39 vom 17.09.1998: Wettstreit der Dörfer.
- Die Zeit*, Nr. 42 vom 8.10.1998: Im Sumpf.
- Diekmann, A./Weick, S.:* Der Familienzyklus als sozialer Prozeß, Berlin 1993.
- Diers, M.:* Schlagbilder, Frankfurt 1997.
- Dilthey, W.:* Gesammelte Schriften, Stuttgart 1957.
- Djuric', M.:* Mythos, Wissenschaft, Ideologie, Amsterdam 1979.
- Doelker, C.:* Kulturtechnik Fernsehen, Stuttgart 1991.
- Dörner, D.:* Die Logik des Mißlingens, Reinbek 1992.
- Dorsch, F.:* Psychologisches Wörterbuch, Wien 1976.
- Dovey, K.:* Home and homelessness. In: Altman, I./Werner, C.M. (Hrsg.): *Home environments*, New York 1985.
- Downs, R.M.:* Maps and mapping as metaphors for spatial representation. In: Liben, L.S./Patterson, A.H./Newcombe, N. (Hrsg.): *Spatial representation and behavior across the life span: Theory and application*; S. 143 - 166, New York 1981.
- Drosdowski, G. (Hrsg.):* Duden: Etymologie, Mannheim 1989.
- Drösser, C.:* Special: Fernsehen, Reinbek 1995.
- Droth, W./Dangschat, J.:* Räumliche Konsequenzen der Entstehung 'neuer Haushaltstypen'. In: Friedrichs, J. (Hrsg.): *Die Städte in den 80er Jahren*, Opladen 1985.
- Drucker, P.F.:* Neue Realitäten, Düsseldorf/Wien/New York 1989.
- Dülmen van, R./Schindler N.:* Volkskultur. Zur Wiederherstellung des vergessenen Alltags, Frankfurt 1984.
- Dülmen van, R.:* Dynamik der Tradition - Studien zur historischen Kulturforschung, Frankfurt 1992.

- Dürckheim von, K.*: Untersuchungen zum gelebten Raum. In: Krueger, F. (Hrsg.): Psychologische Optik; S. 383 - 480, München 1932.
- Durkheim, E.*: De la division du travail social, Paris 1960.
- Durkheim, E.*: Regeln der soziologischen Methode, Neuwied 1970.
- Dürr, H.P.*: Nacktheit und Scham, Frankfurt 1986.
- Durth, W.*: Die Inszenierung der Alltagswelt. Zur Kritik der Stadtgestaltung, Braunschweig 1977.
- Duvall, E.M.*: Marriage and family development, New York 1977.
- E & S Energie und Stadtplanung* (Studie) - Kurzfassung-: Potentiale zum Einsatz von Kohleheizkraftwerken in ländlich strukturierten Gebieten, dargestellt im Rahmen eines regionalen Energiekonzepts am Beispiel des Kreises Heinsberg, Aachen 1990 (unveröffentlicht).
- Ecarius, J./Löw, M.* (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume, Opladen 1997.
- Ecarius, J.*: Lebenslanges Lernen und Disparitäten in sozialen Räumen. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume; S. 33 - 62, Opladen 1997.
- Eco, U.*: Apokalyptiker und Integrierte, Frankfurt 1986.
- Eder, K.*: Die Vergesellschaftung der Natur, Frankfurt 1988.
- Ehmer, J.*: Wohnen ohne Wohnung. In: Niethammer, L. (Hrsg.): Wohnen im Wandel; S. 132 - 150, Wuppertal 1979.
- Ehrenreich, B.*: Angst vor dem Absturz, Reinbek 1994.
- Eibl-Eibesfeldt, I.*: Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen, München 1970.
- Eibl-Eibesfeldt, I.*: Transcultural patterns of ritualized context behavior. In: Esser, A. (Hrsg.): Behavior and environment; S. 238 - 246, London 1971.
- Eicke, U./Eicke, W.*: Aggressiv, phantasiearm, träge: Die Medienkinder. In: Psychologie Heute 4; S. 20 - 26, (1994).
- Eickhoff, A.*: Wir können auch anders. In: StadtRat (Hrsg.): Umkämpfte Räume, S. 13 - 22, Hamburg/Berlin/Göttingen 1998.
- Eickhoff, H.*: Sitzen, Frankfurt 1997.
- Eisenmenger, H. et al.*: Wohngemeinschaft. Hat die neue Wohnkultur eine Chance? In: Wohnbau 4; S. 20 - 25, (1983).
- Elias, N.*: Was ist Soziologie, München 1978.
- Elias, N.*: Über die Zeit. Arbeit zur Wissenssoziologie II, Frankfurt 1984.
- Elias, N.*: Über den Prozeß der Zivilisation, (Bd. 1), Frankfurt 1992.
- Elkana, Y.*: Anthropologie der Erkenntnis, Frankfurt 1986.
- Elsen, S.*: Gemeinwesenökonomie - eine Antwort auf Arbeitslosigkeit, Armut und soziale Ausgrenzung?, Neuwied 1998.
- Engelbert, A.*: Kinderalltag und Familienumwelt, Frankfurt 1986.
- Engelkamp, J.*: Das menschliche Gedächtnis: das Erinnern von Sprache, Bildern und Handlungen, Göttingen 1990.

- Englisch, F.:* Bildanalyse in strukturalhermeneutischer Einstellung. Methodische Überlegungen und Analysebeispiele. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung; S. 133 - 176, Opladen 1991.
- Entwurf des Gesetzes zur Neugliederung der Gemeinden und Kreise für den Raum Aachen*, Landtagsdrucksache, 7/830 vom 15.06.1971; S. 347 ff, Düsseldorf 1971.
- Erdheim, M.:* Subjektivität als Erkenntnismedium und ihre Krisen im Forschungsprozeß. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Pädagogische Jugendforschung; S. 81 - 93, Opladen 1989.
- Erikson, E.H.:* Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966; 1973.
- Ernst, H.:* Psychotrends, München 1996.
- Ernst, M.:* Jenseits der Malerei, Wilhelm-Hack-Museum, Ludwigshafen 1986.
- Esser, Th.:* Oberbruch - 75 Jahre Pfarrgemeinde St. Aloisius, Heinsberg 1993.
- Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, München 1997.
- Feldmann, K.:* Die Natur- und Umweltproblematik und die Struktur des Fernsehens. In: Fischer, H. (Hrsg.): Natur ist Kultur; S. 21 - 36, Hannover 1990.
- Ferchhoff, W.:* Zur Pluralisierung und Differenzierung von Lebenszusammenhängen bei Jugendlichen. In: Baacke, D./Heitmeyer, W. (Hrsg.): Neue Widersprüche; S. 46 - 85, Weinheim/München 1985.
- Ferchhoff, W.:* Zur Differenzierung qualitativer Sozialforschung. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Interdisziplinäre Jugendforschung; S. 215 - 245, Weinheim/ München 1986.
- Fester, F.M./Kraft, S./Metzger, E.:* Raum für soziales Leben, Karlsruhe 1983.
- Festschrift: 25 Jahre Glanzstoff*, Berlin 1924.
- Filipp, S.H.:* Kritische Lebensereignisse, München 1990.
- Firestone, W.A.:* Meaning in method: the rhetoric of quantitative and qualitative research. In: Educational Researcher 16; S. 16 - 21, (1987).
- Fischer, A./Fuchs, W./Zinnecker, J.* (Hrsg. Jugendwerk der Deutschen Shell): Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich, (Bd. 1 - 5), Leverkusen 1985.
- Fischer, A./Münchmeier, R.:* Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97, (Bd. 1); S. 11 - 31, Opladen 1997.
- Fischer, H.:* Zur Theorie der Feldforschung. In: Schmied-Kowarzik, W./Stagl, J. (Hrsg.): Grundfragen der Ethnologie; S. 63 - 77, Berlin 1981.
- Fischer, M.:* Mensch und physische Umwelt. In: Jahrbuch für Regionalwissenschaft 2; S. 63 - 87, (1981).
- Fischer, M.:* Stadtplanung aus der Sicht der Ökologischen Psychologie, Weinheim 1995.
- Flade, A.:* Kind und Umwelt, Hagen 1984.

- Flade, A.*: Wohnen, Bern 1987.
- Flade, A.*: Wohnungsumgebung als Erfahrungs- und Handlungsraum für Kinder. In: Tietze, W./Roßbach, H.-G. (Hrsg.): *Erfahrungsfelder in der frühen Kindheit*; S. 35 - 55, Freiburg 1993.
- Flick, U.*: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, U./Kardoff von, E./Keupp, H./Rosenstiel von, L./Wolff, S. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*; S. 147 - 173, München 1991.
- Flick, U.*: *Qualitative Forschung*, Reinbek 1995.
- Flusser, V.*: *Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung*, Frankfurt 1998.
- Flusser, V.*: *Bodenlos*, Reinbek 1999.
- Foerster von, H.*: Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In: Watzlawick, P. (Hrsg.): *Die erfundene Wirklichkeit*; S. 39 - 60, München 1981.
- Foerster von, H./Pörksen, B.*: „Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners“, Heidelberg 1998.
- Forrester, V.*: *Der Terror der Ökonomie*, München 1998.
- Foucault, M.*: Questions on Geography. Interview mit dem Journal *Hérodote*. In: Gorden, C. (Hrsg.): *Power/Knowledge. Michael Foucault. Selected Interviews and Other Writings 1972 - 1977*; S. 63 - 77, New York/Toronto 1980.
- Foucault, M.*: Andere Räume. In: *Stadterneuerung. Idee, Prozeß, Ergebnis. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt*, Berlin 1987.
- Foucault, M.*: Andere Räume. In: Wentz, M. (Hrsg.): *Stadt-Räume*; S. 65 - 72, Frankfurt/New York 1991.
- Franklin, N./Tversky, B./Coon, V.*: Switching points of view in spatial mental models. In: *Memory & Cognition* 20; S. 507 - 518, (1992).
- Freud, S.*: *Das Ich und das Es* (1923), Frankfurt 1975.
- Freud, S.*: *Das Unbewußte* (1915), Frankfurt 1975.
- Frey, H.-P./Hausser, K.*: Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: Frey, H.-P./Hausser, K. (Hrsg.): *Identität: Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung*, Stuttgart 1987.
- Friedman, Y.*: Wohnen als Spiegel der Gesellschaft. In: Franke, L. (Hrsg.): *Menschlich wohnen*; S. 9 - 22, Frankfurt/New York 1985.
- Friedrich, P. et al.*: *Die 'Lücke'-Kinder*, Weinheim 1984.
- Fromm, E.*: *Haben oder Sein*, Stuttgart 1976.
- Fuchs, T.*: *Macht euch die Stadt zum Bilde!*, Pfaffenweiler 1996.
- Fuchs, W./Zinnecker, J.*: Nachkriegsjugend und Jugend heute - Werkstattbericht aus einer laufenden Studie. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 5; S. 5 - 28, (1985).
- Fuchs, W.*: Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?. In: *Soziale Welt* 34, S. 341 - 371, (1983).
- Fuchs, W.*: *Biographische Forschung*, Opladen 1984.
- Fuchs, W.*: Jugend als Lebenslaufphase. In: *Jugendliche + Erwachsene '85*, (Bd. 1); S. 195 - 264, Leverkusen 1985.

- Fuchs, W./Zinnecker, J.:* Nachkriegsjugend und Jugend heute. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1; S. 5 - 28, (1985).
- Fuchs-Heinritz, W./Krüger, H.-H.* (Hrsg.): Feste Fahrpläne durch die Jugendphase?, Opladen 1991.
- Fuhrer, U.:* Identitätsentwicklung als Bedeutungsbildung in tetradischen Transaktionen. In: Fuhrer, U./Josephs, I.E. (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, S. 83 - 108, Göttingen 1999.
- Fuhrer, U./Josephs, I.E.* (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, Göttingen 1999.
- Fuhrer, U./Josephs, I.E.:* Einleitung: Persönliche Dinge tragen zur Identitätsentwicklung bei! In: Fuhrer, U./Josephs, I.E. (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, S. 7 - 16, Göttingen 1999.
- Fuhrer, U./Josephs, I.E./Laser, S.:* Die Bedeutung von Dingen für die Identität Jugendlicher. In: Fuhrer, U./Josephs, I.E. (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, S. 134 - 147, Göttingen 1999.
- Fuhrer, U./Kaiser, F.G.:* Ortsbindung: Ursachen und deren Implikationen für die Wohnungs- und Siedlungsgestaltung. In: Harloff (Hrsg.): Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus; S. 57 - 73, Göttingen/Stuttgart 1992.
- Fuhrer, U.:* Person-Umwelt- Kongruenz. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 143 - 153, München 1990/Weinheim 1996.
- Fuhs, B.:* Von der pädagogischen Provinz zur erziehungswissenschaftlichen Peripherie. Zum Wandel ländlicher Bildungs-Räume. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume; S. 167 - 196, Opladen 1997.
- Gachowetz, H.:* Feldforschung. In: Roth, E. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Methoden; S. 255 - 276, München/Wien 1984.
- Gadamer, H.G.:* Wahrheit und Methode, Tübingen 1965.
- Gadamer, H.G.:* Der Mensch als Naturwesen und als Kulturträger. In: Fuchs, G. (Hrsg.): Mensch und Natur; S. 9 - 30, Frankfurt 1989.
- Gaiser, W./Mayr-Kleffel, V./Müller, H.-U.:* Jugendliche im Elternhaus - Zwischen Anpassung und eigenem Leben. In: Familienalltag - Ein Report des Deutschen Jugendinstitutes (Hrsg.), Reinbek 1989.
- Gaiser, W./Müller, H.-U.:* Junge Erwachsene in der Großstadt, München 1988.
- Gaiser, W./Müller, H.-U.:* Jugend und Wohnen. In: Markefka, M./Nave-Herz, R. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, (Bd. 2):Jugendforschung; S. 383 - 403, Neuwied/Frankfurt 1989.
- Gaiser, W./Müller, H.-U.:* Lebensperspektiven, Lebensbewältigung Jugendlicher, junger Erwachsener. In: Friebel, H. (Hrsg.): Berufsstart und Familiengründung - Ende der Jugend?; S. 182 - 198, Opladen 1990.

- Gaiser, W.:* Hauptschule - Ausbildung - Arbeit: Die Verflechtung von biographischen Phasen und sozialökologischen Lebensbedingungen. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Pädagogische Jugendforschung; S. 211 - 226, Opladen 1989.
- Gängler, H.:* Soziale Arbeit auf dem Lande, Weinheim/München 1990.
- Garling, T./Böök, A./Lindberg, E.:* Cognitive mapping of large-scale environment. In: Environment and Behavior 16; S. 3 - 34, (1984).
- Garz, D.:* Entwicklungslinien qualitativ-empirischer Sozialforschung. In: König, E./Zedler, P. (Hrsg.): Bilanz qualitativer Forschung, (Bd. 1): Grundlagen qualitativer Forschung; S. 11 - 32, Weinheim 1995.
- Gatzweiler, H.-P./Irmen, H.:* Die Entwicklung in den Regionen des Bundesgebietes. In: Friedrichs, J. (Hrsg.): Die Städte in den 90er Jahren; S. 37 - 66, Opladen/Wiesbaden 1997.
- Gatzweiler, H.-P.:* Entwicklung des ländlichen Raums im Bundesgebiet - Probleme, Ziele und Strategien aus raumordnungspolitischer Sicht. In: Schmals, K. M./ Voigt, R. (Hrsg.): Krise ländlicher Lebenswelten; S. 21 - 48, Frankfurt/New York 1986.
- Gebhard, U.:* Kind und Natur, Opladen 1994.
- Gebhardt, E.:* Die Stadt als moralische Anstalt. Zum Mythos der kranken Stadt. In: Scherpe, K.R. (Hrsg.): Die Unwirtlichkeit der Städte; S. 279 - 303, Reinbek 1988.
- Geiger, G.:* Postmoderne Raumorganisation. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume; S. 63 - 92, Opladen 1997.
- Geißler, K.A.:* Zeit, Weinheim/Berlin 1997.
- Gergen, K.J./Gergen, M.M.:* Narratives of Self. In: Sarbin, T.R./Scheibe, K.E. (Hrsg.): Studies in Social Identity; S. 254 - 273, New York 1983.
- Gergen, K.J./Gergen, M.M. (Hrsg.):* Historical social psychology, Hillsdale 1984.
- Gergen, K.J.:* Refiguring self and psychology, Aldershot 1993.
- Gerhard, A.:* Der Laboransatz als konstruktivistische Methode. In: Bardmann, T.M. (Hrsg.): Zirkuläre Positionen; S. 39 - 48, Opladen 1997.
- Gerlach, P.:* Editorial. In: Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hrsg.): Raum und Identität; S. 3 - 11, Erkner 1997.
- Gesetz- und Verordnungsblatt Nordrhein-Westfalen* von 1977; S. 66.
- Geulen, D.:* Sozialisation. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft; S. 99 - 132, Reinbek 1995.
- Geulen, D.:* Sozialisation. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe, (Bd. 2), S. 1409 - 1416, Reinbek 1997.
- Gibson, J.J.:* The senses considered as perceptual systems, Boston 1966.
- Gibson, J.J.:* Wahrnehmung und Umwelt, München 1982.
- Giddens, A.:* Die Konstituierung der Gesellschaft, Frankfurt/New York 1992.
- Giddens, A.:* Die Konsequenzen der Moderne, Frankfurt 1997.

- Giddens, A.:* Jenseits von Links und Rechts, Frankfurt 1997a.
- Gillessen, L.:* Frühneuzeitliche Dorfgesellschaft, Heinsberg 1986.
- Gillessen, L.:* Altes Handwerk - Vorindustrielles Gewerbe in einem ländlichen Raum, Heinsberg 1988.
- Gillessen, L.:* Kreis Heinsberg - Ein historischer Überblick, Heinsberg 1992.
- Gillessen, L.:* Die Ortschaften des Kreises Heinsberg, Heinsberg 1993.
- Girtler, R.:* Methoden der qualitativen Sozialforschung, Wien/Köln/Weimar 1992.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L.:* The Discovery of Grounded Theory, Chicago 1969.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L.:* Grounded Theory, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle 1998.
- Glaser, H.:* Industriekultur und Alltagsleben, Frankfurt 1994.
- Glaserfeld von, E.:* Abschied von der Objektivität. In: Watzlawick, P./Krieg, P. (Hrsg.): Das Auge des Betrachters; S. 17 - 30, München 1991.
- Gleichmann, P.:* Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktion(en), Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht. In: Zeitschrift für Soziologie 5; S. 319- 329, (1976).
- Gleichmann, P.:* Architektur und Zivilisation. In: Archithese 2; S. 40 - 46; (1986).
- Glöckner, U.:* Aneignung und Widerstand, Stuttgart 1988.
- Goffman, E.:* Asylums, New York 1961.
- Goffman, E.:* Wir alle spielen Theater, München 1983.
- Gomez, P./Zimmermann, T.:* Unternehmensorganisation, Frankfurt/New York 1993.
- Goodman, N.:* Weisen der Welterzeugung, Frankfurt 1984.
- Görg, C.:* 'Vom Nutzen und Nachteil der Soziologie für das Leben' oder: Wozu heute noch Soziologie? In: Görg, C. (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang; S. 1 - 20, Darmstadt 1994.
- Gosztonyi, A.:* Der Raum (Bd. 1 - 2), Freiburg 1976.
- Grabher:* De-Industrialisierung oder Neo-Industrialisierung, Berlin 1988.
- Graesser, A.C./Robertson, S.P./Anderson, P.A.:* Incorporating inferences in narrative representations. In: Cognitive Psychologie 13; S. 1 - 26, (1981).
- Grathoff, R.:* Milieu und Lebenswelt, Frankfurt 1995.
- Graumann, C.-F./Métraux, A./Schneider, G.:* Ansätze des Sinnverstehens. In: Flick, U./Kardoff von, E./Keupp, H./Rosenstiel von, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung; S. 67 - 77, München 1991.
- Graumann, C.-F.:* Nicht-sinnliche Bedingungen der Wahrnehmung. In: Metzger, W. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie; S. 1031 - 1096, Göttingen 1966.

- Graumann, C.-F.*: Speaking and understanding from viewpoints. In: Semin, G./Fiedler, K. (Hrsg.): Language, Interaction and Social Cognition; S. 237 - 255, London 1992.
- Graumann, C.-F.*: Aneignung. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 124 - 130, Weinheim 1996.
- Gregory, D./Urry, J.* (Hrsg.): Social Relations and Spatial Structures, London 1985.
- Greverus, I.M.*: Auf der Suche nach Heimat, München 1979.
- Greverus, I.M.*: Wem gehört die Heimat? In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 23 - 40, Opladen 1995.
- Grimm, J. u. W.*: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854.
- Groebe, E.*: Fernsehpräferenzen und Fernsehverhalten von Kindern. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Medienerziehung bei Vorschulkindern; S. 37 - 51, Weinheim/München 1990.
- Groh, R./Groh, D.*: Weltbild und Naturaneignung, Frankfurt 1991.
- Gross, P.*: Die unmittelbare soziale Beziehung als Problem sozialwissenschaftlicher Analyse. In: Soeffner, H. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften; S. 188 - 207, Stuttgart 1979.
- Großklaus, G./Oldemeyer, E.*: Natur als Gegenwelt, Karlsruhe 1983.
- Grossman, K.E.*: Frühkindliche Umwelt. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 349 - 355, Weinheim 1996.
- Guichard, J.*: L'école et les représentations d'avenir des adolescents, Paris 1993.
- Guilian, R.*: Zur Genese des kindlichen Handlungsraumes. In: Zacharias, W. (Hrsg.): Gelebter Raum. Beiträge zu einer 'Ökologie der Erfahrung'; S. 17 - 21, München 1989.
- Habermas, J.*: Theorie des kommunikativen Handelns, (Bd. 2), Frankfurt 1981.
- Habermas, J.*: Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt 1985.
- Habermas, J.*: Die Einheit der Vernunft in der Vielheit ihrer Stimmen. In: Merkur 42; S. 1 - 14, (1988).
- Habermas, J.*: Nachmetaphysisches Denken, Frankfurt 1988a.
- Habermas, J.*: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt 1991.
- Habermas, T.*: Geliebte Objekte, Frankfurt 1999.
- Hachen, G.*: Zur Frage der Notwendigkeit des Tagebaus Garzweiler II für die Energieversorgung; sowie Klima-, Wirtschafts- und arbeitspolitische Auswirkungen des Vorhabens. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 49 - 78, Aachen 1996.
- Haeblerlin, U.*: Empirische Analyse und pädagogische Handlungsforschung. In: Zeitschrift für Pädagogik 21; S. 653 - 676, (1975).

- Häfner, A.*: Heimat und Kontinuität. Von der Heimat zu dem Ort, worin noch niemand war. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 63 - 79, Opladen 1995.
- Haggett, P.*: Geographie: Eine moderne Synthese, Stuttgart 1991.
- Hahn, A.*: Wohnen als Erfahrung, Münster 1997.
- Halbwachs, M.*: Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt 1985.
- Hall, S.*: Ethnicity: identity and difference. In: Radical Amerika 23; S. 9 - 20, (1991).
- Haller, D.*: Feld, Lokalität, Ort, Territorium: Implikationen der kulturanthropologischen Raumterminologie, Berlin 1994.
- Halton, E.*: Ich packe mein Wohnzimmer aus. In: Fuhrer, U./Josephs, I.E. (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, S. 17 - 39, Göttingen 1999.
- Hamm, B.*: Einführung in die Siedlungssoziologie, München 1982.
- Handke, P.*: Mein Jahr in der Niemandsbucht, Frankfurt 1995.
- Hansen, H.-J.* (Hrsg.): Auf den Spuren des Westwalls, Aachen 1997.
- Hansen, K.*: Zurück ins Dorf meiner Kindheit. In: Arlt, J./Lang, M. (Hrsg.): Vaters Land und Mutters Erde, Pulheim 1989.
- Hansen, W.B./Altman, I.*: Decorating personal places. In: Environment and Behavior 8; S. 491 - 504, (1976).
- Hard, G.*: Zu Begriff und Geschichte der 'Natur' in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Großklaus, G./Oldemeyer, E. (Hrsg.): Natur als Gegenwelt; S. 139 - 168, Karlsruhe 1983.
- Hard, G.*: Landschaft als professionelles Idol. In: Garten + Landschaft 3; S. 13 - 18, (1991).
- Hard, G.*: Über Räume reden. In: Mayer, J. (Hrsg.): Die aufgeräumte Welt; S. 53 - 77, Loccum 1993.
- Harloe, M. et al.*: Place, Policy, and Politics, London 1990.
- Harms, G./Preissing, C./Richtermeier, A.*: Kinder und Jugendliche in der Großstadt, Berlin 1985.
- Harper, D.*: On the Authority of the Image: Visual Methods at the Crossroads. In: Denzin, N./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): Handbook of Qualitative Research; S. 403 - 412, London 1994.
- Harré, R.*: The social context of self-deception. In: Breakwell, G.M. (Hrsg.): Threatened identities; S. 31 - 51, Chichester 1983.
- Harrison, J./Sarre, P.*: Personal construct theory and the measurement of environmental images. In: Environment and Behavior 7; S. 3 - 58, (1975).
- Hart, R.A.*: Children's experience of place; New York 1979.
- Harter, P./Frohnhofer, A.*: Dorf als Sozialraum, Köln 1983 (unveröffentlichte Diplomarbeit).
- Hartfiel, G.*: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1976; 1982.

- Hartwig, H.:* Die Aneignungsfalle. In: Ästhetik und Kommunikation 100; S. 59 - 67, (1998).
- Hasse, J.:* Heimat und Landschaft, Wien 1993.
- Hausser, K.:* Stichwort Identität. In: Endruweit, G./Trommsdorff, G. (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie, (Bd. 2); S. 279 - 81, Stuttgart 1989.
- Häußermann, H./Siebel, W.:* Neue Urbanität, Frankfurt 1987.
- Hawking, S.W.:* Eine kurze Geschichte der Zeit, Reinbek 1988.
- Heidbreder, E.:* Seven psychologies, New York 1933.
- Heide, C.:* Kind in Deutschland, Hamburg 1981.
- Heidegger, M.:* Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1959.
- Heinrichs, H.:* Wassenberg - Geschichte eines Lebensraumes, Mönchengladbach 1987.
- Heinze, T.:* Qualitative Sozialforschung, Opladen 1992.
- Heitmeyer, W./Olk, T. (Hrsg.):* Individualisierung von Jugend, Weinheim/München 1990.
- Heitmeyer, W.:* Identitätsprobleme und rechtsextreme Orientierungsmuster. In: Baacke, D./Heitmeyer, W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren; S. 175 - 198. Weinheim/München 1985.
- Heitmeyer, W.:* Die gefährliche Zerstückelung von Zeit und Raum. In: Frankfurter Rundschau vom 26.09, S. 18; (1996).
- Helson, H.:* Adaptation-level theory, New York 1964.
- Helsper, W.:* Jugend und Schule. In: Krüger, H.-H. (Hrsg.): Handbuch der Jugendforschung; S. 249 - 272, Opladen 1988.
- Helsper, W.:* Selbstkrise und Individuationsprozeß, Opladen 1989.
- Herlyn, U.:* Zur Aneignung von Raum im Lebenslauf. In: Bertels, L./Herlyn, U. (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung; S. 7 - 35, Opladen 1990.
- Herms-Bohnhoff, E.:* Hotel Mama - Warum erwachsene Kinder heute nicht mehr ausziehen, Zürich 1993.
- Herrmann, T./Grabowski, J.:* Sprechen - Psychologie der Sprachproduktion, Heidelberg 1994.
- Herrmann, T./Schweizer, K.:* Sprechen über Raum, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle 1998.
- Herrmann, T.:* Allgemeine Sprachpsychologie: Grundlagen und Probleme, Weinheim 1995.
- Hertzberger, H.:* Einladende Architektur. In: Stadt 33; S. 38 - 45, (1986).
- Herzfeld, J.:* Landarbeiter in Mecklenburg, Berlin 1905.
- Herzinger, R.:* Werden wir alle jünger? In: Michel, K.M./Spengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 122: Die Zukunft der Moderne; S. 93 - 117, Berlin 1995.
- Hildenbrand, B.:* Fallrekonstruktive Forschung. In: Flick, U./Kardoff von, E./Keupp, H./Rosenstiel von, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung; S. 256 - 260, München 1991.
- Hiss, T.:* Ortsbesichtigung, Hamburg 1992.

- Hitzler, R./Honer, A.*: Lebenswelt - Milieu - Situation. In: KZfSS 36; S. 56 - 74, (1984).
- Hitzler, R.*: Sinnwelten - Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur, Opladen 1988.
- Hitzler, R.*: Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen. In: Möth, I./ Fröhlich, G. (Hrsg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile; S. 75 - 92, Frankfurt 1994.
- Hoens, G.*: Die naturräumliche Gliederung des nördlichen Teils des Kreises Geilenkirchen-Heinsberg - 1. Teil. In: Heimatkalender des Selfkantkreises Geilenkirchen-Heinsberg 1969; S. 90 - 99, Heinsberg 1969.
- Hoens, G.*: Die naturräumliche Gliederung des nördlichen Teils des Kreises Geilenkirchen-Heinsberg - 2. Teil. In: Heimatkalender des Selfkantkreises Geilenkirchen-Heinsberg 1970; S. 84 - 92, Heinsberg 1970.
- Hoffmann, D.*: Orte der Erinnerung oder: Wie ist heute sichtbar, was einmal war? In: Hoffmann, D. (Hrsg.): Orte der Erinnerung; S. 9 - 30, Loccum 1996.
- Hoffmann-Axthelm, D.*: Die dritte Stadt, Frankfurt 1993.
- Hoffmann-Axthelm, D.*: Anleitung zum Stadtumbau, Frankfurt/New York 1996.
- Höflich-Häberlein, L.*: Wer will denn nicht schön wohnen? In: Der Langfristige Kredit 37; S. 344 - 352, (1986).
- Hofmeister, B.*: Stadtgeographie, Braunschweig 1972.
- Höhn, B.*: Vorwort. In: Wirdeier E./Nitschmann J. (Hrsg.): Garzweiler; S. 11 - 14, Köln 1995.
- Holm, C.*: Bauen wie im Lego - Land. In: Spiegel Spezial: Wohnen 2000; S. 130 - 133, (1997).
- Höltershinken, D.*: Gewalt im Bereich der Wohnung und des Wohnumfeldes. In: DKSB (Hrsg.): Schützt Kinder vor Gewalt; S. 72 - 83, Weinheim 1983.
- Holzkamp, K./Schurig, V.*: Zur Einführung in A.N. Leontjews 'Problem der Entwicklung des Psychischen'. In: Leontjew, A.N.: Problem der Entwicklung des Psychischen; S. 11ff., Frankfurt 1973.
- Holzkamp, K.*: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt 1973.
- Holzkamp, K.*: Grundlegung der Psychologie, Frankfurt 1983.
- Holzkamp-Osterkamp, U.*: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung, (Bd. 1), Frankfurt 1975.
- Horkheimer, M./Adorno, T.W.*: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt 1991.
- Horkheimer, M.*: Gesellschaft im Übergang, Frankfurt 1972.
- Hörmann, H.*: Meinen und Verstehen, Frankfurt 1976.
- Hormuth, S.E.*: The Ecology of the Self. Relation and Self-concept Change, Cambridge 1990.

- Hornstein, W.:* Jugend in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre - Perspektiven und Aufgaben der Jugendforschung. In: Wiebe, H.H. (Hrsg.): Jugend in Europa; S. 17 - 40, Opladen 1988.
- Hörster, R.:* Bildungsplazierungen. Räume, Möglichkeiten und Grenzen der Heterotopologie. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume; S. 93 - 122, Opladen 1997.
- Horx, M.:* Trend Büro, Düsseldorf 1996.
- Hradil, S.:* Zwischen Bewußtsein und Sein, Opladen 1992.
- Hradil, S.:* Pfarrertöchter, 68er-Söhne, Karrieristenkinder. In: Buba, H.P./Schneider, N.F. (Hrsg.): Familie; S. 129 - 138, Opladen 1996.
- Hradil, S.:* Sozialstruktur und Kultur. In: Schwenk, O.G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft; S. 13 - 32, Opladen 1996a.
- HS-Woche*, Nr. 18 vom 3.05.1995: Wir unterstützen die Städte und Gemeinden.
- HS-Woche*, Nr. 22 vom 31.05.1995: Zeche: Kumpel drängen auf den Arbeitsmarkt.
- HS-Woche*, Nr. 24 vom 14.06.1995: Mit Angst vor Zukunft Garzweiler Durchboxen?
- HS-Woche*, Nr. 7 vom 14.02.1996.: Dickes Minister-Lob für das schöne Beeck.
- HS-Woche*, Nr. 19 vom 6.05.1998: Ämter fordern: Türme erhalten!
- Hubatsch, H.:* Im Naturpark Schwalm-Nette, Duisburg/München 1970.
- Huber, G.L./Mandl, H.:* Verbale Daten, Weinheim 1994.
- Hurrelmann, K./Mürmann, M./Wissinger, J.:* Persönlichkeitsentwicklung als produktive Realitätsverarbeitung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 6; S. 91 - 111, (1986).
- Hurrelmann, K./Rosewitz, B./Wolf, H.K.:* Lebensphase Jugend, Weinheim/München 1985.
- Husserl, E. (Hrsg.):* Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Halle 1928.
- Huth, W.:* Flucht in die Gewißheit, München 1995.
- Ilien, A./Jeggle, U.:* Leben auf dem Dorf, Opladen 1978. In: Wohnbau 4; S. 20 - 25, (1983).
- Ilien, A.:* Prestige in dörflicher Lebenswelt, Tübingen 1977.
- Innenminister des Landes Nordrhein-Westfalen:* Vorschlag zur Neugliederung der Gemeinden und Kreise des Neugliederungsraumes Aachen (III A 3 - 51), Düsseldorf 1971.
- Ipsen, D.:* Raumbilder, Pfaffenweiler 1997.
- Isbary, G. et al.:* Gebiete mit gesunden Strukturen und Lebensbedingungen, Hannover 1969.
- Ittelson, W.H./Prohansky, H.M./Rivlin, L.G./Winkel, G.H.:* Einführung in die Umweltpsychologie, Stuttgart 1977.

- Jacob, J.*: Kinder in der Stadt, Pfaffenweiler 1987.
- Jacob, J.*: Umwelt, Spiel, Ökologie. In: Zacharias, W. (Hrsg.): Spielraum für Spielräume; S. 46ff., München 1987a.
- James, W.*: Principles of psychology (1890), (Bd. 2); New York 1983.
- Jammer, M.*: Das Problem des Raumes, Darmstadt 1960.
- Janisch, P.*: Konstruktivismus und Naturerkenntnis, Frankfurt 1996.
- Jarre, J.*: Die Zukunftssicherung ländlicher Räume, Loccum 1996.
- Jay, M.*: Scopic regimes of modernity. In: Lash, S./Friedman, J. (Hrsg.): Modernity and identity; S. 178 - 195, Oxford 1992.
- Jebens, A.*: Die Rückkehr zur Nation. In: Mut 3; S. 18 -27, (1985).
- Jens, W.*: Nachdenken über Heimat, (ohne Ortsangabe) 1984.
- Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.): Jugend '81, Hamburg 1981.
- Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.): Jugend '92, (Bd. 1), Opladen 1992.
- Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hrsg.): Jugend '97 (Bd. 1 - 2), Opladen 1997.
- Junge, M.*: Forever young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland, Opladen 1995.
- Junker, J.P.*: Das Eigenheim. In: Huber, H. (Hrsg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit; S. 71 - 77, Freiburg (Schweiz) 1990.
- Kaminski, G.* (Hrsg.): Umweltpsychologie, Stuttgart 1976.
- Kaschuba, W.*: Ritual und Fest. Das Volk auf der Straße. In: Dülmen van, R. (Hrsg.): Dynamik der Tradition; S. 240 - 267, Frankfurt 1992.
- Kaufmann, F.X.*: Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart 1973.
- Kaufmann, F.X. et al.*: Familie und Wohnen. Schriftenreihe des BMJFG, (Bd. 20), Mainz 1979.
- Kebeck, G.*: Wahrnehmung, Weinheim/München 1994.
- Keim, K.D.*: Milieu in der Stadt, Stuttgart 1979.
- Keniston, R.*: Moral development, youthful activism and modern society. In: Youth and Society 1; S. 110 - 127, (1969).
- Keniston, R.*: Youth: A 'new' stage of life. In: The American Scholar 4; S. 631 - 654, (1970).
- Keppler, A.*: Wirklicher als die Wirklichkeit?, Frankfurt 1994.
- Kerby, A.P.*: Narrative and the self, Bloomington 1991.
- Kern, J.*: Singles, Opladen/Wiesbaden 1998.
- Kersten, J.*: Gut und (Ge-)Schlecht, Berlin/New York 1997.
- Keul, G.* (Hrsg.): Wohlbefinden in der Stadt, Weinheim 1995.
- Keupp, H./Bilden, H.* (Hrsg.): Verunsicherungen - das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, Göttingen 1989.
- Keupp, H.*: Riskante Chancen, Heidelberg 1988.

- Keupp, H.*: Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: Keupp, H./Bilden, H. (Hrsg.). Verunsicherungen - das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel; S. 47 - 9, Göttingen 1989.
- Keupp, H.*: Das Subjekt und die Psychologie in der Krise der Moderne: Die Chancen postmoderner Provokationen. In: Psychologie & Gesellschaftskritik 16; S. 17 - 41, (1992).
- Keupp, H.* (Hrsg.): Zugänge zum Subjekt, Frankfurt 1994.
- Keupp, H. et al.*: Identitätskonstruktionen, Reinbek 1999.
- Kiesewetter, H.*: Industrielle Revolution in Deutschland 1815 - 1914, Frankfurt 1989.
- Klein, W.*: Local deixis in route directions. In: Jarvella, R.J./Klein, W. (Hrsg.): Speech, place, and action; S. 161 - 182, Chichester 1982.
- Kleining, G.*: Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: KZfSS 34, S. 224 - 253, (1982).
- Kleining, G.*: Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, U./von Kardorff, E./Keupp, H./von Rosenstiel, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung; S. 11 - 22, München 1991.
- Kluge, T.*: Nachhaltigkeit als sozialökologische Perspektive: Das Beispiel Wasser. In: Brand, K.-W. (Hrsg.): Nachhaltige Entwicklung; S. 149 - 168, Opladen 1997.
- Knauff, M.*: Räumliches Wissen und Gedächtnis, Wiesbaden 1997.
- Knodt, R.*: Ästhetische Korrespondenzen, Stuttgart 1994.
- Knoke W.*: Kühne neue Welt, Wien 1998.
- Knorr Cetina, K.*: Laboratory Studies. The Cultural Approach to the Study of Science. In: Jasanoff, S./Markle, G.E./Peterson, J.C./Pinch, T. (Hrsg.): Handbook of Science and Technology Studies; S. 140 - 166, London/New Dehli 1994.
- Koch, G.*: Vom Heimatfilm zur Heimat. In: Ecker, G. (Hrsg.): Kein Land in Sicht; S. 203 - 212, München 1997.
- Köcher, W.*: Sicherheit im Alltag, Frankfurt 1987.
- Koelbl, H./Sack, M.*: Das deutsche Wohnzimmer, München/Luzern 1980.
- Koffka, K.*: Principles of topological psychology, New York 1936.
- Kohli, M.*: Wie es zur 'biographischen Methode' kam und was daraus geworden ist. In: ZfS 3; S. 273 - 293, (1981).
- Kohli, M.*: Gesellschaftszeit und Lebenszeit. In: Berger, J. (Hrsg.): Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren; S. 183 - 208, Göttingen 1986.
- Kracauer, S.*: Der verbotene Blick, Leipzig 1992.
- Kramer, D.*: Gedanken zur kulturpolitischen Bedeutung kleiner Museen. In: Scharfe, M. (Hrsg.): Museen in der Provinz; S. 9 - 19, Tübingen 1982.
- Kramer, F.W.*: Hanglage mit Seeblick. In: Michel, K.M./Karsunke, I./Sprengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 131: Neue Landschaften; S. 1 - 14, Berlin 1998.

- Kranefuss, A.*: Friedrich Honigmann. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg; S. 25 - 40, Heinsberg 1975.
- Krätke, S.*: Strukturwandel der Städte, Frankfurt/New York 1991.
- Kraus, W.*: Das erzählte Selbst, Pfaffenweiler 1996.
- Krause, H.J./Ohrt, J./Seggern von, H.*: Kinder in der inneren Stadt, (Teil I und II), Hamburg 1977.
- Kreis Heinsberg* (Hrsg.): Drei Jahre Kreis Heinsberg - 1972-1975, Erkelenz/Geilenkirchen 1975.
- Kreis Heinsberg* (Hrsg.): Der Kreis Heinsberg 1972-1987, Heinsberg 1987.
- Krings, F.*: Die Bergbaustadt Hückelhoven. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg; S. 148 - 151, Heinsberg 1974.
- Kritzraedt, J.*: Chronik der Stadt, Kirspels und Gerichtszwangs Gangelts bis zum Jahr 1644. In: Flink, K. (Hrsg.): Die ehemalige Stadt Gangelts unter Heinsberg, Brabant und Jülich, Gangelts 1975.
- Krockow Graf von, C.*: Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema, Stuttgart 1989.
- Krolzik, U.*: Umweltkrise - Folge des Christentums?, Berlin 1980.
- Kronau, E.*: Raum und soziales Handeln, Stuttgart 1977.
- Krovoza, A.*: Zur Genese der Normen abstrakter Arbeit, (Dissertation) Hannover 1975.
- Krüger, H.-H.*: Zwischen Verallgemeinerung und Zerfaserung - Zum Wandel der Lebensphase Jugend in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945. In: Büchner, P. et. al. (Hrsg.): Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich, Opladen 1990.
- Krüger, H.-H.*: Bilanz und Zukunft erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung; S. 32 - 54, Opladen 1996.
- Krüger, R.*: Gerechte Heimat für alle? In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 107 - 117, Opladen 1995.
- Krügler, K.*: Jugendgemäße Aneignung von Realität oder jugendliche Lebenswelten und sozialästhetische Intelligenz. In: AV-Information 2; S. 17 - 22, (1987).
- Kruse, H.*: Reform durch Regionalisierung, Frankfurt/New York 1990.
- Kruse, L.*: Räumliche Umwelt, Berlin/New York 1974.
- Kruse, L.*: Raum und Bewegung. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 313-325, Weinheim 1996.
- Küchler, M.*: 'Qualitative' Sozialforschung - ein neuer Königsweg? In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden?; S. 9 - 30, Königstein 1983.
- Kuczynski, J.*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, (Bd. 1 - 5), Köln 1981 - 1983.
- Kühn, M.*: Die Inszenierung des Ländlichen. In: Kommune 11, 1988.

- Kühnelt, W.:* Grundriß der Ökologie, Jena 1970.
- Kuipers, B.:* The 'map in the head' metaphor. In: *Environment and Behavior* 14; S. 202 - 220, (1982).
- Kuipers, B.:* The cognitive map: could it have been any other way? In: Pick, H.L./ Acredolo, L.P. (Hrsg.): *Spatial orientation*; S. 345 - 359, New York 1983.
- Kunz, T.:* Mit Bewegungsspielen gegen Unfälle und Gesundheitsschäden bei Kindergartenkindern, Frankfurt 1990.
- Kurze, K.-H.:* 'Sozialverträglichkeit' im Kontext der katholischen Soziallehre. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): *Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2)*; S. 283 - 308, Aachen 1996.
- Küster, H.:* Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa, München 1995.
- Kvale, S. (Hrsg.):* *Psychology and postmodernism*, London 1992.
- Lamnek, S.:* *Qualitative Sozialforschung*, (Bd. 1 - 2), München 1989.
- Landesentwicklungsplan I* vom 28.11.1966 in der Fassung vom 17.12.1970: Einteilung des Landesgebietes in Zonen (MBL. NW 1971); S. 200ff., Düsseldorf 1971.
- Landesentwicklungsplan II* vom 3.03.1970: Entwicklungsschwerpunkte und Entwicklungsachsen (MBL. NW); S. 494ff., Düsseldorf 1970.
- Landesentwicklungsprogramm* vom 7.08.1964 (MBL. NW), Düsseldorf 1964.
- Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle Heinsberg:* Landwirtschaft und landwirtschaftliche Ausbildung im 19. und 20. Jahrhundert im Kreis Heinsberg, '100 Jahre Landwirtschaftsschule im Kreis Heinsberg', Heinsberg 1983.
- Lange, A.:* Kindsein heute: Theoretische Konzepte und Befunde der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung sowie eine Explorativuntersuchung zum Kinderalltag in einer bodenseenahen Gemeinde, Konstanz 1996.
- Langenmaier, A.-V. (Hrsg.):* *Das Verschwinden der Dinge*, München 1993.
- Läpple, D.:* Essay über den Raum. In: Häußermann, H. et al. (Hrsg.): *Stadt und Raum*; S. 157 - 207, Pfaffenweiler 1991.
- Läpple, D.:* Thesen zu einem Konzept gesellschaftlicher Räume. In: Mayer, J. (Hrsg.): *Die aufgeräumte Welt*; S. 29 - 52, Loccum 1993.
- Laslett, P.:* *Verlorene Lebenswelten - Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft*, Frankfurt 1991.
- Lau, T./Wolff, S.:* Der Einstieg in das Untersuchungsfeld als soziologischer Lernprozeß. In: *KZSS* 35; S. 417 - 437, (1983).
- Laufer, R.S./Wolfe, M.:* Privacy as a concept and a social issue: A multi-dimensional developmental theory. In: *Journal of Social Issues* 33; S. 22 - 42, (1977).
- Lay, M.G.:* *Die Geschichte der Straße*, Frankfurt/New York 1994.

- Lee, L.C.:* Toward a cognitive theory of interpersonal development: Importance of peers. In: Lewis, M./Rosenblum, L.A. (Hrsg.): Friendship and peer relations; S. 207 - 222, New York 1975.
- Lefébvre, H.:* Die Revolution der Städte, München 1972.
- Lefébvre, H.:* Die Stadt im marxistischen Denken, Ravensburg 1975.
- Lehmann, A.:* Erzählstruktur und Lebenslauf, Frankfurt 1983.
- Lehmkuhl, K.:* Begraben in Garzweiler II, Aachen 1999.
- Lehmkuhl, R.:* Wohnen mit Kindern in der Stadt - Alternativen zum familienfeindlichen Städtebau. In: Deutsche Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft (Hrsg.): Kinder- und familiengerechtes Wohnen; S. 29 - 57, Neuwied 1985.
- Lenz, K.:* Jugendliche Heute. Lebenslagen, Lebensbewältigung und Lebenspläne, Linz 1989.
- Lenzen, D.:* Moderne Jugendforschung und postmoderne Jugend. Was leistet noch das Identitätskonzept? In: Helsper, W. (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne; S. 41 - 56, Opladen 1991.
- Leontjew, A.N.:* Problem der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt 1973/ Königstein 1980.
- Lepenies, W.:* Auf der Schwelle zur Moderne, München 1997.
- Lerner, R.M.:* Adolescent maturational changes and psychosocial development. A dynamic-interactional perspective. In: Youth Adolescence 14; S. 355 - 371, (1985).
- Leszczynski, C.:* Vorwort. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./ Leszczynski, C./ Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 9 - 11, Opladen 1995.
- Leu, H.R.:* Subjektivität als Prozeß, München 1985.
- Lewin, K.:* Der Richtungsbegriff in der Psychologie. In: Psychologische Forschung, (Bd. 19); S. 249ff., (1934).
- Lewin, K.:* Field theory and experiment in social psychology: Concepts and methods. In: American Journal of Sociology 44; S. 868 - 897, (1939).
- Lewin, K.:* Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Bern 1963.
- Lifton, R.J.:* The Protean Self, New York 1993.
- Linde, H.:* Sachdominanz in Sozialstrukturen: In: Albert, H. et al. (Hrsg.): Gesellschaft und Wissenschaft, (Bd. 4), Tübingen 1972.
- Lindemann, G./Boekhoff, H.:* Lexikon der Kunststile, Braunschweig 1975.
- Lindler, W./Breyvogel, W.:* Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität; S. 256 - 280, Bonn 1998.
- Lipietz, A.:* The Regulation Approach and Capitalist Crisis. In: Dunford, M./ Kafkales, G. (Hrsg.): Cities and Regions in the New Europe, London 1992.
- Lohauß, P.:* Moderne Identität und Gesellschaft, Opladen 1995.
- Lorenz, K.:* Das sogenannte Böse, Wien 1963.

- Lorenz, K.:* Über tierisches und menschliches Verhalten, München 1965.
- Lorenzer, A.:* Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie, Frankfurt 1972.
- Lösch, A.:* Die räumliche Ordnung der Wirtschaft, Stuttgart 1962.
- Löw, M.:* Raum ergreifen, Bielefeld 1994.
- Löw, M.:* Widersprüche der Moderne. Die Aneignung von Raumvorstellungen als Bildungsprozeß. In: Ecarius, J./Löw, M. (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume; S. 15 - 32, Opladen 1997.
- Lübbe, H.:* Identität und Kontingenz. In: Marquard, O./Stierle, K. (Hrsg.): Identität; S. 655 - 59, München 1979.
- Lübbe, H.:* Die Frage nach der Identität ist ein Symptom der Krise, Zürich 1991.
- Lüders, C./Reicherts, J.:* Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. In: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau 12; S. 90 - 102, (1986).
- Lüdte, H.:* Expressive Ungleichheit, Opladen 1989.
- Luhmann, N.:* Zeit und Handlung. Eine vergessene Theorie. In: ZfS 8; S. 1 - 63, (1979).
- Luhmann, N.:* Soziale Systeme, Frankfurt 1987.
- Lüscher, K. (Hrsg.):* Urie Bronfenbrenner - Ökologische Sozialisationsforschung, Stuttgart 1976.
- Lüscher, K.:* Ökologie und menschliche Entwicklung in soziologischer Sicht. In: Vaskovics, L.A. (Hrsg.): Umweltbedingungen familialer Sozialisation; S. 73 - 95, Stuttgart 1982.
- Lutz, B.:* Der kurze Traum immerwährender Prosperität, Frankfurt/New York 1984.
- Lutz, B.:* Zukunft der Arbeit und soziale Integration. In: Neue Praxis 17; S. 387 - 391, (1987).
- Lyman, S./Scott, M.:* Territoriality: A neglected sociological dimension. In: Social Problems 15; S. 236 - 249, (1967).
- Lynch, K.:* Das Bild der Stadt, Berlin 1965.
- Lynch, K.:* Das Bild der Stadt. In: Bauwelt Fundamente 16, Braunschweig 1975.
- Lyotard, J. F.:* Das postmoderne Wissen, Graz/Wien 1986.
- Maanen van, J.:* Tales of the field: On writing ethnography, Chicago (University of Chicago Press) 1988.
- Maar, C./Pöppel, E./Christaller, T. (Hrsg.):* Die Technik auf dem Weg zur Seele, Reinbek 1996.
- Macpherson, C.B.:* Die politische Theorie des Besitzindividualismus, Frankfurt 1967.
- Mader, W.:* Autobiographie und Bildung - Zur Theorie und Praxis der Guided Autobiography. In: Hoerning, E.M./Tietgens, H. (Hrsg.): Erwachsenen-

- bildung: Interaktion mit der Wirklichkeit; S. 145 - 154, Bad Heilbrunn 1989.
- Maeder, C./Brosziewski, A.*: Ethnographische Semantik. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik; S. 335 - 362, Opladen 1997.
- Magris, C.*: Die Welt - en gros und en détail, München/Wien 1999.
- MAGS (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales)*: Kinder in NW, Düsseldorf 1981.
- Maier, J.*: Politik für den ländlichen Raum. In: Jarre, J.: (Hrsg.): Die Zukunftssicherung ländlicher Räume; S. 41 - 60, Loccum 1996.
- Mander, J.*: Schafft das Fernsehen ab!, Reinbek 1979.
- Mandler, J.M.*: Stories, scripts and scenes: Aspects of schema theory, Hillsdale 1984.
- Mannheim, K.*: Strukturen des Denkens, (unveröff. Manuskript), Frankfurt 1980.
- March, J.G./Olsen, J.P.*: Rediscovering Institutions, New York 1989.
- Marinetti, F.T.*: Manifeste du Futurisme. Zitiert nach: Hilpert, T.: Die funktionale Stadt, Braunschweig 1978.
- Markl, H.*: Die ökologische Wirklichkeit. In: Wildenmann, R. (Hrsg.): Stadt, Kultur, Natur: Chancen zukünftiger Lebensgestaltung; S. 72 - 89, Baden-Baden 1989.
- Markowitz, J.*: Die soziale Situation. Entwurf eines Modells zur Analyse des Verhältnisses zwischen personalen Systemen und ihrer Umwelt, Frankfurt 1979.
- Marquard, O.*: Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz. In: Marquard, O./Stierle, K. (Hrsg.): Identität; S. 347 - 369, München 1979.
- Marten, F.*: Kaputtgeplant. Das Elend der Raum- und Stadtplanung, Frankfurt/New York 1997.
- Massey, D.*: Raum, Ort und Geschlecht. In: Bühler, E. et al. (Hrsg.): Ortsuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz; S. 109 - 122, Zürich/Dortmund 1993.
- Mattheier, K.J.*: Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Besch, W./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Ortssprachenforschung; S. 139 - 157, Berlin 1985.
- Maturana, H.R./Varela, F.L.*: Der Baum der Erkenntnis, München 1987.
- May, M.*: Mentale Modelle von Städten, Münster 1992.
- Mayer, J.*: Die aufgeräumte Welt, Loccum 1993.
- Mayer, K.U./Wagner, M.*: Der Auszug von Kindern aus dem elterlichen Haushalt - ein Erklärungsmodell für die Geburtsjahrgänge 1929-31, 1939-41 und 1949-51. In: Zimmermann, K.F. (Hrsg.): Demographische Probleme der Haushaltsökonomie; S. 43 - 79, Bochum 1986.
- Mayntz, R.*: Soziologie der öffentlichen Verwaltung, Heidelberg 1985.
- Mayring, P.*: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie; S. 187 - 211, Weinheim 1985.

- Mayring, P.*: Einführung in die qualitative Sozialforschung, München 1990.
- Mayring, P.*: Qualitative Inhaltsanalyse, Weinheim 1983; 1993.
- Mc Kibben, B.*: The Age of the Missing Information, New York 1992.
- Mc Luhan, M.*: Die magischen Kanäle, Düsseldorf/Wien 1968.
- Mc Luhan, M.*: Das Medium ist Massage; Frankfurt/Berlin 1969.
- McHardy, K.*: Nicht ohne meine Mutter. Das Nesthocker-Problem, Köln 1993.
- McKennzie, J./Park, R./Burgess, E./Roderick, D.*: The Ecological Approach of the Study of the Human Community, Chicago 1925.
- Mead, G.H.*: Geist, Identität und Gesellschaft (1968), Frankfurt 1980.
- Mead, G.H.*: Philosophie der Sozialität, Frankfurt 1969.
- Mehrabian, A.*: Räume des Alltags, Frankfurt 1987.
- Meier-Dallach, H.P./Hohermuth, S./Nef, R.*: Soziale Strukturen und räumliches Bewußtsein, Bern/Stuttgart 1985.
- Menzel, E.W.*: Naturalistic and experimental approaches to primate behavior. In: Willems, E.P./Raush, H.L. (Hrsg.): Naturalistic viewpoints in psychological research; S. 78 - 121, New York 1969.
- Merleau-Ponty, M.*: Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1966.
- Meuter, N.*: Narrative Identität, Stuttgart 1995.
- Meyers Konversations-Lexikon*, (Bd. 8), Leipzig/Wien 1895.
- Meyrowitz, J.*: Die Fernseh-Gesellschaft, Weinheim/Basel 1987.
- Michel, P.*: Vorwort des Herausgebers. In: Michel, P. (Hrsg.): Symbolik von Ort und Raum; S. vii - xxiv, Bern/Berlin/Frankfurt/New York/Paris/Wien 1997.
- Miller, R.*: Einführung in die Ökologische Psychologie, Veröffentlichung der Fernuniversität - Gesamthochschule Hagen 1986.
- Miller, R.*: Hausformen. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 493 - 500, Weinheim 1996.
- Miller, R.*: Territorialität. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 333 - 338, Weinheim 1996a.
- Miller, R.*: Umweltpsychologie, Stuttgart/Berlin/Köln 1998.
- Mitchell, W.J.*: City of Bits, Bosten/Berlin/Basel 1996.
- Mitscherlich, A.*: Die Unwirklichkeit unserer Städte, Frankfurt 1965.
- Mittelstraß, J.*: Das Wirken der Natur. In: Rapp, F. (Hrsg.): Naturverständnis und Naturbeherrschung; S. 36 - 69, München 1981.
- Mitzscherlich, B.*: 'Heimat ist etwas, was ich Mache', Pfaffenweiler 1997.
- Mitzscherlich, B.*: Heimat - Die Konstruktion eines Lebensgefühls. In: Psychologie Heute 24; S. 28 - 35, (1997a).
- Möckl, K.*: Der Regionalismus und seine geschichtlichen Grundlagen. In: Esterbauer, F. (Hrsg.): Regionalismus. Phänomen - Planungsmittel - Herausforderung für Europa, Wien 1979.

- Modelmog, I.*: Zeit und Raum im Aufbruch. In: Modelmog, I./Kirsch-Auwärter, E. (Hrsg.): Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen; S. 147 - 164, Freiburg 1996.
- Mohr, R.*: Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam, Frankfurt 1992.
- Mollenhauer, K.*: Die Zeit in Erziehungs- und Bildungsprozessen. In: Die deutsche Schule 73; S. 68 - 78, (1981).
- Möller, H.R.*: Innenräume, Außenwelten, Gießen 1981.
- Mongardini, C.*: Über die soziologische Bedeutung des magischen Denkens. In: Zingerle, A./Mongardini, C. (Hrsg.): Magie und Moderne, Marburg/Berlin 1987.
- Moore, R./Young, D.*: Children outdoors: Toward a social ecology of the landscape. In: Altman, I./Wohlwill, J.F. (Hrsg.): Children and the environment; S. 83 - 130, New York 1978.
- Moore, R.*: Childhood's Domain, London 1986.
- Moscovici, S.*: Versuch über die menschliche Geschichte der Natur, Frankfurt 1982.
- Muchow, M./Muchow, H.H.*: Der Lebensraum des Großstadtkindes, Hamburg 1935.
- Mueller, E./De Stefano, C.*: Sources of toddler's peer interaction in a playgroup setting, Bosten 1973.
- Müller, B.*: Auf'm Land ist mehr los, Weinheim/München 1989.
- Müller, H./Jäger, G.*: Über Jugendliche in der Graffiti-Szene. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, S. 225 - 255, Bonn 1998.
- Müller, H.*: „Zum methodischen Verstehen.“ In: Helsper, W./Müller, H.J./Nölke, E./Combe, A. (Hrsg.): Jugendliche Außenseiter; S. 59 - 73, Opladen 1991.
- Müller, H.*: Familie und Wohnen - Wohnung und Wohnumfeld. In: Bertram, H. (Hrsg.): Die Familie in Westdeutschland, Opladen 1991a.
- Müller, H.*: Kein Bild mehr. In: Die Zeit vom 07.06.1996; S. 41.
- Müller, H.*: Heimat oder der Betrug der Dinge. In: Ecker, G. (Hrsg.): Kein Land in Sicht; S. 213 - 219, München 1997.
- Müller, M.*: Sozialgeschichtliche Aspekte des Wohnens. In: Andritzky, M./Selle, G. (Hrsg.): Lernbereich Wohnen, (Bd. 1); S. 252ff., Reinbek 1979.
- Münch, P.*: Lebensformen in der frühen Neuzeit, Frankfurt/Berlin 1992.
- Münch, R.*: Globale Dynamik, lokale Lebenswelten, Frankfurt 1998.
- Münchmeier, R.*: Die Lebenslage junger Menschen. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97, (Bd. 1); S. 277 - 303, Opladen 1997.
- Nabokov, V.*: On a Book Entitled Lolita, Harmondsworth 1982.
- Naffin, G.*: Wohnvorstellungen der jungen Generation, Coburg 1970.

- Nassehi, A.:* In jeder Gegenwart muß neu begonnen werden. In: Bardmann, T.M. (Hrsg.): Zirkuläre Positionen; S. 229 - 249, Opladen 1997.
- Neddens, M.:* Ökologisch orientierte Stadt- und Raumentwicklung, Wiesbaden/Berlin 1986.
- Neef, R.:* Wohnungsversorgung und 'neue Wohnungsnot'. In: Leviathan 9; S. 332 - 353, (1981).
- Neukirch, R.:* Die Entwicklung der Kulturlandschaft im deutsch-niederländischen Grenzgebiet der Maas- und Rheinlande unter besonderer Berücksichtigung des Faktors politische Grenze, (Dissertation) Köln 1975.
- Niesyto, H.:* Medien als Erfahrungsräume. In: Böhnisch, L./Münchmeier, R. (Hrsg.): Pädagogik des Jugendraums; S. 71 - 96, Weinheim/München 1993.
- Niethammer, L.:* Einführung. In: Niethammer, L. (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis; S. 7 - 36, Frankfurt 1985.
- Nietzsche, F.:* Menschliches Allzumenschliches (1878), Stuttgart 1964.
- Nissen, U.:* Kindheit, Geschlecht und Raum, Weinheim/München 1998.
- Noack, P.:* Jugend und Umwelt. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 376 - 382, Weinheim 1996.
- Nohl, W.:* Das Naturschöne im Konzept der städtischen Freiraumplanung. In: Das Gartenamt 31; S. 525 - 532, (1982).
- Nokielski, H.:* Straße als Lebensraum? Funktionalisierung und Revitalisierung sozialer Räume. In: Krüger, J./Pankoke, E. (Hrsg.): Kommunale Sozialpolitik; S. 129 - 155, München 1985.
- Norberg-Schulz, C.:* Genius Loci: Landschaft, Lebensraum, Baukunst, Stuttgart 1982.
- Nöth, W.:* Handbuch der Semiotik, Stuttgart 1985.
- Nowotny, H./Knorr, K.D.:* Die Feldforschung. In: Koolwijk van, J./Wieken-Mayser, M. (Hrsg.): Techniken der empirischen Sozialforschung, (Bd. 2); S. 82 - 112, München/Wien 1975.
- Oerter, R.:* Kindheit. In: Oerter, R./Montada, L.: Entwicklungspsychologie; S. 195 - 241, München 1987.
- Oester, K.:* Wie der Vogel im Nest. In: Huber, H. (Hrsg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit; S. 35 - 52, Freiburg (Schweiz) 1990.
- Oevermann, U./Allert, T./Grupp, H./Konau, E./Krambeck, J./Schröder-Caesar, E./Schütze, J.:* Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. In: Lepsius, M.R. (Hrsg.): Zwischenbilanz der Soziologie; S. 274 - 295, Stuttgart 1976.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J.:* Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften; S. 352 - 434, Stuttgart 1979.

- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E.:* Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten: Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Heinze, T. (Hrsg.): Interpretation einer Bildungsgeschichte; S. 15 - 69, Bensheim 1980.
- Oevermann, U.:* Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der 'objektiven Hermeneutik.' In: Aufenager, S./Lenssen, M. (Hrsg.): Handlung und Sinnstruktur: Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik; S. 19 - 83, München 1986.
- Oevermann, U.:* Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus ver-sozialwissenschaftlicher Identitätsformation. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individualismus zur Individualität ohne Ende; S. 243 - 286, Opladen 1988.
- Oevermann, U.:* Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. In: Jung, T./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): 'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß; S. 106 - 189, Frankfurt 1993.
- Ogger, G.:* Die Gründerjahre, München 1995.
- Olk, T./Otto, U. (Hrsg.):* Soziale Dienste im Wandel, (Bd. 1), Darmstadt 1987.
- Olk, T.:* Jugend und Gesellschaft. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Interdisziplinäre Jugendforschung; S. 41ff., Weinheim/München 1986.
- Olk, T.:* Jugend an den Grenzen der Moderne. Ein gescheitertes Projekt? In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Pädagogische Jugendforschung; S. 31 - 48, Opladen 1989.
- Orians, G.H.:* Habitat selection: General theory and applications to human behavior. In: Lockard, J.S. (Hrsg.): The Evolution of Human Social Behavior; S. 49 - 66, New York 1980.
- Oßenbrügge, J.:* Politische Geographie als räumliche Konfliktforschung. In: Hamburger Geographische Studien 40, Hamburg 1983.
- Ostner, I.:* Frauen und Öffentlichkeit. In: Arch+ 60; S. 22ff., (1981).
- Oswald, H.:* Beziehungen zu Gleichaltrigen. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '92, (Bd. 2); S. 319 - 334, Opladen 1992.
- Oswald, H.:* Der Jugendliche. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft; S. 383 - 405, Reinbek 1995.
- Otto, B.:* Ratschläge für den häuslichen Unterricht, Berlin 1908.
- Otto, J.:* Das Wohnumfeld als Aufgabe städtebaulicher Planung, Hannover 1982.
- Otto, M.A.C.:* Der Ort. Phänomenologische Variationen, Freiburg/München 1992.
- Ottomeyer, K.:* Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K./Ulrich, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung; S. 153 - 186, Weinheim 1991.

- Paffen, K./Schüttler, A./Müller-Miny, H.:* Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 108/109 Düsseldorf-Erkelenz. Naturräumliche Gliederung Deutschlands, Geographische Landesaufnahme 1:200.000. Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hrsg.), Bonn-Bad Godesberg 1963.
- Papastefanou, C.:* Auszug aus dem Elternhaus, Weinheim/München 1997.
- Parin, P.:* Die äußeren und inneren Verhältnisse. In: Berliner Hefte 15; S. 5 - 34; (1980).
- Paris, R.:* Zur Problematisierung des Holzkamp'schen Konzepts der Gegenstandsbedeutung. In: Ästhetik und Kommunikation 8; S. 19 - 27, (1977).
- Parke, R.S./Sawin, D.B.:* Children's privacy in the home: Developmental, ecological, and child-rearing determinants. In: Environment and Behavior 11; S. 87 - 104, (1979).
- Parker, I./Shotter, J. (Hrsg.):* Deconstructing social psychology, London 1990.
- Parsons, T.:* Some Reflections on the Place of Force in Social Progress. In: Parsons, T. (Hrsg.): Sociological Theory and Modern Society; S. 264 - 296, New York 1967.
- Parsons, T.:* The Structure of Social Action, Glencoe 1967a.
- Parsons, T.:* Prolegomena to a Theory of Social Institutions. In: American Sociological Review 55; S. 319 - 333, (1990).
- Patry, J.-L.:* Feldforschung in den Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie 4; S. 317 - 335, (1979).
- Patry, J.-L. (Hrsg.):* Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen, Bern/Stuttgart/Wien 1982.
- Patterson, G.R.:* Stress: A change agent for family progress. In: Garnezy, N./Rutter, M. (Hrsg.): Stress, coping and development; S. 235 - 264, New York 1983.
- Patton, M.Q.:* Qualitative Evaluation and Research Methods, London 1990.
- Pawlow, T.:* Die Widerspiegelungstheorie, Berlin 1973.
- Pazzini, K.-J.:* Wohnkultur. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe, (Bd. 2); S. 1625 - 1632, Reinbek 1997.
- Peek, R.:* Kindliche Erfahrungsräume zwischen Familie und Öffentlichkeit, Münster 1995.
- Peirce, C.P.:* Naturordnung und Zeichenprozeß, Frankfurt 1991.
- Perroux, F.:* Notes sur la notion des pôles de croissance. In: Economie Appliquée, (Bd. 8), 1955.
- Pestalozzi, J.H.:* Lienhard und Gertrud, Bad Heilbrunn 1966.
- Peters, B.:* Die Integration moderner Gesellschaften, Frankfurt 1993.
- Pfeiffer, J.:* Statement. In: Jarre, J. (Hrsg.): Die Zukunftssicherung ländlicher Räume; S. 259 - 264, Loccum 1996.

- Piaget, J./Inhelder, B.*: Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde, Stuttgart 1971.
- Pieper, R.*: Die neue Sozialphysik, Frankfurt/New York 1989.
- Pieper, R.*: Regionalbewußtsein als regionale, kollektive Identität. In: Belschner, W./ Grubitzsch, S./Leszczynski, C./ Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 129 - 140, Opladen 1995.
- Pieper, U./Haderer, K.*: Traumschiff Heimat, Stuttgart 1991.
- Pietsch, F.*: Kurzreport über Neugliederung. In: Heimatkalender der Erkelener Lande 1972; S. 25 - 27, Erkelenz 1972.
- Piperek, M.*: Umweltpsychologie, Wohn- und Baupsychologie, Wien 1975.
- Plank, U./Ziche, J.*: Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereichs, Stuttgart 1979.
- Platta, H.*: Identitäts-Ideen, Gießen 1998.
- Pöggeler, F.*: Auf der Suche nach der 'normalen' Jugend. In: Jugendwohl 63; S. 384ff., (1982).
- Pohl, J.*: Regionalbewußtsein als Thema der Sozialgeographie, Regensburg 1993.
- Polanyi, K.*: The Great Transformation, Frankfurt 1995.
- Popcorn, F.*: Der Popcorn Report, München 1992.
- Porteous, J.D.*: Environment and behavior. Reading, MA: Addison-Wesley 1977.
- Postman, N.*: Wir amüsieren uns zu Tode, Frankfurt 1994.
- Priebe, H.*: Wer wird die Scheunen füllen?, Düsseldorf 1954.
- Prigge, W.* (Hrsg.): Die Materialität des Städtischen, Basel 1987.
- Prigge, W.*: Urbi et orbi. Zur Epistemologie des Städtischen. In: Noller, P. et al. (Hrsg.): Stadt-Welt; S. 63 - 71, Frankfurt 1994.
- Prognos AG* (Studie): Struktur- und Entwicklungsgutachten für den Kreis Heinsberg, Basel 1990 (unveröffentlicht).
- Proshansky, H. M.*: The City and the Self-identity. Environment and Behavior 10; S. 147 - 169, (1978).
- Proshansky, H.M./Fabian, A.K./Kaminoff, R.*: Place identity: Physical world socialization of the self. Journal of Environmental Psychology 3; S. 57 - 83, (1983).
- Purpar, R.*: Naturpark Schwalm-Nette, Duisburg 1990.
- Radkau, J.*: Das Leitbild Natur aus historischer Sicht. In: Mayer, J. (Hrsg.): Zurück zur Natur!? - Zur Problematik ökologisch - naturwissenschaftlicher Ansätze in den Gesellschaftswissenschaften; S. 243 - 248, Lohr 1993.
- Räppel, M.*: Wohnqualität in Städten, Dortmund 1984.
- Rat der Stadt Geilenkirchen*: Vorrang für die heimische Kohle - Grundsatzklärung des Rates der Stadt Geilenkirchen (Beschluß 6/1988), Geilenkirchen 1988.

- Rauschenbach, B.:* Nun Ade, du mein Heimatland ... Überlegungen zur Heimat als Grenzbegriff. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 69 - 79, Opladen 1995.
- Reichert, J./Schröer, N.:* Erheben, Auswerten, Darstellen. In: Schröer, N. (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung; S. 56 - 84, Opladen 1994.
- Reichert, J.:* Probleme qualitativer Sozialforschung. Zur Entwicklungsgeschichte der objektiven Hermeneutik, Frankfurt/New York 1986.
- Reinhardt, C.:* Die Richardstraße gibt es nicht, Frankfurt/New York 1999.
- Reitz, E.:* Drehort Heimat, Frankfurt 1993.
- Reuber, P.:* Heimat in der Großstadt, Kölner Geographische Arbeiten 58, Köln 1993.
- Reulecke, J.:* Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt 1985.
- Revers, W.:* Frustrierte Jugend, (Bd. 1 - 2), Salzburg 1969; 1975.
- Rheingold, H.:* Virtuelle Welten, Reinbek 1995.
- Richter G./Schmals K.M.:* Die Krise des ländlichen Raumes. In: Schmals, M./ Voigt, R. (Hrsg.): Krise ländlicher Lebenswelten; S. 193 - 227, Frankfurt/New York 1986.
- Ricoeur, P.:* Zeit und Erzählung, (Bd. 3): Die erzählte Zeit, München 1991.
- Riedel, W.:* Heimat im Kräftefeld von Umwelt und Innenwelt. In: Riedel, W. (Hrsg.): Heimatbewußtsein; S. 82 - 95, Husum 1981.
- Riemann, G.:* Bringt die neue DIN 18011 familiengerechtere Wohnungen? In: Bauwelt 37; S. 1599 - 1602, (1984).
- Rieser, D.:* Jugend und Wohnen, Opladen 1997.
- Ritter, J.:* Landschaft. In: Ritter; J. (Hrsg.): Subjektivität; S. 141 - 163, Frankfurt 1974.
- Ritzer, G.:* Die McDonaldisierung der Gesellschaft, Frankfurt 1995.
- Ritzerfeld, R.:* Die strukturelle Neuorientierung des Heinsberger Raumes, Wiesbaden 1995.
- Robert, G.:* Junge Erwachsene. In: Neue Praxis 2; S. 99 - 110, (1990).
- Rock, I.:* The Logic of Perception, Massachusetts 1983.
- Rodin, J.:* Crowding, perceived choice and response to controllable and uncontrollable outcomes. In: Journal of Experimental Social Psychology 12; S. 564 - 578; (1976).
- Rolff, H.-G./Zimmermann, P.:* Kindheit im Wandel, Weinheim/Basel 1985.
- Röll, F.J./Wolf, H.:* Grundlagen der Bildgestaltung - Hinweise zur normativen Kraft der Ästhetik. In: Baacke, D./Röll, F.J. (Hrsg.): Weltbilder - Wahrnehmung - Wirklichkeit; S. 171 - 196, Opladen 1995.
- Röll, F.J.:* Ästhetik und Wirklichkeit als politischer Bildungsprozeß. In: AV-Information 3; S. 3 - 9, (1986).

- Röll, F.J.:* Bild, Raum und Identität - Sinnsuche im Medienzeitalter. In: Baacke, D./Röll, F.J. (Hrsg.): *Weltbilder - Wahrnehmung - Wirklichkeit*; S. 142 - 167, Opladen 1995.
- Roos, P.D.:* Jurisdiction: An ecological concept. In: *Human Relations* 21; S. 75 - 84, (1968).
- Rosenmayr, L./Kolland, F.:* Mein 'Sinn' ist nicht dein 'Sinn'. Verbindlichkeit oder Vielfalt - Mehrere Wege im Singletum. In: Beck, U. (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*; S. 256 - 287, Frankfurt 1997.
- Roth, J./Wieland, R.* (Hrsg.): *Öde Orte*, Leipzig 1998.
- Rothe, K.H.:* *Das Verfahren bei Aufstellung von Bauleitplänen*, Köln 1989.
- RP*, Nr. 157 vom 10.07.98: Der Schmerz hielt sich in Grenzen: Das Alte muß dem Neuen weichen.
- Ruede-Wissmann, W.:* *Wohnungsbedingte Generationskonflikte*, (Dissertation) Stuttgart 1983.
- Rughöft, S.:* Expertise zum Teilgebiet Wohnhygiene. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): *Gesundheitserziehung in der Schule*; S. 73 - 98, Stuttgart 1978.
- Ruhrmann, J.:* Suizide bei Umsiedlungen. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): *Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2)*; S. 230 - 242, Aachen 1996.
- Sachs, W.:* Kindheit in der Auto-Gesellschaft. In: *Psychologie Heute* 9; S. 38 - 41, (1982).
- Sachs, W.:* Natur als System. Vorläufiges zur Kritik der Ökologie. In: Mayer, J. (Hrsg.): *Zurück zur Natur!? - Zur Problematik ökologisch - naturwissenschaftlicher Ansätze in den Gesellschaftswissenschaften*; S. 219 - 230, Loccum 1993.
- Sachverständigenkommission für die kommunale Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen:* Die kommunale und staatliche Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen; Abschnitt A.: Die Neugliederung in den ländlichen Zonen (Gutachten), Siegburg 1966.
- Sachverständigenkommission für die kommunale Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen:* Die kommunale und staatliche Neugliederung des Landes Nordrhein-Westfalen; Abschnitt B: Die Neugliederung der Städte und Gemeinden in den Ballungszonen und die Reform der Kreise (Gutachten), Siegburg 1968.
- Saldern von, M.:* Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden. In: König, E./Zedler, P. (Hrsg.): *Bilanz qualitativer Forschung*, (Bd. 1): *Grundlagen qualitativer Forschung*; S. 331 - 372, Weinheim 1995.
- Sampson, E.E.:* The decentralization of identity. In: *American Psychologist* 40; S. 1203 - 1211, (1985).
- Sarbin, T.R.:* The Narrativ as a Root Metapher for Psychologie. In: Sarbin, T.H. (Hrsg.): *Narrativ Psychologie - The Storied Nature of Human Conduct*; S. 3 - 21, New York 1986.

- Savage, P. et al.*: Locality Research. In: The Quarterly Journal of Social Affairs 3; S. 27 - 51, (1987).
- Schäfer, L.*: Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur, Frankfurt 1993.
- Schama, S.*: Der Traum von der Wildnis, München 1996.
- Scharping, M./Görg, C.*: Ökologische Krise und Naturverständnis. In: Görg, C. (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang; S. 179 - 201, Darmstadt 1994.
- Schiemann, G.* (Hrsg.): Was ist Natur?, München 1996.
- Schindler, N.*: Spuren in die Geschichte der 'anderen' Zivilisation. In: Dülmen van, R./Schindler, N. (Hrsg.): Volkskultur. Zur Wiederherstellung des vergessenen Alltags; S. 13 - 77, Frankfurt 1984.
- Schlemmer, E.*: Soziale Beziehungen junger Paare. In: Bertram, H. (Hrsg.): Die Familie in Westdeutschland, Opladen 1991.
- Schmalz-Bruns, R.*: Perspektiven demokratischer Gestaltung - die neuere Diskussion um Demokratie und politische Institution. In: Görg, C. (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang; S. 157 - 176, Darmstadt 1994.
- Schmidt, A.*: Zur Geschichte der Steinkohlezeche 'Sophia-Jacoba' in Hückelhoven. In: Heimatkalender der Erkelenzer Lande; S. 109 - 113, Erkelenz 1958.
- Schmidt, G./Seibold, D.*: Mit Leib und Seele. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 187 - 213, Aachen 1996.
- Schmieder, A.*: Nur neue Innerlichkeit - oder: Ein radikales Bedürfnis nach Heimat. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Doohm, St. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 141 - 149, Opladen 1995.
- Schmitt, D.*: Krieg gegen die Natur. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 309 - 316, Aachen 1996.
- Schmitz, J.*: Der Kreis Heinsberg. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 1973; S. 121 - 132, Heinsberg 1973.
- Schmolke, M.*: Der Identitätsbegriff bei Ammon - in Vergleich mit anderen psychologischen Schulen. In: Dynamische Psychiatrie 21; S. 313 - 325, (1988).
- Schneewind, K.A./Beckmann, M./Engfer, A.*: Eltern und Kinder, Stuttgart 1983.
- Schneewind, K.A./Braun, M.*: Jugendliche Ablösungsaktivitäten und Familienklima. In: System Familie 1; S. 49 - 61, (1988).
- Schneider, G.*: Strukturkonzept und Interpretationspraxis der objektiven Hermeneutik. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie; S. 71 - 91, Weinheim 1985.
- Schneider, G.*: Psychological Identity of and Identification with Urban Neighbourhoods. In: Frick, D. (Hrsg.): The Quality of Urban Life;

- S. 203 - 218, Berlin/New York 1986.
- Schneider, G.*: Image: Bedeutungsbezogene Umweltrepräsentation. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 278 - 287, Weinheim 1996.
- Schneider, G.*: Kognitive Karte und Kartierung: Orientierungsbezogene Umweltrepräsentation. In: Kruse, L./ Graumann, C.-F./Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 268 - 277, Weinheim 1996a.
- Schneider, G.*: Umweltästhetik. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 294 - 310, Weinheim 1996b.
- Schneider, G.*: Umweltpräsentation: Problembereiche. In: Kruse, L./ Graumann, C-F./ Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 263 - 267, Weinheim 1996c.
- Schneider, U.*: Neues Wohnen - Alte Rollen?, Pfaffenweiler 1992.
- Schönherr, H.-M.*: Von der Schwierigkeit, Natur zu verstehen, Frankfurt 1989.
- Schönherr-Mann, H.-M.*: Postmoderne Theorien des Politischen, München 1996.
- Schottmayer, G./Christmann, R.*: Beiträge zur kinderorientierten Gestaltung der Wohnumwelt, (Bd. 1), Stuttgart 1976.
- Schramm, A.*: Die kommunale Neugliederung und ihre Auswirkungen im Kreis Heinsberg, (unveröffentlichte Examensarbeit) Düsseldorf 1983.
- Schraube, E.*: Auf den Spuren der Dinge, Berlin/Hamburg 1998.
- Schüle, J.A.*: Psychoanalyse und Psychoboom. In: Psyche 32; S. 420 - 440, (1978).
- Schuller, M.*: Bilder - Schrift - Gedächtnis. In: Huber, J./Müller, A.M.: Raum und Verfahren; S. 105 -126, Frankfurt/Zürich 1993.
- Schultz-Gambard, J.*: Dichte und Enge. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./ Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 339 - 346, Weinheim 1996.
- Schulze, G.*: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/New York 1996.
- Schulze, T.*: Walter Benjamin: Loggien. eine Untersuchung zur Bedeutung von Orten in Lebensgeschichten. In: Behnken, I./Schulze, T. (Hrsg.): Tatort: Biographie; S. 75 - 93, Opladen 1997.
- Schuster, M.*: Fotopsychologie, Berlin/Heidelberg 1996.
- Schütz, A.*: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: The Hague: Martinus Nijhoff; S. 237 - 298, (1971).
- Schütze, F.*: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, (Fakultät für Soziologie) Bielefeld 1977.
- Schütze, F.*: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3, S. 283 - 293, (1983).

- Schütze, Y.*: Individualisierung und Familienentwicklung im Lebensverlauf.
In: BMfJFFG (Hrsg.): 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland; S. 57 - 63, Bonn 1989.
- Schwab, S.*: Mit Kohlenstoff ins Schwarze getroffen. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg; S. 234 - 237, Heinsberg 1988.
- Schwarz, K.*: Haushaltszugehörigkeit im Lebenslauf. In : Birg, H. (Hrsg.). Demographische Methoden zur Prognose der Haushalts- und Familienstruktur, Frankfurt/New York 1986.
- Schwengel, H. et al.*: Lebensstile, Politik und die Kultur des Wählens. In: Die neue Gesellschaft, Frankfurter Hefte 34; S. 544 - 549, (1987).
- Seel, M.*: Eine Ästhetik der Natur, Frankfurt 1991.
- Seel, M.*: Ästhetische und moralische Anerkennung der Natur. In: Huber, J./Müller, A.M. (Hrsg.): Raum und Verfahren; S. 205 - 227, Basel/Frankfurt/Zürich 1993.
- Seggern von, H.*: Alltägliche Nutzung wohnungsbezogener Freiräume in Wohnsiedlungen am Stadtrand, Darmstadt 1982.
- Seibold, D./Lövenich, R.*: Alte Menschen im Umsiedlungsprozeß - Eine lebensweltliche Befragung. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 215 - 222, Aachen 1996.
- Seifert, A.*: Jugendliche in der Techno-Szene. In: Breyvogel, W. (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, S. 209 - 111, Bonn 1998.
- Selle, G.*: Die eigenen vier Wände, Frankfurt 1996.
- Sennett, R.*: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, Frankfurt 1983.
- Sennett, R.*: Der flexible Mensch, Berlin 1998.
- Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B.* (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2), Aachen 1996.
- Sevenich, R./Gellrich, B.* (Hrsg.): Sozial Verträglich? (Teil 1), Aachen 1993.
- Sevenich, R.*: Vom Opfer zum Partner - Ohne die Betroffenen geht es nicht! In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 105 - 118, Aachen 1996.
- Sieferle, R.P.*: Rückblick auf die Natur, München 1997.
- Sieferle, R.P.*: Die totale Landschaft. In: Michel, K.M./Karsunke, I./Spengler, T. (Hrsg.): Neue Landschaften; S. 155 - 169, Berlin 1998.
- Sieren, F.*: Dem Volk trauen? In: Michel, K.M./Karsunke, I./Spengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 117: Das Volk, der Souverän; S. 111 - 122, Berlin 1994.
- Sieverts, T.*: Zwischenstadt, Braunschweig/Wiesbaden 1998.
- Silbereisen, R.K./Schwarz, B.*: Strukturelle und psychologische Determinanten des Auszugsalters. In: Buba, H.P./Schneider, N.F. (Hrsg.): Familie; S. 307 - 318, Opladen 1996.
- Silbermann, A.*: Neues vom Wohnen der Deutschen, Köln 1991.

- Simmel, G.*: Soziologie, München/Leipzig 1922.
- Simmel, G.*: Brücke und Tür, hrsg. von Susmann, M./Landmann, M., Stuttgart 1957.
- Simmel, G.*: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908), Berlin 1958.
- Simon, F.B./Stierlin, H.*: Die Sprache der Familientherapie, Stuttgart 1984.
- Sloterdijk, P.*: Blasen (Sphären I), Frankfurt 1998.
- Sloterdijk, P.*: Der gesprengte Behälter. In: Spiegel Spezial: Sehnsucht nach Heimat, Nr. 6; S. 24 - 29, Hamburg 1999.
- Smith, A.*: Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichtums. Zit. nach Braun, R./Fischer, W./Großkreutz, H./Volkman, H. (Hrsg.): Industrielle Revolution; S. 22f., Köln 1976.
- Smolczyk, A.*: Oberhausen liegt am Meer. In: Michel, K.M./Karsunke, I./Sprengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 131: Neue Landschaften; S. 81 - 89, Berlin 1998.
- Sombart, W.*: Das Proletariat, Frankfurt 1906.
- Sophia-Jacoba Handelsgesellschaft mbH* (Hrsg.): Sophia-Jacoba, Hückelhoven 1973.
- Spinnen, B.*: Nachwort zur Gesamtausgabe von Arthur Schnitzlers 'Erzählungen', Zürich 1994.
- Spöhring, W.*: Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1989.
- Stadt Hückelhoven* (Hrsg.): Vorteil Hückelhoven, Hückelhoven 1990.
- Stadt Mönchengladbach* (Hrsg.): Die Lösung im Norden des Neugliederungsraumes (Stellungnahme zum Gesetzentwurf der Landesregierung zur Neugliederung der Gemeinden und Kreise des Neugliederungsraumes Aachen), Mönchengladbach 1970.
- StadtRat* (Hrsg.): Umkämpfte Räume, Hamburg/Berlin/Göttingen 1998.
- Stadtverwaltung Geilenkirchen* (Hrsg.): Picknick-Tips, Geilenkirchen 1993.
- Stapf, K. H.*: Die subjektive Landkarte. Untersuchungen zur phänomenalen Struktur geographischer Bereiche. In: Lammers, G./Reichenbach, E. (Hrsg.): Verhalten in der Stadt. Institut für Städtebau und Landschaftsplanung, Karlsruhe 1977.
- Steinbach, L.*: Lebenslauf, Sozialisation und 'erinnerte Geschichte'. In: Niethammer, L. (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis; S. 393 - 435, Frankfurt 1985.
- Stern, K./Püttner, G.*: Neugliederung der Landkreise Nordrhein-Westfalens, Berlin/Frankfurt 1969.
- Stern, W.*: Studien zur Personwissenschaft. Erster Teil: Personalistik als Wissenschaft, Leipzig 1930.
- Stiens, G.*: Szenarien zur Entwicklung der Raum- und Siedlungsstruktur der Bundesrepublik Deutschland. In: Stadtbauwelt Nr. 82; S. 145 - 150, (1984).

- Stierlin, H./Levi, L.D./Savrd, R.J.*: Zentrifugale und zentripetale Ablösung in der Adoleszenz: zwei Modi und einige ihrer Implikationen. In: Döbert, R. et al. (Hrsg.): Entwicklung des Ich; S. 46 - 67, Königstein 1980.
- Stierlin, H.*: Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter, Frankfurt 1976.
- Strassel, J.*: Der formulierte Ort. In: Mayer, J. (Hrsg.): Die aufgeräumte Welt; S. 211 - 224, Loccum 1993.
- Strauss, A.L./Corbin, J.*: Basics of Qualitative Research - Grounded Theory, Procedures and Techniques, Newbury Park/London/New Delhi 1990.
- Strauss, A.L.*: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, München 1991;1994.
- Strauss, W.*: Rettet die Linke die Nation? 2.Teil. In: Mut 2; S. 42 - 49, (1985).
- Streit von, A.*: 'Das Leben geht weiter' In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97, (Bd. 1); S. 79 - 102, Opladen 1997.
- Streit von, A.*: Verstehen statt Verdonnern. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97, (Bd. 2); S. 11 - 12, Opladen 1997a.
- Ströker, E.*: Philosophische Untersuchungen zum Raum, Frankfurt 1977.
- Strzoda, C./Zinnecker, J./Georg, W.*: Der Auszug aus dem Elternhaus als Lebenslaufereignis; Siegen 1993.
- Stuhr, U.*: Ohne Verstehen keine Fallgeschichte. In: Stuhr, U./Deneke, F.W. (Hrsg.): Die Fallgeschichte; S. 85 - 105, Heidelberg 1993.
- Sturm, G.*: Raumkonzepte und Raumaneignung, (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript) Dortmund/Marburg 1996.
- Super Mittwoch*, Nr. 24 vom 14.06.1995: Neugliederung ist längst anerkannt!
- Super Mittwoch*, Nr. 8 vom 21.02.1996: Unsere Wirtschaft baut auf vier Asphaltspuren.
- Super Mittwoch*, Nr. 9 vom 28.02.1996: Der Weg in die Zukunft ist frei.
- Super Sonntag*, Nr. 49 vom 7.12.1997: Kreis wird immer bekannter.
- Super Sonntag*, Nr. 28 vom 12.07.1998: Ein 'Leuchtturm' weicht dem Industriepark.
- Super Sonntag*, Nr. 39 vom 27.09.1998: Umsatz rückläufig, Ergebnis verbessert.
- Super Sonntag*, Nr. 44 vom 1.11. 1998: RWE und Rheinbraun halten an Garzweiler II fest.
- Super Sonntag*, Nr. 49 vom 6.12.1998: Letzter Förderturm gesprengt: Sein Bruder hat ihn aufgefangen...
- Tenfelde, K.*: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn/Bad Godesberg 1977.
- Tesch-Römer, C.*: Identitätsprojekte und Identitätstransformationen im mittleren Erwachsenenalter (Materialien der Bildungsforschung, Max-Planck-Institut), Berlin 1990.

- Thole, W.:* Familie, Szene, Jugendhaus, Opladen 1991.
- Thurnher, R.:* Lebenswelt und gelebter Raum. In: Mayer, J. (Hrsg.): Die aufgeräumte Welt; S. 243 - 262, Loccum 1992.
- Tillmann, K.-J.:* Sozialisationstheorien, Reinbek 1996.
- Tippelt, R./Becker, U.:* Jugendforschung in der Bundesrepublik. Ein Bericht des SINUS-Instituts im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Opladen 1984.
- Tiu, D.:* Kein schöner Land in dieser Zeit? In: Literaturbüro NRW-Süd/West-Ost-Kulturwerk e.V. (Hrsg.): Heimatworte; S. 9, Unkel/Bad Honnef 1995.
- Tognoli, J.:* Residential Environments. In: Stokols, D./Altman, J. (Hrsg.): Handbook of Environmental Psychologie; S. 655 - 690, New York 1987.
- Tolman, E.C.:* Cognitive maps in rats and men. In: Psychological Review 55; S. 189 - 208, (1948).
- Tönnis, F.:* Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1887.
- Tractatenblad van het Koninkrijk der Nederlanden,* Nr. 79/1976.
- Treumann, K.:* Zum Verhältnis qualitativer und quantitativer Forschung. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Interdisziplinäre Jugendforschung; S. 193 - 214, Weinheim 1986.
- Trommer, G.:* Natur im Kopf, Weinheim 1990.
- Tunnell, G.B.:* Three dimensions of naturalness: An expand definition of field research. In: Psychological Bulletin 3; S. 426 - 437, (1977).
- Uexküll von, J./Kriszat, G.:* Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen, Frankfurt 1970.
- Uexküll von, J.:* Umwelt und Innenwelt der Tiere, Berlin 1921.
- Ulrich, B.:* Deutsch, aber glücklich, Berlin 1997.
- Ulrich, H.:* Geschlossene Umsiedlung sozialverträglich? - aus der Sicht eines Planers. In: Sevenich, R./Brendel, P./Gellrich, B. (Hrsg.): Sozial Verträglich? Garzweiler II (Teil 2); S. 145 - 165, Aachen 1996.
- Ülsmann, L.:* Wohnwertkriterien von Wohnung und Wohnumfeld. In: Deutsche Bauzeitschrift 28; S. 763 - 771, (1980).
- Vaassen, B.:* Die narrative Gestalt(ung) der Wirklichkeit, Braunschweig/Wiesbaden 1996.
- Van der Linden, M.:* Heimatliebe, Patriotismus, Internationalismus. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 201 - 207, Opladen 1995.
- Van der Loo, H./van Reijen, W.:* Modernisierung, München 1997.
- Van der Ryn, S./Silverstein, M.:* The Room, a student's personal environment. In: Gutman, R. (Hrsg.): People und buildings; S. 370- 383, New York 1972.
- Van der Steen, S.:* Das Fiasko großer Annexionspläne. Eine Untersuchung der mißlungenen niederländischen Wünsche zur Annexion deutschen

- Territoriums, speziell des Selfkantgebietes, Doktorarbeit Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Katholische Universität Nijmegen 1992, Übersetzung herausgegeben von der Gemeinde Selfkant 1995.
- Van Vliet, W.:* Exploring the fourth environment. In: *Environment and Behavior* 15; S. 567 - 588, (1983).
- Vaskovics, L.A./Buba, H.P./Eggen, B./Junge, M.:* Familienabhängigkeit junger Erwachsener und ihre Folgen, (Kurzfassung), Bamberg 1990.
- Vaskovics, L.A.:* Sozialökologische Einflußfaktoren familialer Sozialisation. In: Vaskovics, L.A. (Hrsg.): *Umweltbedingungen familialer Sozialisation*; S. 1 - 15, Stuttgart 1982.
- Vaskovics, L.A.:* Veränderungen der Wohn- und Umweltbedingungen in ihren Auswirkungen auf Sozialisationsleistungen auf die Familie. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*; S. 36 - 60, Stuttgart 1988.
- Vaskovics, L.A.:* Familienabhängigkeit junger Erwachsener und Familienzyklus. In: Bertram, H. et al. (Hrsg.): *Blickpunkt Jugend und Familie*; S. 373 - 390, München 1989.
- Vaskovics, L.A./Watzinger, D.:* Wohnumweltbedingungen der Sozialisation bei Unterschichtfamilien. In: Vaskovics, L.A.: *Umweltbedingungen familialer Sozialisation*; S. 272 - 290, Stuttgart 1982.
- Vater, H.:* Textuelle Funktionen von Tempora. In: Harras, G./ Bierwisch, M. (Hrsg.): *Wenn die Semantik arbeitet*; S. 237 - 255, Tübingen 1996.
- Vester, F.:* *Crashtest Mobilität*, München 1996.
- Veyne, P.:* *Geschichtsschreibung - Und was sie nicht ist*, Frankfurt 1990.
- Virilio, P.:* *Fahren, fahren, fahren ...*, Berlin 1978.
- Virilio, P.:* *Der negative Horizont*, München/Wien 1989.
- Virilio, P.:* *Rasender Stillstand*, Wien 1992
- Virilio, P.:* Augen zu, aufgepaßt! In: *Psychologie Heute* 5; S. 54 - 57, (1993).
- Virilio, P.:* Verhaltensdesign: Vom Übermenschen zum überreizten Menschen - die technologische Ausrüstung des Körpers. In: Langenmaier, A.-V. (Hrsg.): *Das Verschwinden der Dinge*; S. 73 - 95, München 1993a.
- Vogt, J.:* *Raumstruktur und Raumplanung*, Stuttgart/Dresden 1994.
- Vonderath, G.:* Geschichtenhermeneutik. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*; S. 165 - 190, Opladen 1997.
- Voss, D.:* Die Rückseite der Flanerie. In: Scherpe, K.R. (Hrsg.): *Die Unwirklichkeit der Städte*; S. 37 - 60, Reinbek 1988.
- Wachs, T.D./Gruen, G.E.:* *Early experience and human development*, New York 1982.
- Wagner, P.:* *Soziologie der Moderne*, Frankfurt 1995.
- Wahl, K./Gravenhorst, L./Honig, S.M.:* *Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung*, Frankfurt 1982.
- Wahl, K.:* *Die Modernisierungsfalle*, Frankfurt 1989.

- Walden, R.*: Wohnung und Wohnumgebung. In: Keul, A.G.: Wohlbefinden in der Stadt; S. 69 - 99, Weinheim 1995.
- Waldenfels, B.*: Topographie des Fremden, Frankfurt 1997.
- Wall, H.*: 75 Jahre Geilenkirchener Kreisbahn 1900 - 1975. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 1976; S. 91 - 99, Heinsberg 1976.
- Walter, H.*: Region und Sozialisation, (Bd. 1), Stuttgart 1981.
- Walter, P.*: 'Mut' zur Heimat? - Strukturmomente konservativer und rechtsradikaler Heimatvorstellungen. In: Belschner, W./Grubitzsch, S./Leszczynski, C./Müller-Dooch, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 193 - 200, Opladen 1995.
- Ward, L.M./Russel, J.A.*: The psychological representation of molar physical environments. In: Journal of Experimental Psychologie: General 110; S. 121 - 152, (1981).
- Watkins, S.C. et al.*: Demographic foundations of family change. In: American Sociological Review 52; S. 346 - 358, (1987).
- Weber, M.*: Methodologische Schriften, Frankfurt 1966.
- Weichhart, P.*: Raumbezogene Identität, Stuttgart 1990.
- Weichhart, P.*: Vom 'Räumen' in der Geographie und anderen Disziplinen. In: Mayer, J. (Hrsg.): Die aufgeräumte Welt; S. 225 - 242, Loccum 1992.
- Weinberger, S.*: Klientenzentrierte Gesprächsführung, Weinheim/Basel 1980.
- Weizsäcker, C.*: Aufbau der Physik, München/Wien 1986.
- Wellmer, A.*: Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne, Frankfurt 1985.
- Welsch, W.*: Unsere postmoderne Moderne, Weinheim 1987.
- Welsch, W.*: Künstliche Paradise? Betrachtungen zur Welt der elektronischen Medien und zu anderen Welten. In: Baacke, D./Röll, F.J. (Hrsg.): Weltbilder - Wahrnehmung - Wirklichkeit; S. 71 - 95, Opladen 1995.
- Wensierski von, H.-J.*: Abschied von der DDR - Zur Biographiesierung eines gesellschaftlichen Transformationsprozesses. In: Krüger H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung; S. 218 - 238, Opladen 1996.
- Wentz, M.*: Stadt-Räume, Frankfurt/New York 1991.
- Weymann, A.*: Ergebnisse und Schlußbemerkungen. In: Weymann, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume; S. 210 - 213, Stuttgart 1989.
- Weymann, A.*: Handlungsspielräume im Lebenslauf. In: Weymann, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume; S. 1 - 39, Stuttgart 1989a.
- Whitbourne, S.K.*: The Me I Know: A Study of Adult Identity, New York 1986.
- Wiebusch, R.*: Kinder in der Stadt - Stadtkindheit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege; S. 99 - 102, (1990).
- Wiedemann, P.M.*: Erzählte Wirklichkeit, Weinheim 1986.
- Wieser, H./Münster, A.*: Gespräche mit Ernst Bloch, Frankfurt 1975.

- Willis, P.*: Jugend-Stile, Hamburg 1991.
- Wilson, T.P.*: Qualitative 'oder' quantitative Methoden in der Sozialforschung. In KZfSS 34, S. 487 - 508, (1982).
- Wingen, M.*: Wohnbedingungen von Kindern. In: Lüscher, K. (Hrsg.): Sozialpolitik für das Kind; S. 49 - 68, Stuttgart 1979.
- Winn, M.*: Die Droge im Wohnzimmer, Reinbek 1979.
- Winner, L.*: „Who will be in Cyberspace?“ In: The Information Society 12; S. 63 - 72, (1996).
- Winnicott, D.W.*: Objektverwendung und Identifizierung. In: Winnicott, D. W. (Hrsg.): Vom Spiel zur Kreativität; S. 101ff., Stuttgart 1973.
- Winter, G.*: Heimat in ökopsychologischer Sicht. In: Belschner, W./ Grubitzsch, S./ Leszczynski, C./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat?; S. 87 - 94, Opladen 1995.
- Wirdeier, E./Nitschmann J.* (Hrsg.): Garzweiler, Köln 1995.
- Wirdeier, E.*: Landschaft unter Schaufelbaggern. In: Wirdeier, E./ Nitschmann J. (Hrsg.) Garzweiler; S. 69 - 195, Köln 1995.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit*: Familie und Wohnen, Stuttgart 1975.
- Wissinger, J.*: Der Jugendliche - ein 'produktiver Realitätsverarbeiter'? In: Helsper, W. (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne; S. 95 - 112, Opladen 1991.
- Wittpoth, J.*: Die Dinge, das Selbst und der andere - Probleme der Kultivation bei Georg Simmel. In: Fuhrer, U./Josephs, I.E. (Hrsg.): Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, S. 60 - 82, Göttingen 1999.
- Wohlwill, J.F.*: Stimuluszentrierter Ansatz. In: Kruse, L./ Graumann, C.-F./ Lantermann, E.-D. (Hrsg.): Ökologische Psychologie; S. 131 - 137, Weinheim 1996.
- Wurzbacher, G./Cyprian, G.*: Sozialisationsmängel der Kleinfamilie unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1973.
- Youniss, J.*: Social construction of adolescence by adolescence and parents. In: Grotevant, H.D./Cooper, C.R. (Hrsg.): Adolescent development in the family; S. 93 - 103, San Francisco 1983.
- Zacharias, W.*: Gelebter Raum. Beiträge zu einer 'Ökologie der Erfahrung', München 1989.
- Zapf, K.*: Kinder in alten Stadtquartieren und in neuen Siedlungen. In: Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.): Schriftenreihe 'Städtebauliche Forschung' (I). Kinderfreundliche Umwelt (II). Kinderspiel im Straßenraum; S. 13 - 18, Bonn 1980.
- Zeiber, H.*: Die vielen Räume der Kinder. In: Preuss-Lausitz, U. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder; S. 176 - 195, Weinheim/Basel 1983.

- Zempelin*: Ansprache zum 75jährigen Jubiläum des Glanzstoffwerkes Oberbruch, Heinsberg 1974.
- Zentrum für Türkeistudien* (Hrsg.): Migration und Emanzipation, Opladen 1995.
- Ziegler, R./Schladt, D.*: Auszug aus dem Elternhaus und Hausstandsgründung. In: Diekmann, A./Weick, S. (Hrsg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß; S. 66 - 85, Berlin 1993.
- Ziehe, T./Stubenrauch, H.*: Plädoyer für ein ungewöhnliches Lernen, Reinbek 1983.
- Ziehe, T.*: Lebensgeschichte und politisches Bewußtsein. In: Maurer, F. (Hrsg.): Lebensgeschichte und Identität, Frankfurt 1981.
- Ziehe, T.*: Neue kulturelle Suchbewegungen. Nach dem Hedonismus. In: SOWI 16; S. 247 - 254, (1987).
- Zilsel, E.*: Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft, Frankfurt 1976.
- Zimmermann, H.*: Das Naturbild des Menschen, München 1982.
- Zinn, H.*: Der Einfluß der Wohnumwelt auf die Sozialisation von Kindern. In: Kindheit 1; S. 293 - 310; (1979).
- Zinnecker, J./Strzoda, C./Georg, W.*: Familiengründer, Postadoleszente und Nesthocker. In: Buba, H.P./Schneider, N.F. (Hrsg.): Familie; S. 289 - 306, Opladen 1996.
- Zinnecker, J.*: Porträt der jungen Generation. In: Jugendwerk der Deutschen Shell, Opladen 1982.
- Zinnecker, J.*: Adolescents, post-adolescents or young adults? Social chance and changing concepts in the transition to adulthood, (Typoskript) Jerusalem 1994.
- Zitscher, W.*: Heimat - inhaltsanalytische Reflexion. In: Riedel, W. (Hrsg.): Heimatbewußtsein; S. 35 - 52, Husum 1981.
- Zlonicky, P. et al.*: Gutachten zur Beurteilung der Sozialverträglichkeit von Umsiedlungen im Rheinischen Braunkohlerevier, Dortmund 1990.
- Zoll, R. et al.*: 'Nicht so wie unsere Eltern!' Ein neues kulturelles Modell?, Opladen 1989.
- Zum Felde, W./Alisch, M.*: Der Raum als vernachlässigte Dimension in der Diskussion um soziale Ungleichheit. In: Hradil, S.: Zwischen Bewußtsein und Sein, S. 173 - 194, Opladen 1992.
- Zum Felde, W.*: Erzwungene Nachbarschaft. Zu den Voraussetzungen und Folgen der räumlichen Nähe divergierender Soziallagen und konfligierender Lebensstile, (unveröff. Dissertation) Oldenburg 1993.
- Zweckverband Naturpark Schwalm-Nette* (Hrsg.): Naturlehrpfadfürer, Viersen 1994.